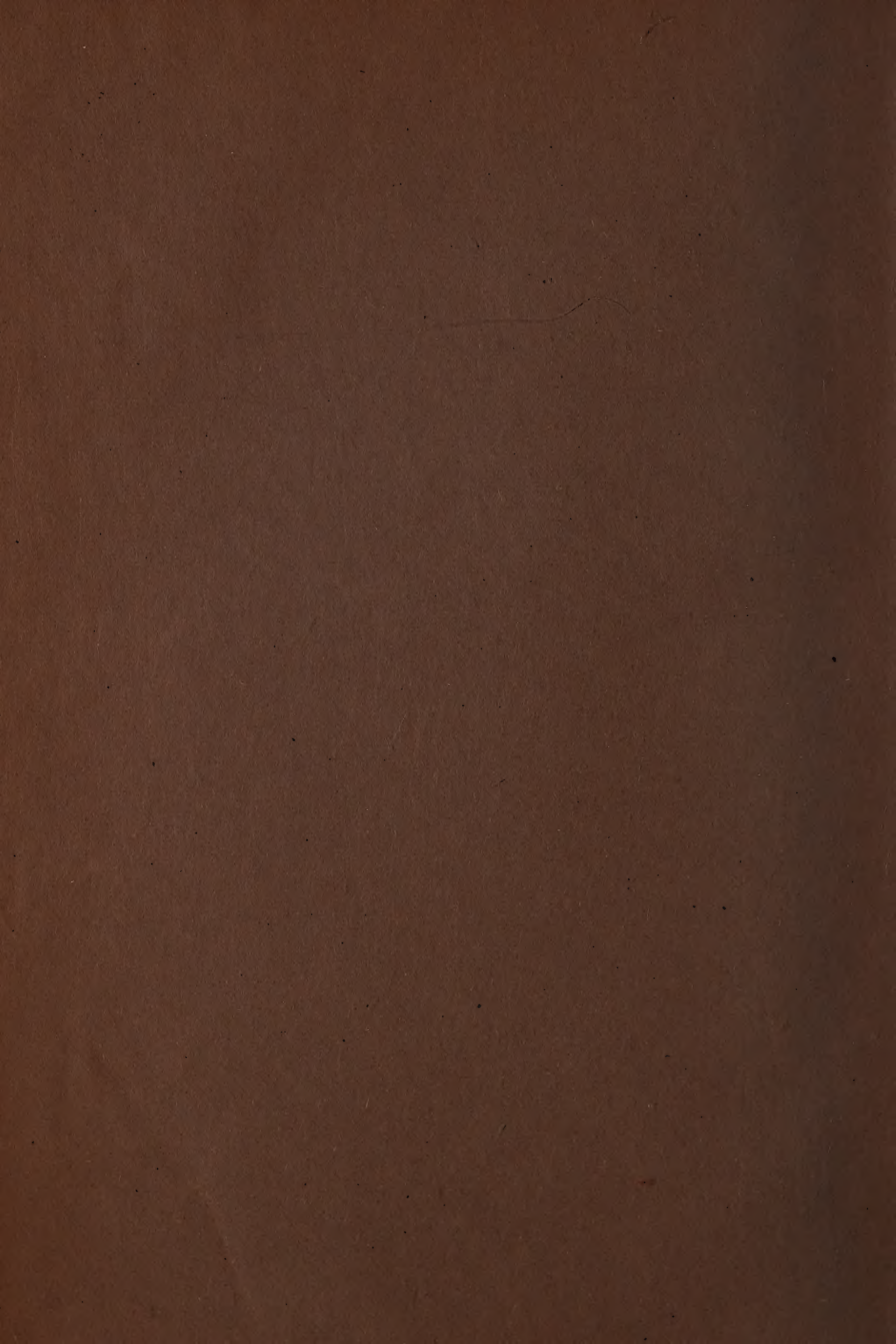








Deutsche Rundschau.

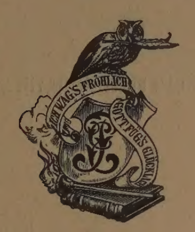
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CVII.

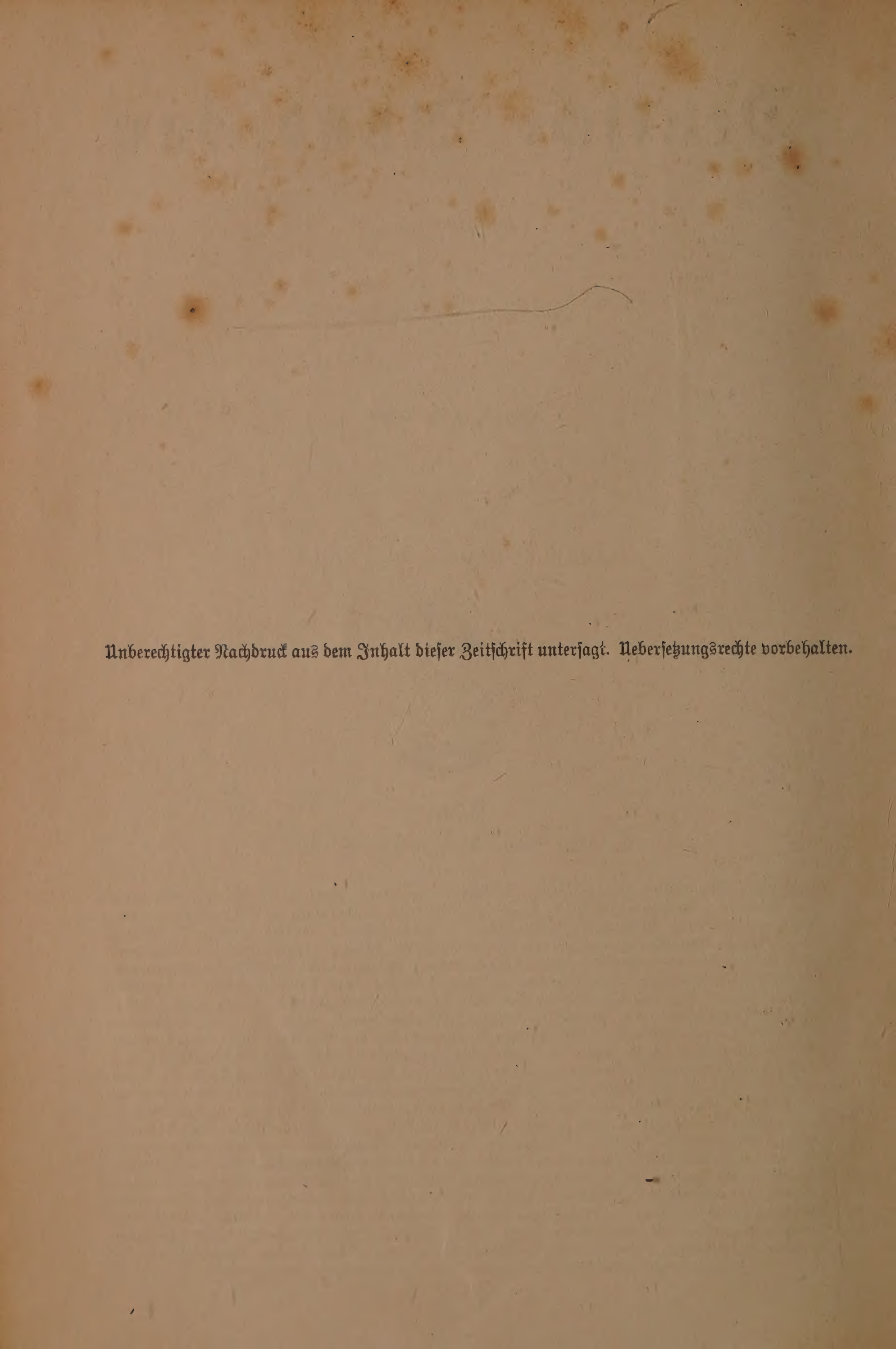
(April — Mai — Juni 1901.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Niederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.



Inhalts-Verzeichniß
zum
Hundertundsiebenten Bande (April — Juni 1901).

(Fortsetzung umstehend.)

Zenobia.

Erzählung
von
Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

In dem ehemals kurfürstlichen, jetzt königlichen Lustschloß Monrepos, in einem mit der kalten und öden Pracht des Empire ausgestatteten Saale befindet sich eine Stickerei aus bunter Seide, die den Besuchern als Curiosität gezeigt wird. Sie ist in einen kunstreichen bronzenen Kaminschirm eingesetzt und stellt nichts Geringeres dar als den Sieger von Austerlitz in seiner weltgeschichtlichen Pose. In der bekannten grünen Uniform mit goldenem Stern, die Arme gekreuzt, steht er in halber Lebensgröße auf dem blauen, mit goldenen Bienen besäten Seidengrund, sein Haupt von einer Gloriole aus Goldfäden, der traditionellen „Sonne von Austerlitz", bestrahlt; zu seinen Füßen ein Bündel Trophäen, auf denen ein Adler thront. Die ans Unsichtbare streifende Feinheit der tausend und tausend Stiche und die in diesem Material fast unbegreifliche Kunst der Farbentönung geben die Illusion eines Gemäldes, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die Geschicklichkeit oder über den Ungeschmack verwundern muß, der an Stelle bloßer ornamentaler Wirkung eine möglichste Lebensähnlichkeit angestrebt hat. Die Farben der Stickerei sind jetzt eben so verschossen wie der seidene Grund; nur die Augen des Imperators haben den ersten Glanz behalten und starren unheimlich aus dem vergilbten Gesicht hervor, weil ihnen geschliffene Stahlperlen als Pupillen eingesetzt sind. Grell und beängstigend ist der Blick aus diesen Perlenaugen, wie aus den Augen jenes tödlichen indischen Götzen, der, im Triumph einher fahrend, freiwillige Menschenopfer vor die Räder seines Wagens zwang. — Oder erschien es so nur mir, weil ich die Geschichte kannte, die sich an dieses seltsame Kunstwerk knüpft?

Das Gedächtniß seiner Urheberin reichte durch mündliche Ueberlieferung bis in meine Kinderjahre herauf. Es wurde mir sogar einmal in einer Silhouettensammlung das mit dem Storchschnabel aufgenommene Profil der Stickerin gezeigt, das von der außerordentlichen Schönheit dieses Kopfes, an die sich die ganz alten Leute noch wohl erinnerten, immerhin eine Ahnung gab.

Aber dieser herrliche Kopf hatte sich wie das Fragment einer Antike in die Welt verirrt; es fehlte der schlanke, hohe Hals, auf dem er thronen sollte, und der königliche Leib, der zu einem solchen Gesicht gehört. Nicht minder fehlte ihm der Cultus, den sonst die Schönheit fordert; denn seine Trägerin war eine arme Bucklige, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernährte.

Ihr Vater war Lehrer an der Lateinschule gewesen, ein ernster, schöner Mann, der aus einer vor Zeiten eingewanderten französischen Hugenottenfamilie stammte. Von ihm hatte sie die vornehme Profillinie, die tiefschwarzen Haare, den matten Teint und die merkwürdigen Augen mit den breiten, langbefranzten Lidern geerbt, dunkle, unergründliche Augen voll Schwermuth und Leidenschaft, wie sie sonst nur im Süden heimisch sind. Von ihm hatte sie auch den hochfliegenden Sinn, den er unter Anderem dadurch äußerte, daß er ihr den Namen Zenobia gab. „Denn," sagte er dem erstaunten Pfarrer, „ein schöner Name ist die einzige Mitgift, die ich meiner Tochter geben kann." — Der Pfarrer ließ sich nach einigem Widerstand bereden, weil die Familie ohnehin etwas Ausländisches an sich hatte, dem man gewisse Schrullen nachsah, aber die guten Bekannten des Schullehrers stellten sich fast auf die Köpfe. — „Zenobia!" hieß es, „das ist ja der Name einer heidnischen Königin oder Kaiserin." Worauf der Vater gelassen antwortete: „Der Name einer Königin und Kaiserin soll mir nicht zu gut sein für meine Tochter."

Mit diesem hochtrabenden Namen hatte er den ersten Grund zu ihrem Verhängniß gelegt. Sie nahm ihn für ein Zeichen, daß sie etwas Besseres sei als ihre Umgebung, und hielt sich schon als Kind von anderen Kindern fern. Ohnehin wurde sie wegen ihrer schwarzen Haare und Augen wie ein fremder Wundervogel angestaunt. Dann hatte ein tückischer Dämon ihren Wuchs gehemmt und ihre Schultern hinauf gezogen, und im Verein mit einer solchen Gestalt schien ein solcher Name die Bosheit geradezu heraus zu fordern. Sie aber trug ihn stolz wie eine Königskrone, in die ein Dornenkranz verflochten ist.

Der Vater hatte ihr einige Kenntnisse in der Geschichte und Literatur beigebracht, und es war sein größtes Vergnügen, wenn sie Abends zusammen bei der Oellampe saßen, aus den gespreizten Voltaire'schen Tragödien, die den Hauptbestandtheil seiner Bibliothek bildeten, vorzulesen. Er that es mit falschem Pathos und ebenso falscher Aussprache, denn er kannte das Französische, das er als seine eigentliche Muttersprache betrachtete, fast nur aus Büchern. Die Tochter lernte es wiederum von ihm, und die Beiden unterhielten sich zusammen stets in ihrem selbstgebrauten Französisch, durch das sie sich von ihrer beschränkten, Dialekt sprechenden Umgebung absonderten und wie in einen Zauberkreis einschlossen.

Der Alte war heimlicher Voltairianer und schwärmte für die französische Republik und ihre Helden. Immer hoffte er darauf, daß eine der französischen Armeen, die während der Revolutionskriege den Rhein überschritten, die Standarte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf dem Boden seiner Heimath aufpflanzen würde. Aber er durfte unter dem despotischen

Regiment, das auf dem Lande lag, diese Gesinnungen gegen Niemanden als gegen seine Tochter laut werden lassen, weil sie ihm sonst seine Stelle gekostet hätten. Die Tochter hatte zwar für seine politischen Ideale keinen Sinn, aber sie theilte seine Heldenbegeisterung und die Verachtung des sie umgebenden Spießbürgerthums. Aus seinen Gesprächen und aus ihrer gemeinsamen Lectüre hatte sie sich eine Welt erschaffen, die ganz von heroischen Leidenschaften durchbraust war. In dem Vater, der jeden Morgen, sein Stöckchen in der Hand, zur Schule wanderte, sah sie trotz seiner republikanischen Gesinnungen eine Art verbannten Monarchen, der eines Tages in vollem Glanze in sein Königreich zurückkehren werde. Als er durch eine Typhusepidemie ihr ganz rasch entrissen wurde, beweinte sie ihn heiß, aber ihre großen Gedanken gingen nicht mit ihm zu Grabe. Sie wollte kein fremdes Brot essen, sondern setzte es durch, ganz allein in der verödeten Wohnung zurück zu bleiben und sich durch feine Näh- und Stickarbeiten, in denen sie weit und breit ihres Gleichen suchte, ihren Unterhalt zu erwerben. Ihr Ruf drang bis in die nahe kurfürstliche Sommerresidenz und trug ihr sogar Bestellungen vom Hofe ein, denn die höchsten Herrschaften ließen gern so viel wie möglich im Lande arbeiten, und ihre Umgebung ahmte ihnen darin nach.

Aber nur ihre Finger gaben sich mit solcher Frohnarbeit ab, ihr Geist verkehrte während dessen mit den großen Gestalten vergangener Zeiten. Könige und Helden beherrschten ihre Gedanken, und all' die zärtliche Grausamkeit der tragischen Poesie bedrängte ihr junges Herz. Sie fühlte auch sich zu einem solchen Schicksal geboren, sie forderte es vom Himmel als ihr Recht. In der Enge ihres kleinbürgerlichen Daseins hatte sie kein Mittel, sich seiner würdig zu machen, als indem sie sich von jeder gemeinen Berührung rein erhielt. Sie ließ gerne durchfühlen, daß ihre Familie ursprünglich von Adel gewesen sei, wofür ihr jedoch außer ihrer inneren Ueberzeugung jeder Anhalt fehlte. Nie kam ein triviales Wort in ihren Mund. Schweigend nahm sie die Aufträge in Empfang, schweigend lieferte sie die Arbeit ab, empfing Geld und Lobsprüche höflich, aber ohne ein Wort der Erwiderung und verabschiedete sich von den Kunden mit dem Anstand einer Prinzessin.

Sie wußte, daß sie schön war; denn einmal, noch zu Lebzeiten ihres Vaters, war ein fremder Maler in die Stadt gekommen, hatte sie am Fenster gesehen und ihren Kopf als Modell für ein großes Historienbild verlangt. Hartnäckig hatte sie's verweigert, obgleich der Fremde immer wieder kam, und vergeblich hatte ihr der Vater selber zugeredet. Aber seit der Zeit stand es in ihr fest, was sie vorher nur dunkel geahnt hatte: daß sie eine Schönheit war, und eine Schönheit, die würdig erachtet wurde, ein gekröntes Haupt aus der Geschichte vorzustellen. In der ganzen Realität ihres Daseins war dieser Kopf das Einzige, was den Forderungen ihrer Seele entsprach. Aber wo war der Leib, der seiner würdig war, geblieben? Hatte ihn der Zufall in den Besitz einer Anderen gebracht? Wandelte er in knisternder Seide drüben in den Lustgärten der Residenz unter den fürstlichen Gästen? Weil sie sich schämte, ohne ihn gesehen zu werden, ging sie so wenig wie möglich unter die Leute; die Arbeit mußte ihr ins Haus gebracht und ebenso bei ihr

abgeholt werden. Die grünen Wiesen und die Baumblüthe genoß sie Jahre lang nur vom Fenster aus. Dagegen stellte sie sich gern auf ihren hölzernen Auftritt, der ihr die mangelnde Höhe ersetzte, und blickte über die Blumentöpfe nach der Straße hinaus. Freilich gähnte ihr da Jahr aus Jahr ein dasselbe schläfrige Bild entgegen: eine krumme Gasse mit holprigem Pflaster, in dem die Regenpfützen stehen blieben, der Grobschmied im Schurzfell, der nebenan seine Werkstatt hatte, die Mägde, die ihre hölzernen Eimer zum Brunnen trugen, und die zerschlampten Nachbarinnen, die unter der Hausthür schwatzten. Und doch konnte sie es nicht lassen, am Fenster zu stehen und auf etwas Außerordentliches zu warten. — Einmal zog ein in den Ferien befindlicher Seminaristenschwarm durch die Straße. Die jungen Leute mußten irgend wie von Zenobia gehört haben, denn Einer rief: „Das ist die Königin von Palmyra!“ Und die Anderen schwenkten die Mützen und stimmten ein: „Es lebe die Königin von Palmyra!“ worauf Zenobia, die oben am Fenster stand, sich ernsthaft dankend verneigte.

Hatte sie sich wie eine unerkannte dienende Prinzessin durch die Woche hindurch gearbeitet, so warf sie am Sonntag die Verkleidung ab und lebte ihrer angeborenen Hoheit. Sie ließ alsdann keine Kundschaft vor sich und blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen, wo sie den ausschweifendsten Phantasien fröhnte. Vor einem kleinen, halb blinden Spiegel flocht sie ihre langen, wunderbaren Haare auf und wand sie zu einem mit Bändern umschlungenen reichen griechischen Knoten auf dem Hinterkopf empor. In einer messingbeschlagenen Lade barg sie eine ganze Garderobe von theils geschenkten, theils aus dritter Hand erstandenen seltsamen Prunkstücken, abgelegten Fähnchen aus Brocat und Seide, die einer Theaterprinzessin würdig gewesen wären. Mit diesen behängt, ging sie im Zimmer auf und nieder, daß die Falten um sie rauschten, declamirte und sprach zu sich selber. Sie bediente sich dabei gerne der französischen Sprache, die ihr für den Ausdruck erhabener Gefühle geeigneter dünkte, besonders wenn sie eine Person aus den Voltaire'schen Tragödien vorstellte. Ueber der Straße drüben lag dann meist der dicke Kronenwirth am Fenster, mit der Zipfelmütze auf dem Kopf und der Pfeife im Mund, und lachte sich den Buckel voll über die „scheckige Französin“, die wieder einmal ganz allein auf ihrem Zimmer „krakehlte“. Weltvergessen stand sie mitten in ihrem Stübchen, bewegte die Arme, neigte sich, beugte sich, lächelte in die Luft. Zuweilen warf sie auch einen Blick begeisterter Andacht in ihren Spiegel, der ihr das Schönste zeigte, was ihr leibliches Auge je gesehen hatte. In die hohen Schatten, die sie besuchten, ging ihre eigene Seele über. Sie wurde zur Kleopatra und fuhr im Gewande der Liebesgöttin, von Grazien und Nereiden begleitet, beim Schall der Cymbeln und Flöten den Cydnus hinauf, einem Welteroberer in die Arme. Sie ergab sich als Roxane dem glühenden Werben Alexander's und trank als Sophonisbe den Giftbecher. Nur von der Herrscherin von Palmyra, die ihr die Krone des Orients und die Ketten des römischen Triumphators brachte, wandte Zenobia sich hinweg; denn daß sie nicht als Kaiserin geendet hatte, das konnte die arme Bucklige ihrer berühmten Namensschwester nicht vergeben.

In diesen Stunden wurde ihr der schreiende Irrthum des Schicksals, der ihre Seele in ein niedriges Dasein verbannt hatte, vergütet. Sie besaß die Paläste und Gärten der Semiramis, gebot über Tausende von Sklaven, sah Könige um ihre Liebe kämpfen und hielt nur einen Weltbezwinger ihrer werth. Süß, aber wild zugleich und grausam waren ihre Träume, Blut mußte darin fließen, und von der Höhe ihres Glücks stürzte sie sich in jubelnde Selbstvernichtung, um strahlend in den Kreis der Unsterblichen einzugehen. — Freilich konnte es dann vorkommen, daß mitten in ihrer tragischen Erhebung ein grober Finger an ihre Thüre pochte, und eine Stimme im breitesten Dialekt hinein rief: „Sie, Jungfer Zenobia, mach' Sie doch auf — ich soll die neuen Hemden für die Frau Revierförsterin abholen." Oder: „Der Herr Amtmann läßt fragen, ob seine gestickte Weste noch nicht fertig sei."

Wenn solches geschah, so machte Zenobia eine Gebärde gegen die Thür, als ob sie einen Blitz zu schleudern hätte, und hieß den Störer mit bösen Worten sich entfernen. Aber die herrlichen Gesichte waren zerronnen, und sie lag wie eine aus Wolkenhöhe Abgestürzte zerschmettert, vernichtet. Der nächste Morgen jedoch sah sie unfehlbar wieder im schlechten Kittel über ihre Arbeit gebückt, wie sie geduldig Faden um Faden zog und ihre unsichtbar feinen Stiche an einander reihte.

Das sonderbare Treiben der armen Person, ihre Putzsucht und ihr gewähltes Reden waren weit und breit bekannt; man nannte sie nur „die bucklige Königin". Biedere Bürgerseelen, die das einsame, junge Wesen erbarmte, nahmen wohl auch ab und zu einen Anlauf, ihr den Kopf zurecht zu setzen, aber Zenobia verstand es, jeder Einmischung gegenüber eine Miene anzunehmen, die Niemanden zu nahe an sie heran ließ.

Ein Einziger sah sie so, wie sie sich selbst erschien, das war der blasse, brustkranke Schreiber Wentzel, der unter ihr im ersten Stockwerk wohnte. Auch er war eine hochfliegende Seele im dürftigen Gehäuse; während Zenobia von Königen und Helden träumte, standen i h m die Gedanken nicht niedriger, denn er träumte von ihr.

Was sie sein wollte, und was ein widriges Geschick ihr zu sein verwehrte, in seinen Augen war sie es ganz. Wenn er ihr im Flur des Hauses begegnete, so blieb er wie beim Vorüberschreiten eines gekrönten Hauptes in harrender Ehrerbietung stehen, ob sie ihn vielleicht anrede, und wenn sie sagte: „Herr Wentzel, ich möchte Sie bitten, mir etwas zu besorgen —" so verbeugte er sich wie ein Minister, der einen Cabinetsbefehl erhalten hat.

Er liebte sie seit Jahren, seit ihm in ihren Augen zum ersten Mal ein Strahl von jener höheren Welt, nach der auch er sich sehnte, aufgegangen war. Als bescheidener, aufmerksamer Hausgenosse hatte er sich dem Vater Zenobia's nützlich zu machen gewußt und durch seine treue Ergebenheit sich allmählich in ein freundschaftliches Verhältniß zu den beiden sonderbaren Menschen hinein gedient. Als der Alte auf den Tod darniederlag, mußte Wentzel ihm in einem lichten Augenblick versprechen, seine Tochter niemals zu verlassen, und treulich hielt er dieses Gelübde, dessen es gar nicht bedurft hätte, denn Wentzel that nur, was sein eigenes Herz ihm vorschrieb. Er wurde Zenobia's Helfer und

Berather, er vermittelte den Verkehr zwischen ihr und der Außenwelt, indem er ihr Bestellungen überbrachte, die Zahlung säumiger Kunden für sie eintrieb und sie vor allen Berührungen, die sie verletzen konnten, bewahrte. Seine glücklichsten Stunden waren die, wo er ihr die Zinsen ihres kleinen Vermögens bringen konnte, das er nach ihres Vaters Tode bei einem Grossisten in Colonialwaaren, der in der Hauptstadt wohnte und sein entfernter Verwandter war, angelegt hatte. Es war ihm ein inniger Genuß, daß sie sich mit dem Gelde jene Putzstücke anschaffen konnte, die ihrem Prunksinn ein Bedürfniß waren, und er hielt darauf, ihr die Summe stets in blanken, neuen Guldenstücken zu überreichen, denn ihre Finger sollten kein schmutziges, gemeines Metall berühren.

Zenobia nahm es als selbstverständlich an, daß sie diesen einen Diener gefunden hatte an Stelle der Hunderte, auf die sie ein Recht besaß. Sie dankte ihm dadurch, daß sie sich seine Dienste gefallen ließ, und hielt ihn durch ihr Vertrauen hinlänglich belohnt. Wenn sie besonders gnädig gestimmt war, so hob sie ihn auch gelegentlich um eine Stufe höher zu sich heran, indem sie ihn auf Französisch anredete. Aber sein stilles Werben verstand sie nicht und würde es für eine ungeheuerliche Anmaßung gehalten haben. Des Abends gönnte sie ihm zuweilen auf dem Treppenabsatz die Ehre eines Plauderstündchens. Dann redeten sie zusammen von Cäsar und Antonius, oder Zenobia ließ sich durch Wentzel über die gewaltigen Weltereignisse berichten, die damals Europa erschütterten, von denen aber die Kunde nur verspätet und legendenhaft aus der Residenz herüber drang. Ein junger General, Sohn der Victorie, war nach märchenhaften Siegen zur höchsten Staffel des Glücks empor gestiegen und hatte sich in Paris als Kaiser krönen lassen. Diesem Manne, in dem die Herrlichkeit antiker Größe wieder auflebte, flog Zenobia's ganze Seele entgegen. Sein Ruhm, seine Thaten, sein unbegreifliches Glück, das Alles, was die Geschichte berichtet, hinter sich ließ, berauschten ihre Einbildungskraft; Worte, die er gesprochen hatte, drangen auf Flügeln bis zu ihr und machten ihr Herz schneller schlagen. Auf der Commode ihres Schlafzimmers stand eine Gipsstatuette Napoleon's, die sie von einem hausirenden Italiener erhandelt hatte und täglich frisch bekränzte. Es konnte vorkommen, daß sie mit erhobenem Kopf und verschränkten Armen, in der Pose der kleinen Statuette, ganz allein mitten im Zimmer unter den wackligen Schränken stand, die ihr in diesem Augenblick als die Pyramiden erschienen, und mit starker Stimme sagte: „Soldats, pensez, que du haut de ces monuments quarante siècles vous regardent.“

Wenn die Nachbarn zufällig am Fenster waren und die Geste sahen, deren Sinn sie nicht verstanden, so krümmten sie sich vor Lachen.

Doch ach, die räumliche Entfernung, die sie von solcher Größe trennte, war nicht geringer als die zeitliche, die zwischen ihr und ihren anderen Helden stand. Der Kaiser der Franzosen war ihr genau so fern, wie Alexander oder die Triumvirn, und oft verzweifelte sie fast, daß es keine Brücke zwischen Traum und Wirklichkeit gab.

Ihre reizbare Stimmung ließ sie gern an ihrem Getreuen aus, indem sie ihm oft hart und höhnisch sagte: „Herr Wentzel, wenn ich ein Mann wäre wie Sie, so wüßte ich mir etwas Besseres, als in der Schreibstube zu sitzen.“

Und mitunter war er nahe daran, die Feder wegzuwerfen, um auf irgend einem der großen europäischen Schlachtfelder den Ruhm zu suchen, für den sie glühte, und entweder nie oder mit dem Marschallsstab zu ihr zurückzukehren. Aber dann fiel ihm Zenobia's Hülflosigkeit ein und das Versprechen, das er ihrem Vater gegeben hatte, und schnell verdampfte seine Thatenlust. Er blieb und beugte sein Haupt unter den Demüthigungen, die sie ihm zufügte.

Unterdessen ging die Weltgeschichte ihren dröhnenden Gang weiter: Throne wankten, und die Grenzen der Länder verschoben sich, Kleine wurden groß, und Große sanken in den Staub, — nur Zenobia saß noch immer und nähte. Ihre ungeduldige Seele sprengte fast das enge Gehäuse. Wann, wann würde es kommen, das Große, Unbeschreibliche, das auf einen Schlag ihr inneres und äußeres Leben in Einklang setzte? Wann, wann würde sie endlich sie selber werden?

Indessen waren die Fäden schon angesponnen, die auch ihr Vaterland und das kleine Städtchen, in dem sie wohnte, mit den großen Weltgeschicken verknüpfen sollten. Napoleon hatte an Oesterreich den Krieg erklärt und setzte mit sieben Colonnen über den Rhein. Unerwartet brachen die Marschälle Ney und Lannes über die Grenzen und überschwemmten das neutrale Land mit ihren Truppen. Ein großer Schrecken lief ihnen voran; man hörte nur noch von Einquartierungen und gewaltthätigen Requisitionen.

Zenobia saß gerade an ihrem Arbeitstisch, als Wentzel mit bleichem, verstörtem Gesicht die Treppe herauf stürmte und, ohne anzuklopfen, zur Thür hinein rief: „Sie kommen!“

Sie stieg eilig auf den Dachboden, wo sie die weite, von einem Flüßchen durchschnittene Hochebene übersah. Ein ungeheurer Anblick bot sich ihr dar! So weit das Auge reichte, war das flache Land von Kriegsvolk wie von wimmelnden Ameisenhaufen bedeckt; Tausende von Flintenläufen blitzten in der Herbstsonne. Die Waldung, die den Blick nach Westen abschloß, schien diese Massen zu gebären. Auf den beiden Heerstraßen, die unweit der Brücke zusammentrafen, wälzten sich Reiterei und Bagagewagen unter Wolken Staubes heran, während das Fußvolk in lauter einzelnen Haufen, scheinbar ohne Ordnung, doch alle einem mächtigen Zuge gehorchend, sich quer durch Wiesen und Felder ergoß. Es war das ganze Corps des Marschalls Ney, das wie eine breite Ueberschwemmungswoge dem unbefestigten Städtchen entgegen fluthete.

Während das Gros der Truppen durchmarschirte, saßen die Väter der Stadt in permanenter Sitzung auf dem Rathhaus beisammen, um für die Nachhut, die Fouragirens halber zurückblieb, Quartier zu schaffen und die Rationen für Pferde und Mannschaft aufzutreiben. Wentzel, der etwas Französisch radebrechte, mußte zwischen seinen Landsleuten und den französischen Quartiermeistern den Dolmetsch machen. Diese plötzlich erlangte Wichtigkeit benutzte er dazu, seine Freundin, ganz gegen ihren Wunsch, von der Ein=

quartierung zu befreien, die keinem Hause in der ganzen Stadt erspart blieb. Er selber mußte jeden Winkel seiner kleinen Junggesellenwohnung den französischen Chasseurs überlassen und verbrachte die Nacht kauernd auf den Treppenstufen, um den Zugang zu Zenobia's Zimmer zu bewachen. Denn auch in der Nacht dauerte die Unruhe fort; Nachzügler kamen noch in später Stunde und wollten gleichfalls verpflegt und untergebracht sein. Sie drangen mit Gewalt in die Häuser ein, bemächtigten sich der Schuppen und Ställe, und es hieß sich ducken und vorüber gehen lassen, denn die Disciplin in der Großen Armee war nicht die beste, und die Herren der Welt, vom goldstrotzenden Officier bis herab zum Gemeinen, ließen fühlen, daß sie es waren. Sie behandelten die Stadt mit ihren alten Häusern, den dürftigen Einrichtungen und den schwerfälligen Bürgern, mit denen sie sich nicht verständigen konnten, wie erobertes Barbarenland. Der Schreiber Wentzel mußte den ganzen Tag rennen, schlichten, vermitteln, und seinen Bemühungen hatte man es zu danken, daß es nicht von Seiten der übermüthigen, ungeduldigen Eindringlinge zu Thätlichkeiten kam. Doch zum Glück traf des andern Tages Marschordre ein, und die tumultuarischen Gäste verschwanden in der Richtung auf die Landeshauptstadt, wie sie gekommen waren.

Die einzige Seele, die beim Einzug der Franzosen gejubelt hatte, war die bucklige Stickerin. Es half dem armen Wentzel nichts, daß er sie der Einquartierung enthoben hatte, sie sah in jedem Franzosen einen Bruder und empfing die Chasseurs, die in des Schreibers Wohnung gelegt wurden, schon unter der Hausthür, um sie mit stockendem Athem nach ihrem Kaiser zu fragen.

Die Franzosen waren, wenn man sich mit ihnen verständigen konnte, artige Leute. Sie betrachteten mitleidig den wunderschönen Kopf auf dem mißgestalteten Körper und freuten sich, in diesem barbarischen Lande französisch angeredet zu werden, wenn man es auch diesem Französisch anhörte, daß es nicht an den Ufern der Seine gewachsen war.

Zwar, die Illusion, daß der Kaiser selber in ihrer Mitte sei, mußten sie der seltsamen Schwärmerin zerstören, aber sie gaben ihr die Gewißheit, daß er jedenfalls nicht ferne war, daß er vielleicht zur Stunde schon die Luft ihres Landes athmete.

Zenobia schloß die ganze Nacht kein Auge. Am frühen Morgen war sie schon wieder auf den Beinen. Sie, die sonst nie das Haus verließ, trieb sich auf den von Soldaten wimmelnden Gassen umher. Zur Verzweiflung Wentzel's, der sie am liebsten in ihr Stübchen eingeschlossen hätte — denn er war voller Angst, daß sie verspottet und insultirt werden könnte —, hielt sie die begegnenden Franzosen auf, stellte sich ihnen als Landsmännin vor und fragte Jeden, ob er Ihn gesehen habe, ob er Ihn kenne. Mit dem Namen Napoleon's auf den Lippen wurde sie überall gut empfangen, ein Jeder behauptete, ihn persönlich zu kennen, bis zum Trainsoldaten hinab wollte Jeder schon mit ihm gesprochen haben, und Jeder hatte Theil an seinem Ruhm.

Unter den im Hause einquartierten Chasseurs war ein Veteran von Lodi und Marengo, der sich mit seinem Feldherrn noch fester verwachsen fühlte

als die Anderen, und der nicht müde wurde, Zenobia's Feuer neuen Brennstoff zuzuführen. Ihm war er der Kamerad der Soldaten, der petit caporal, der ihre Gefahren mit ihnen theilte und aus ihrer Marmite mit ihnen aß. Er ließ die Brücke von Arcole vor ihren Augen aufsteigen, Napoleon mitten im Pulverdampf, die Fahne im Arm; und als er, entzückt von ihrem Enthusiasmus, ausrief: „Oh Mademoiselle, vous seriez digne de le connaître“ — da mußte sie sich am Treppengeländer halten, denn ihr wurde schwindlig vom Uebermaß der Bewegung.

Nach dem Abzug der Franzosen schien es ihr, als sei die Sonne untergegangen und sie aufs Neue verdammt, ihr Leben so hinzudämmern. Um sie zu trösten, brachte ihr Wentzel eines der neu geprägten französischen Goldstücke mit dem Bildniß des Kaisers, die durch die Einquartierung in die Stadt gekommen waren. Zenobia ließ es durchstechen und trug es fortan als Talisman auf der Brust.

Doch die Stille war von kurzer Dauer. Neue Truppenkörper zogen durch; man sah den „beau sabreur“ — den abenteuerlich aufgeputzten Prinzen Murat — sowie den Marschall Lannes in seiner rothen Husarenuniform und andere siegesberühmte Häupter von Angesicht. Immer lauter, immer näher rauschte der Strudel, der Königreiche und Republiken verschlungen hatte, und dem auch Zenobia's kleines Schifflein zutrieb. Und eines Morgens wurde das friedliche Land durch eine ungeheure Nachricht aus dem Schlummer geweckt: der Kaiser der Franzosen war urplötzlich in der kurfürstlichen Sommerresidenz erschienen, hatte den Landesherrn durch die Worte: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“ zur Allianz gezwungen und ihn in den Krieg gegen Oesterreich hinein gerissen. Die Böllerschüsse von der Residenz, die weithin über das flache Gelände rollten, bestätigten dem Volke den aufgezwungenen Bund. Die öffentlichen Gebäude wurden beflaggt, die Schulen geschlossen, und die Leute starrten sich ins Gesicht, ob sie wachten oder träumten. Die Kühnsten murrten, die Mehrzahl stand in stumpfsinnigem Staunen, einige Wenige, die der Geist der Neuerung berührt hatte, gaben Zeichen der Befriedigung von sich.

Zenobia allein befand sich in einem Taumel des Entzückens. Ihr erschien das französische Bündniß wie eine persönliche Erhöhung; die Wände, die sie eingeengt hatten, brachen zusammen, sie fühlte sich von dem Adler mit emporgehoben, der die Geschicke der Welt auf seinen Schwingen trug. Sogleich stellte sie aus ein paar bunten Lappen die französische Tricolore her und behängte damit zum Verdruß der Nachbarn ihr Fenster. Eine Viertelstunde später erschien sie in ihrem schönsten Putze völlig reisefertig vor Wentzel's Thür: „Monsieur Wentzel, voulez-vous me procurer une voiture?“ — „Mademoiselle sera servie,“ antwortete der Schreiber gemessen, aber mit innerlichem Beben.

Er brauchte nicht zu fragen, wohin die Reise ging, denn er hatte diesen Auftrag erwartet. Seit er wußte, daß der Kaiser der Franzosen in der Nähe verweilte, wußte er auch, daß keine Macht der Erde Zenobia abhalten konnte, ihn zu sehen. Er selbst hatte keine Wahl, als ihren Willen zu thun, und mußte sich's zur Ehre anrechnen, wenn er sie begleiten durfte.

Zenobia schnitt schnell noch einige Rosen von ihren Stöcken, duftende, glühend rothe Rosen, wie sie die milde Herbstsonne noch fortfuhr zu spenden. Die wollte sie auf das Grab ihres Vaters legen, damit auch er von dem großen Ereigniß wisse, das alle seine Hoffnungen krönen sollte. Daß die Freiheitsideale des Todten unterdessen von dem großen Schlachtengott auf den Kehricht geworfen waren, das kam für ihre Empfindungen nicht in Betracht.

Da vernahm sie von draußen her ein ungewohntes Rennen, Schreien und Fensteraufreißen, zusammen mit dem Hufschlag vieler Pferde, und die jähe Ahnung, daß das Ungeheure, daß das Schicksal selber nahe, ließ ihr den Herzschlag stocken.

Ein Trupp Reiter in glänzenden Uniformen, gefolgt von einem Schwarm staunender, gaffender Menschen, bog in die krumme Gasse ein. Unter den Vordersten ritt einer der Prinzen des kurfürstlichen Hauses, den die Stickerin von Ansehen kannte. Aber heute hatte sie keinen Blick für ihn, der Andere, der zur Rechten, nahm alle ihre Sinne in Anspruch. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer es sei. Sein Antlitz mit dem blaßgelben Schein hatte die wohlbekannten römischen Imperatorenzüge; er trug den weltgeschichtlichen grauen Mantel und den dreieckigen Hut und saß mehr nachlässig als stolz auf dem edlen Braunen, der mit einer Haltung einher ging, als ob er wüßte, daß er den Herrn der Erde trug.

Zenobia hob sich, so hoch sie konnte, auf den Zehenspitzen und drängte sich zitternd zwischen den hohen Blumentöpfen auf dem Fenstergesimse vor, um die eben gepflückten Blumen hinabzuwerfen. Zu gleicher Zeit begegnete sein Blick dem ihrigen.

Sei es, daß er ihre plötzliche Bewegung bemerkt oder daß schon vorher die französischen Farben an dem Fenster des alten, spitzgiebeligen Hauses seine Aufmerksamkeit erregt hatten, im Augenblick, wo Zenobia den Arm erhob, um die Rosen zu werfen, hatte er sich ein wenig im Sattel gedreht, und ein kalter blauer Blitz schlug aus seinen Augen in die ihrigen. Es war etwas Stählernes darin, wie wenn ein Schwert aus der Scheide fährt. Dann aber ging ein milder Schein, fast wie ein Lächeln, über sein Marmorgesicht; noch eine Secunde blickte er den prachtvollen Mädchenkopf an, der oben zwischen den Blumen zum Vorschein gekommen war, und der ihn an den Frauentypus seiner Heimath erinnern mochte, dann sah er wieder ruhig gerade aus, während der Huf seines Braunen über die Rosen hinging, die von den Pferden der nachfolgenden Adjutanten vollends in den Koth gestampft wurden. Gleich darauf war die ganze Erscheinung wie ein Traum vorbei gezogen, und das Rossegetrappel verhallte in der Ferne.

Zenobia blieb am Fenster zurück, unbeweglich, wie erstarrt und festgewachsen in derselben Stellung. Unten standen Männer und Weiber in aufgeregten Gruppen. „Das war Er — das war der Bonaparte!“ ging es unter den Gaffern von Mund zu Munde. Ein fremder Geist schien mit einem Mal in die Leute gefahren: die Männer perorirten, die Kinder lärmten und schwangen Zeugfetzen, ein zugereister Handwerksgeselle vom Rhein sang ungehindert:

„Aux armes, citoyens!“ Daß sie das Antlitz des gewaltigsten Mannes gesehen hatten, das hob diese Pfahlbürger für eine Stunde über die Armseligkeit ihres Daseins weg und gab ihnen Theil am Leben der Ewigkeit.

Man wußte, daß der Kaiser mit seinen Begleitern die Gegend besichtigte und hoffte, ihn auf demselben Wege zurückkehren zu sehen. Bis zum späten Abend wartete die Menge in den Straßen. Zenobia, an ihr Fensterbrett angeklammert, wartete die ganze Nacht. Aber die Hoffnung war vergeblich. Der Kaiser war auf einem anderen Wege ins Schloß zurückgekehrt und befand sich am Morgen bereits auf der Fahrt nach der österreichischen Grenze. Die Zügel seiner Rosse hielt das Glück und führte ihn geradeswegs dem Tage von Austerlitz entgegen.

Das Städtchen trug schon wieder sein Werktagsgesicht, und das Leben ging seinen alten Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre: der Grobschmied hämmerte, die Kinder liefen mit ihren Ranzen zur Schule, der dicke Kronenwirth rauchte sein Pfeifchen am Fenster, und die Weiber schwatzten unter der Hausthür. Nur Zenobia kehrte nicht in den Alltag zurück.

Sie war feierlich-ruhig und gelassen gegen Jedermann, sie erzürnte sich nicht mehr über die Nachbarn, die ihr ins Fenster sahen, sie gab dem armen Wentzel keine harten Worte mehr, aber tief innen glühte ein fixer Punkt, der alle Kräfte ihrer Seele an sich zog.

Raum und Zeit waren verschwunden. Der Moment, wo Sein Blick sie getroffen hatte, wurde für sie zu einer unvergänglichen, allbeherrschenden Gegenwart. In Ewigkeit stand sie Aug' in Auge mit dem Weltbezwinger. Die dumpfe Straße, die sie bisher gehaßt hatte, das holprige Pflaster, über das der Huf seines Pferdes hingegangen war, bedeuteten fortan den Mittelpunkt der Erde. Sie selbst fühlte sich mit Majestät umgeben und ging wie unter einem Glorienschein umher, denn ihr hatte der Herr der Welt gelächelt — mit jenem Lächeln, dem keiner, der davon bestrahlt wurde, jemals widerstand. Es war also kein Wahn gewesen, daß sie zu ihm gehörte. Ueber Berge und Ströme hatte das Schicksal ihn auf ihren Weg geführt, und sein Blick hatte sie erkannt, hatte sie ausgefunden, mit unfehlbarer Sicherheit sie unter den Hunderten, deren Augen alle auf den Einen gerichtet waren.

Nach der Schlacht von Austerlitz mußte der gute Wentzel ihr gratuliren, als ob es ihr eigener Sieg wäre, und die gleich darauf folgende Erhöhung ihres Landesherrn zum König empfand sie als eine ihr persönlich widerfahrene Huld.

Ihren Nähtisch hatte sie geschlossen und in den hintersten Winkel gestellt. So niedrige Beschäftigung war fortan unter ihrer Würde. Aber mit Jubel empfing sie den Auftrag, der ihr durch Wentzel's Vermittlung zu Theil wurde, für eines der neugeschaffenen Regimenter, die zu Napoleon's Scharen stoßen sollten, die Fahne zu sticken. Sie glaubte damit etwas für ihn Hochwichtiges zu thun; ja, es schien ihr, als könnte und müßte sie mit ihren Stichen den Sieg an diesen gelben Seidefetzen heften. Sie sah ihn schon im Geist von eroberten Positionen wehen und bei seinem Anblick jenen milden Schein, der wie ein Sonnenblick auch auf ihr geweilt hatte, über das Marmorantlitz des

Imperators ziehen. Sie träumte sich selbst zum Fahnenträger, der, aus einem Haufen von Leichen sich noch einmal aufrichtend, die gerettete Fahne dem kaiserlichen Feldherrn darreichte. Selig die Tausende, die für ihn sterben durften, mit seinem Namen auf den Lippen! — In begeisterter Geschäftigkeit saß sie die einsamen Winterabende über ihrer Stickerei und wob entzückende Traumgespinnste hinein.

Als aber die Fahne abgeliefert war, da kam eine unbeschreibliche Unruhe über sie. Was nun weiter thun, was für ihn beginnen? Ihre Ohnmacht setzte sie in Verzweiflung. Sie hatte ja nichts ihm darzubringen, keinen Bruder, keinen Bräutigam, den sie mit ihrem Feuer entflammen konnte, sich dem Schlachtengott zu weihen. Das einzige Herz, das ihr gehörte, wollte den hohen Schlag des ihrigen nicht mehr verstehen.

„Pfui, was sind das für Männer!“ sagte sie sich, wenn sie ihren Getreuen so Tag für Tag mit peinlicher Regelmäßigkeit den Kreis enger Pflichten durchlaufen sah, während in ihrem Herzen der Donner der Kanonen von Eylau und Friedland widerhallte. Auf ihrem alten, verstimmten Clavier spielte sie stürmisch die Marseillaise. Zuweilen ging es ihr durch den Kopf, sich in Männerkleidung zu werfen und selber in den Kampf zu ziehen. Aber trotz ihrer Begeisterung fühlte sie doch, daß keine Amazone in ihr steckte, — und der Kaiser liebte ja die kriegerischen Weiber nicht. So blieb ihr denn gar nichts zu thun übrig? Waren die Zeiten vorbei, wo auch ein Weib sich für eine große Sache opfern konnte? Gab es keinen Scheiterhaufen für ihn zu besteigen? Wollte kein Seher aufstehen und das Blut einer Jungfrau für den glücklichen Ausgang eines Feldzugs fordern? Sie hätte das ihrige mit Freuden dargebracht. — Endlich ersann sie sich eine Bethätigung, die ihrer Natur entsprach, und die sie wenigstens im Geist mit Ihm verknüpfte. Sie legte jenes merkwürdige Kunstwerk an, das jetzt in dem Kaminschirm von Monrepos prangt. Die Zeichnung hatte sie einem bekannten Kupferstich entnommen, dessen Contouren sie geschickt auf die ausgespannte Seide übertrug, und nun fühlte sie sich wieder ganz in ihrem Elemente. Sie glaubte, die Geschicke der Welt und ihre eigenen zu weben, wenn sie die Fäden für das Bildniß des Kaisers zog.

Der arme Wentzel sah wohl, was sie bei dieser Arbeit bewegte, denn alle Vorgänge ihrer Seele spiegelten sich ohne ihr Zuthun in der seinigen. Er hatte ja selbst an der Schwärmerei für Napoleon theilgenommen, so lange Dieser nur ein Begriff, ein abstractes Symbol des Heldenthums für ihn war. Jetzt aber haßte er ihn als den Zerstörer seines Glücks und den Vergewaltiger seines Landes. Doch diesen Haß mußte er vor Zenobia schweigend hinunterwürgen, er mußte ihrer Exaltation zustimmen; ja, er war selbst genöthigt, die Rede immer wieder auf ihren Abgott zu bringen, wenn er ihr schönes Auge aufleuchten und ihren Mund lächeln sehen wollte.

Und als ob alles Unglück ihm aus ein und derselben Quelle fließen sollte, traf ihn von Seiten dieses Mannes ein neuer Schlag: Napoleon hatte die berüchtigte Continentalsperre verhängt und damit auch dem deutschen Handel einen schweren Streich versetzt. Unter den Firmen des Landes ging der

Bankerott wie eine Seuche um; die großen rissen die kleinen im Sturze nach. Wentzel war ein genauer und sorgfältiger Rechner, aber von Handelsgeschäften und ihrem Zusammenhang mit der Weltpolitik verstand er nichts. Als es ihm dämmerte, daß auch Zenobia's kleines Vermögen in Gefahr schweben könnte, und er nach der Hauptstadt eilte, um zu retten, was zu retten wäre, hatte der Blitz schon eingeschlagen.

Vor der Thür des reichen Verwandten fand er eine ganze Schar von Gläubigern, die zum gleichen Zwecke gekommen waren. Aber die Thür war geschlossen, und das Falliment bereits erklärt. Von dem eingelegten Capital war kein Heller mehr zurückzuerlangen. Wentzel griff sich schwindelnd an den Kopf; es schien ihm, als ob er in einen Abgrund versinke. Er, der sich die Haut hätte vom Leibe ziehen lassen, um der Freundin, die er anbetete, einen Vortheil zu verschaffen, hatte sie nun durch Unverstand und unverzeihlichen Leichtsinn um das Ihrige gebracht. Mit welchem Gesicht sollte er jetzt vor sie treten? Er wußte, daß er kein Wort des Vorwurfs aus ihrem Munde zu erwarten hatte, ja, daß ihr das verlorene Geld nur ein freudiges Opfer auf dem Altar ihres Fetischs bedeuten würde. Aber jede Faser in ihm sträubte sich gegen die Aussicht, mit leeren Händen zu ihr zurückzukehren. Er hielt sich für moralisch verpflichtet, ihr den Schaden zu ersetzen, und wenn er darüber Hungers sterben sollte. Doch wie das Capital zusammenbringen? Verglichen mit ihm war Zenobia beinahe wohlhabend gewesen, denn er besaß buchstäblich nichts, mit Ausnahme seiner magern Besoldung, die ihm noch ausreichen mußte, um eine verwittwete Schwester und deren Kinder zu unterstützen. Zuerst wollte er das Geld bei Bekannten gegen Zins aufnehmen, entweder die ganze Summe auf einmal oder in einzelnen kleinen Posten. Aber überall fand er Entschuldigungen und Ausflüchte, und er mußte erfahren, daß Dem, der nichts hat, auch nichts gegeben wird. Mit Mühe brachte er nur den Betrag der halbjährigen Zinsen auf, der es ihm möglich machte, Zenobia das Geschehene vor der Hand — und vielleicht, wie er hoffte, auf immer — zu verheimlichen. Auf der Heimfahrt stellte er ein Programm für alle künftigen Jahre seines Lebens fest. Er rechnete seinen bisherigen täglichen Verbrauch ins Taschenbuch und strich gleich von jedem Posten ein Drittel weg; der Rest mußte ihm für die Zukunft genügen. Dann galt es, seine Freistunden durch einen Nebenerwerb nutzbar zu machen. Und wenn er jeden entbehrlichen Groschen auf die Seite legte und jede Stunde zu Rathe zog, so konnte er hoffen, ihr nicht nur die halbjährigen Zinsen ununterbrochen wie bisher auszuzahlen, sondern im Lauf der Jahre, wenn sein Lebensfaden sich so weit hinaus spann, das Capital selber zu erstatten. Aber die Angst, daß sie unterdessen von dem Falliment erfahren oder gar auf den Gedanken kommen könnte, das Angelegte zurückzufordern!

Heimlich zitternd wie ein Dieb händigte er ihr die Silberstücke ein, an denen sein Angstschweiß klebte, und die sie achtlos wie immer in die Tasche gleiten ließ. Was sonst sein Glück gewesen war, die regelmäßige Ueberreichung der Zinsen am Verfalltag, wurde jetzt zu einer Marter für ihn. Aber seine Sorge, daß sie ihm das Vorgefallene im Gesicht ablesen oder ihn gar durch eine

Frage nach dem Capital überraschen könnte, war völlig ungegründet; für solche Dinge gab es in ihrer Vorstellung keinen Raum. Auch für das abgezehrte, verhärmte Gesicht ihres Getreuen hatte sie kein Auge, und daß er seine gewohnten Spaziergänge aufgab, um halbe Nächte über Abschreibereien gebückt zu sitzen, bemerkte sie ebenso wenig, obgleich sie zuweilen des Nachts, wenn sie nicht schlafen konnte, den Lichtschein aus seinem Zimmer sich in den Pfützen der Straße spiegeln sah.

Ein dichter Schleier war zwischen sie und ihre Umgebung geschoben. Sie saß die langen Tage am Stickrahmen und stickte sich immer tiefer in ihren Wahn hinein. Die Nächte lag sie halb wach und fiebernd, in ungeheuerliche Traumgespinnste verstrickt: zuweilen war es ihr, als stiege sie an der Seite des Kaisers die Stufen zum Thron hinan, vom Kaisermantel umwallt und frei von ihrer Verkrüppelung, den Kopf auf einem königlichen Nacken wiegend. Andere Male stand er vor ihr, formlos, ohne menschliche Bildung, nur als ein übergewaltiges Etwas, das ihr den Athem nahm, und in dem sie zu vergehen wünschte. Das waren ihre glücklichsten Stunden, denn nichts Sichtbares störte sie da in ihren Phantasien, denen die Dunkelheit unbeschränkten Spielraum gab. Aus der Ferne sang der Nachtwächter dazu die Stunden, und von unten scholl das hektische Husten Wentzel's herauf, das aber nur in ihre Ohren, nicht in ihre geistige Wahrnehmung drang. — Wer durfte ihr sagen, daß sie Seiner nicht würdig sei? War er es doch selbst, der Sohn der Revolution, der die Ungleichheit der Geburt zwischen den Menschen aufgehoben und allen die nämlichen Rechte ertheilt hatte. Immer lebte sie den Moment wieder durch, wo der kalte Blitz seines Auges sie getroffen hatte wie gezückter blauer Stahl, und unwiderstehlich riß es sie hin, jenem gezogenen Schwert sich entgegen zu stürzen, von jenem kalten blauen Blitz sich verzehren zu lassen. Sie träumte den Rosen nach, die der Tritt seines Pferdes zerstampft hatte. Als ihre Fahne bei Glogau die Bluttaufe erhielt, da weinte sie die hellen Freudenthränen, und bei jeder Siegesbotschaft beflaggte sie ihr Fenster zum Aergerniß der Nachbarn, die ihre Söhne nur mit verhaltenem Grimm unter die Fahne des „Bonaparte", wie ihn das Volk noch immer unehrerbietig nannte, gestellt hatten.

Der Ruf der wunderbaren Stickerei, an der sie arbeitete, drang unter die Leute und zog viele Neugierige auf ihr Zimmer, denen sie gefällig den Rahmen aufdeckte. Doch wenn man sie nach dem Besteller fragte, blieb sie die Antwort schuldig. Sie wollte nicht länger für eine Lohnarbeiterin angesehen sein, sie fühlte sich vielmehr wie eine jener Königinnen aus alter Zeit, die, während ihr Herr auf Kriegszügen ferne war, mit fleißiger Hand seine Thaten in ein Prachtgewebe wirkten. Aus ihrem Schweigen zogen die Besucher den Schluß, daß die Stickerei für eine hohe oder allerhöchste Persönlichkeit bestimmt sein müsse, und betrachteten sie mit vermehrtem Interesse.

Diese Annahme wurde ihren Mitbürgern zur Gewißheit, als man eines Tages Zenobia mit ihrem Stickrahmen auf dem Schoß im Hofwagen nach der Residenzstadt fahren sah. Denn auch die Prinzessinnen hatten von der Arbeit gehört und begehrten sie zu sehen. Man war neuerdings stark fran=

zösisch gesinnt bei Hofe, da die Dynastie sich auch durch Familienbande mit dem Kaiserhaus verknüpft hatte. Eine der Prinzessinnen, die vom Kaiser während seines Besuches vielfach ausgezeichnet worden war, äußerte den Wunsch, die Stickerei, so bald sie fertig wäre, zu besitzen, worauf Zenobia, die nicht daran dachte, sich von ihrem Werk zu trennen, und doch nicht zu widersprechen wagte, nur durch stumme Verneigungen antwortete.

Es war das allermerkwürdigste Schauspiel von der Welt, wie die Phantasie-Prinzessin vor den wirklichen stand, denn Niemand hatte der armen buckligen Schönheit gesagt, wie sie sich zu betragen habe, und ihr Bestreben, der Etiquette gerecht zu werden, dabei aber doch der eigenen eingebildeten Würde nichts zu vergeben, äußerte sich in wunderlich prätiösen Verbeugungen und geschraubten Redewendungen, die von den Prinzessinnen mit gütigem Lächeln hingenommen, von den Hofdamen aber heimlich bekichert wurden. Bei der Frage, ob sie denn den Kaiser selbst gesehen habe, flammten ihre Augen auf, als wollte sie sagen: Er hat Mich gesehen! und ihr Mund lächelte geheimnißvoll. —

Aufs Neue war der Krieg gegen Oesterreich entbrannt. Was das Land mit Schmerz und stummem Groll erfüllte, das schwellte Zenobia's Brust mit neuer Hoffnung: Napoleon stand wieder auf deutschem Boden. Bei Abensberg führte er die Truppen, die ihm der König gestellt hatte, persönlich ins Feuer. Ein Armeebefehl, den er dort erließ, war dazu angethan, ihm auch die widerstrebendsten Herzen zu erobern, und riß die wackere junge Mannschaft zur Bravour erprobter Kerntruppen hin. „Ich befinde mich allein in Eurer Mitte," hieß es darin, „und habe nicht Einen Franzosen um mich, das ist für Euch eine Ehre ohne Beispiel." Wenn schon Wentzel's Stimme zitterte, als er ihr aus der Zeitung diesen Erlaß des Kaisers vorlas, so gerieth Zenobia völlig außer sich. Die den Söhnen ihres Landes erwiesene Auszeichnung erschien ihr wie ein an sie gerichteter Gruß, wie ein Zeichen, daß er ihrer gedachte. Als Gegengruß schickte sie den Erlös ihrer paar Schmucksachen an die Truppen ins Feld und zupfte Charpie für die Verwundeten. Ihr armer, überspannter Kopf sah allenthalben geheime Beziehungen. Das Gerücht, daß der Kaiser Napoleon sich von seiner Gemahlin Josephine zu scheiden gedenke, gab ihrer Vernunft den Rest. So oft dieses Gerücht in ihrer Nähe erwähnt wurde, ging ein irres Leuchten aus den Augen der Stickerin, als ob unausdenkbare Möglichkeiten vor ihrer Seele schwebten. Und immer, wenn ein Hufschlag erscholl, flog sie ans Fenster, denn nichts schien ihr bei Dem unmöglich, der das Wort „impossible" aus dem Wörterbuch verbannt wissen wollte. Der gute Wentzel sah mit namenlosem Schmerz den stummen Wahnsinn, der in ihr glühte, und der sie immer weiter von ihm entfernte. — Ihr zu grollen war er nicht im Stande. Für ihn war sie doch die Königin, die Kaiserin der Erde, wenn sie für alle Anderen nur eine Närrin war. Er hätte sie mit einer Krone schmücken mögen, aber indem er sein Herzblut tropfenweise für sie hergab, konnte er sie nicht einmal mehr vor Mangel schützen. Der Krieg hatte die Theurung ins Land gebracht, man sammelte für die Familien, die ihrer Stütze beraubt worden waren. Zenobia theilte aus, was sie hatte,

ohne nach dem Morgen zu fragen. Zugleich beharrte sie eigensinnig darauf, ihre Nadel nicht mehr für gemeine Zwecke zu gebrauchen; die Stickerei aber, die so gut wie vollendet war, wollte sie nicht hergeben. Sie hatte absichtlich einige der goldenen Bienen unausgefüllt gelassen, um vor der Prinzessin, die ab und zu nach der Arbeit fragen ließ, den Vorwand zu haben, daß sie noch nicht fertig sei. Unterdessen hatte sie die stahlblauen Perlen eingesetzt, die ihr den Blitz seines Auges wieder gegenwärtig machten, jenen Blitz, in dem sie sich zu sterben sehnte. Denn diese stählernen Augen blickten — sie blicken ja in der That noch heute —, sie zogen die ihrigen mit der Gewalt eines Abgrundes an und schienen immer neue und größere Opfer von ihr zu heischen. Welche Opfer? Was verlangst Du? schrie es aus ihrer Seele. Willst Du mein Leben? Ich geb' es Dir mit Wonne. Gebiete über mich! — Während in Schönbrunn die Länder Europa's wie Stücke Tuchs zurechtgeschnitten wurden, gab die arme Stickerin das Kleid vom Leibe und verkaufte nach und nach ihren besten Hausrath, um die Wunden zu heilen, die ihr blutiger Gott geschlagen hatte. Sie nahm nur noch so viel Nahrung zu sich, wie ein kleiner Vogel braucht, und besaß am Ende wenig mehr als das Bett, in dem sie schlief, und den alten Klimperkasten, auf dem sie täglich die Marseiller Hymne spielte. —

„Der Kaiser kommt, der Kaiser!"

Vom Residenzschloß, wo seine Ankunft erwartet wurde, flog die Nachricht wie ein Blitz herüber. Diesmal kam er nicht als gewaltthätiger Eindringling mit gezogenem Schwert, sondern als Bringer des Friedens in ein verbündetes Land, zu einem verschwägerten Herrscherhaus. Ein feierlicher Empfang mit Kanonendonner und Glockengeläute und dem ganzen Apparat des höfischen Ceremoniells, ein Aufenthalt von wenigen Stunden bei Festmahl, Parade und Galavorstellung, dann ging es weiter, Frankreich zu — das kleine Städtchen lag gerade auf seinem Wege. Und wo er durchfuhr, da läuteten die Glocken und wehten die Fahnen, rauschende Ovationen begleiteten ihn von Station zu Station, jedes Städtchen, jedes Dorf, das er passirte, fühlte sich mit Stolz als eine Etappe auf dem Weg der Weltgeschichte.

Auch das unsrige tauchte für einen Augenblick aus seinem Nichts empor, denn hier mußte er sein meteorartiges Vorübersausen auf ein paar Minuten unterbrechen, um die Pferde zu wechseln. Den ganzen Tag war Alt und Jung auf den Beinen, man hängte Fahnen aus und flocht Kränze, vom Rathhaus wehte die große Flagge, und das Postgebäude nebenan, wo der Relais bereit stand, wurde mit den französischen Farben geschmückt.

Die fieberhafte Bewegung, die immerwährend von dem Gewaltigen ausging, brauste ihm wie ein Sturmwind voran. Seit dem frühen Morgen sprengten die Staffetten durch, die des Kaisers Depeschen nach Frankreich trugen. Das Gepäck, die Reitpferde, die Mamelucken in ihrer bunten morgenländischen Tracht, von einem Detachement der Gardegrenadiere begleitet, kamen vorüber. In schwer bepackten Reisewagen fuhr ein Theil des Gefolges und die Dienerschaft voran. Würdenträger des königlichen Hofes reisten durch, um im Namen des Landesherrn den kaiserlichen Gast an der Grenze noch einmal zu

becomplimentiren. Und jedes Mal, wenn ein Hufschlag erklang und ein Rad rollte, gab es ein allgemeines Schreien und Zusammenrennen.

Zenobia stand festlich aufgeputzt an ihrem Fenster zwischen Guirlanden und Tricoloren. Sie war die einzige Person, die an diesem großen Tag zu Hause blieb. Wentzel hatte an einem Fenster der Post gegenüber einen bequemen Platz für sie erlangt, wo sie die Einfahrt des Kaisers abwarten konnte. Aber als er sie holen wollte, schüttelte sie den Kopf und weigerte sich, zu kommen. Sie wollte den Posten nicht verlassen, auf den Er sie gestellt hatte, ihren Posten hier an diesem Fenster, wo sie seit Jahr und Tag seine Wiederkehr erharrte. In dem Gedränge vor der Post konnte sein Auge sie übersehen. Hier, gerade hier, in dieser engen Gasse, durch die er geritten war, unter dem spitzgiebeligen Dach, an dem Fenster, das er noch kennen mußte, sollte er sie wiederfinden. Nicht umsonst hatte sie ihr Haus so schön geschmückt. Massenhaft hatte sie Tannen- und Eichenreisig heran schaffen lassen und daraus die künstlichsten Guirlanden gewunden, mit denen sie das Haus nicht nur von außen, sondern auch von innen bekränzte. Ihr ausgeplündertes Stübchen glich heute einem Tempel: wo ein Bild von den Wänden verschwunden war, wo ein Möbel fehlte, da waren grüne Zweige und Fähnchen aufgesteckt; auf die Schwelle des Hauses hatte sie noch eine Handvoll Blumen, die letzten des Jahres, gestreut. Die Nachbarinnen lachten zusammen, als sie das sahen, und sagten: „Die Närrin, sie denkt wohl, der Kaiser Napoleon werde sie besuchen."

Indeß, zu so realen Bildern verstieg sich Zenobia's Erwartung nicht. Sie wußte bloß, daß dieser Tag ihr gehörte. Für sie wehten diese Fahnen, für sie staute sich die Menge in den Straßen, denn ihr führte die Woge des Glücks den Helden zu. Huldvoll und dankbar nickte sie hinunter, doch die Leute drängten sich achtlos vorbei; heute hatte Niemand Zeit, sich über sie lustig zu machen. Ein einziger Gedanke lebte in allen diesen Köpfen: den Kaiser sehen! Denn wenn man auch keinen Grund hatte, ihn zu lieben, eine Ahnung von seiner Größe war bis in das dumpfste Hirn gedrungen, und seine Durchfahrt war ein weltgeschichtliches Ereigniß, das man stolz war mitzuerleben, dessen Gedächtniß sich von Kind zu Kindeskind vererben sollte.

Zum ersten Mal fühlte sich Zenobia im Einklang mit der Allgemeinheit und wie von ihrer Welle getragen. Eine Weltsymphonie zog durch ihr Inneres, in der jede Faser ihres Wesens jauchzend mitschwang. — Beim ersten Gerücht von dem bevorstehenden Besuch des Kaisers war sie mit ihrer Stickerei nach der Residenz geeilt und hatte sie eigenhändig im Schlosse abgegeben als Geschenk an die Prinzessin, für das sie sich zum Entgelt nur die Gnade ausbedang, daß das Werk vor den Augen des Kaisers aufgestellt werde. Zwar, ihre Gönnerin hatte keine Zeit gehabt, sie zu empfangen, doch ein Hofbediensteter, der sie kannte, hatte versprochen, für schickliche Aufstellung des Kunstwerks Sorge zu tragen. Zenobia ahnte nicht, daß sie dem Pöbel des Hofs zur billigen Unterhaltung diente, und daß die Stickerei zunächst in den Händen der Zofen verblieb. Getröstet war sie abgezogen, der sicheren Hoffnung, daß des Kaisers erster Blick auf das Werk ihrer Nadel fallen werde. Mit dem Rest ihres Geldes hatte sie das Haus decorirt, dann hatte sie Alles

verschenkt, was sie noch an Kleidern besaß, bis auf den Putz, den sie am Leibe trug, denn es gab kein Hinausdenken über diesen Tag. Ihre übervolle Seele hielt nicht mehr zusammen. Heute mußte sich ihr Geschick vollenden; wie, das war ihr selber ein Mysterium.

Der kurze Tag fing an zu sinken, und der Himmel röthete sich wie Blut. Eine Purpurbahn flammte vor ihren Blicken, drüber hin wallte es wie kaiserliche Schleppen. Dort oben begann schon die Apotheose. Hinauf mit ihm! Die Erde war nur ein Schemel, um hinan zu steigen. Wo blieb er nur so lange? Komme, komme, mein Held!

Aber er zauderte noch immer. Die Dämmerung kam und verwischte die Grenzen der Dinge. Draußen flammten die Fackeln auf, die den Weg des Kaisers erhellen sollten. Immer glühender, immer schmelzender rief es aus dem Busen der Stickerin: Komme, mein Held, komme!

Endlich zerriß ein Böllerschuß die Luft, und fast gleichzeitig klangen die Glocken zusammen. In ihr lautes Freudengeläut mischte sich ein Schwirren und Brausen, in dem man bald den Trab der Pferde, das Gerassel der Räder, das Vivatrufen des Volkes unterscheiden konnte. Jetzt rollte es auf der Hauptstraße heran, die nach dem Rathhausplatz führte. Dort unten an der Straßenecke war Alles schwarz von Menschen, die bis zum Postgebäude Spalier bildeten. Im Fackelschein, dessen Qualm bis zum Himmel stieg, kamen Reitergestalten zum Vorschein; der Blitz ihrer Waffen fiel bis herüber. Ihnen folgte, von lautem Geschrei begrüßt, die kaiserliche Berline, von der nur der obere Theil als ein dunkles, schattenhaftes Etwas über den Köpfen der Menge zum Vorschein kam, und ein neuer Reitertrupp bildete den Beschluß. Auf dem erhellten Hintergrund der Häuser hob das Bild sich ab und zog wie ein Schattenspiel vorüber, Reiter und Wagen verschwanden hinter der Ecke, die Menge wälzte sich brausend nach, und im Nu war der Platz von Menschen rein gefegt.

Die Stickerin lag wie vernichtet in ihrem Stuhle. Er war vorbei gefahren, ohne Halt zu machen, ohne nach ihr aus dem Wagen zu blicken. Kannte er die Gasse nicht mehr, das Haus, das Fenster, wo sie gestanden hatte? War sie nicht werth, sein Angesicht noch einmal zu sehen? Hatte er ihr Werk verworfen? Was hatte sie verschuldet, was versäumt? — Von der Post herüber tönten in langen, weithin hallenden Salven die Vivatrufe des von plötzlicher Trunkenheit ergriffenen Volks. Das Alles sonnte sich jetzt in seinem Anblick. Und sie — und sie —?

Da scholl ein eiliger Fußtritt die verödete Straße herauf, der sie zu suchen schien. Eine wahnsinnige Hoffnung stieg in ihr auf. Nein, es war nicht möglich, daß er sie vergessen hatte, dieser Tag konnte nicht enden wie jeder andere Tag. — Vor der Hausthür machte es Halt, es tastete sich durch den engen Flur, es knarrte auf der Treppe. Die Stickerin stand auf und hielt sich mit stockendem Athem an der Stuhllehne. Kein Zweifel, man kam zu ihr, sie wurde gerufen!

Bittere Enttäuschung! Es war Wentzel's treue Gestalt, die sich durch die Thüre schob. Er kam von dort, er hatte Ihn gesehen. Sein hageres An=

gesicht strahlte von der Auszeichnung, die ihm widerfahren war. Denn ihn hatte sein Vorgesetzter als Sprecher für die Stadt vor den Wagen geschoben, er hatte das gnädige Neigen des Hauptes aufgefangen, womit der Kaiser für die dargebrachten Huldigungen dankte. Dann, als das Gespann umgeschirrt wurde, hatte er sich weggedrückt, um, warm vom Sonnenglanz, der ihn bestrahlt hatte, zu Zenobia zu eilen. Er wollte erzählen, aber sie ließ ihm keine Zeit. Bei seinen ersten Worten war die Lähmung von ihr abgefallen, sie schnellte auf wie ein gespannter Bogen, und mit bloßem Kopfe, wie sie ging und stand, flog sie an ihm vorüber die Treppe hinab. Dorthin! Zu ihm! Es war noch Zeit. Und dann? — Vor seinem Auge vergehen, die Seele aushauchen!

Aber als sie die Straße erreichte, verkündete eben ein brausender Ruf der Menge, durch den das Rollen der Räder klang, die Abfahrt des Kaisers. Zenobia wandte sich, von einem plötzlichen Instinct geleitet, und schoß pfeilschnell durch ein paar winklige Gassen auf einen dunklen Thorweg zu, der sie ins Freie führte. Ein schmaler Fußpfad wand sich an der hinteren Friedhofmauer gegen das Flüßchen hin. Diesen Weg, den sie oft als Kind gegangen war, legte sie in so fliegender Eile zurück, daß Wentzel, der ihr lautkeuchend, den Tod im Herzen, folgte, sie nicht mehr einzuholen vermochte. Auf dem schmalen Holzsteg bei der Mühle rastete sie ein paar Herzschläge lang, denn ihre verwachsene Brust bedrängte das rasche Laufen. Jenseits setzte sich der Feldweg zwischen Wiesen und Ackerland bis zur Fahrstraße fort und schnitt mit einer schnurgeraden Linie den Bogen ab, den diese nach der großen Brücke hin beschrieb. Zenobia warf einen raschen Blick auf die von flammenden Lichtern erhellte Chaussee, die wie eine gekrümmte, glühende Schlange erst nach der Brücke und von da zurückkehrend in langer Linie gegen die dunkle Waldung im Westen hinkroch. Ihr Auge suchte den kaiserlichen Reisezug, der sich eben der Brücke näherte. Wenn sie sich eilte, gewann sie ihm den Vorsprung ab, denn die Brücke, die den Verkehr nach mehreren Seiten vermittelte, lag wohl eine Viertelstunde flußabwärts. Bevor er die starke Krümmung überwunden hatte, mußte sie auf der Fahrstraße sein. Wie von einer Gottheit geführt, rannte sie ohne Straucheln auf dem dunklen Feldweg hin und erklomm im Fluge die Böschung der Chaussee.

Oben bei qualmenden Pechkränzen und Fackeln drängten sich Haufen von Menschen, die gleichfalls, um bequemer zu sehen, aus dem überfüllten Städtchen herbeigeeilt waren. Auch die benachbarten Dörfer und die umliegenden Gehöfte hatten ihre Bewohner ausgespieen, und das Alles lagerte, groß und klein, am Straßenrand.

Eben tauchten an der Biegung die Lichter des kaiserlichen Wagens auf. Noch ein paar Secunden, dann donnerte die Escorte vorüber; der ungewisse Fackelschein ließ die hohen Bärenmützen und die weiß ausgelegten Frackschöße der gendarmes d'élite erkennen. Schwankend, sich in den tiefen Federn wiegend, folgte der von vier Pferden gezogene Reisewagen. Alle Augen suchten den Kaiser, der, von den Wagenlichtern scharf beleuchtet, aufrecht im grauen Ueberrock hinter den breiten Fenstern saß.

Sein Antlitz war nicht so hell wie vor vier Jahren. Er hatte jetzt den Gipfel seiner Macht erstiegen. Europa lag wehrlos, scheinbar für immer gebändigt zu seinen Füßen; seine Hände hielten die Wage der Weltgeschicke. Aber er stand im Begriff, sich von der Frau zu scheiden, die er geliebt hatte, und in der er den guten Stern seines Lebens sah. Die Wende seines Glückes war nahe, und wie ein Schatten der Vorahnung lag es auf des Kaisers Stirn.

Schallender Vivatruf begrüßte sein Erscheinen. Haß und Liebe, dumpfer Groll und feurige Begeisterung drängten sich an seinem Weg. Hart neben dem brennenden Pechkranz murmelte eine Stimme: „Will's Gott, so kommt noch ein Tag, wo wir Dir anders heimleuchten.“ Ein mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückter Invalide hatte sein Stelzbein abgerissen und schwang es jubelnd in der Luft, während zwei Schritte davon ein alter, bärtiger Jude sein Enkelkind in den Armen hoch hob und mit feierlicher Stimme sagte: „Schau hin, Baruch, der ist es, für den Du sollst beten, der Gesalbte, der Erlöser Deines Volks.“ —

„Vive l'empereur!“ schrie eine durchdringende Frauenstimme, und etwas Dunkles, Formloses rollte vor die Hufe der Pferde.

Die Thiere bäumten entsetzt zurück und stießen die schwere Berline gegen den Straßenrand. Wagen und Rosse waren im Nu zu einem Knäuel verwickelt, die Diener sprangen den Postillons zu Hülfe, die Kaisergarde kehrte zurück, die Menge stob schreiend aus einander, — man glaubte für einen Augenblick an ein Attentat.

„Was ist geschehen?“ hörte man aus dem Innern des Wagens eine ruhige, befehlgewohnte Stimme auf Französisch fragen, während von der anderen Seite der Herzog von Friaul sich bestürzt über den geöffneten Wagenschlag beugte.

„Eine Person ist überfahren,“ riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit.

Schon waren die Pferde zum Stehen gebracht, die Escorte ordnete sich wieder, ein dunkler Körper wurde zur Seite getragen.

„Ce n'est rien, Sire, c'est une femme bossue,“ rapportirte der Officier vom Dienst, an den Wagenschlag tretend.

Tiefer legte sich der Schatten über des fatalistischen Imperators Stirn. Ein Wink, die Pferde zogen an, die Garde setzte sich in Trab, und der Kaiser fuhr weiter zwischen lodernden Holzstößen, Fackeln und Pechringen in die Nacht hinaus, immer weiter mit sausender Schnelle gen Westen, Frankreich zu — seinen Schicksalsweg, an dessen fernstem Ende ein einsamer Fels im Weltmeer wartete.

Am Straßenrand unter dem neugierigen Zudrang des Volkes kniete ein Mann, der das blutige, im Tode lächelnde Haupt der Stickerin im Arme hielt und beim Schein der Fackeln in dem zertrümmerten Gehäuse angstvoll nach einer Spur des entflohenen Lebens suchte.

Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrich's des Großen.

Von

Wilhelm Dilthey.

[Nachdruck untersagt.]

Versunken war das bunte Spiel von Lebensfreude, sprühendem Esprit, von Enthusiasmus für die Aufklärung in den Schlössern von Rheinsberg und Sanssouci. Drei Jahre nach dem Tode Friedrich's des Großen brach die französische Revolution aus. Der Glanz des französischen Hofes und der vornehmen Gesellschaft, der mit den Leiden des Volkes erkauft war, zerging, und es tauchte das furchtbare Haupt des auf die Vernunft gegründeten Staates der Revolution empor. Die Zuversicht auf den Fortschritt des Menschengeschlechtes durch die Vernunft, mit welchem die Gebildeten die Anfänge der Revolution begrüßt hatten, erwies sich als eine Illusion. Trauer und Resignation bemächtigten sich der Einen, während die Anderen zu einer historischen Kritik der Principien der Aufklärung selbst fortschritten. Und die deutschen Fürsten und Regierungen, die ihre ganze Kraft an die Verwirklichung des vernünftigen Staates gesetzt hatten, sie blickten schreckenerfüllt in den Abgrund, der sich vor ihnen aufthat, und lenkten allenthalben in die Bahn der Reaction ein. Es war ein Wechsel der Stimmungen und Tendenzen ohne Gleichen, der sich im Leben unseres Volkes ankündigte. Aber so mächtig wirkte nun das wahre Königthum Friedrich's des Großen in seinem Staat und Volk fort, daß hier der Glaube an die Ideale des Jahrhunderts sich mitten in dem allgemeinen Zweifel zunächst unerschüttert aufrecht erhielt. Die bösen Zeiten der Wöllner'schen Reaction konnten ihn nicht überwältigen; er brach eigentlich erst in der Katastrophe des Jahres 1806 zusammen. Denn kein anderer deutscher Staat war mit den Ideen der Aufklärung so tief verwachsen wie das Preußen Friedrich's des Großen. Und so bewahrte auch die Akademie getreu den Geist ihrer großen Zeit: sie blieb die Stelle, an welcher diese Ideen rein, gleichsam ohne die Materie der praktischen Wirklichkeit, zum Ausdruck kamen. Ja sie wurde jetzt unter dem Curatorium des Grafen Hertzberg noch viel unmittelbarer und ausschließlicher als unter dem großen König die Repräsen=

tation der Ideale und Maximen des preußischen Staates. Denn die **deutsche** Aufklärung, wie sich dieselbe im Gegensatz zu der französischen eigenartig entwickelt hatte und in dem Preußen Friedrich's des Großen lebte und wirkte, erlangte jetzt in ihr die Herrschaft.

I.

Als Friedrich der Große starb, war die Berliner Akademie auf achtzehn Mitglieder zusammengeschmolzen. Unter ihnen waren nur fünf Deutsche, und keiner von diesen ragte durch persönliche oder wissenschaftliche Bedeutung hervor. Der Glanz der Körperschaft schien zu erbleichen. Euler war gegangen; Pott, Marggraff, Lieberkühn, Lambert und Sulzer waren gestorben. In den Naturwissenschaften strahlte noch Lagrange, und neben ihm gab es noch respectable Forscher. Aber den französischen Literaten dritten Ranges, die in der philosophischen und literarischen Classe das Wort führten, war mit der Jugend auch der Schimmer von Geist verflogen: die abstracte und stofflose akademische Eloquenz allein war zurückgeblieben.

So war es begreiflich, daß Goethe in seiner Antwort auf Friedrich's Schrift über die deutsche Literatur auch die Akademie anzugreifen beabsichtigte. Eben in diesen Jahren rang sich der stürmische Geist Joseph's II. an dem unhistorischen Versuch müde, Oesterreich im bewußten Gegensatz gegen das Preußen Friedrich's des Großen zur führenden deutschen Macht fortzubilden, und so richteten sich eine kurze Zeit hindurch manche Hoffnungen deutscher Schriftsteller auf Wien. Sie verwirklichten sich nicht. In derselben Zeit dachten die beiden deutschen Fürsten, die damals durch ihre nationale Gesinnung aus der Masse ihrer Standesgenossen hervorragten, Karl Friedrich von Baden und Karl August von Weimar, an die Gründung einer deutschen Akademie. In diesem Zusammenhang erfaßte Herder die „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands". Diese neue nationale Akademie sollte in dem Herzen von Deutschland errichtet werden. An einem Ort, der unter dem Einfluß keines Hofes stünde, sollten jährlich ihre Mitglieder zusammenkommen. Wie einst in den idealen Plänen des jungen Leibniz wird ihr Zweck unter den höchsten Gesichtspunkten gefaßt. Das in Einzelstaaten zersplitterte Deutschland bedarf eines Vereinigungspunktes. Wie viel auch die einzelnen deutschen Staaten für Aufklärung und Bildung geleistet haben: es mangelt eine „Vereinigung der getheilten, zum Theil unbekannten und zerstreuten Kräfte zu **einem** Ziel der patriotischen Aufklärung"; sie herbeizuführen soll die Aufgabe des „ersten Institutes für den Allgemeingeist Deutschlands" sein. Diese Akademie wird die Geschichte unserer Sprache studiren und ihre Fortbildung zur Reinheit und Sicherheit überwachen, aber ohne „despotische Gesetze" über sie aufzustellen: eine Aufgabe, die in ausdrücklichem Gegensatz zu den Ideen Friedrich's gefaßt ist. Sie soll eine Geschichte Deutschlands, aufgefaßt in philosophischem Geiste, bearbeiten, und hier wirkt der Plan einer deutschen Geschichte, mit welchem 1768 Justus Möser seine Osnabrückische Geschichte eröffnet hatte. Als das letzte und höchste Ziel dieser Akademie erscheint eine „thätige Philosophie der Nationalbildung

und Glückseligkeit". So äußert sich noch ein Mal der praktische Geist des Jahrhunderts in dem Plan einer Akademie. Aber er wendet sich nicht an einen einzelnen Staat, sondern an die noch unsichtbare Einheit Deutschlands. Und wie er ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution niedergeschrieben wurde, spürt man auch in ihm die Sehnsucht nach irgend einer Art von Oeffentlichkeit in Deutschland. Denn hier sollen die Landesherren oder ihre Räthe „ohne Schmeichelei und Verleumdung wie auf einem freien Schauplatz die Stimme der Wahrheit auch aus anderen Provinzen hören". Zur Ausführung gelangte er so wenig wie irgend ein anderer der Versuche zur Zusammenfassung der nationalen Kräfte, welche im Laufe der deutschen Geschichte auf dem Boden der Kleinstaaten, unabhängig oder im Gegensatz zu den beiden Großmächten, hervorgetreten sind.

Alles drängte auf eine nationale Reform der Berliner Akademie, ihr innerer Zustand, die Opposition, die sich gegen sie ringsum erhob, die Bestrebungen, ein solches nationales Institut außerhalb Preußens zu errichten. Hertzberg unternahm es, sie aus einer französischen in eine deutsche umzuwandeln. Doch zog nun nicht der Geist von Herder und Möser in sie ein, unter dem Doctrinär der Fridericianischen Staatskunst wurde sie zum Sitz der deutschen Aufklärung und zum Sammelpunkt der unter Friedrich dem Großen erwachsenen Generation.

Ewald von Hertzberg war zu der Zeit, als Friedrich Wilhelm II. die Regierung antrat, neben Zedlitz der hervorragendste Vertreter der Politik des großen Königs. Seitdem er den Frieden von Hubertusburg zur Zufriedenheit seines königlichen Herrn verhandelt hatte, hatte er neben dem greisen Finckenstein die auswärtige Politik des Staates geleitet. Jedoch in den engen Grenzen, die der König jeder Selbstthätigkeit zog. Ja mehr als die in der inneren Verwaltung thätigen Collegen war der Minister des Auswärtigen nur das Werkzeug seines Monarchen gewesen. So oft er eigene Ideen zur Geltung zu bringen versuchte, war er durch den König schroff in seine Schranken zurückgewiesen worden. Wer immer unter Friedrich gedient hatte, athmete auf, als er starb. Der Druck der Größe war mehr und mehr empfunden worden. Friedrich Wilhelm II. hatte dasselbe Bewußtsein seiner königlichen Autorität wie sein Oheim. Aber er vermied die Anstrengung, sich ein Urtheil in Staatssachen zu bilden, und er hatte nicht die Energie, bei gefaßten Beschlüssen zu beharren. So öffnete sich eine freie Bahn für die Bethätigung jedes Ehrgeizes. Und Hertzberg hatte sich durch die persönlichen Beziehungen, die sich zwischen ihm und dem Thronfolger in den letzten Jahren Friedrichs auf dem Grunde gemeinsamer Opposition gebildet hatten, einen ganz besonderen Einfluß gesichert. Sein Ehrgeiz galt vornehmlich der hohen Politik, und hier muß er doch als der wahre Schüler Friedrich's des Großen anerkannt werden, als welchen er sich fühlte. In der inneren Verwaltung durfte er wenigstens auf einem Gebiet seine Thätigkeit entfalten. Wenige Tage nach dem Regierungswechsel, am 31. August 1786, wurde er auf seinen Antrag zum Curator der Akademie ernannt. Gründliche Beschäftigung mit den Schätzen der Archive hatte ihn zum Gelehrten gemacht. Mehr

als nöthig stellte er in seinen zahllosen politischen Schriftstücken sein Wissen zur Schau. So regierte er die gelehrte Körperschaft mit der Passion des Fachmannes. Aber seine Herrschaft war so unbeschränkt und gewaltthätig wie nur je die von Maupertuis und König Friedrich. Ja der wohlwollende Despotismus erstreckte sich jetzt bis auf die kleinsten und gewöhnlichsten Dinge; in den regelmäßigen Sitzungen fehlte der neue Herr nur selten. Und in der Akademie, wie er sie sich schuf, war er umgeben von Staatsbeamten; selbst die Schriftsteller fühlten sich als solche. Aus diesem Verhältniß entsprang eine neue Herrschaft über die Akademie, die unbedingter als irgend eine frühere war.

Hertzberg faßte den Zweck der Akademie in derselben Weise wie Friedrich der Große: sie sollte Leben, Bildung, Sittlichkeit, Staatsbewußtsein fördern. Aber darin trat er nun in Gegensatz zu ihm, daß er diese Aufgabe auf dem Boden der deutschen Cultur zu verwirklichen suchte. Denn die deutsche Aufklärung hatte sich jetzt zu einer eigenen Macht entwickelt. Das große Werk des achtzehnten Jahrhunderts war im Wesentlichen gethan. Deutschland hatte den Vorsprung, den die westeuropäischen Völker seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gewonnen hatten, zum guten Theil wieder eingebracht. Man hatte die dort entwickelten Principien der modernen Naturwissenschaft und die darauf gegründete neue Lebensanschauung und Lebensführung aufgenommen und sogleich in einer dem deutschen Geist entsprechenden Weise umgebildet.

Die Grundzüge der Aufklärung sind überall dieselben: die Autonomie der Vernunft, die Solidarität der intellectuellen Cultur, die Zuversicht ihres unaufhaltsamen Voranschreitens und die Aristokratie des Geistes. Die Renaissance und die Reformation hatten durch die Zerstörung der alten Autoritäten die Souveränität der Vernunft vorbereitet. Die Entwicklung der mathematischen Naturerkenntniß und ihre Bewährung in der Herrschaft über die Natur hatten sie verwirklicht. Die neue Politik des siebzehnten Jahrhunderts hatte sich ebenfalls in den Maximen der Regierungen und den Lehrsätzen der Schriftsteller auf keinen anderen Grund stellen können als auf die Raison. Indem sich nun die selbstherrliche Vernunft als Träger einer neuen Cultur erfaßte, besaß diese in der Allgemeingültigkeit der Sätze des vernünftigen Denkens das Vermögen, alle Nationen zu umspannen. So entsprang das Bewußtsein von der Solidarität der Culturnationen mitten in ihren Machtkämpfen. Und wie aus der logischen Nothwendigkeit der neuentdeckten Grundlagen einer Causalerkenntniß der Natur und ihrer Verwendbarkeit für das Leben Satz auf Satz und Anwendung auf Anwendung sich ergab, entwickelte sich der Glaube an den siegreichen Fortschritt der Wissenschaft und der auf sie gegründeten Civilisation. Dieser Fortschritt aber vollzog sich in einer Aristokratie der denkenden Köpfe unter den verschiedenen Völkern. Sie standen in einer inneren Gemeinschaft unter einander, getrennt von dem Volksleben. Mochte der moderne Staat immer mehr die neue Bildung für die Steigerung seiner Macht verwerthen: sie war doch in ihren Grundlagen ein vom Volksgeist Unabhängiges, das in der Allgemeingültigkeit der Erkenntniß und des Geschmackes die Nationen verband und gleichsam von oben her von

Volk auf Volk übertragen wurde. Um so mehr, als seit den Tagen von Hobbes der Staat dynamisch verstanden wurde. Er entspringt nach dieser Lehre nicht historisch und unwillkürlich aus den bildenden Kräften des Volkslebens, er ist das Erzeugniß des Verstandes und des Interesses: so ist er der Allmacht der regulirenden Vernunft unterworfen. Er ist kein Organismus, sondern ein System von Einzelkräften: eine Maschine.

Aber wie verschieden mußte nun diese Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts in den einzelnen Ländern wirken! Die romanischen Völker verharrten unter der Fremdherrschaft des Papstthums; in den Niederlanden, in England, Deutschland und schließlich in Nordamerika hatte die Reformation eine Brücke geschlagen zwischen dem schlichten Bedürfniß des einfachen Mannes und den höchsten Begriffen, deren der menschliche Geist fähig ist. Dort blieben die unteren Classen durch den Einfluß der Priester in die starren Begriffe des Tridentinums gebannt, und so wurden sie ausgeschlossen von der ungeheuren geistigen Bewegung, welche diese beiden großen Jahrhunderte erfüllte. Hier war in dem selbständigen Recht der Auslegung der heiligen Bücher durch die Vernunft der Weg frei, den gemeinsamen Glauben, in welchem zu Luther's, Zwingli's und Calvin's Zeiten die Bekenner aus allen Ständen sich geeinigt hatten, fortzubilden entsprechend den veränderten Begriffen der universalen Cultur. Locke, Leibniz, Kant, Schleiermacher, Carlyle, Emerson: sie alle konnten an die erhabenen Bilder der Schrift die letzten Gedanken anknüpfen, zu denen sie gelangten. Zum Organ einer solchen Umbildung der religiösen Begriffe wurde unter Friedrich dem Großen die Universität Halle, und es ist von da ab eine der höchsten Functionen der deutschen Universitäten gewesen, dies Mittleramt zu üben. So traf die Aufklärung überall, wo die Reformation den Boden bereitet hatte, auf eine Gemeinschaft der Fürsten, Beamten, Geistlichen und Lehrer, der Schriftsteller und des Volkes, die ihr einen viel weiteren und tieferen Einfluß sicherte als dort, wo die alte Kirche ihre Herrschaft behauptete.

Nach der kurzen Blüthe der Niederlande erhielt in dieser germanisch-protestantischen Aufklärung England die Führung. Von dem Tage ab, an dem der große Oranier den Boden des Inselreiches betrat, entfaltete sich hier ein freies und machtvolles Staatswesen, welches zwischen dem Königthum, der Aristokratie und den bürgerlichen Classen, zwischen der Staatskirche und den freien protestantischen Gemeinschaften den Frieden gefunden hatte und nun sein Dasein nach allen Seiten ruhig, folgerichtig entwickeln durfte. So entstand hier eine einheitliche geistige Cultur, wie sie bis dahin unter den modernen Völkern ohne Beispiel war. Erfahrungswissenschaft, bürgerlicher Roman, wahrhaftige Porträtkunst, eine neue große Geschichtschreibung und die höchste Blüthe der Beredsamkeit seit den römischen Zeiten, Alles begleitet von einer philosophischen Analyse, welche alle gesellschaftlichen Erscheinungen umfaßte, und diese ganze große geistige Arbeit ein innerer Zusammenhang, durch ihre schriftstellerische Form der ganzen gebildeten englischen Welt zugänglich: welches Volk hätte seit den Römern eine nationale Cultur von gleicher Macht hervorgebracht!

Spät und in weitem Abstand folgten die Deutschen ihren Verwandten jenseits des Canals. Doch nirgend war die innere Gemeinschaft aller Stände, wie der Protestantismus sie vermittelte, enger als in der Heimath der Reformation, und so war auch die einheitliche Wirkung der Aufklärung nirgend gewaltiger. Sie entwickelte hier einen sittlichen Ernst und einen pädagogischen Eifer wie eine neue Religion. Das gab ihr eine unendliche Ueberlegenheit über die französische Bildung, die ihr in den Kreisen der Höfe und Regierungen überall entgegen trat. Die großen Principien, die in Frankreich wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges, blendende Werke des schriftstellerischen Genies und eine souveräne Lebensfreudigkeit der Gesellschaft hervorbrachten, empfingen in Deutschland eine gemäßigte, ja eine beschränkte Form. Aber in dieser wurden sie praktisch brauchbar, so daß sie die Masse unseres Volkes umzubilden vermochten. In Frankreich brach unter den Erschütterungen der französischen Revolution die trügerische Decke der Saloncultur jäh zusammen, und hervor stiegen aus der unberührten Tiefe die finsteren Gewalten des Mittelalters, mit denen noch das Frankreich unserer Tage den alten, aussichtslosen Kampf ringt. In dem Vaterlande Luther's und Kant's erwuchs aus der nüchternen Arbeit des 18. Jahrhunderts die freie Begeisterung der Kämpfer von 1813, und wenn das deutsche Volk heute in der gleichmäßigen Vertheilung von Bildung und Gesittung an der Spitze der Culturnationen steht, so soll es nicht vergessen, daß es diesen Vorrang zum guten Theil der vielgeschmähten Aufklärung verdankt.

Nie hat eine Cultur ein deutlicheres Bewußtsein gehabt von dem, was sie war und was sie leistete, als die deutsche Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Wie hätte sie jetzt nicht darnach streben sollen, die Akademie des ersten deutschen Staates für sich zu erobern! Hertzberg war ganz ihr Sohn. Wie er denn schon unter dem großen König den Stolz, mit dem er auf die mächtige Entwicklung der nationalen Bildung blickte, gern hervorgekehrt hatte. Mitten in einer Beamtenschaft, die in ihrem Verkehr mit dem König und zumeist auch unter sich nur französisch schrieb, hat er unsere Sprache geliebt und als deutscher Stilist es früh zu einer Art von Autorität im auswärtigen Amt gebracht. Sein patriotischer Eifer für die deutsche Literatur hatte Friedrich zu seiner Schrift über diese veranlaßt. Und wenn nun Hertzberg daran festhielt, daß die Akademie eine systematische Wirkung auf den Geist des Staates üben solle, so sah er sich auch hierdurch in erster Linie auf die Schriftsteller der Aufklärung angewiesen. Diese Literatur und nicht das junge Deutschland Herder's und Goethe's schien seinem praktischen Geist zu einer solchen pädagogischen Aufgabe brauchbar zu sein. Stand doch auch die deutsche Aufklärung zu dem preußischen Staat noch in einem ganz besonderen Verhältniß. Sie war zum guten Theil das Werk dieses Staates. Auf seinem Boden, in seinem Rahmen und unter seiner Erziehung hatte sie ihre Eigenart entwickelt. Und hier hatte sie ihre eifrigste und erfolgreichste Arbeit geleistet. In tiefster Uebereinstimmung mit den Tendenzen des großen Königs, zumal mit den ernsten Gedanken des vom Leben Gereiften, dem die Moral das letzte Ziel aller wissenschaftlichen Thätigkeit war. So daß nun auch wieder dieser Staat

in demselben Maße als das Werk der Aufklärung gelten konnte. Er war in allen seinen Theilen von ihrem Geist durchdrungen. Die Aufklärung führte im Oberconsistorium das entscheidende Wort über kirchliche Dinge. Bei Allem, was für das Unterrichtswesen geschah, wirkte sie mit. In den Bureaux und Sitzungszimmern der Verwaltungsbehörden und Gerichtshöfe saßen ihre Vertreter. Die Pforten der Akademie konnten ihr nicht länger verschlossen bleiben.

Schon die Liste der fünfzehn Männer, deren Aufnahme Hertzberg in dem ersten Jahre seiner Curatorschaft durchsetzte, zeigte die Richtung, in der er die Körperschaft zu erneuern dachte. Ramler, Selle, Engel, Teller waren unter dieser Zahl, sie alle anerkannte Führer der deutschen Aufklärung. Der Pädagog Meierotto, der Reorganisator des Joachimsthal'schen Gymnasiums, reihte sich ihnen an, und auch die drei Franzosen, die hier aufgenommen wurden, der jüngere Castillon, der ältere Erman und der ältere Ancillon, Mitglieder der Berliner Colonie, gehörten in diesen Kreis. Nur einige von diesen fünfzehn verdankten ihre Wahl rein wissenschaftlichen Leistungen. Dieselben Rücksichten bestimmten die meisten Ernennungen der folgenden Jahre. Jetzt gelangten Zöllner und Gedike in die Akademie. Hertzberg drang auch darauf, daß Nicolai und Biester und dazu Suarez, der Mitschöpfer des preußischen Landrechtes, dieses größten Denkmals der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, ernannt würden. Doch hier mühte er sich umsonst. Wöllner bestimmte den König in diesen Fällen zur Verweigerung der Bestätigung. Er veranlaßte auch die Aufnahme von Moritz, der dem Winckelmann-Goethe'schen Ideenkreise angehörte. Das Gefühl des gemeinsamen Gegensatzes gegen die Aufklärung bewog den Verfasser des Religionsedictes zu einer solchen Empfehlung. Hertzberg widersetzte sich gerade dieser Wahl in einer für seine Anschauungen bezeichnenden Eingabe.

Mit der deutschen Bildung hielt auch die deutsche Sprache ihren Einzug in die Akademie. Der neue Curator bestimmte, daß die deutsch gelesenen Abhandlungen auch deutsch gedruckt werden sollten. So erschienen diese „deutschen Abhandlungen" fortan als eine zweite officielle Publication der Akademie neben den französischen „Mémoires". Wie es denn auch die Idee Hertzberg's war, daß die neuen Mitglieder der Akademie eine eigene „deutsche Deputation" bilden und die Aufgabe wieder aufnehmen sollten, welche einst der gelehrten Gesellschaft bei ihrer Gründung gestellt worden war: die deutsche Sprache durch eine Grammatik und ein Lexikon gleichsam unter nationalem Gesichtspunkt zu codificiren. Im Januar 1792 legte er dem König einen ausführlichen Plan zu diesem Werke vor; das Vorbild der Pariser Akademie wurde dabei ausdrücklich geltend gemacht. In der That gab darauf die Akademie einige „Beiträge zur deutschen Sprachkunde" heraus. Moritz, Teller, Gedike und Zöllner waren dabei die besonderen Mitarbeiter — Gelehrte freilich, die weder dazu befähigt waren, die Regelung der Sprache zu fördern, an die Friedrich der Große die Hand nicht hatte legen mögen, noch die tiefere Aufgabe zu erfassen, die Schätze der Vergangenheit unserer Sprache und ihres unmittelbaren, mannigfaltigen Lebens zu heben und für die Schriftsprache zu verwerthen.

Als Hertzberg dem König für seine Ernennung zum Curator dankte, sprach er die stolze Hoffnung aus, daß er die Akademie von Berlin zur ersten in Europa machen würde. In dem utilitaristischen Geist, in welchem er ihre Aufgabe faßte, und in der damit zusammenhängenden beamtenmäßigen Stellung, welche er sich ihren Mitgliedern gegenüber gab, lag doch schon ein Moment, das seine Thätigkeit für die Akademie einschränkte. Er selbst aber war eine stolze, herrische Natur, die allenthalben Widerspruch und Kränkung hervorrief. Er duldete keine fremde Meinung, denn er verstand sie nicht. Wie er sich als den wahren Erben des Fridericianischen Geistes betrachtete, war sein Gesichtskreis immer enger geworden. Nur in der Mitte der Männer, die noch mit ihm unter dem großen König gearbeitet hatten, fühlte er sich wohl. Umstände, über die er keine Macht hatte, traten hinzu. Die hohen Erwartungen, mit denen man in Preußen und in Deutschland der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. entgegen gesehen hatte, die tönenden Versicherungen, mit denen der neue Herrscher seine Regierung als eine Zeit der Reformen im Dienste der Nation und der Humanität angekündigt hatte, — sie gingen nicht in Erfüllung. Wie auf dem Gebiet der hohen Politik, so sah sich Hertzberg auch mit seinen Bemühungen um die geistige Cultur des preußischen Staates von seinem Monarchen schnell im Stich gelassen. Ein üppiger, verschwenderischer Hofhalt verschlang im Verein mit einer planlosen Politik die Geldmittel, deren Hertzberg hier bedurft hätte. Der König, willensschwach und oberflächlich gebildet wie er war, hatte kein persönliches Verhältniß zu den Wissenschaften, und die Umgebung von Dunkelmännern, in der er lebte, brachte ihn bald in Gegensatz zu aller freien Denkarbeit. So fand sich Hertzberg bei der Auswahl seiner neuen Akademiker auf die wissenschaftlichen und literarischen Kreise Berlins beschränkt. Hier aber fanden sich nicht die Männer, die der preußischen Akademie den ersten Platz in Europa zu erringen im Stande gewesen wären. Sie war alt geworden, diese Berliner Aufklärung. In ihrem verbitterten, unfruchtbaren Kampf gegen alles Neue, selbst gegen Kant, den großen Vollender dieses Zeitalters der deutschen Aufklärung, zeigten sich die Züge der Greisenhaftigkeit. Ihr Horizont hatte sich zur Kleinlichkeit und Beschränktheit verengt. Wie die Kunst, so hatte für diese harten Utilitarier auch die Wissenschaft nur so weit Werth, als sie ihren derb praktischen Bestrebungen unmittelbar Waffen lieferte. Die großen Ziele der Aufklärung sollten hier gewissermaßen auf dem geradesten Wege erreicht werden, durch die popularisirende Erörterung der metaphysischen, socialen und politischen Probleme, die das Zeitalter beschäftigten. Der in gefälliger, allgemein verständlicher Sprache belehrende und erziehende Schriftsteller war ihr Ideal. Hier lag bei aller ihrer Verwandtschaft mit Friedrich dem Großen ihre Einseitigkeit gegenüber dem Genius, der an den bildenden Werth der reinen Wissenschaft geglaubt hatte. Was diese Epigonen wollten, war nur ein Ausschnitt aus dem Ideal des großen Königs. Und so zeigte nun auch in ihrer Zusammensetzung diese Hertzberg'sche Akademie einen auffallenden Unterschied gegen diejenige Friedrich's des Großen. Den Kern der Fridericianischen Akademie hatten doch ihre großen Mathematiker und Chemiker gebildet, die Männer der reinen Wissenschaft. Ihnen

hatte sie ihren europäischen Ruf zu verdanken gehabt. In der Akademie Hertzberg's dominirten die Schriftsteller, — eine in der Geschichte unserer Körperschaft einzig dastehende Erscheinung. Ja die Akademie verlor nun auch den einzigen Gelehrten großen Stiles, den sie noch besaß, Lagrange. Er hatte die richtige Empfindung, daß seine Wissenschaft und seine Leistung in dieser nationalisirten und popularisirten Akademie nicht die Anerkennung finden könnten, die ihnen gebührte, und Mirabeau benutzte diese Stimmung, um ihn für Paris zu gewinnen. Niemand erschrak mehr als Hertzberg über solche Folge der Reform, der König machte persönlich den Versuch, den großen Mathematiker zu halten — es war vergebens.

Und nicht einmal in den engen Grenzen, in denen sich so seine Bestrebungen bewegten, brachte es Hertzberg zu einem vollständigen Siege. In der Akademie selbst erhob sich eine zähe Opposition gegen die Absichten des Curators. Sie entsprang den mannigfaltigsten Motiven. Die Franzosen, die wirklichen und die aus der Schweiz und aus der Berliner Colonie, widersetzten sich der selbstbewußten Invasion der nationalen Cultur. Die Männer der strengen Wissenschaft wollten die Akademie nicht zu einem Tummelplatz der Literaten, die Denkschriften nicht zu einem Concurrenzunternehmen der „Monatsschrift“ Biester's oder der „Bibliothek“ Nicolai's herabwürdigen lassen. Oder sie sahen die Gefahr darin, daß jetzt das theologische Element in der Akademie eine so starke Vertretung fand. Andererseits war Wöllner offenbar der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, dem das kritische Werk der deutschen Aufklärung bereits zu weit zu gehen schien. Und indem nun die reactionären Tendenzen am Hofe das Uebergewicht erlangten, gab dies der Gruppe ihrer Anhänger in der Akademie eine besondere Bedeutung. Nehmen wir hinzu, daß Hertzberg die Besoldung auf die neuen Mitglieder beschränkte, daß er den akademischen Behörden, vor Allem dem eitlen beständigen Secretär jeden Einfluß auf die Geschäfte entzog, daß er überhaupt ein wenig umgänglicher Herr war: und wir hören den mißtönenden Zusammenklang aller dieser Stimmen, die den Sturz des Curators forderten.

Neben Wöllner die beiden einflußreichsten Mitglieder der Akademie und zugleich die Häupter des Widerstandes gegen Hertzberg waren Formey und Merian.

Formey war der Senior der Akademie. Er war bei der Neugründung der Gesellschaft im Jahre 1744 in sie eingetreten, und er hat immer bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten selbstgefällig darauf hingewiesen, daß er den zweiten Geburtstag der Akademie miterlebt hatte. Im Jahre 1745 war er Historiograph, drei Jahre später beständiger Secretär der Akademie geworden. In Geschäften aller Art, in einer unermeßlichen Vielschreiberei, in dem ausgedehntesten Briefwechsel mit einheimischen und auswärtigen Gelehrten hatte er sich seitdem mit dem selbstzufriedenen Behagen subalterner Naturen bewegt, die zufällig in eine bedeutende Stellung gelangt sind. Ihn störten nicht die Malicen, die er sich durch seine blinde Arroganz von Voltaire, Rousseau und Anderen zuzog. Merian, der ihm später die Gedenkrede hielt, hatte Recht: „Er war einer der glücklichsten Menschen.“ Das Gegentheil eines Charakters. Er schickte sich in die Umstände. Wie

man denn mit seinen freigebigen Versicherungen die ärgerlichsten Erfahrungen machte und bei Abstimmungen darauf gefaßt war, daß er sich im letzten Augenblick auf diejenige Seite stellte, die ihm die besten Aussichten zu haben schien. Oder wirkte hier bei ihm eine andere Rücksicht? Sulzer nennt ihn einmal, als der Wechsel seiner Gesinnung besonderes Aufsehen machte, „den geizigsten und niederträchtigsten Menschen: er schreibt und redet für Geld". Friedrich hatte ihn zunächst für ein Talent gehalten. Als er gleich in den ersten Tagen seiner Regierung an die Gründung einer literarisch-politischen Zeitung ging, übertrug er dem jungen Professor am französischen Gymnasium die Leitung derselben, und er hat sogar selber für diese Zeitung geschrieben. Dann aber hat er das specifische Gewicht dieser Persönlichkeit bald richtig taxirt. Als die Akademie einmal selber Bedenken trug, zwei Eloges ihres amtlichen Redekünstlers drucken zu lassen, reizte das den König, die beanstandeten Stücke zu lesen. Er schrieb darauf an Algarotti: „Ein alberneres und platteres Geschwätz hat es nie gegeben. Formey hat Geist haben wollen: er hat sich hierdurch gegen die Natur aufgelehnt, und das ist nicht zu seinem Vortheil ausgeschlagen." Und an den Präsidenten der Akademie: „Ihr Secretär hat die bejammernswerthe Dummheit begangen, zwei Lobreden zu halten, und die bejammernswerthere, dieselben drucken zu lassen. Ich fürchte für den Ruf unserer Akademie." Friedrich hatte außerdem gerechten Grund gehabt, an der Ueberzeugung eines „Philosophen" zu zweifeln, der sich gedrungen fühlte, für die christliche Religion ein „Bekenntniß" abzulegen, welches seine schlecht verhüllte Spitze gegen den König und seine besonderen Freunde richtete. Formey ist wie Wöllner für Friedrich immer „der betrügerische und intrigante Pfaffe" geblieben. Deshalb hat er sich auch drei Mal in der Hoffnung getäuscht, die philosopische Directorstelle zu erlangen, die er — natürlich sammt ihren Emolumenten — als sein Erbtheil betrachtete. Der König entschied: „Ein Priester kann kein Philosoph, ein Philosoph kein Priester sein." Formey mußte dieses Wort selber zu den Acten nehmen; er fügte hinzu: nolite confidere principibus! Für so viel Kränkungen hat er sich dann dadurch gerächt, daß er nach dem Thronwechsel in seinen „Erinnerungen" all' das lange gesammelte Gift gegen den großen König ausspritzte; den ärgsten Schimpf hat er ihm doch nicht angethan: er hat an d i e s e m Todten seine Redegabe nicht versucht. Nun endlich erreichte er das Ziel seiner heißen Wünsche: „sein ausgezeichnetes Wissen und die gerechte Dankbarkeit des neuen Monarchen", wie er dem Leser seiner „Erinnerungen" verräth, verschafften ihm nun doch noch das Directorium der philosophischen Classe. Da drohte die Reform der Akademie, welche ihr einen Curator und fünfzehn neue Mitglieder brachte, den Einfluß des alten Mannes zu vernichten. Er gab sich den Anschein, als wollte er solchem Geschick durch einen würdevollen Abgang begegnen. Am Schluß einer langathmigen Diatribe gegen Cicero's Tusculanen, die nun wirklich nicht mehr an der Zeit war, erklärte er theatralisch seinen Austritt aus den Reihen der lesenden Mitglieder. „Ein anderer, stärkerer Grund noch läßt mich diese Betrachtungen beendigen. Er liegt in den Veränderungen, welche sich in der Akademie zugetragen haben. Die große Zahl der Mitglieder, die in sie aufgenommen

sind, eine Zahl, mehr als hinreichend, um für die Abhandlungen der Akademie Sorge zu tragen, entbindet mich dieser Verpflichtung." Er dachte indessen nicht daran, das Spiel verloren zu geben. Sein ganzer heimtückischer Haß traf jetzt den neuen Herrn der Akademie. Indem er einstweilen hinter der Scene wirkte, wartete er auf die Gelegenheit, den Usurpator zu beseitigen.

Länger noch als Formey hat Merian der Akademie angehört. Von Bernouilli an Maupertuis empfohlen, nahm er 1750 seinen Platz in ihr ein und hat ihn behauptet, bis er 1807, mitten in der Krisis des Staates und der Akademie, hochbetagt dahin gegangen ist. Seit 1770 war er Director der Classe der belles lettres. Aber nicht diese äußere Stellung gab ihm seinen Einfluß in der Akademie, sondern das persönliche Verhältniß, das er zu dem großen König hatte. Seine Verbindung mit der Tochter Jordan's, des heiteren Genossen aus den Rheinsberger Tagen, hatte ihn dem König zunächst nahe gebracht. Vornehmlich aber gründete sich das Vertrauen Friedrich's zu ihm auf die wohlwollende Objectivität, welche er im Urtheil über Menschen und Schriften immer bewahrt hat. Er war ein geborener Vermittler und so recht der Repräsentant der vermittelnden akademischen Philosophie dieser Epoche; er betrachtete mit unerschütterlicher Heiterkeit das Schauspiel der Welt und vermied es, unter den Acteurs mit auf der Scene zu erscheinen. Auch Friedrich Wilhelm II. und III. schenkten ihm ihr Wohlwollen und ihr Vertrauen. Er war nun diese vielen Jahre hindurch ganz verwachsen mit den Interessen der Akademie. Es gibt Personen, an denen die Mitglieder der Corporation, welcher sie dienen, sich alle Zeit zu orientiren vermögen über deren vitale Interessen. Auch den Draußenstehenden vermitteln sie ein solches Verständniß. Merian hatte diese Bedeutung für die Berliner Akademie von den Tagen Maupertuis' ab bis zu denen der beiden Humboldt. Wenn jetzt dieser vielwirkende Mann die Führung in der Opposition gegen Hertzberg übernahm, so glaubte er dabei den Ueberzeugungen seines Lebens treu zu bleiben. Wöllner war ihm der Vertreter der Fridericianischen Principien der Akademie. Wie er denn auch in einer Zeit, da die Akademie thatsächlich von Wöllner regiert wurde, das beständige Secretariat übernommen hat, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre, kränkelnd und bequemer noch, als er immer gewesen.

Es war nicht Hertzberg's, sondern Friedrich Wilhelm's II. Schuld, daß die preußische Politik in der Epoche der Convention von Reichenbach mit einer demüthigenden Niederlage endete. Gleichwohl traf dafür den Minister die Ungnade seines Herrn, so daß er im Jahre 1791 die Leitung der auswärtigen Geschäfte endgültig niederlegte. Dieses Ereigniß stärkte die Opposition in der Akademie. Hertzberg behauptete sich nun zwar als Curator und eine Zeit lang auch noch als wirklicher Herr der Körperschaft. Aber seine Stellung war doch erschüttert, und er war nicht der Mann, sie durch Vorsicht und Nachgiebigkeit zu retten. Denn während unter der Einwirkung der großen Weltbegebenheiten bei dem König der reactionäre Einfluß Wöllner's immer entschiedener die Oberhand gewann, fuhr Hertzberg fort, in seinen akademischen Abhandlungen und Festreden die Principien des Fridericianischen Staates zu verherrlichen. Es waren die Principien der Aufklärung, und diese

hatten jetzt auf dem Boden des feudalen und katholischen Frankreich zum Umsturz aller Ordnungen geführt. So steigerte sich die Ungnade des Königs zu einem tiefen Widerwillen gegen den „Demokraten“, wie Hertzberg in den Hofkreisen genannt wurde. Wöllner wagte unter diesen Umständen schon im April 1792 einen Angriff auf die Hertzberg'sche Verwaltung der Akademie. Der König zauderte noch. Aber in den nächsten Jahren häuften sich die Beschwerden aus der Mitte der Akademie. So richtete der König unter dem 12. December 1794 eine Cabinetsordre an Merian, welche unter heftigem Ausfall gegen die von Hertzberg angerichtete „Verwirrung“ die ökonomische Commission, die seit den letzten Zeiten Friedrich's des Großen mehr und mehr die Befugnisse des alten Directoriums an sich gebracht hatte, zu Reformvorschlägen aufforderte. Und nun hatte Hertzberg seine Schützlinge wohl in die Akademie, nicht aber in die lebenslänglichen Aemter derselben bringen können, denen gegenüber in jenen Tagen das Plenum so gut wie machtlos war. In ihnen behauptete die Clique der älteren Elemente die Herrschaft. Vor Allem unter Merian's bewährter Strategie in der ökonomischen Commission. Nur eines der neuen Mitglieder war in diese eingetreten — Wöllner. So bedeutete der Befehl des Königs im Voraus die Auslieferung der neuen Aufgaben der Akademie an die Gnade ihrer Gegner. Die Folge war denn auch das Reglement vom 12. Januar 1795. Es war im Wesentlichen die Wiederherstellung des Statuts von 1746. Im Besonderen wurde das Französische von Neuem als die officielle Sprache der Akademie eingeschärft. Und um die Zahl der Akademiker wieder auf die statutenmäßige von 24 herabzubringen, wurde der Akademie verboten, während der nächsten fünf Jahre neue Mitglieder vorzuschlagen. Damit war sie zur Stagnation verurtheilt, und in der That ist bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. nur e i n Mitglied, Hirt, aufgenommen worden.

Die drückende Herrschaft Hertzberg's war beseitigt. Er ist bald hernach gestorben. Für die Akademie, die an dem Sturz des lästigen Mannes ihren guten Antheil gehabt hatte, begannen nun erst recht die bösen Tage. Die Tage des Wöllner'schen Regiments. Denn zwischen dem allmächtigen Herrn der preußischen Schule und Kirche und der gelehrten Körperschaft stand nun nicht mehr zu Schutz und Trutz eine selbstbewußte Persönlichkeit. Wöllner wurde vielmehr jetzt selbst der thatsächliche Curator der Akademie. Wie seine Censurgesetzgebung Kant, das größte auswärtige Mitglied der Akademie, zum Schweigen verurtheilte, so hemmte und unterdrückte sie in der Akademie selbst das freie Wort. So konnte die Akademie die Function, die ihr Hertzberg zugedacht hatte, nur beschränkt und vorsichtig erfüllen. Die Schriftstellerwelt von Berlin sah sich deshalb vielfach wieder auf ihre private Vereinigung, die „philosophische Gesellschaft“, angewiesen. Man reichte hier regelmäßige Aufsätze ein, die dann circulirten und kritisirt wurden. Aber wenn nun auch die erste wissenschaftliche Körperschaft Preußens so durch Wöllner den Rückhalt der Regierung verlor, wenn ihre Wirksamkeit einschrumpfte: in Einem blieb sie einig und stark, sie hat doch geschlossen, in zäher Passivität den Tendenzen der Reaction getrotzt und ihre Publicationen

zeigen, daß in ihrem Inneren die Arbeit, wenn auch immer langsamer und kümmerlicher, im Wesentlichen in der einmal eingeschlagenen Richtung fortging: diese Akademie war und blieb das Organ der deutschen Aufklärung.

II.

Der Glanz der universalen Akademie der ersten Fridericianischen Zeit war die künstliche Schöpfung eines enthusiastischen Fürsten und eines berühmten Gelehrten gewesen; er war schon unter dem großen König mehr und mehr verblichen, und Hertzberg hatte ihn nicht wiederherstellen können. Denn eine solche Akademie hatte keine Wurzel in einer Stadt, die keine Universität besaß, sondern nur aus Militärs, Beamten und Kaufleuten bestand, und in einem armen, zu großen militärischen Anstrengungen genöthigten Staat, in welchem die nüchterne Rücksicht auf den Nutzen und das nächste Bedürfniß regierte. Aber eben aus diesem Verhältniß zum Staate entspringt nun eine andere Seite in den Functionen der Akademie, die bisher nicht erörtert worden ist. Sie wird eines der vornehmsten unter den Organen, welche in diesem Fridericianischen Beamtenstaat den Zusammenhang mit der deutschen Aufklärung unterhalten, welche ein so gewichtiges Moment in dessen Dasein gewesen ist.

Wie Friedrich selbst lebt sein Staat in dem Bewußtsein der großen Principien, von denen sein Wirken getragen ist. Friedrich sagt einmal, daß eine Monarchie wie die preußische sich der Oligarchie annähere: der Inbegriff der Personen, die in den Behörden, in den Gesandtschaften, in der Armee und in den Staatsbetrieben wirksam sind, nimmt Antheil an der souveränen Autorität des Staates und beschränkt die Macht des Monarchen; die Einheit in der Monarchie, der Gemeingeist, der alle Diener des Staats von dem höchsten herab erfüllt, macht diese Verfassung zu der vollkommensten unter allen. Die Beamtenregierung, wie sie der König in diesen Worten schildert, empfing nun ihren homogenen Charakter und den Antrieb zu ihrer zielbewußten Thätigkeit nicht am wenigsten durch den einheitlichen Geist der Aufklärung, der sie durchdrang.

Der philosophische Geist hat in diesem 18. Jahrhundert auf alle Gebiete des Lebens reformirend eingewirkt. Dies war nur möglich, weil damals abstracte Principien als unfehlbare Wahrheiten in der gesammten gebildeten Welt angenommen wurden. In ihnen war das Wissen von der Natur und die Macht über sie gegründet, und sie schienen den Fortschritt der Gesellschaft zu verbürgen. Diese Aufklärung hatte sich seit den Tagen des großen Oraniers, seit Newton und Locke in dem englischen Staatswesen verwebt mit der puritanischen Religiosität, der aristokratischen Ordnung und dem Bewußtsein des geschichtlichen Rechtes. Dieselbe Aufklärung hat ihre Macht, zu schaffen und zu gestalten, in Preußen seit der Thronbesteigung seines größten Fürsten erwiesen. Es ist ein Anblick ohne Gleichen in der Geschichte, wie der große König mit diesen Principien der Aufklärung den Inbegriff der Beamten, mit denen er regierte, zu erfüllen unternahm. Die ständische Ordnung, die Stellung des Adels, die Macht der lutherischen Kirche über die

Bevölkerung stehen für ihn nicht in Widerspruch, mit der Aufklärung, wie er sie versteht; vielmehr ist diese ihm eben die Kraft, welche die regierenden Stände zu Gliedern eines machtvollen, einheitlichen, modern geformten Ganzen machen wird. Denn die Staatsmacht soll von innen gesteigert werden, um die Expansionskraft Preußens zu vermehren. So muß der Staat zum Erzieher werden, er muß die Kräfte der Selbstthätigkeit in allen Kreisen der Bevölkerung steigern. Und der aufrichtige Geist des Königs ist dessen gewiß, daß eine solche Steigerung nur durch die Verbreitung des Denkens und der Aufklärung in allen Classen der Bevölkerung, je nach den Forderungen ihres Berufes, möglich sei. Die Aufklärung wird das bestehende Christenthum umgestalten. Sie wird die Erziehung reformiren. Sie wird durch schriftstellerische Arbeit ihre Ausbreitung erwirken. Sie wird schließlich das Wesen der preußischen Monarchie zum Verständniß bringen und das Recht unter dem Begriff der Fürsorge des Staates reformiren.

In den Dienst dieser Aufgabe wird schon unter dem König selbst in zunehmendem Maße die Akademie gestellt. In einer Zeit, in welcher keine andere Art von Oeffentlichkeit das Bewußtsein von den Zielen des Staates den Unterthanen vermittelte, war diese Akademie der Ort, an welchem der König selbst und seine höchsten Beamten die Principien aussprachen, nach denen sie die Regierung führten. Derselbe Geist, der in den Aeußerungen dieser leitenden Personen athmete, war in den anderen Mitgliedern der Akademie wirksam. Er gab ihren Abhandlungen ihre Richtung und ihre Einheit. Diese deutsche Aufklärung geht in ihr zunächst neben der französischen her: wie zwei Flüsse, die, obwohl vereinigt, sich doch niemals vermischen. Sie nimmt stetig dann an Breite des Einflusses zu; unter Hertzberg verdrängt sie schließlich das französische Element. In demselben Maße mischen sich unter die Gelehrten immer mehr die Beamten und die Geistlichen. Es entsteht hier eine Function der Berliner Akademie, die in der Geschichte dieser Körperschaften ohne Beispiel ist. Und so wenden wir uns jetzt zu der Darstellung dieser Leistung der Akademie in dem Fridericianischen Staat, von den Tagen Friedrich's ab bis zu der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III.

In dieser Leistung spiegelt sich als in einem besonders prägnanten Falle das Verhältniß der deutschen Aufklärung zu dem Fridericianischen Staatswesen. Das Interesse des politischen Denkers wird im höchsten Grade davon angezogen, wie die Homogeneität und Energie dieses Staatswesens durch die Beziehung, in welche es zu der großen vorwärtsdrängenden Bewegung trat, gesteigert worden ist. Die Macht dieser Bewegung hat den Oranier unterstützt, als er den englischen Thron bestieg und den Frieden der Parteien herbeiführte. Sie hat den Fridericianischen Staat mit inneren Kräften erfüllt, — und sie hat dann in der französischen Revolution die Monarchie Ludwig's XIV. begraben, auf welche noch Friedrich mit solcher Bewunderung hingeblickt hatte.

III.

Diese Akademie der deutschen Aufklärung war die feste Burg des theologischen Rationalismus: darin lag ihre erste große Leistung. Wenn in Halle dieser Rationalismus sich in einer wissenschaftlichen Theologie entwickelte, wenn von dort her wie aus dem Königsberg Kant's all' die aufrichtigen, sittlich festen Landgeistlichen kamen, welche mit den klaren Gedanken von der göttlichen Persönlichkeit, der moralischen Freiheit und der Unsterblichkeit bis in die letzte einsame Landpfarre die Bevölkerung durchdrangen, so sammelten sich in der Akademie die leitenden kirchlichen Beamten, die regierenden Pädagogen und die Aufklärungsschriftsteller. An diesem weithin sichtbaren Ort behauptete der Rationalismus seine Autorität, der hereinbrechenden Reaction gegenüber, so lange noch irgend Leben in ihm war.

Die Aufklärung und ihr religiöser Wahrheitsgehalt ist lange und vielfach noch bis auf diesen Tag unter dem Gesichtspunkte der genialitätsstolzen Kritik ihrer romantischen Gegner und einer gehässigen theologischen Polemik aufgefaßt worden. Die Geschichte wird gerechter urtheilen. Diese Aufklärung zuerst ging von den Dogmen des Christenthums zurück auf die unvergängliche Weltanschauung, in der seine Wurzeln liegen. Die Persönlichkeit der Gottheit, deren Idee sich seit den Propheten Israels entwickelt und mit dem Fortgang der Gesittung immer mildere Züge angenommen hatte, bis sie in den Gleichnissen Christi den erhabensten, sanftesten Ausdruck fand; die Verantwortlichkeit des Menschen als gegründet auf das Gewissen und die moralische Freiheit, nach welcher er der sittlichen Anlage in seiner Brust zu folgen vermag; die Würde der menschlichen Natur, die in diesen sittlichen Tiefen wurzelt; die Unsterblichkeit, deren der Mensch, so er das Gute will, gewiß sein darf; endlich das Reich Gottes als Ausdruck der Solidarität des Guten, Heiligen, Seligen in der Welt und der Sicherheit seines Sieges in fortschreitender Entwickelung: diese Ueberzeugungen umschreiben eine der großen Möglichkeiten der Weltanschauung, in denen der Mensch seine Stellung im Universum zu erfassen vermag. Neben dem wissenschaftlichen Positivismus und dem objectiven Idealismus, der sich in der pantheistischen Lebensauffassung vollendet, steht sie als ein dritter, gleichwerthiger Typus. Jeder dieser Typen umfaßt eine der Seiten unseres Lebensgefühls, die in der Natur des Menschen und seiner Stellung zum Wirklichen gegründet sind. Nie wird der menschliche Geist in einem allgemeingültigen System diese Stellung wissenschaftlich begreifen können. Aber indem das geschichtliche Bewußtsein das Recht einer jeden dieser Weltansichten erfaßt und zugleich erkennt, wie eine jede von ihnen nur in einer Bildersprache *eine* Seite in dem Verhältniß unserer inneren Lebendigkeit zu der Welt ausdrückt, blicken wir durch die Symbole und Begriffe in die Tiefen des Zusammenhangs, zu welchem unser Dasein mit der Natur verknüpft ist. So eignet jeder dieser Weltansichten ihre besondere Macht und Wirkung. Unter ihnen ist der Idealismus der moralischen Freiheit zweifellos diejenige, welche den glücklichsten Einfluß auf die sittliche Bildung des Einzelnen, auf die moralischen Kräfte der Staaten und auf die Erziehung der Menschheit besitzt. Und auf dieser Weltanschauung beruht das Christenthum. Sie

drückt sich in der Bergpredigt und in den Gleichnissen Christi aus. Die Natur und die einfachen Formen menschlichen Daseins, wie sie der Vater in seinem Hause, der Säemann, der über die Fluren hingeht, die Fischer am See darbieten, wurden ihm zu Symbolen der friedlichen, unerschütterlichen Verhältnisse, in denen der Mensch zu dem Vater im Himmel und einem göttlichen Zusammenhang der Dinge steht. Diese Weltanschauung erlangte dann weltgeschichtliche Macht, indem sie die einfachsten, menschlich wirksamsten Ergebnisse der alten Cultur in sich sammelte: die griechischen Ideen von einer göttlichen Vernunft, einem Logos, der in der religiösen Offenbarung wie in dem philosophischen Denken wirksam ist, die römischen Lebensbegriffe von den mit uns geborenen Anlagen zu sittlichem und religiösem, weltlichem und staatlichem Dasein und von dem Zusammenhang der Pflichten, der aus ihnen entspringt.

Löste man aus dem Christenthum den Dogmenglauben und jede Art von Magie des Cultus und der Ceremonien, so schienen, wie aus einem Schutt, die klaren, reinen und dauernden Linien dieser Weltanschauung hervorzutreten. Man könnte die Geschichte des Rationalismus von den Tagen des Erasmus ab — denn der Rationalismus ist ebenso alt wie Luther oder Calvin — darstellen als den Verlauf der Arbeit, in welcher die Schichten der Dogmatik, wie sie sich historisch gebildet hatten, nach einander wieder abgetragen wurden. Gewiß liegt zwischen dieser Weltanschauung und der Summe der christlichen Legenden und Dogmen das eigenthümliche, eben als Geschichtliches unergründliche Erlebniß des Urchristenthums, das eben durch seine Unfaßlichkeit und die Parodoxie in der Mischung seiner Züge das Gemüth an sich zieht. Dies zu erfassen war die lange Arbeit des nachkommenden geschichtlichen Bewußtseins. Das Persönliche, geschichtlich Bestimmte dieses Erlebnisses mit der Forderung von universaler Geltung der religiösen Wahrheit in Einvernehmen zu setzen: das ist das Problem, an dem seit Schleiermacher und Hegel unser Denken sich abarbeitet. Das rührt an die letzten Geheimnisse der Geschichte, — sie lagen diesem 18. Jahrhundert fern. Es hielt sich an die klaren Wahrheiten, die es als allgemeingültig begründen zu können glaubte. Es verstand schließlich nur sich selbst und was seiner gedankenmäßigen Art war. In den festen, deutlichen Begriffen hat doch die protestantische Aufklärung den unvergänglichen Gehalt des Christentums erfaßt. Und als der „alles zermalmende Kant“ die metaphysischen Demonstrationen für den persönlichen Gott, die moralische Freiheit und die Unsterblichkeit auflöste, hat er nur in dem moralischen Bewußtsein der Verantwortlichkeit den tiefsten Grund aufgedeckt, aus welchem diese Ueberzeugungen zu allen Zeiten im Gewissen der Menschen sich als Postulate wieder aufbauen werden. Und mit ihm waren im Einverständniß die anderen Vertreter dieser Weltansicht, Jacobi, Fichte, Wilhelm von Humboldt und der Gewaltigste unter ihnen, Schiller. Das also war das große positive Werk, das die deutsche Aufklärung verrichtet hat.

Aber diese Weltanschauung lag seit den Tagen der Väter und Apologeten in einem ungeschlichteten Streit mit der Lehre von einer particularen Offenbarung, von den göttlichen Personen, von Erbsünde und Gnade. Und nun

vollzog sich von dem juste-milieu der Theologen wie Ernesti und Mosheim und der hohen Geistlichen wie Sack und Jerusalem bis zu Schriftstellern wie Reimarus und Paulus und Geistlichen wie Teller und Zöllner die Loslösung dieser Dogmen von der Weltanschauung, welche ihren Hintergrund bildete. Eben was dieser Weltanschauung jetzt ihre Kraft erhöhte, daß nunmehr die Weisheit und die Güte der Gottheit in der unverbrüchlichen Ordnung, in der wohlthätigen Nothwendigkeit einer von erkennbaren Gesetzen der Natur regierten Welt begriffen wurde: das machte die nachträglichen Einmischungen dieser nach Gesetzen wirkenden Gottheit in den Lauf der Welt unglaubhaft. Eingriffe, die in einem Winkel dieses Universums stattgefunden haben sollten, und deren wunderhafte Natur aus den Begriffen von einer affectiven, in sich bewegten, in Einzelhandlungen wirksamen Gottheit stammte. Die historische Kritik zerlegte in Semler, Michaelis, Reimarus, Lessing, Spittler und Planck die Traditionen über die Geschichte Israels, die Einführung des Christenthums und die Ausbildung der katholischen Kirche. Die moralische Kritik bestritt aus dem Bewußtsein der sittlichen Würde und Autonomie die Dogmen von Erbsünde und Gnade und den specifischen Werth der Cultushandlungen.

Das Meiste, was damals vor der historischen Kritik zusammenbrach, ist am Boden geblieben. Und ebenso ist nichts von dem, was das moralische Bewußtsein in Lessing und Kant von dem christlichen Dogmenkreis zerstört hat, einer dauernden Restauration fähig gewesen. Die Umwälzung der Theologie, welche Schleiermacher, Hegel und die historische Schule herbeiführten, erwies sich nur haltbar in Bezug auf das tiefere Verständniß der religiösen Processe, in denen sich die christliche Glaubenswelt gebildet hat, und auf den dauernden religiösen Werth, welcher denselben zukommt. Und selbst die Einsicht, daß sich hier aus den unergründlichen Kräften der moralischen Person und ihres schaffenden Vermögens geschichtliche Symbole ewiger Wahrheiten bildeten, ist in Kant's Religionsschrift schon enthalten. So ist die theologische Kritik der Aufklärung schlechterdings die Grundlage für die historische Gedankenarbeit des 19. Jahrhunderts. Wie hätte auch der Gedanke der Entwicklung oder die Methode der Vergleichung auf die Schöpfungen des menschlichen Geistes angewandt werden können, wenn man fortgefahren hätte, in die Mitte der Geschichte die höchste Stufe des menschlichen Daseins zu verlegen und sie als ein Uebermenschliches zu denken. So darf die Härte, mit welcher Niebuhr, die Grimm, Hegel und Ranke sich von dem theologischen Rationalismus abwandten, nicht darüber täuschen, daß sie in der historischen Kritik die Nachfolger von Semler, Lessing und Spittler und in der Erfassung des Ewigen in der Gestalt des Geschichtlichen die Schüler von Lessing und Kant waren.

In dem Staate Friedrich's empfing diese religiöse Aufklärung einen regimentalen Charakter. Sie trat unter den großen Gesichtspunkt der Erziehung des Volkes, mit welchem Friedrich sein Preußen erfüllte. Der Idealismus der moralischen Freiheit besaß in sich die Macht, eine solche Erziehung des Volkes zu vollbringen. Sie wurde in den edelsten Vertretern dieser Aufgabe zum Selbstzwecke. Man begann in der geistig-sittlichen Bildung der Einzelperson nun auch in Deutschland das Ziel aller Anstalten der Cultur

zu erblicken. Wie Lessing in der Religion das große Werkzeug der Erziehung des Menschengeschlechtes sah, so dachten Friedrich und sein Zedlitz den Staat als Erzieher. Und mit einer rechtschaffenen Ueberzeugung, deren inneres Feuer ihn bis in das höchste Alter durchglühte, hat Kant die Entwicklung des Menschen zur Mündigkeit durch Aufklärung und Erziehung als Zweck alles praktischen Handelns im Staate aufgefaßt. Nicolai hat in seiner Denkrede auf Teller in der Akademie ein glänzendes Bild entworfen, wie an dieser Arbeit die Minister Münchhausen und Zedlitz mit den im Oberconsistorium wirksamen Männern, Sack, Diterich, Spalding, Irwing, Büsching und Lamprecht zusammengearbeitet haben. „Es war damals die Zeit der schönsten Blüthe der schönen Regierungszeit Friedrich's des Großen. In allen Zweigen der Regierung herrschte ein allgemeiner eifriger Trieb zur Vervollkommnung. Es würde sehr lehrreich sein, die verschiedenen Charaktere und Handlungsweisen der edlen Männer zu schildern, welche damals das Oberconsistorium ausmachten und bei aller Verschiedenheit mit so inniger Einigkeit zur Beförderung des Guten arbeiteten." Indem die Aufklärung dem Cultus und den Ceremonien jede übersinnlich magische Wirkung aberkannte, trat die Macht der christlichen Religiosität gleichsam in die Unsichtbarkeit zurück. Der Protestantismus war dieser Aufklärung die Seele des Staates, welche alle Organe desselben mit einer einmüthigen idealen moralischen Kraft durchdringen sollte: überall gegenwärtig, in einer rein geistigen Wirksamkeit. In dieser moralischen Auffassung des Christenthums, verbunden vielfach mit schlichtem altem Glauben oder mit den neuen religiösen Ideen von Fichte, Jacobi, Schleiermacher, lebten Friedrich Wilhelm III., Stein, Humboldt und die großen Führer der Befreiungskriege. Sie durchdrang alle Classen der Bevölkerung, und als die militärisch-politische Organisation unseres Staates zusammenbrach, hat sie unserem Volk die zähe Kraft des Widerstandes und den einfachen, frommen Glauben verliehen, mit dem es seine Söhne in den Tod schickte. Sie war nicht bloße Theologie, sondern eine neue und eigene Stufe der christlichen Religiosität.

Nichts Großes ist ohne Grenzen und ohne Schatten. Diese moralische Religiosität der Aufklärung hatte in der letzten Tiefe des religiösen Gemüthes eine Schranke, über welche erst Kant hinaus geschritten ist. Das Ideal der Cultur, wie es im 17. Jahrhundert in Leibniz seine vollendete Repräsentation gefunden hatte, war im Gegensatz zu der Weltabwendung des älteren Christenthums und im Einverständniß mit dem naturwissenschaftlichen Geiste entstanden. Es stand zugleich in Zusammenhang mit den praktischen Zielen der emporstrebenden nationalen Staaten. Es war utilitarisch, d. h. auf Wohlfahrt und Nutzen gerichtet. Die großen Moralisten Englands von Shaftesbury bis Adam Smith finden in dem sittlichen Bewußtsein als dessen lebendige und gefühlskräftige Voraussetzung überall die Sympathie und das Interesse an der allgemeinen Wohlfahrt. Leibniz und die deutsche Aufklärung erblicken einmüthig in dem Streben nach Entwicklung, Vollkommenheit und Glückseligkeit die Beweggründe des sittlichen Handelns. Dies ist der Horizont, in welchem die Theologie der Aufklärung bis auf Kant eingeschlossen bleibt.

So reicht sie nicht bis in die Tiefe des Christenthums, welches jenseit jeder Art von Verband und Zusammenleben den Menschen in seiner Relation zu der göttlichen Persönlichkeit erfaßt: einsam, wie er dem göttlichen Gericht unterworfen ist, und wie er sterben wird. Und in der Enge des deutschen Lebens empfing dieses utilitarische Ideal einen Zusatz von gemeiner Nützlichkeit. Bis dann Kant die sittliche Person wieder loslöste aus jeder Beziehung zu den endlichen Culturwerthen.

Aus demselben Culturideal entsprang eine andere Grenze in diesem religiösen Bewußtsein der Aufklärung. Der Fortschritt und die Solidarität der allgemeinen Wohlfahrt war in ihm auf die allgemein gültige Wissenschaft gegründet. Sein Charakter war Intellectualismus: jeden Werth des Lebens wollte es in Denkprocessen befestigen. Die allgemeine Wohlfahrt ist das Ziel und die Aufklärung zu deutlichen Begriffen überall das Mittel. So soll auch die Religiosität zu diesen Begriffen erhoben und in ihnen begründet werden. Der Idealismus der Persönlichkeit und der moralischen Freiheit schien diesem Zeitalter fähig, eine solche Begründung durch reine Vernunft zu erfahren. Bis dann Alles, was in der Tiefe der Person und in den größten religiösen Erscheinungen der Menschheit von Unergründlichem, Gemüthsgewaltigem gelegen ist, als Gegeninstanz sich geltend machte: als eine Wirklichkeit, die stärker war als jedes Raisonnement. In der ruhigen Sicherheit, die aus diesen festen Begriffen floß, lag die Kraft dieses Standpunktes, sie wurde verstärkt durch sein gesundes Verhältniß zum Leben, durch seine Nähe an die Bedürfnisse des Volkes. Aber er war unfähig, das Recht anderer Weltansichten anzuerkennen. Und in Preußen erhielt diese steifnackige Ueberzeugtheit von der eigenen Weltansicht und der eigenen Person noch einen besonders unangenehmen Zusatz durch den Beamtencharakter der Geistlichen, der Akademiker und der Gelehrten jener Tage. Die Staatsautorität der Kirche tritt in den Sack und Spalding, den Teller und Zöllner als Bindung des freien Geistes unter einer rechtlich geordneten Autorität hervor. Es war der kläglichste Beweis höfischer Unterwürfigkeit, daß diese Beamten Gottes den Doppelehen des Königs ihren Segen gaben. So litt das Christenthum Schaden an der göttlichen Freiheit des Geistes, der hoch über den einzelnen Staaten, ihren Culturzwecken und ihren gesellschaftlichen Abstufungen in ungebundener Kraft wirken soll. Bis dann Schleiermacher's Reden über Religion in radicaler Energie die Rechte des religiösen Bewußtseins wieder herstellten.

Die Berliner Akademie hat für diese deutsche Aufklärung eine Arbeit gethan, durch die sie in deren Geschichte eine wichtige Stelle einnimmt. Ein zähes, continuirliches Wirken, das ein Jahrhundert umspannt, von den Tagen ihres Gründers Leibniz, bis dann diese Aufklärung in Altersschwäche dahinstarb.

Die Theologie als solche war von ihr ausgeschlossen. So nahm sie keinen Antheil an dem Werk der historischen und moralischen Kritik des Dogma. Nur in den Gedächtnißreden auf hervorragende Geistliche oder Theologen bot

sich ein Anlaß, diese Grenze zu überschreiten, und besonders Nicolai hat diese Gelegenheit, in den heiligen Raum der Theologie einzubrechen, gründlich benutzt. Für theologische Forschung selber war in ihr keine Stelle. Noch Schleiermacher hat die theologischen Untersuchungen, die er nebenan in dem Universitätsgebäude den Studirenden darlegte, niemals in den Räumen der Akademie berührt. Bis dann 1839 August Neander eintrat. Heute, wo die Kirchengeschichte ihren Platz unter den anderen historischen Wissenschaften eingenommen hat und die Entdeckungen von Bruchstücken altchristlicher Urkunden das allgemeine Interesse aller Historiker auf sich ziehen, besteht kein Unterschied mehr in der Berliner Akademie zwischen kirchengeschichtlichen und irgend welchen anderen Forschungen historischer Art. Möchte bald auch die allgemeine Religionsgeschichte einen Vertreter in ihr finden.

Anders stand es mit der positiven philosophischen Begründung dieser Religiosität der Aufklärung. Sie bildete den beständigen Gegenstand der Arbeit in der philosophischen und vielfach auch in der literarischen Classe der Akademie dieses ganze Jahrhundert hindurch. Sie gründete sich auf das, was in der philosophischen Einzelforschung geleistet wurde. Und dessen war nicht wenig.

Das Bedeutendste in den Einwirkungen der Akademie auf die streng philosophische Wissenschaft, von ihrer Gründung bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, beruhte auf ihrer Verbindung mit der großen mathematischen Naturwissenschaft. Hier strahlen die Namen eines Leibniz, Euler, Maupertuis, d'Alembert, Lagrange und Lambert; von hier empfängt die Akademie in ihren philosophischen Arbeiten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ihre entscheidende Richtung. Sie erörtert die von Leibniz aufgestellten Principien der Natur. Sie führt die Untersuchung der Voraussetzungen der mathematischen Naturwissenschaften mit den Mitteln Locke's weiter. Und sie nähert sich von Maupertuis ab der kritischen Stellung Kant's gegenüber der Außenwelt. Ihre Mitglieder Lambert, Merian, Beguelin unternehmen, die Messung in das Gebiet der geistigen und gesellschaftlichen Thatsachen einzuführen. Lambert, der erste Logiker der Zeit, steht in selbständiger Größe neben Kant; sie gehen ein gutes Stück ihres Weges mit einander; vor Kant's entscheidender Wendung, durch welche er die letzten, tiefsten Voraussetzungen der Vernunftwissenschaft auflöst, haben sie sich getrennt.

Als dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich in Deutschland von England her immer stärker der Geist der psychologischen Analyse ausbreitete, gelangte diese Richtung allmählich auch in der Akademie zur Geltung. Euler's Ausscheiden, Lambert's frühes, durch rastlose Arbeit herbeigeführtes Ende raubte den Aelteren die Führer. Psychologie und ihre Anwendung auf Aesthetik und Moral stehen nun im Vordergrund der Arbeiten der philosophischen und literarischen Classe. Hier ragen die Leistungen von Merian, Sulzer und ihren Genossen außerhalb der Akademie hervor; Moritz gesellt sich später zu ihnen. Die Ausbildung der neuen Theorie von den drei Grundkräften der Seele, die Begründung einer psychologischen Aesthetik ist zu einem guten Theil das Verdienst dieser Männer. Sie haben Tetens und Kant vor-

bereitet. Und die Vertiefung in die Fülle der seelischen Regungen und ihre leisen Uebergänge, in das Intime, Zarte, Verborgene und dem Tagesleben des Denkens Entzogene war eine der wichtigsten Vorbedingungen unserer großen Dichtung. Denn mehr als irgend ein früheres Zeitalter der Poesie hat unsere classische Kunst in Goethe den stillen, unmerklich fortschreitenden Zusammenhang des Lebens zu erfassen verstanden. Aus dem eigensten Geiste dieser Epoche der Seelenzergliederung entsprang der deutsche Bildungsroman. Rousseau's Emile und Wieland's Agathon bereiteten ihn vor, und dann kam, neben dem Anton Reiser von Moritz, der Wilhelm Meister: das classische Vorbild aller folgenden Dichtungen dieser großen Kunstform.

In all' diesen Forschungen[1]) lag eine siegreiche Macht, die religiöse Aufklärung auszubreiten. Ihre Ergebnisse liefen alle in einem Punkte zusammen. Es war gleichsam eine einzige Weltanschauung, an welcher von Leibniz ab die Akademie arbeitete: die Vertheidigung der göttlichen Personalität und der moralischen Verantwortlichkeit des Menschen durch Gründe der Vernunft. Ihr diente der Schluß aus der Zweckmäßigkeit der Weltordnung auf einen gütigen und weisen Schöpfer: die großen mathematischen Physiker, voran ein Leibniz, Maupertuis und Euler, erhielten ihn aufrecht, und Geister geringeren Ranges, wie Sulzer, verfolgten ihn bis in die wohlthätige Einrichtung, daß die Kirschen gerade reif werden, wenn sie zur Sommerszeit am besten schmecken. Eben diese Weltansicht erhielt ihre psychologische Begründung durch den Begriff einer einheitlichen, spontanen seelischen Kraft, wie er von Leibniz gefaßt und von Sulzer, Merian und Mendelssohn ausgebildet worden war. In dem Kreise der Akademie erhielt nun der Beweis seine Vollendung, der aus den untheilbaren Acten der Wahrnehmung, des Urtheils, des Selbstbewußtseins auf diese seelische Kraft schließt, die ganz unterschieden ist von den Atomen, welche die Materie bilden — ihm hat noch Lotze unter gewissen kritischen Einschränkungen einen hervorragenden Platz in seinem System gegeben.

Dieser moralisch gerichtete Rationalismus bestimmt in dem ganzen Jahrhundert die verschiedenen Philosophen der Akademie, gleichviel welche Parteifragen sie sonst trennten. In ihm waren mit den Deutschen die Schweizer, wie Lambert, Merian und Sulzer, sowie die Mitglieder der französischen Colonie, wie Castillon, Ancillon, Erman und Formey verbunden. Denn lange ist den schweizerischen und französischen Reformirten die Verknüpfung der Rationalität der geistigen Haltung mit ehrenfesten Sitten und unentwegtem Glauben an die moralische Weltordnung eigen geblieben. Formey hat einmal über die Censur gesprochen; er schlug damals schon eine vom König eingesetzte Commission von Schriftstellern zu ihrer Handhabung vor; er wollte aber, daß jeder Angriff gegen die Autorität der Gottheit, die Souveräne und die guten Sitten durch sie unterdrückt werde. Der Begriff der Zucht in der reformirten Kirche macht sich hier geltend. Und auch die deutschen Geistlichen in der Akademie, bis zur äußersten Linken in Teller und Zöllner, waren

---

[1]) Ich gedenke an einer anderen Stelle diese philosophischen Verdienste der Akademie zu besprechen.

moralische Rigoristen und nur allzu geneigt, die Mittel des Kirchenregimentes anzuwenden.

Die Herrschaft, welche die deutsche Aufklärung in der Akademie besaß, beruhte vor Allem auf der Uebereinstimmung der Gebildeten in diesen Ueberzeugungen. Und die ruhige Sicherheit, mit der sie diese Herrschaft übte, wurde gesteigert durch den friedsamen, traulichen und beglückenden Charakter dieser Weltansicht. Als dieselbe nun aber zusammenstieß mit der neuen Zeit, entsprang eben aus dieser Selbstgewißheit ihr Unvermögen, die neuen Menschen zu verstehen. Dies tritt besonders in der Polemik gegen Kant hervor, welche viele Abhandlungen der philosophischen Classe durchzieht. Allen voran schritt der vielgeschäftige, scharfsinnig bornirte Schwab in den Abhandlungen, mit denen er die Akademie ebenso wie die philosophischen Journale versorgte. Den Hauptschlag gedachte man mit der Preisaufgabe über die „wirklichen Fortschritte" der Metaphysik zu führen: wir verdanken ihm die herrlichen Fragmente einer Beantwortung von Kant. „Metaphysik ist ein uferloses Meer, in welchem der Fortschritt keine Spur hinterläßt, und dessen Horizont kein sichtbares Ziel enthält, an dem, um wieviel man sich ihm genähert habe, wahrgenommen werden könnte." Kant behielt seine Antwort weislich unvollendet im Pult. Den Preis erhielt schließlich sein Gegner Schwab, während der hervorragendste unter den Bewerbern, der Kantianer Reinhold, zurückstehen mußte. Das harte Urtheil über diese philosophische Classe, wie es sich in Kant und Denen um ihn her gebildet hatte, zeigt sich in einem Brief seines Schülers Kiesewetter an ihn, der nun im Briefwechsel Kant's veröffentlicht werden wird: „Sie wundern sich über die Erscheinungen in unserer Berliner Akademie. Was die auch thun mag, wundert mich nicht mehr." Es folgt ein Register der Sünden dieser philosophischen Classe, die unter den Eingeweihten in Berlin damals in bitterem Spott besprochen wurden. Und wie sie dann weiter der ganzen großen Bewegung, welche von Kant hervorgerufen war, sich entgegen stellte, unfähig, sich zu reformiren und von dem, was um sie geschah, zu lernen, gingen die Zeit und der Fortschritt über sie hinweg.

IV.

Kein Werk der deutschen Aufklärung ist wohlthätiger gewesen, keines fand so ungetheilte Anerkennung bei der Nachwelt als die Reform der Erziehung.

Auch sie entsprang aus dem neuen Culturideal des 17. Jahrhunderts und den wirthschaftlichen Aufgaben der großen Nationalstaaten. Wenn Wissen Macht ist, dann wird die Arbeit des Bauern, die Thätigkeit des Handels und der Industrie durch die Vermehrung der Kenntnisse in diesen Classen gesteigert werden können. Die regierenden Stände werden mit der Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens und der Verwaltung die Fähigkeit verbinden müssen, zu reden und zu schreiben, in der vorherrschenden französischen Sprache sich auszudrücken und in den neuen gesellschaftlichen Formen sich mit Freiheit zu bewegen. Die Erziehung der Lehrer und Geistlichen wird sich ebenfalls den

neuen Verhältnissen anpassen durch Verbesserung der Methoden des classischen Unterrichts und durch Erweiterung des Gesichtskreises über Natur, Geschichte und Leben. Wie dieses 17. Jahrhundert in dem großen Bewußtsein lebte, daß die neugeschaffene Erkenntniß des gesetzlichen Zusammenhangs in aller Wirklichkeit die Welt umgestalten müsse, so forderte es nun auch in Comenius und Ratichius neue Methoden, durch welche der Unterricht der lebensfrische Vermittler dieses Fortschritts werden könne. Diese Bewegung wurde verstärkt durch die Bedürfnisse des absoluten Staates, der von den Gesichtspunkten des Mercantilsystems bestimmt war. Er sah in dem Unterrichtswesen das Werkzeug für die Hebung der materiellen Wohlfahrt des Staates und die Stärkung seiner Macht. Zumal das durch den großen Religionskrieg ausgesogene Deutschland stand von da ab bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts unter dem Zeichen der wirthschaftlichen Arbeit und des materiellen Nutzens. Zugleich sah dieser absolute Staat — und damit setzte er die Arbeit der altprotestantischen Kirche fort — in der Erziehung das Hülfsmittel, seine moralische Kraft zu steigern.

So gelangte im 17. Jahrhundert ein neues Erziehungsideal zur Herrschaft. Noch das Wirken des edlen Herzogs von Gotha, der in den Wirren des großen Krieges zur Regierung kam, war vornehmlich auf die religiös-moralische Bildung seiner Unterthanen gerichtet; aber wie er nun die Centralisation des Schulwesens in seinem Ländchen anstrebte, die polizeiliche Macht des Staates dafür einsetzte und dem Widerstand orthodoxer Fanatiker gegenüber den Unterricht in den Naturgegenständen förderte, steht er doch da als ein Wegweiser auf das Erziehungswerk des Fridericianischen Staates. Johann Joachim Becher ist dann schon ganz von der Idee der Ausbildung der Bürger für den Beruf und das wirthschaftliche Leben im Interesse der politischen Wohlfahrt und Macht durchdrungen. Staatserziehung, eine oberste Schulbehörde, welche zugleich die Function einer Akademie hat, Realschulen für das bürgerliche Leben, das Alles schwebt seinem erfinderischen Geiste vor. Und in demselben Sinne arbeiten Schupp, Erhard Weigel und Leibniz für das Unterrichtswesen. Sie alle werden vorwärts getrieben von neuen Ideen und Projecten, das Unterrichtswesen dem Hader der Religionsparteien zu entreißen, die Vernachlässigung der moralischen und geistigen Bildung in der lutherischen Lehrkirche auszugleichen und die Erziehung zu der Wohlfahrt des Staates in Verhältniß zu setzen.

Die pädagogische Bewegung, wie sie aus diesen Bedürfnissen im 17. Jahrhundert entstand und nun im 18. sich fortsetzte, bewirkte einen ersten wichtigen Fortschritt: die weitere Differenzirung der Schulkörper. Von Becher und Morhof wird für das bürgerliche Leben die Realschule gefordert, „eine Schule der Naturerkenntniß, technischer Thätigkeit und des praktischen Handelns“. Dieser Forderung zu genügen, entwirft Francke seinen Organisationsplan. Sein Schüler Hecker gründet 1747 in Berlin eine Realschule, und viele ähnliche Anstalten gehen aus demselben Zuge der Zeit hervor. Für die regierenden Stände bilden sich Adelsschulen, Ritterakademien mit ihren neuen Idealen von Kenntniß des Lebens, Kunst der Rede und Eleganz des höfischen Betragens. So

ist das Bedürfniß selber am Werk, das Material für die Gliederung des Unterrichtswesens in die drei Classen von Schulen vorzubereiten.

In derselben Bewegung ist ein Anderes, Größeres geleistet worden. Wie der Umfang des Wissens sich beständig ausdehnt, entspringt daraus das Problem, durch eine verbesserte Technik des Unterrichts, durch Schulbücher neuer Art und durch leichtere Methoden die erweiterte Aufgabe zu lösen. An diesem Punkte setzt die eigentliche Arbeit an, die in den Schulstuben verrichtet wird. So war in Comenius und Ratke die Ausbildung der modernen Naturwissenschaft schon begleitet von dem aufopferungsvollen Wirken der Schulmänner; eine Fülle von Kräften edelster Art brauchte sich in ihm auf. Und diese methodischen Versuche waren schon geleitet von großen Grundbegriffen über den stufenmäßigen Fortgang des kindlichen Geistes von der Anschauung zum abstracten Denken — sie schlossen eine Revolution des aus dem Mittelalter stammenden Betriebes in sich. Rousseau kam, mit dem Auge des Dichters las er in den Seelen der Menschen, ihre innere Bildungsgeschichte that sich ihm auf, in den großen Gesetzen der menschlichen Natur erfaßte er die Grundlage einer naturgemäßen Erziehung.

Das Paris, das Rousseau umgab, konnte schwärmen für seinen Emile, aber in dieser Mischung von katholischer Autorität, radicaler Aufklärung, Salonwitz und Genußsucht war Niemand fähig, Hand an das Werk zu legen. In Deutschland fanden sich die Bedingungen: Fürsten und Minister, welche nun nicht mehr ausschließlich von den Gesichtspunkten des wirthschaftlichen Nutzens geleitet waren, sondern das Recht der Persönlichkeit auf Entwicklung anerkannten, Familienväter, die aus ihren Kindern Menschen bilden wollten, Philosophen, welche, wie Kant, von dem Gefühl der menschlichen Würde und dem Enthusiasmus für menschliche Bildung erfüllt waren, ein Publikum, das mit Begeisterung den neuen Versuchen entgegenkam. Vor Allem aber: in diesem deutschen Volke erwuchsen pädagogische Genies, welche ihr Leben unter Kindern in einfachsten Verhältnissen verbrachten. Denn in den Schulzimmern ist zu allen Zeiten die wirkliche und werthvolle Arbeit geleistet worden, welche den Fortgang des Erziehungswesens bestimmt. Eine mühsame, entsagungsvolle, harte Arbeit, unscheinbar und ohne den Glanz, der die Werke der Künstler und die Entdeckungen der Wissenschaft umstrahlt. In dieser Arbeit entsteht die Technik des Unterrichts, in welcher das von der Cultur bestimmte Erziehungsideal umgesetzt wird in Maßregeln und Methoden.

So war die Zeit der großen pädagogischen Ideen, Erfindungen und Methoden in unserm Vaterland gekommen. Sie reicht von der Wirkung des Emile bis zu der Umgestaltung aller Methoden durch Pestalozzi und den neuen Humanismus; ihr Abschluß liegt in der neuen Organisation unseres Unterrichtswesens durch Humboldt, Süvern, Herbart und Schleiermacher.

Diese Bewegung gehört bis zu dem Auftreten Pestalozzi's der Aufklärung an. Basedow, Saltzmann, Campe bilden den letzten Abschluß der pädagogischen Arbeit, welche im 17. Jahrhundert begonnen hatte. Ihre Methoden waren alle auf die leichteste, dem Kinde am meisten gemäße Art und Stufenfolge gerichtet, in welcher nützliche Anschauungen und Kenntnisse erworben

werden können. Pestalozzi erst ging mit seiner Technik auf die methodische Ausbildung der geistigen Kraft selber zurück, in welcher die Bedingungen der Anschauung und des Erkennens liegen: der Kant der Erziehungsmethode. Aber so mangelhaft auch das Werk von Basedow und seinen Genossen gewesen ist: sie trugen die Ideale des 18. Jahrhunderts in die Schulstuben; die klösterlich geschlossenen Räume öffneten sich der Luft und dem Lichte, und die Knaben tummelten sich wieder in freier Bewegung im Garten, im Fluß und auf der winterlichen Eisbahn. An die Stelle des äußeren Klosterzwangs trat ein im natürlichen Gange der Auffassung gewecktes Interesse. Vor Allem aber breitete sich nun das pädagogische Experiment unter der enthusiastischen Theilnahme der Zeitgenossen so lange und so weit aus, bis diese Begeisterung, diese Vertiefung in Kinderseelen, dieses Versuchen und Probiren, ihr Inneres zu gestalten, auch Pestalozzi ergriff. Wenn es genügt, den Besten seiner Zeit genug zu thun, so spricht für diese vielgetadelten Männer der Beifall und die Mitwirkung aller großen Zeitgenossen. Wir lernen jetzt aus dem Briefwechsel Kant's den Antheil näher kennen, den er an Basedow und seinen Genossen nahm. Er erwartete von ihrer Schöpfung, dem Philanthropin in Dessau, daß es „die Stammmutter aller guten Schulen in der Welt" werden würde; die chronische Geldnoth der Anstalt suchte er zu lindern, indem er die reichen Kreise Königsbergs für sie interessirte, und auch schriftstellerisch ist er für die „aus der Natur selbst gezogene Methode" der Philanthropen wirksam gewesen. Von demselben Enthusiasmus wurden Iselin und Lavater ergriffen. Die Kinderschriften von Campe erfüllten die Knaben mit Interesse an der Wirklichkeit und an froher Selbstthätigkeit. Und ruhiger, reiner machten Trapp's theoretische Betrachtungen, die feine Technik von Resewitz, die verstandesklaren Methoden von Rochow sich geltend. Dies Sich-herab-mindern zu den Kinderseelen, dieses Sich-Vertiefen in das Elementare, dies Aufsuchen des sittlich allgemein Gültigen in allem Positiven, des Logischen in dem Thatsächlichen, wodurch der Wunsch erst zum Versuch, das pädagogische Ideal zur Technik wurden, war in den eigensten Zügen unserer deutschen Aufklärung gegründet und ist durch sie erst möglich geworden. Denn es war an die nach innen gewandte psychologische Analyse gebunden, und es hatte in der aufgeklärten Theologie seine Voraussetzungen und auch seine Schranken.

Die Ergebnisse dieser pädagogischen Versuche sind in dem preußischen Beamtenstaat zuerst für den Aufbau eines großen modernen Unterrichtswesens verwerthet worden.

Zu der Zeit, als die neue pädagogische Bewegung sich ausbreitete, hatte dieser Staat in Kraft seines Organisationstalentes in der äußeren Regelung der Unterrichtsordnung schon die entscheidenden Fortschritte gemacht. Allgemeine Principien waren festgelegt worden. Die Selbständigkeiten individueller Schulgebilde, welche die Geschichte geformt hatte, waren der Staatsmacht, der Regel und dem allgemeinen Nutzen unterworfen worden. Und irgend eine Art von Unterricht war hinab getragen worden bis zu den Tagelöhnern der neuen östlichen Provinzen. Langsam und schwer war das Werk

vollbracht worden. Die Verordnungen Friedrich Wilhelm's I. hatten zuerst das Princip des Schulzwangs ausgesprochen. Ein Lehrerstand begann sich unter Friedrich dem Großen zu bilden, als das erste Lehrerseminar errichtet und die Anstellung an eine Prüfung und ein Zeugniß über sie gebunden wurde. Dann erhielt das Volksschulwesen durch den großen König in dem General-Landschul-Reglement von 1763 und dem zwölften Artikel des Allgemeinen Landrechts eine gesetzliche Regelung und gleichmäßige Grundlage. Der berühmte erste Satz dieses Titels: „Schulen sind Veranstaltungen des Staates," der zusammengefaßte Ausdruck Fridericianischer Unterrichtspolitik, enthielt ein Princip von der größten Tragweite. Wohl hatten Verwaltung und pädagogische Technik noch einen langen Weg zu durchmessen, um aus dem Postulat Wirklichkeit zu machen. Und wenn in diesem Princip zugleich die Forderung einer selbständigen obersten Behörde eingeschlossen lag, so saßen doch zunächst in dem von Zedlitz gegründeten Oberschulcollegium vorwiegend die Mitglieder des Oberconsistoriums. So stark war noch neben dem Bedürfniß der technischen Handhabung des Unterrichts das der Verbindung mit der Kirche. Aber mitten in Unzulänglichkeiten aller Art gelangte doch ein öffentliches Unterrichtswesen hier zuerst in einem großen Staat zur Verwirklichung. Ein Fortschritt von der größten Tragweite für die europäische Culturentwicklung. Was in Sparta, im kaiserlichen Rom, im Reiche Karl's des Großen ansetzte — ein Staatsunterrichtswesen im Dienste der öffentlichen Aufgaben: hier in Preußen ist es zuerst erreicht worden. Wie eng sind doch die inneren Einrichtungen der Staaten mit ihrem Machtstreben verbunden! Dieser preußische Staat war durch den Widerspruch, der zwischen seinen gewaltigen Aufgaben und seiner geringen natürlichen Macht bestand, mehr als jeder andere auf die Steigerung seiner inneren Kraft angewiesen; aus dieser harten Nothwendigkeit entsprang auch die Fürsorge, die er früh dem Erziehungswesen zuwandte. Und wieder ist es die tiefe Besonnenheit des großen Königs über Alles, was er vorfindet und was er thut, in welcher ihm nun auch dieser Zusammenhang zwischen dem Machtbedürfniß seines Staates und der Leitung und Steigerung des Schulwesens zu vollem Bewußtsein gelangt. Alles was er von der Erziehung der Alten zur ethischen Kraft und zum Patriotismus liest — Legende rhetorischer Zeiten und historische Wahrheit — unternimmt er in seinem Preußen zu verwirklichen. So entfaltet sein Staatsbegriff hier nach einer anderen Seite hin seine machtvollen Wirkungen.

In diesem Staatsunterrichtssystem Friedrich's des Großen gelangten nun die pädagogischen Ideen der Aufklärung zur Geltung; in seinen Dienst traten von allen Seiten die neuen Ideen und Methoden der Erzieher.

Ihre Einwirkung empfing nun aber hier Bestimmtheit und Begrenzung durch den ständischen Staat. Sein Ausdruck war die Gliederung der Schulen und ihre innere Zweckbestimmung. Volksschulen, Bürgerschulen, Gelehrtenschulen, Adelsakademien standen in harter Abgeschlossenheit neben einander, gleich den Ständen selber. Und wie die Lebensideale dieser Stände noch scharf gesondert waren, so waren die Schulen nicht nur nach Art und

Umfang der Kenntnisse, sondern auch in der Lebenshaltung von einander innerlich getrennt. Der Katechismus blieb Mittelpunkt der Volksschule auch unter Friedrich und Zedlitz; harte Zucht, pietistischer Geist, enger Gesichtskreis kirchlicher Lebensbegriffe regierten in ihr. In den neuen Realschulen regte sich schon der Geist des Jahrhunderts; das Ideal menschlicher Bildung und der Entfesselung geistiger Kraft zu den Zwecken des Lebens machte sich in ihnen geltend. Die Gelehrtenschulen standen noch mit dem kirchlichen Leben in enger Verbindung: gingen doch ihre Lehrer aus dem Stande der Theologen hervor. Das Lebensideal Melanchthon's, das in der Einheit der christlichen und der antiken Lebensbegriffe bestanden hatte, beherrschte sie noch, und erst als Friedrich August Wolf 1787 das philologische Seminar in Halle eröffnete, begann langsam die Veränderung, durch welche die Gelehrtenschule ein Ideal des vollendeten Menschenthums an der griechischen Welt ihren Zöglingen zur Anschauung brachte. Und endlich die Ritterakademien, wo in den kleinen Staaten das höfische Leben des Zeitalters von Ludwig XIV. sich recht ausleben konnte in Uebungen zu französischem Parliren, Antichambriren, Tanz und Spiel — Friedrich der Große hat in dem Plan für die Berliner Ritterakademie, den er schon während des Siebenjährigen Krieges bei sich erwogen hatte, die Erziehung des Adels für das militärische und politische Leben seiner Staatsidee untergeordnet: militärische Zucht, Entwicklung des Ehrgefühls und als Bildungsmittel Logik, Studium der Alten, moderne Geschichte und Literatur.

In dem großen Werke, das so die deutsche Aufklärung und der Fridericianische Staat für die Erziehung verrichtet haben, nimmt die Akademie eine bedeutsame Stellung ein. Sie ist der Ort gewesen, an welchem der König und sein Minister die Grundgedanken ihrer Unterrichtsverwaltung zum Ausdruck brachten. Die vornehmsten unter den Geistlichen und Schulmännern, welche für die Durchführung dieser Grundgedanken wirksam waren, sind unter Friedrich und unter Hertzberg ihre Mitglieder gewesen. Wir bringen den Zusammenhang von Ideen, wie er so in der Akademie entwickelt worden ist, nunmehr zur Darstellung.

In den akademischen Abhandlungen Friedrich's, welche die leitenden Principien seines Handelns darlegen, ist eine Kraft, die unscheinbar ist und sich nur allmählich offenbart. Sie blenden nicht, sie scheuen nicht das Selbstverständliche. Aber ein unfehlbarer Verstand, ein Blick, welcher das Innere des Weltgetriebes durchschaut, zeichnet sie aus. Von solcher reifen Weisheit sind nun auch seine Begriffe über die Erziehung erfüllt und machen sie für alle Zeiten beachtenswerth.

Der König hat an seine politische Geschichte Brandenburgs die Abhandlung „Ueber die Sitten, Gebräuche, die Industrie und die Fortschritte des menschlichen Geistes in den Künsten und Wissenschaften“ angeschlossen. Sie endigt mit einer Betrachtung über die damalige Lage der preußischen Monarchie. Alle Staaten durchlaufen gesetzmäßig die Perioden des Wachsthums, der Blüthe und des Niedergangs. Während andere Nationen, wie die Franzosen, von

ihrer Höhe herabzusteigen beginnen, ist der preußische Staat, der so lange zurückgeblieben war, im Aufstreben begriffen. „Unsere schönen Tage werden kommen, wie die der anderen; unsere Ansprüche sind um so gerechter, als wir der Barbarei einige Jahrhunderte länger als die südlichen Völker unseren Tribut gezollt haben. Diese unschätzbaren Jahrhunderte kündigen sich durch die Zahl der großen Männer jeder Art an, welche gleichzeitig hervortreten: glücklich die Fürsten, welche unter so günstigen Verhältnissen die Welt erblicken. Die Tugenden, das Talent, das Genie reißen sie fort mit sich in gemeinsamer Bewegung zu großen und erhabenen Thaten."

Diesen Höhepunkt ihres Daseins erreichen die Nationen durch die Cultur der Wissenschaften und der Künste. Von dem Nutzen derselben für das Gemeinwesen handelte 1772 eine andere akademische Abhandlung. „Das wahre Wohl des Staates, sein Vortheil und sein Glanz erfordern, daß das Volk, welches er in sich schließt, so unterrichtet und so aufgeklärt wie möglich sei, damit es ihm in jeder Classe eine Anzahl von Unterthanen liefern kann, die geschickt und fähig sind, sich mit Gewandtheit der verschiedenen Verrichtungen zu entledigen, die er ihnen anvertrauen muß." Wieder tritt uns hier das Verhältniß zwischen dem Streben des Staates nach Macht und seiner inneren Cultur entgegen. In scharfem Gegensatz gegen Rousseau erweist der König, daß die Kräfte, welche den Staat zusammensetzen, nur durch Erziehung, durch geistige Entwicklung ihre höchste Leistungsfähigkeit erreichen. „Der Mensch ist gar wenig an sich selbst; er wird geboren mit Anlagen, die mehr oder weniger geeignet sind, sich zu entwickeln. Aber er muß sie cultiviren. Der umfassendste Geist gleicht, wenn er der Kenntnisse entbehrt, einem ungeschliffenen Diamanten. Wie viel Geister sind so verloren gegangen für die Gesellschaft, wie viel große Anlagen in jeder Gattung im Keime erstickt!"

Friedrich tritt hier entschieden für die Aufklärung aller Classen der Bevölkerung ein. Sie verdirbt nicht die Sitten, wie Rousseau wähnt, sondern diese sinken durch die ansteckende Kraft des bösen Beispiels, das wie eine epidemische Krankheit in den großen Städten seine Wirkungen ausbreitet. Sie ist auch nicht die Ursache der Schwierigkeiten der Regierungen. „Falsche Politiker haben geglaubt, es sei leichter, ein unwissendes und stupides Volk zu regieren als eine aufgeklärte Nation." Die Erfahrung beweist: je roher ein Volk, desto störrischer und unsteter ist es, und es ist viel schwerer, die Hartnäckigkeit eines solchen Volkes zu überwinden als eine cultivirte Nation in gerechter Sache zu bestimmen, Vernunft anzunehmen. „Was für ein schönes Land, wo alle Talente für ewig erstickt blieben, und es nur einen Mann gäbe, der weniger beschränkt wäre als die anderen!" Ein solcher Staat von Ignoranten gliche dem verlorenen Paradies der Genesis, in dem nur Thiere wohnen. Sonach ist das allgemeine Princip der Erziehung für alle Classen der Bevölkerung die Erweckung der Selbstthätigkeit durch das Denken.

Seine vornehmste Fürsorge wandte der König doch der Erziehung seines Adels, seiner Beamten und Militärs zu. Hier liegt das Eigenthümlichste seines Erziehungswerks. Wohl lag ihm der Gedanke fern, daß der Bauer am besten in träger Unbeweglichkeit und unverringertem Autoritätsglauben belassen

werde. Solche Vorurtheile mancher conservativen Politiker lagen tief unter ihm. Doch keine unmittelbare Verständnißnähe bestand zwischen ihm und dem Landvolk, das an seinem Boden und seinem lutherischen Katechismus hing. Er lebte in königlichem Machtgefühl, im Wirken für den Staat, in der Diesseitigkeit unserer Bestimmung. Er suchte seine Freunde unter Denen, welche dieses Lebensgefühl theilten. Und mit ihm wollte er den leitenden Stand seines Preußen erfüllen, insbesondere den Adel, den er für den Dienst der Armee und der Regierung zu bilden strebte. So sollte dessen Erziehung auf den nie versagenden Beweggrund der Freude an pflichtmäßigem Wirken für das Ganze gegründet werden. Und die großen Mittel, ein solches Ziel zu erreichen, sind ihm die Philosophie, das Beispiel der Alten und die Lehren der Geschichte. „Die Philosophen haben die Chimären der heiligen und profanen Charlatane zerstört; ohne sie würden wir heute noch wie unsere Vorfahren Pässe für das Paradies und Indulgenzen für die Verbrechen kaufen; Narren mit der Tonsur würden uns im Namen Gottes zu den schrecklichsten Unthaten antreiben." Denken, Raisonniren, Philosophiren — das muß im Landadel die energische geistige Thätigkeit entwickeln, deren der Staat bedarf. Die Alten erblickte er nicht in dem Abstand einer fernen geschichtlichen Vergangenheit, er lebte mit ihnen, die logische Kraft ihrer Philosophen, der Stil ihrer Dichter, die sittliche Energie der stoisch-römischen Moralisten blieben ihm immer ein Höchstes von menschlichem Dasein, das nie überboten werden kann. Ihre Sprache und Literatur war ihm der wichtigste Lehrgegenstand an den höheren Schulen. Auch der griechische Unterricht erschien ihm unentbehrlich. Und wieder ist es das große diesseitige Lebensgefühl der Alten, ihre Staatsgesinnung, was ihn innerlich mit ihnen verbindet, was von ihnen ausströmen soll auf die Jugend. Sie sind seine vertrauten Gefährten. Er ist ganz erfüllt von dem persönlichen Cultus der großen Menschen, und der Machtwille der heroischen Fürsten, die Schönheit eines vollendeten geselligen Daseins, die Entdeckungen der Forscher und die Werke der Künstler — sie sind ihm alle nur die verschiedenen Charaktere der einen großen Cultur. Ihren kräftig strömenden Quellen nähern wir uns, indem wir die Alten studiren. In diesem Erziehungsideal für den regierenden Stand athmet jene Größe einer in sich gehaltenen souveränen Geistesbildung, die Plato's Staat und die römischen Charaktere der Scipionenzeit mit einem unvergänglichen Schimmer umgibt. Und auch darin ist es mit dem heroischen griechischen Denker verwandt, wie es das angeborene vornehme Bewußtsein der eignen Persönlichkeit im Knaben ehren will. Keine Körperstrafen dürfen es verletzen. Die stolzen Impulse der Ehre und des Nachruhms sollen in diesen Jünglingen heran gezüchtet werden. Eben in der Vereinigung der Gewöhnung zum Gehorsam mit dem freudigen Bewußtsein des eignen Werthes liegt das Ziel dieser Erziehung.

Die Nähe an das Christenthum, an den Bürger und den Bauer, welche in den Ideen des Königs fehlte, war nun gerade in dem Idealismus der moralischen Person enthalten, von dem die deutsche Aufklärung erfüllt war. So lag in ihr die Kraft, die Ideen des Königs in die harte und eingeschränkte Wirklichkeit einzuführen und — sie zu ergänzen.

Zedlitz war ein schlesischer Edelmann. Er hatte das Gymnasium in Braunschweig besucht, das unter der Leitung des Abtes Jerusalem in das Alterthum und die Philosophie als in die Schule der Lebensideale Shaftesbury's einführte. Als er dann in Halle studirte, zog er des Königs Aufmerksamkeit auf sich; er wurde ihm vorgestellt und von ihm auf das Studium Locke's hingewiesen. In der ersten Manneskraft, vierzig Jahre alt, wurde er nun der Leiter des preußischen Unterrichtswesens. Ein heller Geist, von unvergleichlicher Arbeitskraft, erfüllt von den Ideen der Aufklärung, aufmerksam auf alle wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit, wie er denn Vorlesungen Kant's noch als Minister sich anzueignen strebte — so hat er anderthalb Jahrzehnte das Unterrichtswesen geleitet: die hervorragendste Persönlichkeit unter den preußischen Unterrichtsministern bis auf Wilhelm von Humboldt. Seine Richtung war ganz in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Akademie, und sie hat ihn aus eigenem Antrieb 1776 zu ihrem Ehrenmitglied gemacht. Sie wurde nun für ihn zu einer Zeit, in der es noch keinen anderen Ort für das öffentliche Auftreten eines Ministers in Preußen gab, die Stelle, an welcher er die leitenden Principien seines Wirkens darlegte. Diesem Zweck diente gleich seine Antrittsrede über den Patriotismus als Erziehungsaufgabe in monarchischen Staaten; sie erschien in besonderem Abdruck und wurde auch deutsch verbreitet; Erläuterungen zu ihr, die offenbar der Feder des Ministers entstammen, wurden von Dohm im Deutschen Museum veröffentlicht und besprochen. Danach hat dann Zedlitz in einer Abhandlung, die er in einer öffentlichen Sitzung 1777 las, eine vollständige Darlegung und Rechtfertigung der Maximen, die für seine Verwaltung leitend gewesen sind, der Akademie vorgelegt. „Dies ist der Weg, den die Natur Jedem, den Vorurtheile nicht verblenden, anzeigt, und dies ist die Straße, der ich folgen will, indem ich versuche, die Schulen zu vervollkommnen."

Zedlitz ist ganz aus der Schule des großen Königs. Dies zeigt sich schon in der Darstellungsweise, welche aus dem Reichthum eines großen Gegenstandes und langer Gedankenarbeit nur einen Extract zurückbehält. Seine Ideen stimmen in den wichtigsten Zügen mit denen Friedrich's überein. Der Minister hat sich ganz in die Gedankenwelt seines Königs eingelebt. Welche außerordentliche Bedeutung hat doch die schriftstellerische Thätigkeit des Königs auch für die Verwaltung besessen! Sie erfüllte seine Minister mit der Klarheit über die Principien und mit einem Enthusiasmus, wie er nur aus dem Gefühl gemeinsamen Wirkens für große Ideen entspringt. Sie verstärkte die Einheit der Regierung. So ist nun auch Zedlitz ganz von der Idee der pädagogischen Aufgabe des Staates bestimmt. Ausdrücklich spricht er aus, wie diese Aufgabe nicht mit der Schule endige. Mit Friedrich durchbricht er alle Abstractionen, durch die Montesquieu die Staatsformen und die in ihnen regierenden Triebfedern zu unterscheiden unternommen hatte. Er lebt in dem inhaltvollen Bewußtsein von der Ueberlegenheit der aufgeklärten, gesetzlichen preußischen Monarchie. Indem sie die Selbstthätigkeit der Bürger und ihre Sicherheit unter einer starken Staatsgewalt verknüpft, ist sie die wahre Mitte zwischen den Extremen des Despotismus und der Anarchie.

Sie darf daher ruhig die Selbstthätigkeit durch das Denken entwickeln, ohne Gefahr zu laufen, hierdurch die Liebe zum König und die Anhänglichkeit an den Staat zu vermindern. Ja eben indem sie alle Classen unterrichtet über den Staat und die Pflichten der Bürger, wird sie den Patriotismus derselben steigern. Und in demselben Fridericianischen Geiste verlangt er die Anpassung der geistigen Bildung an die künftige Lebensaufgabe gegenüber der aus den theologischen Schulen stammenden Tradition wie der Schablone der neuen methodischen Enthusiasten. Sein Utilitarismus versteigt sich dabei zu derben Geschmacklosigkeiten. Den Knaben in der Bürgerschule möge man es aussprechen, daß Beukels mit seiner Erfindung der Einpökelung der Heringe sich um das Vaterland mehr verdient gemacht habe als der Dichter der „Henriade".

Zugleich ist aber Zedlitz der Sohn der deutschen Aufklärung, ein Geistesverwandter Lessing's, im Unterschied von der französischen Bildung des Königs. Derselbe Mensch, welcher für den Dienst der Gesellschaft erzogen werden muß, ist nach ihm doch zugleich bestimmt, eine unendliche Bahn der Vervollkommnung zu durchlaufen. Sein irdisches Leben bildet nur eine Epoche in ihr. „Die Merkmale dieser Epoche sind Entwicklung der Kräfte und Fähigkeiten in dem gesellschaftlichen Leben und durch dasselbe." Und hier erhalten die Fridericianischen Begriffe der Erziehung für den Staat, der Unterordnung unter seine Zwecke eine metaphysische Fassung, durch die sie Lessing verwandt werden. „Das ganze Leben der Menschen ist eine Erziehung. Theologie und Politik enthalten die Vorschrift dieser großen Erziehung. Sie arbeiten beide nach Einem Plan." Diese irdische Erziehung aber vollzieht sich eben durch die Unterordnung der Menschen unter die Interessen der Gesellschaft und des Staates. Auf dieser Erde ist unsere Bestimmung die Entwicklung unsrer Kräfte durch das gesellschaftliche Leben. Aus ihr wie in einer Erziehungsanstalt gehen beständig erwachsene Zöglinge in die große geheimnißvolle, unbekannte Welt, und jüngere treten an ihre Stelle.

So gelangt Zedlitz auf dem Wege der Metaphysik Kant's und Lessing's zu dem Ziel der Staatsutilität. Die Erziehung darf nur die Fähigkeiten, deren wir jetzt bedürfen, in Thätigkeit setzen. Die anderen muß sie in Reserve halten für die künftigen Beziehungen und deren Bedürfnisse. Daher muß sie nach den drei Ständen unseres Staates gegliedert und auf deren Bedürfnisse eingeschränkt sein. Die blinde Verehrung für den Stand der Gelehrten verkennt den Werth der erwerbenden Classen und den unermeßlichen Abstand, der die Schule vom Genie, den Gelehrten von den großen Köpfen trennt, welche die Jahrhunderte erleuchten. Es entspricht den Zwecken des Lebens, daß der Unterricht sich oft mit einer eingeschränkten Kenntniß und mit der Ueberlieferung von Sätzen ohne Begründung begnügen darf.

Eine andere Folge seiner Principien ist die Forderung eines politischen Unterrichts für alle Classen der Bevölkerung, wie er sie vor der Akademie entwickelt hat. Er überträgt das, was Friedrich in seinen Briefen über die Vaterlandsliebe gegenüber den Encyklopädisten geltend gemacht hat, in die Denkart der deutschen Aufklärung. Der politische Unterricht ist in der anarchischen Republik zwecklos, weil sie die uneingeschränkteste Freiheit an=

strebt; in der despotischen Monarchie ist er leer, weil er hier in der einzigen Pflicht des unbedingten Gehorsams beschlossen ist. In der gesetzlichen Monarchie, wie sie in Preußen besteht, müssen die Gesetze dem geringsten Unterthan bekannt gemacht werden, er muß seine Rechte und Befugnisse so gut kennen lernen als seine Pflichten. Auch dieser Plan sondert die drei Classen der Gesellschaft, und wieder ist es bezeichnend, wie für die unteren Classen die Einfalt der Sitten, die häusliche Ruhe und die Zufriedenheit als Ziel erscheinen, für den Adel die Ehre und der Nachruhm. Zedlitz' Plan ist in Preußen nicht zur Ausführung gelangt, aber anderswo ist Aehnliches später versucht worden.

Und nun setzt sich der Minister mit der großen Bewegung im Erziehungswesen, insbesondere mit den Philanthropinen, auseinander. Hat Basedow das Problem der Erziehung für eine Gesellschaft aufgelöst, in welcher die Summe des Lehrstoffes in demselben Verhältniß zunimmt, in welchem zugleich physisch und social die Fähigkeit abnimmt, sich denselben anzueignen? Zedlitz erzählt von seinen eigenen Erfahrungen bei dem Besuch der Anstalt. Er schätzt und empfiehlt das Elementarbuch; er theilt im Besonderen die Richtung auf die körperliche Ausbildung; er erkennt die Heiterkeit und die Lernbegierde der Zöglinge an; der Enthusiasmus Basedow's für seine Aufgabe ist verehrungswürdig: das Wunder ist doch auch hier ausgeblieben. Denn auch hier wird das Gedächtniß zum Nachtheil der Urtheilskraft in Anspruch genommen. Die Sucht der Generalisation, welche das an einer bestimmten Classe von Kindern Erfahrene auf alle Lebensalter und Stände anwenden will, ist die erbliche Krankheit aller pädagogischen Reformatoren. Wird das Lernen zum Spiel gemacht, so werden große Kinder gebildet. In Allem, was Friedrich über den unbedingten Werth und die Unersetzlichkeit der beiden alten Sprachen ausgesprochen hat, stimmt Zedlitz mit ihm überein; hat er doch selber noch als Minister Griechisch gelernt.

Die Führer der pädagogischen Reformen, welche unter Zedlitz arbeiteten, Teller, Zöllner, Meierotto und Gedike, sammeln sich dann allmählich auch in der Akademie. Sie lebten im innigsten Einverständniß mit einander. Teller besaß die Gabe der Praktiker zweiten Ranges, „verschiedene Ansichten unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben“. Durch pädagogische Begabung war der Hervorragendste unter ihnen Gedike. In ihm verkörpert sich die Gelehrtenschule der Fridericianischen Zeit. Wie Friedrich auf der griechischen Sprache und Literatur bestand, so hat Gedike an seinem Gymnasium den griechischen Unterricht erweitert, er selber lebte in dem Studium des Sophokles und Platon. Und wenn Friedrich eine andere, bessere Methode für die alten Sprachen forderte, so hat Gedike den Anfang des Griechischen mit dem Neuen Testament oder mit der Grammatik und den Vokabeln verworfen und eine leichte, anmuthende Lectüre an die Stelle gesetzt. Die Accentzeichen hielt er für entbehrlich. Die logische Schulung des Geistes erschien ihm mit der Zeit immer mehr als der höchste Zweck des Sprachunterrichts. Der mühelose Genuß neuerer, einheimischer Literatur war ihm mit Recht pädagogisch von geringem Werthe, da die Arbeit allein den Geist

stählt. Von dem, was er in der Akademie las, ist wenig in ihren Mémoires veröffentlicht worden: schon damals hatte Merian über die Unsitte zu klagen, das Gelesene an anderen Orten zu veröffentlichen. In einer Reihe von Abhandlungen, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande hatten, entwarf er den bedeutenden Plan eines philosophischen Wörterbuches. Derselbe Vorwurf hat dann Schleiermacher, Trendelenburg und Schüler derselben beschäftigt, seine Ausführung wird wohl einmal der Akademie zufallen müssen. Gedike's letzter Vortrag handelte über die Reorganisation des Unterrichts in den an Preußen übergegangenen polnischen Landesschulen. Jung, auf der Höhe einer unermeßlichen Arbeitskraft, in alle Pläne über Erziehungsreform, welche die Regierung damals verfolgte, hineingezogen, ist er dahingegangen.

Das merkwürdigste Document dieser Verbindung der Aufklärung mit dem Studium der alten Sprachen ist Meierotto's „Vorschlag einer neuen allgemeinen Sprache der Gelehrten". Das attische Griechisch der sokratischen Schule erschien ihm als die Grundlage einer rationalen Geistesbildung; Dichter und Historiker mochten den Schöngeistern überlassen bleiben. Dies Griechisch selber aber sollte nach dem Princip der Analogie normirt werden; so könne es dann die Norm für eine rationale Regelung aller anderen Sprachen und das Hülfsmittel ihrer Aneignung werden. Das Aeußerste, was je in Gleichgültigkeit gegen das Historische, Eigengewachsene in den Sprachen geleistet worden ist.

Und auch um ihre Erziehungsideale hat die Aufklärung in der Akademie zäh und hartnäckig gekämpft mit der hereinbrechenden neuen Zeit. Noch im Jahre 1800 hat Teller in einer Abhandlung über die Würde des Gelehrten die Nützlichkeit für die Gesellschaft als ausschließliches Princip der Werthbestimmung von Unterrichtsgegenständen gegenüber Kant und Fichte vertheidigt. Und die Zeit stand bevor, wo Massow es unternahm, die gelehrte Körperschaft gegen die Verehrer Pestalozzi's zu benutzen.

V.

Die Aufklärung bewirkte in Deutschland noch einen anderen Fortschritt, der dem Leser der Schriften jener Tage auffällig entgegen tritt: die Ausbildung der deutschen Prosa. Sie vollzog sich unter der Einwirkung der französischen Schriftsteller. Friedrich der Große und seine Akademie haben auf diese Veränderung einen erheblichen Einfluß ausgeübt.

Unmittelbarer als auf irgend einen anderen Deutschen wirkte die französische Literatur auf Wieland, auf seine Sprache wie auf seinen ganzen schriftstellerischen Charakter. Er bemächtigte sich der gesammten Formensprache, welche die Franzosen geschaffen hatten. Sein beweglicher Geist durchlief alle Stimmungen und Ideen, welche im Machtbereiche der französischen Aufklärung lagen; und Alles, was in dem England Shaftesbury's und dem Athen der sokratischen Schule und dem Rom des Cicero und Horaz dieser Aufklärung verwandt war, gab er hinein. Die Stoffe und Formen aller Zeiten waren für ihn wie für Voltaire nur Gewand und Maske, das Ideal einer vom Aberglauben befreiten, weltmännisch-sinnesfrohen, aufgeklärten Existenz aus-

zusprechen. Er schuf sich eine Sprache, so biegsam, sinnenwarm, beweglich, daß sie jeder Art von Dichtung und Erörterung sich anschmiegte und doch zugleich, wie die Verse Voltaire's, in keiner anderen als in der spielenden Dichtung an die Macht des Lebens heran reichte. Und seine Seele selber verblieb wie die Voltaire's souverän über den Dingen, sinnenfreudig, spielend mit den Galanterien der Liebe und der Freundschaft, kosmopolitisch — über den Pflichten. Er hatte, als Friedrich am Beginn des siebenjährigen Krieges die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zog, ein Epos „Cyrus" begonnen, das den jungen Herrscher nach der Manier von Voltaire und Montesquieu in dem Costüm des Perserkönigs darstellen sollte! Nach dem Tode von Maupertuis hatte er sich durch Bodmer um den Platz in der Akademie beworben! Auf Berlin überhaupt war, als er sich den französisch spielenden Grazien zugewandt hatte, seine Aufmerksamkeit gerichtet. Es war vergeblich. Er hat dann den aufgeklärten Absolutismus Joseph's II. in der beliebten persischen Verkleidung verherrlicht. Bis man endlich an dem französisch gebildeten Hofe der Herzogin Amalie auf ihn aufmerksam wurde: hier hat er nun wie ein Voltaire im Kleinen gewaltet, Dichter, Philosoph, Journalist, — mit der heiteren Sicherheit des Weisen ließ er Alles, was um ihn geschah, jeden Wechsel der Herrschaft am Hofe ruhig gelten und erhielt sich doch in dem behaglichen Bewußtsein der Ueberlegenheit der Weltcultur Voltaire's, der er immer angehörig blieb.

Im Norden, in der Machtsphäre des Fridericianischen Staates nahm die Einwirkung des französischen Geistes eine andere Form an. Hier härtete die Mischung ein Zusatz vom Geiste dieses preußischen Staates zu gediegenerem Metall. Von den Gedichten Lessing's bis in das Leipziger Liederbuch Goethe's reicht die Macht der Lebensstimmung Voltaire's und Friedrich's, das Bewußtsein der Souveränetät, das in der Galanterie mit der Liebe spielt, der männliche Cultus der Freundschaft, die Herrschaft des Verstandes über das Leben. Das Urtheil Lessing's über Goethe's „Werther" ist der völlig gerechtfertigte Ausdruck dieser männlichen Geisteshaltung. Die drei großen deutschen Schriftsteller, welche dieser Lebensverfassung Ausdruck gegeben haben, waren Friedrich der Große, Lessing und der jugendliche Kant.

Der umfassendste und freieste Geist unter ihnen ist Friedrich gewesen. Er lebte in dem souveränen Bewußtsein aller Möglichkeiten des Gedankens. Denn die größten Gegensätze verstand er in ihrem Rechte, — den Ausgang der Philosophie vom physischen Universum wie ihre Vertiefung in das eigene Selbst, Egoität und Pflicht, das Ideal der Macht des Staates wie das der Cultur der Menschheit. Seinem Verstande war das Recht der verschiedenen Seiten der Dinge immer bewußt: aber über die souveräne Skepsis, die so entsprang, schritt er hinaus in der Kraft des heroischen Lebensgefühls, das in ihm waltete.

Neben dem großen König der Aufklärung steht Lessing, ihr Dichter. In der Darstellung des Lebensideals dieser Aufklärung der größte Poet des Jahrhunderts. Sein Naturell machte ihn zum Dramatiker. Er besitzt das Impetuose, vermöge dessen die Gestalten eines Dichters und seine Handlung sich

aus eigenen Kräften bewegen. Aber diese Charaktere sind nicht gleich denen Shakespeare's von einer Art ungeheuren Traumes vorwärts getrieben. Er verweilt nicht wie Goethe in der Dämmerung zusammengesetzter Stimmungen. Sein Lebensideal ist der Charakter, der vom Verstande erleuchtet und durch Grundsätze geregelt ist, der das Gute thut um des Guten willen, der das Hangen und Bangen um eine jenseitige Welt hinter sich gelassen hat. Und wie er selber die Mündigkeit seines Geistes erkämpft hatte um den Preis eines Daseins voll Unruhen, Geldnoth, Kampf, Einsamkeit um sich her, so ist auch in seinen Lieblingscharakteren etwas der Welt Trotzendes. Diese bis zum Cynismus starke Männlichkeit, welche nur die Instanzen des Verstandes und der Sache anerkennt, ist der unaussprechliche Zauber in Lessing's Stil, der alle Bewegung seiner Seele durchscheinen läßt, sie macht die Schönheit seiner Helden aus, aus ihr entspringt die heitere Sicherheit, mit welcher er auf dem Boden der Erde stand und sich umsah. Und die Weltanschauung, die er auf Grund dieses Lebensideals bildete, — wie nähert sie sich immer mehr der des großen Königs! Seine letzten Schriften und seine Gespräche mit Jakobi zeigen uns dasselbe souveräne Bewußtsein der Möglichkeiten des metaphysischen Gedankens und dieselbe Sicherheit in dem Bewußtsein des moralischen Ideals. In diesem waren ihm wie dem König die großen monotheistischen Religionen verbunden. Die erhabene Symbolik im Ausgang des „Nathan", der die Vertreter dieser Religionen zur Erkenntniß ihrer Verwandtschaft gelangen läßt, bezeichnet den Höhepunkt, zu dem die Kunst der Aufklärung sich erhoben hat. Unter allen Charakteren der Aufklärungszeit zeigt keiner eine so vollendete Einheit des Kopfes und des Herzens als er.

Und wie verwandt ist ihm der männliche, lebensfreudige Kant der mittleren Lebensjahre! Es gibt in seiner Entwicklung eine nur zu kurze Zeit, in welcher er als ein großer Schriftsteller neben Lessing tritt. Es war während der großen Wendung seines inneren Lebens, welche die Schriften Rousseau's hervorriefen. Diese Erschütterung steigert sein Darstellungsvermögen zur höchsten Energie. In der Lectüre von Voltaire, Hume und Rousseau entsteht ihm der Wunsch einer allgemeinsten Wirkung. Auch er war von der universalen Naturwissenschaft, von Newton, Lambert und Maupertuis ausgegangen. Die Erweiterung der menschlichen Erkenntniß war ihm damals als das höchste Ziel seiner Lebensarbeit erschienen. Rousseau wandelte die Stellung seines Bewußtseins um. „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntniß und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses Alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendende Vorzug verschwindet, ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen Uebrigen einen Werth ertheilen könne, die Rechte der Menschheit wieder herzustellen." So entsteht in Kant die große Lehre von der Autonomie des moralischen Bewußtseins. Unabhängig von dem Stande der Civilisation, von der Reife der

Erkenntniß, von den Einflüssen religiöser Hoffnungen ruht der autonome vernünftige Wille in sich selbst. Es ist dieselbe schließliche Vertiefung in die unmittelbare Gewißheit dieses sittlichen Bewußtseins wie in dem großen König, dieselbe Nähe an die moralische Stimmung der Stoa. „Für die Sinne kann keine völlige Befriedigung ausgefunden werden; sie steigen immer in den Forderungen und sind unzufrieden, ohne sagen zu können, was ihnen genug thue": nur was uns selbst angehört, was Allen zugänglich ist, der Zeit und dem Tod entnommen, die Uebereinstimmung mit sich selbst, der Werth und die Würde der Person, die hieraus fließende Selbstzufriedenheit machen das höchste Gut des Menschen aus. Und von diesem Standort aus erhebt er sich gegenüber jeder Art von Versuch, einbrechen zu wollen in das metaphysische Reich der Jenseitigkeiten, zu einem Humor, der gerade in der Mischung der Neubegier, des Interesses an den möglichen Lösungen und der Skepsis in Bezug auf jede von ihnen der Stimmung von Voltaire, Friedrich, Diderot und Sterne verwandt ist. Dieser Humor mischt mit einander die Erfindungen der Metaphysiker und die Eingebungen Swedenborg's wie der enthusiastischen Propheten überhaupt.

So begegnen sich der König, der Dichter und der Philosoph schließlich in demselben großen Gedanken der moralischen Autonomie und in derselben seltsamen Mischung einer unvertilgbaren Wißbegier, welche den Möglichkeiten nachgeht und den Träumen der Metaphysiker nachsinnen mag, mit der Skepsis der wahrhaftigen Seele, welche bei keiner dieser Möglichkeiten sich beruhigen kann. Aber als Lessing nun 1781 starb und bald nach ihm Friedrich dahin ging, und nun Kant nach einer langen Periode des Schweigens als esoterischer Philosoph in schwerverständlicher Kunstsprache und Architektorik wieder in die Oeffentlichkeit trat, war die große Zeit der Literatur der Aufklärung in Deutschland vorüber. So entstand, als nach dem Tode des Königs Hertzberg die Leitung der Akademie übernahm, ein unglückseliger Widerspruch zwischen dem, was er für die Literatur der deutschen Aufklärung zu thun gedachte, und dem Zustande, in dem er sie vorfand. Das war das Tragische in seiner Arbeit.

Wieland, Engel, Garve, Mendelssohn haben die Formen mit großem Talent gehandhabt, die Voltaire und Diderot schufen. Auch die feinsten unter diesen Formen, die Erzählung, welche mit dem Leben humoristisch oder satirisch spielt, und den Dialog, der aus einer lebensvollen Situation sich entwickelt. Doch die „edle Popularität" der Essais jener Tage, von den kleinen Aufsätzen Engel's, Eberhard's, Garve's und Mendelssohn's in dem „Philosophen für die Welt" bis zu Abbt's Schrift vom Verdienst und denen Spalding's vom Werth der Gefühle im Christenthum und über Religion, sind farblose, abstracte Begründungen der Weltansicht der Aufklärung; unermüdlich bewegen sie sich in demselben einförmigen Kreise; vergeblich suchen sie bald durch die Wärme der sittlichen Gefühle, bald durch eine den Franzosen, vornehmlich aber Lessing nachgeahmte Eleganz und Lebendigkeit diese einförmigen und abstracten Begriffe zu beleben. Kein Strahl von Genialität glänzt in ihnen auf; keine Ahnung anderer Möglichkeiten, die Welt aufzufassen, regt sich in

diesen Köpfen: das ist ihre Stärke und — ihre Schwäche. Sie haben in jenen Tagen diese Weltansicht bis in die beschränktesten Köpfe verbreitet; viel bewundert, viel gelesen, oftmals aufgelegt, sind sie heute eine unermeßliche Maculatur, weite, seichte Gewässer, durch die auch der Literarhistoriker nur widerwillig sich hindurch arbeitet. Was war hier aus der großen Form der Rhapsodien von Shaftesbury und der Essais von Voltaire und Diderot geworden! In der Souveränität des Geistes, welche sich aller Möglichkeiten des Lebens und des Denkens bewußt ist, hatte deren Zauber beruht; es war vergebens, daß der systematisch eingeschlossene, eingeschränkte Geist dieser Epigonen das freie Leben der wissenschaftlichen Einbildungskraft, welches dort durch die große Naturwissenschaft genährt war, in ihren Essais und Briefen nachzubilden strebte. Es blieben äußerliche Copien innerlich lebendiger Formen.

Um noch populärer, noch eindrucksvoller zu werden, greifen diese selben Schriftsteller der deutschen Aufklärung zu der Form des Dialogs, wie Voltaire und Diderot sie sich gebildet hatten. Doch unter ihren Händen wird diese lebendigste aller Arten der Gedankenmittheilung zu einer matten Scheinform, die Personen werden Masken für Gründe und Gegengründe. Das Ziel liegt im Beweis eines Satzes. Der echte Dialog läßt alle Formen der Ideenmittheilung tief unter sich zurück, wo der paradoxe und verwegene Geist in ihm die Möglichkeit findet, das schönste Leben des Gespräches selbst nachbildend, alle Grenzen von Mäßigkeit zu überschreiten, unlösbaren Streit zu entzünden, Seelenstimmungen und Charaktere einander entgegenzusetzen, um schließlich in unendliche Möglichkeiten blicken zu lassen. Das war der Dialog, den Platon im Protagoras, im Gorgias, im Symposion und dann, wahrscheinlich spät, im Ringen mit den letzten Consequenzen seiner Dialektik, im Parmenides geschaffen hatte: die Form, welche Diderot, der größte Künstler des lebendigen und geschriebenen Gesprächs nach Platon, im Traum d'Alemberts handhabte. Und auch Lessing schuf sich eine Form des Dialogs, welche die paradoxe Verwegenheit seines eigenen Gespräches ausdrückte, wie sie uns in der meisterhaften Nachbildung Jacobi's erhalten ist. Aus der Lebendigkeit dieser Form erwuchs der Nathan, der schon durch die Form der Parabel, das orientalische Costüm, die große Symbolik der Handlung seinen Ursprung verräth. Die Verehrer Lessing's, die Engel und Mendelssohn und Eberhard, wollten ihn auch hierin fortsetzen. Aber für ihre Figur war diese ungeheure Form zu groß. Diese zahmen Dialoge zerlegen ihre systematische Gedankenfolge nach Sätzen, Gegeninstanzen dieser Sätze und Widerlegungen der Gegeninstanzen in Reden und Personen. Der Phädon Mendelssohn's, das vielbewunderte Hauptstück dieser Gattung, ist ein auseinandergelegtes System, eine Sünde gegen den heiligen Geist des Dialogs.

Nicolai und Engel, die zwei einflußreichsten Berliner Schriftsteller in der Akademie, sprechen sich endlich auch in der Erzählung und dem bürgerlichen Roman aus. Aber welch' ein Abstand vom englischen Sittenroman zu diesem deutschen, von dem „Landprediger von Wakefield" zu dem „Sebaldus Nothanker" Nicolai's, von den Charakterfiguren der Richardson und Fielding zu denen

des „Lorenz Stark“! Und dennoch gibt es kein Buch, das diese Fridericianische Zeit, das Selbstgefühl des Adels, die Ueberzeugungstreue der aufgeklärten Geistlichen, die den Bibeltext als „unschädliches Hülfsmittel“ benutzen, die hartköpfige Intoleranz ihrer orthodoxen Gegner, die pietistische Engbrüstigkeit und den ganzen utilitarischen Geist der Zeit so zur Darstellung brächte als dieser formlose, unkünstlerische, nur von derbem Wirklichkeitssinn erfüllte Roman Nicolai's. Und in seinem Lorenz Stark hat Engel doch ein echtes Problem erfaßt, den Gegensatz zweier Generationen, in Vater und Sohn erscheinend, die Conflicte, die so entstehen, und die Versöhnung, die aus der inneren Verwandtschaft der beiden edlen Naturen schön verständlich gemacht wird. Er hat diesen Stoff mit der ihm eigenen künstlichen Lebendigkeit und gemachten Eleganz behandelt. In sonderbarem Wechsel verknüpft seine Technik erzählende Stücke von farbloser Dürftigkeit und die lebendige dramatische Darstellung von Scenen und Gesprächen, die bei Lessing in die Schule gegangen ist und in der meisterlichen Behandlung der Sprachfarbe der verschiedenen Personen den modernen dramatischen Dialog anticipirt. Naturalismus ist der Charakter der Erzählungskunst wie von Nicolai so von Engel. Aber derselbe trägt den Charakter der deutschen Aufklärung in der Grundstimmung der Erzählung, dem optimistischen Vertrauen zu der menschlichen Güte, der Auflösung jeder Wirrsal durch Vernunftgründe, und dem guten Ausgang der Lebensprüfungen. Seinen höchsten Ausdruck fand dann dieser frohmüthige Wirklichkeitssinn in der Kunst Chodowiecki's; in ihr leben diese großen Zeiten Friedrich's wie eine beständige Gegenwart fort.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von
Richard Ehrenberg.

Vorbemerkungen.

Die Art, wie ein Volk oder ein Zeitalter über den Reichthum urtheilt, ist ein wichtiges Kennzeichen für den Zustand des Volks- und Zeitgeistes. Wie charakteristisch ist die dem Reichthume feindliche Strömung für den Kampf des Christenthums gegen die überreife Cultur des Alterthums, für den Kampf der Reformation gegen die verweltlichte mittelalterliche Kirche! Wie charakteristisch andererseits die dem Reichthume günstige Richtung für die Hochblüthe der städtischen Cultur gegen Ende des Mittelalters, für die Entwicklung der Nationalstaaten seit dem 16. Jahrhundert! Vielleicht kann man sagen, daß die niedrige Cultur für den Reichthum wenig Verständniß hat, daß er beim Steigen derselben hoch geschätzt, aber noch nicht derart überschätzt wird, wie zur Zeit ihrer Hochblüthe, die dann als unvermeidliche Reaction die Unterschätzung herbeiführt.

Wie urtheilt die Gegenwart über den Reichthum, zumal in Deutschland? Ist dabei schon eine überwiegende Geistesrichtung erkennbar?

So viel ist gewiß: die Bedeutung des bloßen Geldbesitzes wird auch bei uns meist sehr hoch geschätzt; dies tritt zu Tage in der unausgesetzten Erwerbsjagd weiter Volkskreise, auf der anderen Seite in dem Socialismus noch größerer Massen. Beides entstammt derselben Wurzel, jener „materialistischen" Geistesrichtung, welche die um Geld käuflichen Güter allen anderen vorzieht. Diese Geistesrichtung wird bekämpft von Regungen mannigfacher Art. Wie der Kampf ausgehen wird, ist nicht abzusehen. Augenblicklich aber hat es noch nicht den Anschein, als ob die „idealistischen" Richtungen den Sieg davon tragen würden. Vielmehr dringt umgekehrt der „Materialismus" in Kreise, die sich früher mehr davon frei gehalten hatten, in die Kreise des Officierstandes, des höheren Beamtenthums, der anderen „liberalen" Berufsarten.

Wie ist nun damit die Thatsache zu vereinigen, daß der Reichthum bei uns fast allgemein bekämpft und auch von der Staatsgewalt nicht mehr so günstig betrachtet wird wie früher?

Ich glaube es mir versagen zu können, Belege für die Richtigkeit der im Vorstehenden wiedergegebenen Beobachtungen beizubringen. Alle Welt wird sie mit mir angestellt haben, und wer ihre Richtigkeit leugnet, mag es sagen; die Belege sind nicht schwierig zu beschaffen. Für heute wiederhole ich nur meine Frage: Wie sind jene anscheinend unvereinbaren Widersprüche zu erklären?

Wenn der Reichthum bei uns ziemlich allgemein bekämpft wird, und zwar in wachsendem Maße auch von den Kreisen der Gebildeten aus, so kann man dies nicht mit einer Zunahme des Idealismus erklären; denn die hohe Schätzung, ja Ueberschätzung des bloßen Geldbesitzes, der materiellen Genüsse, hat in jenen Kreisen nicht ab-, sondern zugenommen.

Das Räthsel ist leicht zu lösen: Bekämpfung des Reichthums und Bekämpfung der Ueberschätzung des Geldbesitzes sind zwei ganz verschiedene Dinge. Die Socialisten und viele Socialpolitiker bekämpfen zwar den Reichthum und streben eine neue Vertheilung des Sachgüterbesitzes an, aber diesen selbst schätzen gerade sie ungemein hoch. Ihre Bekämpfung des Reichthums entstammt oft nicht dem „Idealismus", sondern — hier zögere ich:

> Bedenke wohl die erste Zeile,
> Daß Deine Feder sich nicht übereile!

Unhöfliche und unwissenschaftlich denkende Leute haben oft gesagt: die nicht-idealistische Bekämpfung des Reichthums entstamme dem N e i d e; ja, man hat den Neid zu einer deutschen Nationalkrankheit gestempelt. Ich thue dies nicht; ich sage: jener populäre Haß gegen den Reichthum entstammt der „tief in der menschlichen Natur wurzelnden Idee der natürlichen Gleichheit alles Dessen, was Menschenantlitz trägt" (Treitschke).

Allerdings bezweifle ich, ob diese Gleichheits i d e e wirklich so deutlich und so bewußt in den Menschen lebt, wie manche Staatsgelehrte sagen. Denn die Menschen machen sie meist nicht nach allen Seiten gleichmäßig geltend. Der deutsche socialistische Handarbeiter neigt — wenn auch nicht derart wie der englische — zur zunftmäßigen Abschließung, seine mit dem Kopfe arbeitenden Führer lassen i h m gegenüber das Gefühl der Gleichheit nicht gelten, und ebenso steht es mit den bürgerlichen Socialpolitikern. Aber sie alle haben mehr oder weniger die Empfindung, daß der Reichthum ein ungerechtes Gut sei, und so begrenzt wirkt die „Gleichheitsidee" unzweifelhaft in Millionen Köpfen, noch weit mehr auf wirthschaftlichem Gebiete als auf dem der Politik, der Staatsform.

Geradezu classisch ist die Formulirung, welche dieser Gedanke, angeblich schon im 14. Jahrhundert, in dem Verse erhalten hat:

> Als Adam grub und Eva spann,
> Wo war denn da der Edelmann?

Aber der Vers enthält zugleich seine eigene Widerlegung; denn seit dem Paradiese haben sich die Menschen eben stark differenzirt, sind durch Arbeitstheilung immer ungleicher geworden, was zur socialen Classenbildung, zur wachsenden wirthschaftlichen Ungleichheit führen mußte.

Die Species „Mensch" ist ja, naturwissenschaftlich betrachtet, unzweifelhaft vorhanden, social betrachtet aber nur eine Abstraction, die für die Zwecke der Gesellschafts-Wissenschaften wenig verwendbar ist, weit weniger als die thatsächliche bisherige Entwicklung dieser Wissenschaften vermuthen läßt.

Die der „Gleichheitsidee" entgegengesetzte Geistesrichtung hat bei uns bisher auf die Beurtheilung des Reichthums noch wenig Einfluß ausgeübt; doch wird dies sicherlich geschehen, sobald die Partisanen der wirthschaftlichen Ungleichheit sich mehr Bildung anschaffen. Sie werden dann ohne Frage nach ihrer Richtung ebenso scharf vorgehen wie die wirthschaftlichen Demokraten es jetzt schon thun.

Das Buch von Ammon[1]) ist ein bemerkenswerther Versuch, die wirthschaftliche Ungleichheit grundsätzlich zu rechtfertigen. Werden Ammon's Gedanken, die hauptsächlich auf dem Darwinismus fußen, etwa mit der Gedankenwelt Nietzsche's verbunden und dann wieder popularisirt, so gelangen wir mit Sicherheit zu dem der jetzigen Strömung entgegengesetzten Extrem, zur Verherrlichung der „Herrenmoral", des „Rechtes des Stärkeren", auf wirthschaftlichem Gebiete, zur entschiedenen Bekämpfung der Socialpolitik von einem Standpunkte aus, der viel radicaler wäre als der des verflossenen Manchesterthums.

Wer die Zickzacklinien kennt, welche die Entwicklung der menschlichen Ideen zu verfolgen pflegt, muß im Interesse einer vernünftigen Entwicklung dringend wünschen, daß Deutschland vor dem Kampfe jener Extreme bewahrt bleiben möge. Aber es ist hier keineswegs meine Absicht, zu erörtern, was zu dem Zwecke geschehen und nicht geschehen sollte. Hier soll nur versucht werden, neues Material herbei zu schaffen zur Lösung der Probleme, die bei Beurtheilung des Reichthums in Betracht kommen, und namentlich zur richtigen Fragestellung für die Lösung dieser Probleme. Ich gehe dabei meine eigenen Wege und kann auf die von Julius Wolf („Der Socialismus und die capitalistische Gesellschaftsordnung"), von Gustav Schmoller („Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftslehre") und von manchen Anderen unternommenen Versuche in ähnlicher Richtung zunächst nicht eingehen.

Wenn es möglich wäre, die Entstehung einer großen Grundherrschaft, sei es einer solchen des Mittelalters, sei es einer solchen der Neuzeit, im Einzelnen völlig aufzudecken, derart, daß alle dabei mitwirkenden subjectiven und objectiven Momente zu ihrem Rechte kämen — das wäre eine außerordentlich wichtige Aufgabe. Ich halte es nicht für unmöglich, daß sie irgendwo gelöst werden könnte. Aber mir fehlen bisher alle dafür in Betracht kommenden Materialien. Ich muß daher die Entstehung großer Grundherrschaften leider unberücksichtigt lassen. Dies ist um so bedauerlicher, als durch einen Vergleich der Art, wie große Grundherrschaften zu entstehen pflegen und entstanden sind, mit der Entstehung großer industrieller und commercieller Vermögen, sich

---

[1]) O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Dritte Auflage. 1900.

ermitteln ließe, ob hier oder dort Recht und Unrecht, Gewalt und List, Klugheit und Energie mehr oder weniger betheiligt waren, ob ein Fortschritt in dieser Richtung etwa seit dem Mittelalter stattgefunden hat u. s. w.

Mein Material beginnt erst mit dem Ende des Mittelalters, und ich muß mich auf einige große Vermögen von Kaufleuten und Industriellen ersten Ranges beschränken, deren Verhältnisse ich so weit erforscht habe, daß sich daraus etwas lernen läßt. Leider ist dies noch keineswegs durchweg in ausreichendem Maße möglich. Aber ich meine: schon der Anfang der Einzelforschung ist besser, als die bisherige Beurtheilung aus der Vogelperspective.

I. Die Fugger.

Am vollständigsten ist mein Material für die Geschichte des Hauses Fugger. Ich habe sie in meinem Buche „Das Zeitalter der Fugger" so genau schildern können, wie es bisher bei keinem anderen wirthschaftlichen Unternehmen, geschweige denn bei einem so großen, möglich gewesen ist. Das Buch ist viel gelesen worden. Aber von einer Wirkung meiner Darstellung auf die landläufigen Anschauungen vom Reichthume habe ich noch wenig gemerkt. Vielleicht liegt das daran, daß ich dem Leser zu viel überlassen, daß ich ihm zugemuthet habe, manche Folgerungen zu ziehen, die ich vielleicht selbst hätte ziehen sollen. Dies läßt sich indeß nachholen.

Bei jedem Erfolge menschlicher Thätigkeit hat man die objectiven und die subjectiven Voraussetzungen des Erfolges zu unterscheiden. Ich beginne mit ersteren.

Drei Kreise wirthschaftlicher Unternehmungen kommen für die Entwicklung des Hauses Fugger in Betracht: der internationale Waarenhandel, der Betrieb großer Bergbau- und Industrie-Unternehmungen, endlich die Vermittlung des Geld- und Creditverkehrs im Großen, besonders für die „Großen", für die weltlichen und geistlichen Fürsten. Auf allen diesen Gebieten handelt es sich um einen Großbetrieb, und zwar um einen solchen, der bedeutender Geldcapitalien bedurfte.

Der Großbetrieb an sich war ja nichts Neues. Insbesondere die Landwirthschaft war längst im Großen betrieben worden; aber sie wurzelte noch durchaus überwiegend in der Naturalwirthschaft; sie bedurfte noch keiner erheblichen Geldcapitalien. Die mittelalterlichen Fürsten waren Großgrundbesitzer mit einigen Hoheitsrechten; als solche bedurften sie ebenfalls noch nicht in erheblichem Umfange der Geldcapitalien; vielmehr bestritten sie ihren Bedarf hauptsächlich aus den Erträgen ihrer Landgüter, und die öffentlichen Dienste, Heerdienst, Gerichtsdienst, wirthschaftliche Abgaben, wurden ebenfalls noch fast ganz in natura geleistet.

Zwei Ausnahmen gab es aber schon vor dem Ende des Mittelalters: Der Handel bedurfte von jeher relativ erheblicher Geldcapitalien, und ferner unterhielt die Römische Curie, namentlich seit dem 13. Jahrhundert, einen

weltumfassenden fiscalischen Geldverkehr[1]). Ich kann hier nur auf die erstere Ausnahme eingehen.

Der Handel muß seiner Natur nach „capitalistisch“ betrieben werden. Dieses schillernde Schlagwort des „Capitalismus“ pflegt jetzt meist in dem Sinne gebraucht zu werden, daß es den Uebergang der Leitung der Production an „Capitalisten“ bedeutet. Das ist durchaus irrig. Die Leitung der Production liegt jetzt ebenso wie früher in den Händen des Unternehmers, der mit dem Capitalisten durchaus nicht zu verwechseln ist; denn der Unternehmer ist ein Arbeiter, während der Capitalist als solcher ohne Arbeit erwirbt. Auch wenn man mit dem Schlagwort „Capitalismus“, das mehr und mehr ein Schimpfwort zu werden droht, sagen will, daß die relative Bedeutung des Capitals gegenüber der Arbeit sich zu Gunsten des ersteren verschoben hat, so ist diese Meinung ebenfalls eine irrige; denn die Verwendung größerer Capitalien bedarf einer entsprechenden Steigerung der geistigen Arbeit, namentlich für die Leitung des Unternehmens. „Capitalistisch“ bedeutet lediglich, daß mehr Capital für die Production nöthig ist, und zwar, seitdem das Geld allgemeines Tauschmittel ist, mehr Geldcapital.

Diese vorläufige Auseinandersetzung war nöthig gegenüber dem Phrasennebel, mit dem jetzt Alles umgeben ist, was das „Capital“ betrifft.

Also: der Handel muß seiner Natur nach „capitalistisch“ betrieben werden. Die Landwirthe konnten mit ihren Erzeugnissen ursprünglich direct, ohne Vermittlung des Geldes, ihre Bedürfnisse befriedigen. Die Gewerbtreibenden konnten auch nach ihrer Loslösung von der Urproduction als „Handwerker“, also ohne viel Geldcapital, produciren, so lange sie für einen kleinen Kreis benachbarter Kunden arbeiteten. Der Kaufmann aber konnte niemals Geschäfte machen, ohne über ein relativ bedeutendes Geldcapital — eigenes oder fremdes — zu verfügen. So ist denn der „Capitalismus“ im Handel zuerst entstanden und hat sich von dort aus allmählich auf Urproduction und Gewerbe ausgedehnt. Die Fugger sind ein wichtiges Werkzeug dieser Entwicklung gewesen.

Die bei Weitem bedeutsamste Grundlage für das Emporblühen der oberdeutschen Städte im späteren Mittelalter war ihr Handel mit Italien, indirect der Levantehandel der italienischen Seestädte. Dieser bildete das Rückgrat des gesammten Welthandels; er wurde von den Italienern zur See bis nach den Niederlanden und bis nach England fortgesetzt, zu Lande auch nach Frankreich; aber der Weitervertrieb der köstlichen Waaren des Südostens und Südens nach Deutschland und den östlich angrenzenden Ländern bis zum Hansegebiete fiel den Oberdeutschen zu und damit natürlich auch der entsprechende Export nordalpiner Waaren. Namentlich Venedig begünstigte diesen Verkehr; es wünschte gar nicht, daß seine Bürger Landhandel betrieben. Das Kaufhaus der Deutschen in Venedig, dessen Größe man noch jetzt dicht am Rialto bewundern kann, war der wichtigste Mittelpunkt für den Handel

---

[1]) Dieser letztere Verkehr ist neuerdings in zwei interessanten Veröffentlichungen behandelt worden von A. Gottlob, „Päpstliche Darlehensschulden des 13. Jahrhunderts“, 1899, und von G. Schneider, „Die finanziellen Beziehungen der Florentiner zur Kirche 1285—1304“. 1899.

der Oberdeutschen in Italien, die Schule, wo ihre jungen Bürger den Handel lernten. Auch Jakob Fugger, der Begründer des Reichthums seines Hauses, hat dort — vermuthlich von etwa 1474 bis 1480 — gelernt, wie man nach der Väter Sitte mit Spezereien, Seiden- und Wollenstoffen handelte. Aber er war es auch vornehmlich, der bald darauf neue Bahnen einschlug und hierdurch sein Haus zur ersten Geldmacht der ganzen Welt emporhob. Welches waren die objectiven Voraussetzungen dieser neuen Entwicklung?

Die Entdeckungen und die durch sie veranlaßten großen Verschiebungen im Welthandel, welche den italienischen und oberdeutschen Städten die Grundlage ihrer mittelalterlichen Blüthe entzogen, haben nicht den ersten Anlaß geliefert; vielmehr ergab sich dieser aus den zahlreichen Beziehungen der oberdeutschen Städte zu den Alpenländern und aus dem Emporblühen des Bergbaues dieser Länder, das zum größten Theile gerade durch das Eingreifen der Oberdeutschen unter Führung der Fugger hervorgebracht wurde.

Auch der Bergbau bedarf frühzeitig relativ großer Capitalien, nur freilich zunächst nicht umlaufender, sondern stehender Capitalien, für das Schürfen, das Eintreiben und Zimmern der Stollen, das Fördern der großen Mineralmassen, deren Verhüttung an Ort und Stelle u. s. w. Der Bergbau mußte daher schon relativ früh zu einem intensiven Großbetriebe gelangen, und dieser konnte nicht, gleich dem der Landwirthschaft, lange auf dem Boden der Naturalwirthschaft verharren; denn mit den Erzeugnissen des Bergbaues kann sich der Mensch nicht ernähren; er kann sie auch nicht, gleich denen der Landwirthschaft, durch gewerbliche Arbeit auf dem Boden der Eigenproduction in Kleidungsstücke verwandeln.

Vielmehr bedürfen die Bergbauproducte des Absatzes, und zwar in der Regel gegen Geld, schon weil der Bergbau meist in Gegenden betrieben wird, wo Nahrungs- und Kleidungsmittel, zumal in alten Zeiten, durch Naturaltausch nur schwer zu beschaffen waren. Vollends der wichtigste Bergbau des Mittelalters, der Silberbergbau, stand naturgemäß ganz auf dem Boden der Geldwirthschaft, weil er ja selbst das Material der damals bei Weitem wichtigsten Geldsorte lieferte.

Zunächst mußte also das Capital für den Betrieb aufgebracht und zweckmäßig angewendet werden, was beim Bergbau stets, und in früheren Zeiten noch weit mehr als jetzt, sehr schwierig und riskant war. Und dann mußte der Absatz organisirt werden, bei den damaligen Verkehrs- und Marktverhältnissen ebenfalls ein schweres und riskantes Unternehmen.

Die Geschichte des Silberbergbaues in den Alpenländern bedarf noch immer der weiteren Aufklärung, namentlich was seine wirthschaftliche Organisation betrifft. Aber folgende Thatsachen stehen schon jetzt außer Zweifel:

Das ergiebigste Silberbergwerk im ganzen 15. Jahrhundert und darüber hinaus, dasjenige am Falkenstein bei Schwaz in Tirol, wurde zwar schon 1409 entdeckt, lieferte aber erst große Erträge seit dem Jahre 1448, und gerade in diesem Jahre werden die Fugger zuerst als Gewerken im Schwazer Bergbau genannt. Nun wird man sagen, die letztere Thatsache sei nicht die Ur-

sache, sondern die Wirkung der ersteren gewesen, und die Fugger hätten hier nur eine leichte, mühe- und gefahrlose Verwendung ihrer Capitalien gefunden.

Dies ist indeß schon deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil es neununddreißig Jahre gedauert hatte, bis das Schwazer Bergwerk zu großer Ergiebigkeit gebracht wurde; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Beschaffung des dafür erforderlichen Capitals nicht leicht war. Sodann aber läßt sich nachweisen, daß die Verwerthung der Silberausbeute keineswegs eine so leichte Sache war, wie sie dem Jetztlebenden zunächst erscheinen wird.

Die gesammte Ausbeute mußte zunächst von den Gewerken an den Landesherrn abgeliefert werden, der dafür einen festen Satz bezahlte. Der Landesherr, damals Herzog Sigmund, später Kaiser Maximilian, konnte verhältnißmäßig wenig Silber verwenden, schon weil die Tiroler Münzstätten vor 1484 nur Kleingeld prägten, dessen Herstellung in großen Mengen bei dem damaligen Stande der Münztechnik sehr lange Zeit erforderte. Der Landesherr war meist nicht einmal im Stande, das Silber zu bezahlen, weil er stets selbst geldbedürftig war. Hier traten die Fugger ein: sie organisirten den Silberabsatz nach dem Auslande und streckten dem Landesherrn den Silberpreis einstweilen vor, indem sie sich die Ausbeute der Bergwerke verpfänden ließen.

Aber auch der Absatz im Auslande erforderte viel Mühe. Denn überall wurde zunächst nur Kleingeld geprägt. Erst 1472 begann man, zunächst in Venedig und Mailand, mittelgroße Münzen im Gewicht von 6,52 bezw. 9,80 Gramm auszuprägen. Die ersten Versuche mit der Prägung ganz großer Münzen wurden 1484 in Tirol selbst angestellt, doch vermochten diese „Guldener“ von 31,50 Gramm, die Vorläufer der Thaler, sich zunächst nicht einzubürgern. Ehe dies geschah, blieb der Preis des Silbers niedrig und starken Schwankungen unterworfen; auch ließen sich bis dahin größere Mengen nur äußerst mühsam unterbringen.

Der Silberabsatz erheischte ferner eine Fülle von Kenntnissen hinsichtlich der zahllosen Münzgebiete und der in ihnen umlaufenden Münzen, deren Silberwerth ebenso häufigen Schwankungen unterlag wie ihr Werth im Verkehre. Endlich wurde der Silberhandel auch noch sehr erschwert durch die Unsicherheit und Kostspieligkeit des Verkehrs. Von den Hindernissen, welche durch diese Momente für den Verkehr erwuchsen, können wir uns heutzutage kaum noch eine richtige Vorstellung machen. Sie bildeten die Hauptursache der Entwicklung des Wechsels und anderer Geldsurrogate. Aber diese konnten im vorliegenden Falle nicht verwendet werden, weil es sich hier eben grade darum handelte, einen regelmäßigen Versandt ungewöhnlicher Mengen Edelmetalls in natura nach allen Seiten hin zu organisiren.

Das mag genügen, um zu veranschaulichen, wie die Fugger und in ihrem Gefolge auch andere oberdeutsche Handelshäuser den Großbetrieb der Tiroler Silberbergwerke ermöglichten. Aehnlich war ihre Thätigkeit bei anderen Bergwerken beschaffen, namentlich im ungarischen Kupferbergbau, Sie führten ihm Capital zu und ermöglichten einen Großbetrieb durch Anstellung tüchtiger deutscher Fachleute, sowie durch Beschaffung von Absatz auf weite Entfernungen bis nach den Niederlanden und Spanien.

Die Thätigkeit der Fugger als *industrielle* Großunternehmer, namentlich ihr Verdienst um den Aufschwung der oberdeutschen *Barchentweberei*, bedarf noch der näheren Untersuchung. Jedenfalls läßt sich ihre Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht einseitig vom Standpunkte des städtischen Handwerks aus betrachten, wie dies neuerdings geschehen ist. Der Großbetrieb *mußte* schon in seinen Anfängen mit dem Handwerke in Streit gerathen. Aber wenn der deutsche Barchent im 16. Jahrhundert ein Weltartikel ersten Ranges wurde, so haben die Fugger hierfür wohl das Meiste beigetragen.

Doch ihre Hauptbedeutung lag auf einem anderen Gebiete, und was sie *hier* geleistet haben, läßt sich jetzt völlig überschauen: Die Fugger waren große Organisatoren des *öffentlichen Credits*; sie bildeten die von den Italienern überkommene Technik der Creditvermittlung weiter aus und verwendeten sie im größten Umfange zur Befriedigung der im 16. Jahrhundert gewaltig anwachsenden Creditbedürfnisse für öffentliche Zwecke. Hierdurch vorzugsweise haben sie sich als Geldmächte bethätigt und haben zugleich tief in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen. Welches waren die objectiven Voraussetzungen dieser ihrer Erfolge?

Zunächst und vor Allem die Umwandlung der Ritterheere in Söldnerheere, sowie die Steigerung des Capitalbedarfs für Feuerwaffen und andere Kriegswerkzeuge. Die Organisation des Wehrdienstes ist der Organisation der wirthschaftlichen Production stets in der Entwicklung vorangegangen, wobei aber die Betriebssysteme im Wesentlichen die gleichen waren.

Der Wehrdienst war in der germanischen Urzeit von allen wehrfähigen Männern neben der wirthschaftlichen Production in „Eigenproduction“ besorgt worden; er war dann durch das Lehnswesen ein Lebensberuf geworden, ohne daß aber der Boden der Naturalwirthschaft verlassen worden war: die Nutzung des Lehngutes war der Entgelt für die Wehrpflicht des Vasallen gewesen. Jetzt wurde der Waffenberuf durch das Soldsystem ein Handwerk und schließlich durch Musketen und Kanonen eine *Großindustrie*, die sehr geschickte Leitung und bedeutende Capitalien erforderte.

Die Fürsten waren diesen Anforderungen weder technisch noch wirthschaftlich gewachsen, technisch nicht, weil sie keine stehenden Heere hatten (was wiederum durch wirthschaftliche Unzulänglichkeit verhindert wurde), wirthschaftlich nicht, weil ihre Geldeinnahmen noch bei Weitem nicht ausreichten, und weil sie ferner weder an dem Orte noch zu der Zeit des Kriegsbedarfs verfügbar waren.

Deshalb fiel die Kriegführung technisch in die Hände berufsmäßiger Privatunternehmer, der „Condottieri“, und für die Beschaffung der nöthigen Capitalien waren die Fürsten ebenfalls auf die Vermittlung von Privatunternehmern angewiesen, welche ihren Credit den damals noch selbst wenig creditwürdigen Fürsten zur Verfügung stellten. Wie die staatliche Kriegführung, so war auch der Staatscredit noch nicht vorhanden. Unter den Elementen, aus denen er sich später bildete, war das wichtigste der Credit der großen Finanzleute, welche die Einkünfte der Fürsten verwalteten und ihnen darauf Vorschüsse leisteten. Sie gehörten stets dem *Handelsstande* an,

weil nur dieser technisch wie wirthschaftlich im Stande war, solchen Anforderungen zu entsprechen. Wenn nun aber grade die oberdeutschen Kaufleute unter Führung der Fugger sich im 16. Jahrhundert auf diese Weise hervorragend bethätigten, so hatte das wieder seine besonderen Gründe.

Den oberdeutschen Städten wurde ihre mittelalterliche Bedeutung für den Waarenhandel durch die großen Verschiebungen im Weltverkehre entzogen. Das Mittelmeer, die Basis jener Bedeutung, hörte auf, seinen Namen zu verdienen. Die kostbaren Erzeugnisse des Ostens kamen in steigenden Mengen auf dem neu entdeckten oceanischen Wege nach Europa.

Der Versuch der oberdeutschen Kaufleute, in Lissabon am ostindischen Handel erster Hand Antheil zu erlangen, mußte schon an der Ausbildung des portugiesischen Colonialsystems scheitern. Sie wendeten sich nun dem Handel zweiter Hand zu, der sich an dem mächtig aufblühenden Weltplatze Antwerpen concentrirte. Doch dieser Verkehr nahm dort einen derart speculativen Charakter an und erheischte daher eine so unausgesetzte Fühlung mit den Marktverhältnissen, daß er sich von Augsburg aus nur mit ungewöhnlichem Risico betreiben ließ. Die ungünstige Lage der oberdeutschen Städte für den neuzeitlichen Welthandel machte sich allmählich mit zwingender Gewalt geltend.

Da waren es die Fugger, welche die von ihnen bereits eingeschlagenen neuen Bahnen mit außerordentlicher Thatkraft weiter verfolgten und als die Ersten das Schwergewicht ihres Geschäftsbetriebes auf die Vermittlung des Creditverkehres verlegten, welche größere Erfolge in Aussicht stellte als der Waarenhandel. Hierbei kam ihnen die politische Entwicklung zu statten.

Die Ausbildung des modernen europäischen Staatensystems, und zwar zunächst namentlich die Entstehung des mehrhundertjährigen Wettkampfes zwischen dem Hause Habsburg und der Krone Frankreich, erforderte Geldcapitalien von bisher unerhörtem Umfange. Dies kam, nach den präludirenden italienischen Kriegen, zum ersten Male ganz scharf, ja gradezu grotesk zum Ausdruck in der Kaiserwahl des Jahres 1519, bei der die Fugger durch ihren Credit den Ausschlag gaben. Wenn Jakob Fugger vier Jahre später Karl V. schreiben durfte: „Es ist bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hülfe nicht hätte erlangen können," — so ist dieses kühne Wort durch meine Untersuchungen als vollkommen gerechtfertigt erwiesen worden.

Wie fast Alles in diesem Zeitalter, so waren auch die Stimmen der deutschen Kurfürsten um Geld zu haben, und es entstand eine regelrechte Auction, bei der die Wagschale längere Zeit zwischen Habsburg und Frankreich schwankte. König Franz I. von Frankreich machte hohe Gebote, und er hätte auf solche Weise die römische Krone wahrscheinlich erlangt, wenn es ihm gelungen wäre, die Fugger für sich zu gewinnen. Denn Baargeld konnte keiner der beiden Hauptconcurrenten bezahlen; die Kurfürsten wollten aber nur Dem Credit schenken, für den die Fugger sich verbürgten; richtiger gesagt: sie hatten überhaupt nur Vertrauen zu den Fuggern. Diese urkundlich erwiesene Thatsache zeigt klar, wie es damals mit dem öffentlichen Credit bestellt war.

Die Fugger erklärten sich für das Haus Habsburg, dem in Folge dessen die Kaiserkrone erhalten blieb. Die Kaiserwahl von 1519 war aber nur einer der zahlreichen Anlässe, bei denen die Fugger den Gang der Geschichte beeinflußten.

Man wird hierüber zunächst schon, je nach dem politischen Standpunkte, sehr verschieden urtheilen, und gleichviel, wie dieser beschaffen sein mag: jedenfalls wird dem Auge des Jetztlebenden die Thatsache, daß das Geldcapital damals für die Politik eine solche Rolle spielte, einen sehr bedenklichen Eindruck machen. Aber nicht die Fugger waren es, welche diese Thatsache verursachten, sondern jene gewaltigen neuen Capitalbedürfnisse der Fürsten, die von den Fuggern befriedigt wurden.

Der außerordentlich große Capitalbedarf für politische Zwecke war die Wurzel des ganzen Sachverhalts. Wenn die Fugger als die Ersten ihn befriedigten, wenn dann die anderen oberdeutschen Geschäftshäuser mehr und mehr ihrem Beispiele folgten, dabei aber zum Theil die Gegenpartei unterstützten, wenn auf solche Weise der Weltkampf zwischen den Häusern Habsburg und Valois Jahrzehnte hindurch vorzugsweise mit deutschem Capital ausgefochten wurde, so ist das ohne Frage für das deutsche Nationalbewußtsein der Gegenwart keine erfreuliche Erscheinung. Aber die Thatsache, daß die Fugger auf solche Weise eine weltgeschichtliche Aufgabe lösten, läßt sich durch eine rückschauende Kritik dieser Art nicht aus der Welt schaffen.

Wirthschaftliche Bedürfnisse waren im 16. Jahrhundert noch weit weniger als in der Gegenwart durch Ethik und Patriotismus zu befriedigen. Vielmehr bedurften sie zu ihrer Befriedigung der ganzen Thatkraft und Intelligenz wirthschaftlicher Unternehmer, deren Haupttriebfeder nur der Erwerbssinn sein kann. Er darf nicht schrankenlos walten. Aber wenn man die Unternehmer verantwortlich machen will für die Bedürfnisse, welche sie befriedigten, so zeugt dies von sehr geringem wirthschaftlichem Verständnisse.

Für die Fugger gab es nur die Frage, ob sie die Habsburger oder die Valois unterstützen oder keins von beiden thun sollten. Wählten sie Letzteres, so hätte das vorhandene Bedürfniß von anderen, thatkräftigeren Geschäftsleuten befriedigt werden müssen. Entschieden sie sich aber für Frankreich, so würde die Nachwelt wohl schwerlich mehr mit ihnen zufrieden gewesen sein als gegenwärtig.

Alles dies gilt auch von dem Antheil der Fugger an dem Ablaßhandel. Sie hatten Albrecht von Brandenburg Geld geliehen für die Bezahlung der Würde eines Erzbischofs von Mainz an die Curie. Albrecht war für die Rückzahlung dieses Darlehens auf seinen Antheil an den Ablaßgeldern angewiesen, den er deshalb den Fuggern überwies.

Für diese war die Eincassirung der Ablaßgelder nur ein Mittel zur Deckung jenes Vorschusses, ein ganz gewöhnlicher geschäftlicher Vorgang, wie er bei den Florentiner Kaufleuten schon seit Jahrhunderten üblich gewesen war. Daß das ewige Seelenheil für Geld ausgeboten werden konnte, muß für jeden sittlich denkenden Menschen der Jetztzeit ein Gegenstand des Abscheues sein, und auch schon im Reformationszeitalter begann diese Em-

pfindung sich, namentlich seit Luther's Auftreten, allgemein Bahn zu brechen. Aber das Ausschreiben und Anpreisen des Ablasses durch Geistliche ist etwas völlig Anderes, wie die geschäftliche Eincassirung von Ablaßgeldern durch Kaufleute. Es liegt nicht der geringste Anlaß vor, jenen Abscheu auf sie zu übertragen.

Die Fugger haben später in dem Verzweiflungskampf der deutschen Protestanten gegen den Katholicismus ihr Capital zur Unterstützung des letzteren verwendet. Inwieweit dabei vielleicht ihr persönlicher religiöser Standpunkt mitgewirkt hat, kommt hier einstweilen nicht in Betracht. Sicher ist, daß ihr Geschäftsinteresse, welches schon so stark beim Hause Habsburg engagirt war, ihnen gar nicht erlaubte, anders zu handeln. Sicher ist ferner, daß Anton Fugger spätestens gleich nach dem Schmalkaldischen Kriege die Fugger'sche Handlung auflösen wollte, daß er gar keine Neigung hatte, dem Kaiser noch mehr Geld zu leihen, und daß er in der schwersten Krisis, welche Karl V. durchzumachen hatte, in dem Kampfe mit Moritz von Sachsen, nur nothgedrungen dem Kaiser von Neuem beisprang. In seinem Testamente berichtet er darüber: „Langwieriger Kriegsläufe halber haben sich die Sachen dermaßen beschwerlich geschickt, daß wir nicht allein unsere Handelssachen nicht zu Ende haben führen und unsere Schulden einbringen können, sondern wir haben auch, dem Kaiser und dem Könige zu dienen, mehr ausleihen, selbst Geld aufnehmen und uns in Schulden stecken müssen.“ Wir werden sehen, wohin das führte.

Die Bedeutung der Fugger für die politische und religiöse Geschichte ist sicher sehr interessant, aber für Denjenigen, welcher ihre Bedeutung als Geldmacht verstehen und würdigen will, haben jene Thatsachen und Zusammenhänge nur den Werth von Beweisstücken und Illustrationen. Sie hätten ganz anders beschaffen sein können, ohne daß dadurch die Bedeutung der Fugger sich geändert hätte. Das Entscheidende ist und bleibt lediglich das Auftreten von Capitalbedürfnissen größten Umfangs für Zwecke der Politik, Bedürfnissen, denen zunächst noch kein entsprechendes Angebot gegenüber stand.

Zwar hatte die europäische, zumal die italienische und die deutsche Bevölkerung, Capital in großen Mengen schon längst angesammelt. Aber dieses Capital wurde im Mittelalter entweder gleich wieder in der unmittelbaren Production verwendet, oder es blieb ganz zinslos liegen, oder endlich, so weit es schon für öffentliche Zwecke verfügbar war, kam es größtentheils den Creditbedürfnissen der Städte zu gute, welche als Körperschaften bereits eigentlichen, d. h. nicht durch Specialpfand gedeckten Credit genossen, zu einer Zeit, als daran bei den Fürsten, wegen des Fehlens einer Staatsgewalt mit corporativer Haftung aller Unterthanen, noch nicht zu denken war. Allerdings hatten die Italiener schon begonnen, die Ersparnisse ihres Landes für die Creditbedürfnisse der Fürsten nutzbar zu machen. Aber das reichte bei Weitem nicht aus gegenüber dem Wachsen dieser Bedürfnisse im 16. Jahrhundert. Es war eine bedeutende geschäftliche That der Fugger, daß sie auch nördlich der Alpen den Grund legten zur Entstehung eines Berufsstandes von Creditvermittlern. Mochten schon einzelne Ansätze dazu bei Münzern und Wechslern vorhanden

gewesen sein, jedenfalls erlangte diese Entwicklung erst jetzt große, ja internationale Bedeutung. Denn die Fugger, denen sich bald andere oberdeutsche Handelshäuser anschlossen, waren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unzweifelhaft die wichtigsten Creditvermittler von ganz Europa, und ihre Beziehungen reichten thatsächlich von Sevilla und Lissabon bis nach Ungarn und Polen. Ihre Schuld war es nicht, daß das deutsche Bankgeschäft sich später nicht weiter entwickelte, sondern gleich der ganzen Hochblüthe der städtischen Cultur in Deutschland, von den Wirren der Folgezeit größtentheils wieder vernichtet wurde. Wenn auch die Kraft der Fugger nach wenigen Generationen dahin schwand, so ist das ein Schicksal, das sie mit allen wirthschaftlichen Privatunternehmungen theilen mußten. Dauern können nur solche menschliche Einrichtungen, welche nicht auf der Kraft einzelner Menschen beruhen; das aber war bei der Geldmacht der Fugger nothwendiger Weise der Fall. Ihnen gebührt dennoch ein bedeutsamer Platz in der Geschichte des europäischen Bankgeschäfts und des europäischen Finanzwesens.

Es war in der That keine Kleinigkeit, wenn die Fugger sich 1519 für die Habsburger entschieden und sich vielleicht über ihr ganzes damaliges Capital hinaus für diese schlechten Haushalter verbürgten. Noch vier Jahre später war der größte Theil des dadurch entstandenen Vorschusses trotz vielfacher Bemühungen nicht einzubringen, was grade zu jenem kühnen Briefe Jakob Fugger's an Karl V. geführt hat. Wollten die Fugger zu ihrem Gelde gelangen, so mußten sie sich auf weitere gewaltige Finanzgeschäfte, namentlich in Spanien, einlassen. Sie haben dadurch, d. h. natürlich durch verstärkte Thätigkeit größten Stils, von Neuem viel Geld verdient, sind aber schließlich mit ihren ganzen ungeheuren Forderungen in Spanien hängen geblieben und haben den größten Theil ihres Reichthums wieder verloren. Diese Unternehmungen waren eben so groß, so weitausschauend, daß sie länger dauerten als das Leben und die Kraft der wenigen genialen Geschäftsleute, welchen das Haus Fugger seine Bedeutung verdankte.

Damit bin ich denn bei den persönlichen Voraussetzungen für den Reichthum der Fugger angelangt. Wir müssen sie vor Allem in der Person Dessen suchen, der diesen Reichthum begründete, in der Person Jakob Fugger's. Von ihm wissen wir Einiges durch die zeitgenössischen Augsburger Chronisten Hans Jakob Fugger und Clemens Sender; Anderes lernen wir aus einer Betrachtung seiner Aeußerungen und Handlungen. Im Ganzen ist es natürlich doch zu wenig, um ein abschließendes Urtheil über seine Persönlichkeit zu erlangen.

Jakob Fugger's Bedeutung für sein Haus steht außer Zweifel. Die gegen Mitte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnete Familienchronik berichtet von ihm, er habe den Handel mit Spezereien, Seiden- und Wollengewand verlassen und sich statt dessen „in mehrere und gewinnlichere Handlungen, nämlich auf Wechsel (d. h. Geldgeschäfte) und Bergwerke, begeben“. Die ersten Anfänge dieser neuen Thätigkeiten reichen zwar noch weiter zurück, aber erst Jakob Fugger hat begonnen, sie in großem Stile zu betreiben.

Wenn wir uns auf die Augsburger Steuerlisten verlassen können, welche Aloys Schulte neuerdings in seinem großen Werke „Geschichte des mittel-

alterlichen Handels zwischen Westdeutschland und Italien" (I, 652) für solche Zwecke durchgearbeitet hat, so muß sich das Vermögen der Fugger vom Beginn der selbständigen Thätigkeit Jakob Fugger's an, d. h. von etwa 1487 bis 1511, ungefähr verzehnfacht haben. In diesem letzteren Jahre betrug es nach meinen eigenen Ermittlungen rund 250000 fl. und nach Abzug der Austheilungen an die einzelnen Mitglieder der Familie rund 200000 Gulden. Es ist dann bis Ende 1527, etwa zwei Jahre nach dem Tode Jakob Fugger's, bis auf zwei Millionen gestiegen, hat sich also in diesem Zeitraum abermals verzehnfacht. Eine solche Durchschnittsverzinsung von vierzig bis fünfzig Procent jährlich, fortgesetzt durch vierzig Jahre, ist natürlich auch bei den größten Vermögen nur in der ersten Zeit ihrer Entwicklung denkbar und läßt sich ebenso selbstverständlich nur durch ganz ungewöhnliche Begabung des Unternehmers ermöglichen.

In der folgenden Periode der Fugger'schen Geschäftsentwicklung, als Anton Fugger das Haus leitete, nahm das Vermögen zwar weiter zu und erreichte 1546 mit 4¾ Millionen Gulden seinen höchsten Stand, aber der jährliche Durchschnittsgewinn dieser Periode überstieg keinesfalls zehn Procent. Die dritte Periode endlich, die des Verfalls, welche mit dem Tode Anton's (1560) oder wohl richtiger schon mit der Ueberspannung des Fugger'schen Credits (etwa 1553) begann, endigte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit einem Verluste von acht Millionen und mit dem Bankerotte des Hauses.

Jakob Fugger besaß zunächst im höchsten Maße jenen Geschäftseifer, der den tüchtigen Kaufmann auszeichnet. Noch in seinen letzten Lebenstagen, als ihm sein Neffe Georg Thurzo rieth, die ungarischen Geschäfte, deren Lage er als sehr gefahrdrohend kannte, aufzulösen, wies er diesen Kleinmuth weit von sich mit der Bemerkung: „er wolle gewinnen, so lange er könne". Aber sein Geschäftseifer hinderte ihn keineswegs, selbst den mächtigsten Männern Ersuchen um Darlehen abzuschlagen, wenn er dies für geboten hielt. Wie oft haben die Kaiser Maximilian I. und Karl V. vergebens sich bei Jakob Fugger bemüht, von kleineren Fürsten ganz zu schweigen; antwortete er doch 1515 Maximilian auf ein solches Ersuchen: „er wisse nicht, wie lange er lebe, oder wie es mit den Kriegsläufen nach etlichen Jahren stehen werde; er hätte sonst auch große Händel (Geschäfte), und stünden ihm solche täglich zu, darum man ihm ins Haus komme, während er ihnen vor Jahren gern weit nachgeritten wäre; nichtsdestoweniger entschlage er sich derselben; denn er wäre auch nun bei einem tapferen Alter und habe kein Kind; er wolle daher sich mit seinen bisherigen Geschäften begnügen und neue nicht mehr anfangen".

Jakob Fugger eröffnete der Geschäftsthätigkeit seines Hauses ganz neue Bahnen; aber er zügelte seinen weit ausschauenden Unternehmungsgeist, wenn es noth that, durch Besonnenheit, eine Vereinigung, wie sie für den Erfolg großer Unternehmungen erstes Erforderniß ist.

Schon Anton Fugger besaß dieses Gleichmaß von Entschlußfähigkeit und Vorsicht bei Weitem nicht in demselben Maße. Im Anfange seiner Geschäftsleitung bewies er eine sehr begreifliche, doch fast zu große Scheu, die

gewaltigen Unternehmungen seines Vorgängers im gleichen Umfange fortzusetzen; erst allmählich gewann er mehr Zutrauen in die eigene Kraft und in die Zukunft seines Hauses. Aber bereits 1546 faßte er den Beschluß, die Handlung ganz aufzulösen, was ein sehr richtiges Urtheil über die Gefahren der damaligen Weltlage und der von ihr abhängenden geschäftlichen Lage der Fugger bekundete. Wenn er an diesem Entschlusse nicht festhielt, vielmehr sich gegen Ende seines Lebens zu immer größeren Geschäften drängen ließ, so zeugt das von Abnahme des scharfen Blickes für die Aussichten und das Risico dieser Unternehmungen.

Bei den Welsern tritt ein solches Schwanken zwischen Aengstlichkeit und übergroßem Wagemuth im unrechten Zeitpunkte noch schärfer hervor. So war z. B. das vielgerühmte Unternehmen der Welser in Venezuela, geschäftlich betrachtet, ein durchaus bedenkliches Abenteuer. Die Fugger gingen eine Zeit lang mit ganz ähnlichen Plänen um und hatten dafür sogar schon große Privilegien erwirkt; aber schließlich verzichteten sie wohlweislich auf deren Ausnutzung. Wie wäre es auch möglich gewesen, von Augsburg aus, vollends unter spanischer Herrschaft, derartige Unternehmungen rentabel zu gestalten! Auf der anderen Seite bekundeten die Welser vielfach ein ängstliches Streben nach Neutralität, wodurch sie die Gunst des Kaisers verscherzten, auf die sie doch in hohem Grade angewiesen waren. Die Fugger dagegen ergriffen mit Entschiedenheit Partei und haben in dieser Haltung mit unwandelbarer Consequenz verharrt, trotzdem sie den bekannten „Dank vom Hause Habsburg“ in gehäuftem Maße ernten mußten. Ließen sie sich hierbei nur von ihrem Geschäftsinteresse leiten oder auch von ihren politischen und religiösen Ueberzeugungen?

Es ist höchst interessant, aber freilich auch sehr schwierig, das Geschäftsgebahren solcher großen Unternehmer auf die verschiedenen Motive ihres Handelns zurückzuführen. Der bloße Erwerbssinn, das Streben nach möglichst viel „Profit“ ohne Rücksicht auf weitere Zwecke, ist nicht immer so entscheidend, wie meist angenommen wird.

Betrachten wir unter diesem Gesichtswinkel zunächst einmal eine dafür besonders geeignete andere Familie großer Kaufleute, die Medicäer. Bei ihnen läßt sich eine ganz naturgemäße Wandlung der verschiedenen Motive deutlich wahrnehmen. Der politische Ehrgeiz spielte bei ihnen, wie bei den Florentinern überhaupt, eine große Rolle. Aber für die älteren Medicäer, vor Cosimo Pater Patriae, war er offenbar noch nicht das leitende Motiv. Bei ihnen überwog jedenfalls noch jener dem tüchtigen Kaufmann eigene Geschäftseifer, der zunächst lediglich den Gewinn vor Augen hat. Auch der große Cosimo war freilich noch ein echter Kaufmann, zugleich aber ein gewaltiger Staatsmann: Der politische Ehrgeiz wurde bei ihm Haupttriebfeder. Der Sinn für Kunst und Wissenschaft, dem Florentiner ebenfalls angeboren, diente bei ihm jedenfalls noch vorzugsweise politischen Zwecken. Mit Lorenzo endlich tritt der Kaufmann vom Schauplatze ab: Lorenzo war ein sehr schlechter Kaufmann, und bald wurde das Geschäft ganz aufgegeben. Lorenzo war, gleich Cosimo, in erster Linie Politiker. Aber sein Mäcenatenthum

diente offenbar lange nicht mehr derart der Politik wie bei Cosimo: es ging in weiterem Umfange aus angeborener enthusiastischer Liebe zur Kunst und Wissenschaft hervor.

Bei den Fuggern spielte der Ehrgeiz nicht entfernt die Rolle wie bei den Medicäern; vorhanden war er ebenfalls, aber es war kein politischer, sondern ein socialer Ehrgeiz. Von den großen Fuggern des 16. Jahrhunderts hat keiner je direct, d. h. außergeschäftlich, in die Politik eingegriffen, wenn man absieht davon, daß Anton sich nach dem Schmalkaldischen Kriege bewegen ließ, für die Stadt Augsburg bei dem siegreichen Kaiser Fürbitte einzulegen, und daß er dann in Augsburg das dem Kaiser feindliche demokratisch-lutherische Stadtregiment beseitigen half. Sonst haben die Fugger zwar bei ihren großen Geschäften die Politik gebührend berücksichtigt, aber sich von ihr, so weit ich sehen kann, niemals leiten lassen. Die Politik hat also auch bei ihrem standhaften Festhalten am Hause Habsburg sicherlich keine irgendwie erhebliche Rolle gespielt.

Ihr socialer Ehrgeiz dagegen trat frühzeitig hervor und steigerte sich in bemerkenswerther Weise. Die Fugger gehörten nicht zu den alten Augsburger Geschlechtern. Jakob Fugger, der reichste Deutsche seiner Zeit, stand in Augsburg dem Range nach jedem Patricier nach, und diese ließen es ihn gelegentlich fühlen. Zwar ließen sie sich es gefallen, daß er ihnen „viele schöne Mummereien, Schlittenpartien und Tänze“ gab. Aber als er ihnen anbot, das Haus ihrer „Herrentrinkstube“ neu zu erbauen, wenn sie ihm gestatteten, das Fugger'sche Wappen daran anbringen zu lassen, lehnten sie diesen charakteristischen Vorschlag ab. Selbst Anton ist erst 1538 unter die Geschlechter aufgenommen worden.

Ein Wappen erlangten die Fugger schon 1462 bezw. 1473. Im Jahre 1509 schrieb Kaiser Maximilian dem Augsburger Rathe, er wisse keinen solchen „statthaften Bürger“ im Reiche wie Jakob Fugger; er wolle ihn daher auch „zu einem Herrn machen“. Zwei Jahre später erfolgte denn auch thatsächlich die Erhebung in den Adelsstand, 1514 bezw. 1530 in den Grafenstand, 1535 in den ungarischen Adelsstand u. s. w. Es folgte noch eine Reihe anderer Privilegien ähnlicher Art. Aber den Fuggern wurde freigestellt, von diesen Auszeichnungen gleich oder später Gebrauch zu machen, und sie haben Letzteres vorgezogen. Der Adel war nämlich mit dem Handel unvereinbar, und der unzweifelhaft bei den Fuggern stark vertretene sociale Ehrgeiz verblendete sie, trotz der damals noch so hohen Bedeutung des Adels, doch nicht derart, um sie ihre weltumspannenden wirthschaftlichen Interessen übersehen zu lassen.

Jakob Fugger war ein strenggläubiger Katholik. Als die St. Annakirche, in welcher er eine prachtvolle Begräbnißstätte für sich und seine Familie hatte errichten lassen, in die Hände der Lutheraner kam, verlangte er von seinen Neffen und Erben die Zusicherung, daß sie ihn an einem anderen Orte begraben lassen sollten. Aber es fehlt uns bisher an Material, um zu entscheiden, ob und eventuell wie weit die Leitung des Fugger'schen Geschäfts, insbesondere die consequente Unterstützung der Habsburger, vielleicht doch durch

solche religiöse Motive mit beeinflußt sein könnte; undenkbar wäre es keineswegs.

Ebenso reicht das bisherige Material nicht aus, um zu beurtheilen, welche Bedeutung die sonstigen recht erheblichen idealen Interessen der Fugger, insbesondere ihre große Mildthätigkeit, sowie ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft, als mitwirkende Factoren ihrer geschäftlichen Thätigkeit hatten. Nur auf die sichtbaren Wirkungen dieser schon bei Jakob Fugger stark vorhandenen Neigungen werde ich zurückkommen.

Zunächst wende ich mich wieder denjenigen persönlichen Eigenschaften der beiden größten Fugger zu, welche für ihre geschäftlichen Erfolge unzweifelhaft bedeutsam waren.

Von Jakob Fugger berichten seine Neffen nach seinen eigenen wiederholten Aeußerungen, „wenn er Nachts schlafen ginge, habe er gar keine Hinderung des Schlafes, sondern thäte mit dem Hemde alle Sorge und Anfechtung des Handels von sich". Hans Jakob, derjenige der Neffen von Jakob, der dessen Freiheit von Nervosität Jahrzehnte später für so wichtig und charakteristisch hielt, daß er diese Eigenschaft neben ganz wenigen anderen in der von ihm verfaßten Familienchronik aufzeichnete, war selbst stark geschäftlich thätig und leitete sogar das Haus nach Anton's Tode eine Zeit lang, obwohl keineswegs mit Glück. Auch wir werden also in jener Eigenthümlichkeit des größten aller Fugger etwas nicht Unwichtiges zu erblicken haben, einen Beweis seiner Genialität, der ursprünglichen Kraft und Gesundheit seiner Natur, welche durch einen einfachen Willensentschluß, ja vielleicht ohne einen solchen, die mit einem weltumspannenden Geschäfte verbundenen zahllosen Sorgen jeden Abend „von sich that", ähnlich wie Napoleon schlafen konnte, wo und wann er wollte. Anton Fugger hatte nicht die gleiche Fähigkeit; denn als er gegen Schluß seines Lebens durch das eigenmächtige Verfahren seines Antwerpener Factors schwere Verluste erlitten hatte, entzog er dem Factor die Vollmacht, „um ruhig schlafen zu können", und bald darauf schrieb er von der damaligen Lage seines Hauses: „Der Creditoren sind viele, und es sollte Einem davor grauen." Wie sticht diese Sorge, die auch schon früher bei ihm stark hervorgetreten war und sogar den Entschluß hervorgerufen hatte, das Geschäft ganz aufzugeben, wie sticht sie ab von der stolzen Sicherheit Jakob's!

Noch in andrer Hinsicht waren die beiden Männer weit von einander verschieden. Von Jakob wird wiederholt gerühmt, er sei fröhlich von Gemüthsart gewesen, gefällig und freundlich gegen Jedermann, bescheiden und schlicht in seinem Auftreten. Diese Bescheidenheit und Weltklugheit hinderte ihn nicht, auch dem Höchstgestellten furchtlos die Wahrheit zu sagen, wenn es noth that; nie hat ein Bürger so zu einem mächtigen Fürsten gesprochen wie Jakob Fugger in jenem ewig denkwürdigen Briefe von 1523 zu Kaiser Karl V. Von Anton wird keine solche Aeußerung berichtet; wohl aber wissen wir, daß sein Wahlspruch war: „Stillschweigen stehet wohl an." Die ihm durch die Tradition zugeschriebene stolze Verbrennung kaiserlicher Schuldbriefe hat auf die überlieferte Art jedenfalls nicht stattgefunden,

war vielmehr nach der ältesten Version, die ich auffinden konnte, nur ein geschickter Theatercoup, um kaiserliche Geldansprüche glimpflich abzuwehren. Jakob hatte dies oft genug ganz offen gethan, Anton wagte es selbst nicht mehr in den kritischen letzten Regierungsjahren Karl's V., ließ sich vielmehr immer tiefer in Geschäfte verstricken, die längst schon weit gefährlicher geworden waren, als ihren Erträgen entsprach. Freilich war es auch gefährlich, sich zurückzuziehen; denn die Finanzpolitik des Kaisers war in dieser Zeit ebenso gewaltthätig geworden wie seine sonstige Politik. Dennoch lag das höhere Risico sicher nicht auf diesem Wege, und Anton ist deshalb nicht freizusprechen von einer wesentlichen Mitschuld an dem späteren Verfalle des Fugger'schen Reichthums. Daß er damals seinem Antwerpener Factor Oertel allzu sehr vertraute und ihm sogar den selbständigen Abschluß der größten Geschäfte überließ, läßt nicht nur schließen auf Abnahme der, für den Leiter eines so gewaltigen Unternehmens vor Allem nöthigen Menschenkenntniß — denn Oertel war eines solchen Vertrauens nicht würdig —, sondern es lag darin zugleich ein schwerer Verstoß gegen zwei Hauptgrundsätze der ganzen Fugger'schen Geschäftspolitik, gegen den Grundsatz der einheitlichen Leitung und gegen denjenigen des Ausschlusses aller Fremden von dieser Leitung.

Fassen wir zunächst den letzteren Grundsatz ins Auge. Die Handelsgesellschaften haben sich aus der Familiengemeinschaft entwickelt, und im 16. Jahrhundert war dieser Ursprung noch überall sichtbar; ja, er kann nie ganz verwischt werden, wenigstens nicht bei derjenigen Gesellschaftsart, welche die deutschen Juristen als „offene Handelsgesellschaft" bezeichnen; denn diese Gesellschaftsart ist eine so innige Verbindung der Arbeitskraft und des Vermögens ihrer Theilhaber, setzt bei ihnen ein so unbedingtes gegenseitiges Vertrauen voraus, daß sie eigentlich nur zwischen den nächsten Blutsverwandten, und selbst dort keineswegs immer, am Platze ist. Im 16. Jahrhundert waren die Hauptheilhaber der Handelsgesellschaften regelmäßig noch Angehörige einer und derselben Familie; indeß gab es doch schon wesentliche Ausnahmen auch gerade unter den größten Gesellschaften. So zählte die Gesellschaft der Welser z. B. 1508 achtzehn Theilhaber, die zwölf verschiedenen Familien angehörten; im Jahre 1517 schied freilich ein Theil der Gesellschafter aus, weil er sich übervortheilt glaubte; aber auch in der folgenden Zeit setzte sich die Firma stets aus sehr verschiedenen Elementen zusammen, was sicher nicht ohne Einfluß geblieben ist auf die schon erwähnte schwankende Haltung des großen Hauses. Auch sonst fehlt es nicht an Fällen dieser Art.

Die Fugger dagegen nahmen keinen Fremden als Theilhaber auf. Als Factoren verwendeten sie allerdings Fremde, und sie mußten Diesen, da sie große Zweigniederlassungen in weiter Entfernung vom Stammhause zu leiten hatten, verhältnißmäßig weitgehende Vollmachten ertheilen; aber alle für das Gedeihen des Hauses entscheidenden Geschäfte wurden von dem Leiter der Handlung abgeschlossen. Das änderte sich erst später, und jenes übermäßige Vertrauen Anton's in seinen Antwerpener Factor war der erste bedenkliche Schritt in dieser Richtung. Freilich wirkte dabei noch mit eine, selbst über die Macht des größten Handelshauses weit hinausgehende mächtige

Strömung, nämlich die rasch wachsende örtliche und zeitliche Concentration des internationalen Capitalverkehrs in der Weltbörse Antwerpen. Darauf wird zurückzukommen sein. Jedenfalls blieb es ein verhängnißvoller Fehler, daß Anton Fugger die Gefahren nicht hinreichend würdigte, welche diese Entwicklung für sein Haus mit sich brachte. Dadurch sündigte er zugleich gegen den von seinem Oheim Jakob aufgestellten zweiten Hauptgrundsatz der Fugger'schen Handlung, gegen den Grundsatz einheitlicher Leitung.

Dieser Grundsatz hatte bei den Fuggern nicht immer gegolten. Zwar hatten schon die Gebrüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger vereinbart, daß „ihre Erben und Nachkommen vom Mannesstamm unzertheilt im Handel bleiben und die Töchter mit Heirathsgütern abgefunden werden sollten, auf daß der Fuggerische Handel in allweg unzertheilet bleibe". Aber — und hierauf habe ich so wenig wie Andere bisher geachtet — die Brüder behielten sich noch 1494 ausdrücklich gleichen Antheil an der Geschäftsleitung vor: „Unser Jeder" — so heißt es — „soll Gewalt und Macht haben, als ob Jeder der oberste Househändler selbst wäre." Dieser Zustand blieb bestehen, bis Georg 1506 und Ulrich 1510 gestorben war. Dann bildete Jakob mit seinen Neffen Anton, Raimund und Ulrich eine neue Gesellschaft, deren Leitung er sich allein vorbehielt. Dies war zunächst schon bedingt durch die reiche Erfahrung Jakob's und die Jugend seiner Neffen. Daß bis zum Tode Jakob's Alles so blieb, ist angesichts seiner ganz ungewöhnlichen Bedeutung auch nicht bemerkenswerth. Jakob ging aber weiter: in seinem zweiten Testamente, das 1525, also kurz vor seinem Tode verfaßt wurde, bestimmte er, daß nach seinem Tode das Geschäft von seinem Neffen Anton allein, „doch mit Rath seines Bruders Raimund und seines Vetters Hieronymus" geleitet werden solle, „nach seinem Gefallen und Gutdünken, wie ich das in meinem Leben allein zu thun Gewalt und Macht gehabt habe". Endlich schlossen 1532 Anton, Raimund und Hieronymus einen Gesellschaftsvertrag, worin die Worte „mit Rath" ersetzt wurden durch die Worte „mit Wissen". Zugleich erklärten Raymund und Hieronymus sich im Voraus einverstanden mit Allem, was Anton thun würde, unter Anderem auch mit seinen Abrechnungen über Gewinn und Verlust der Handlung. Anton war also damit unumschränkter Leiter des Fugger'schen Geschäftes geworden, und er ist es geblieben, bis er selbst in seinen letzten Lebensjahren die Zügel am Boden schleifen ließ. In der folgenden Generation ist die Einheitlichkeit der Leitung vollends in die Brüche gegangen. Die Regel scheint sie damals bei den Handelsgesellschaften überhaupt nicht gebildet zu haben; wenigstens bemerken wir unter Anderem auch bei den Welsern oft eine gemeinsame Leitung, die zu vielen Reibungen führte. Die Fugger aber huldigten in ihrer Blüthezeit auch in dieser Hinsicht dem strengsten monarchischen Principe, und als sie es aufgaben, begann unmittelbar der Verfall ihrer Handlung.

Freilich ist solche nachträgliche Kritik etwas billig. Ein Hauptmoment bleibt: es war für die Fugger wirklich sehr schwer, sich rechtzeitig aus den Fangarmen der Finanzgeschäfte loszumachen, weil die mächtigen Fürsten, denen sie so große Geldsummen geliehen hatten, diese nur dann zurückzahlten,

wenn sie neue Vorschüsse erlangten, auch in der Regel gar nicht im Stande waren, anders zu verfahren. Auf dieser glatten, abschüssigen Bahn wäre ein Anhalten nur bei größter geschäftlicher Gewandtheit auch der späteren Fugger und selbst dann nur mit großen Verlusten möglich gewesen. Geschäftliche Genies sind aber sehr selten; daß sie in einer Familie drei Generationen lang vorhanden gewesen sind, ist wohl noch nie vorgekommen. Und der wichtige kaufmännische Grundsatz, „daß der erste Verlust der beste ist“, war in seiner Wahrheit damals wohl noch weniger bekannt, geschweige denn befolgt, als gegenwärtig.

Diejenigen, welche immerfort nur die von den Fuggern Anfangs erzielten hohen Gewinne sehen, vergessen ganz, daß auf diese Blüthezeit normaler Weise der Verfall folgen mußte, und daß er aus denselben Geschäften hervorgegangen ist, welche früher jene hohen Erträge abgeworfen hatten. Die ganze Zeit der Fugger'schen Geschäftsthätigkeit, von dem Eingreifen Jakob's, also etwa von 1490 an, bis zum Untergange der Handlung um das Jahr 1640, bildete thatsächlich eine zusammengehörige Unternehmung. Von den hohen Gewinnen der ersten Jahrzehnte müssen die großen Verluste der Verfallperiode abgerechnet werden. Dann erkennt man, daß jene zum großen Theile Risicoprämien waren, und der Durchschnittsertrag einer hundertjährigen, höchst intensiven Arbeitsleistung wird sich dann als ein recht bescheidener Lohn erweisen. Was den Fuggern schließlich übrig blieb, war ansehnlicher Grundbesitz, der aber belastet war mit schweren Schulden und den hohen Ansprüchen einer an fürstlichen Luxus gewöhnten Grafenfamilie, ein Grundbesitz, der überdies wenig ertragreich war und erst durch neue Anstrengungen späterer Generationen wieder relativ erheblichen wirthschaftlichen Werth erlangt hat.

Die Fugger haben ihren vorübergehenden großen Reichthum theuer bezahlt mit dem Volkshasse, der sich früh an ihren Namen hängte und dauernd an ihm haften blieb. Bereits im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ward er zur Gattungsbezeichnung wucherischer Monopolisten, und noch jetzt hat das Wort „fuckern“ in süddeutschen Mundarten eine ähnliche Bedeutung. Aber auch Männer, die auf den höchsten Höhen moderner Bildung wandeln, Zierden unserer Geschichtschreibung und unserer Nationalökonomie, betrachten die Fugger noch jetzt mit unverhohlener Abneigung als die erste große Verkörperung jenes „Capitalismus“, der heutzutage bei uns in der Oeffentlichkeit so oft erwähnt und ungefähr ebenso oft falsch verstanden wird.

Ich habe diesen Mißbrauch der Worte „Capitalismus“, „capitalistische Productionsweise“ u. s. w. schon in meinen Vorbemerkungen gerügt. Hier will ich nur untersuchen, welche Berechtigung den Vorstellungen, die mit jenen und ähnlichen Schlagworten verknüpft zu werden pflegen, hinsichtlich des Falles „Fugger“ beizumessen ist. Ich muß dabei manche Unklarheiten berichtigen, die noch in meinem „Zeitalter der Fugger“ spuken. Als ich dieses Buch schrieb, hatte ich mich von dem Einflusse jener Schlagworte selbst noch nicht ganz frei gemacht, was mir erst jetzt gelungen ist.

Zunächst: Wie weit war denn jene von den Zeitgenossen gegen die Fugger und andere große Handelsgesellschaften erhobene Beschuldigung wucherischer Monopolsucht begründet? Sie ging aus einerseits von wirklich oder angeblich geschädigten Volkskreisen, Adel, Bauern, Handwerkern, kleineren Kaufleuten, Consumenten, andererseits von Kreisen, welche vorzugsweise durch ideale Gesichtspunkte bestimmt wurden, namentlich von Geistlichen und religiös stark bewegten Schichten des gebildeten Bürgerthums. Bei der damaligen Macht dieser Gedanken konnte es nicht ausbleiben, daß dadurch jene in gleicher Richtung wirkenden materiellen Interessen große Schwungkraft erlangten. Für alle möglichen Schmerzen dieses gährenden Zeitalters wurden nun die „großen Fucker" verantwortlich gemacht. Als endlich auch Luther gegen sie seine gewaltige Stimme erhob, waren sie in der öffentlichen Meinung gerichtet.

Ich habe in meinem „Zeitalter der Fugger" zu ermitteln versucht, wie weit jene Anklagen berechtigt waren, und bin zu einem in der Hauptsache negativen Resultate gelangt. Die Neigung zur Bildung von Monopolen war unzweifelhaft vielfach vorhanden; aber so weit sich erkennen läßt, waren es theils aussichtslose Versuche, theils wirthschaftliche Nothwendigkeiten. Hier beschränke ich mich auf den Antheil der Fugger an diesen Vorgängen und zunächst auf den Waarenverkehr, der bei den Beschuldigungen die Hauptrolle spielte.

Die Fugger betheiligten sich in ihrer großen Zeit — und erst in dieser entstanden jene Beschuldigungen —, wie wir wissen, nicht mehr am herkömmlichen Handel der oberdeutschen Städte, sondern beschränkten sich auf einige wenige Waaren, hauptsächlich auf ungarisches Kupfer und Tiroler Silber; einige Jahrzehnte lang waren sie ferner noch stark am Handel mit Gewürzen, namentlich mit Pfeffer, zwischen Lissabon und Antwerpen betheiligt, und später vertrieben sie, ebenfalls nur vorübergehend, nämlich von 1534—1555, den Barchent ihrer neuen großen Webereien in Weißenhorn. Beim Silber und Barchent ist es nie zu einer Monopolbildung gekommen. Hinsichtlich des Silbers wurde wohl beklagt, daß es in großen Mengen exportirt werde, aber dieser Vorwurf erledigte sich rasch durch einen Hinweis auf die gewaltige Zunahme der deutschen Silberproduction, für welche der inländische Bedarf bei Weitem nicht ausreichte. Und was den Barchent betrifft, so wurde freilich von den Ulmern und wohl auch noch von anderen Webern und Händlern sehr geklagt über die schwer zu ertragende Concurrenz der Fugger. Aber dies war eben eine Folge ihres intelligent geleiteten Großbetriebes. Von einem Monopole konnte dabei nicht die Rede sein.

Beim Kupfer und beim Pfeffer sind Monopolbildungen vorgekommen. Die auf ein Kupfersyndikat bezüglichen Verträge, abgeschlossen 1498 und 1499 zwischen den Fuggern und einigen anderen Handelshäusern, habe ich selbst veröffentlicht; es sind die einzigen, welche bisher aufgefunden worden sind. Wie aus diesen Verträgen deutlich hervorgeht, wurden sie abgeschlossen in einer Periode fallender Preise; sie bezweckten Beseitigung der Ueberproduction, verfehlten aber diesen Zweck und wurden bald von den Fuggern selbst durch

Unterbietung ihrer Concurrenten gebrochen, ein Beweis, wie schwierig es war, selbst bei wenigen Theilhabern ein solches Syndikat aufrecht zu erhalten. In der folgenden Zeit haben die Fugger ohne Frage dadurch, daß sie die ungarische Kupferproduction „controlirten", wie ein Amerikaner der Gegenwart sagen würde, viel Einfluß auf den Kupferpreis gehabt; aber neben ihnen werden noch zahlreiche andere große Kupferhändler erwähnt, die Hochstetter, die Haugs, die Manlichs, die Führer, die Tucher u. s. w. Von einem Monopole ist nichts mehr zu entdecken.

Der Pfefferhandel war ein Monopol des Königs von Portugal, der nur durch fiscalische Ausbeutung dieses Handels sich die Mittel für seine großen ostindischen Expeditionen verschaffen konnte. Er verkaufte die Ausbeuten der Flotten im Ganzen an große Consortien von Handelshäusern, die damit ein außerordentlich hohes Risico übernahmen; denn wenn die nächste Flotte eine starke Ladung mitbrachte, erfolgte unvermeidlich ein plötzlicher starker Preissturz. Ueberhaupt war der Gewürzhandel ein sehr riscantes Geschäft, das die äußerste Gewandtheit und fortgesetzte enge Fühlung mit den sehr verwickelten Absatzverhältnissen erforderte. Die Gewürzhändler suchten daher den Absatz so zu concentriren, daß der Preis hoch gehalten wurde. Dies gelang, indeß lange nicht in dem Maße, wie später der Niederländisch-Ostindischen Compagnie, die ein viel strenger ausgebildetes Monopol hatte. Hier war in der That eine Art dauernder Monopolbildung gegeben, die aber wirthschaftlich durchaus gerechtfertigt war.

Was die Fugger anlangt, so waren die volksthümlichen Beschuldigungen des Monopolismus mindestens stark übertrieben.

Ich bin weit entfernt, zu leugnen, daß die Fugger eine sehr große wirthschaftliche Macht besaßen; ist doch mein Buch geschrieben, hauptsächlich um diese Macht zu schildern. Aber ich theile nicht die übliche Meinung über die Quellen dieser Macht. Ich erblicke ferner in deren Größe eine Erscheinung, die nur für ihre Zeit, für dieses „Zeitalter der Fugger", charakteristisch ist. Und ich suche endlich nicht nur ihre schlimmen, sondern auch ihre guten Wirkungen zu begreifen.

Ist das Capital, so frage ich zunächst, wirklich die eigentliche Ursache der Fugger'schen Macht gewesen? Wir wissen, daß und warum das Geldcapital in diesem Zeitalter namentlich für die Politik so außerordentliche Bedeutung erlangte. Die Macht der Fugger beruhte unzweifelhaft auf dem ihnen zur Verfügung stehenden Geldcapital. Aber daß sie über so große Geldcapitalien verfügten, war erst eine Folge der genialen geschäftlichen Veranlagung eines außergewöhnlichen Mannes. Als die Fugger den größten Beweis ihrer Macht gaben, bei der Kaiserwahl Karl's V., war ihr Reichthum erst im Entstehen begriffen, und auch über fremde Capitalien verfügten sie damals noch nicht entfernt in dem späteren Umfange. Ihre Macht beruhte freilich auf dem unbeschränkten Credit, dessen sie sich „in der ganzen Christenheit" und darüber hinaus erfreuten, aber dieser Credit war damals eine Naturmacht, entsprungen dem Genie Jakob Fugger's, und die Macht ihres Credits äußerte sich zu jener Zeit hauptsächlich darin, daß sie die größten

Creditgeschäfte abschließen konnten, ohne über eigene oder fremde Capitalien in solchem Umfange unmittelbar zu verfügen: nicht ihr eigenes Capital und auch nicht der Credit, der sie bei anderen Capitalisten, sondern derjenige, den sie bei den deutschen Fürsten besaßen, hat dem Habsburger die Kaiserkrone verschafft.

Ganz anders in der späteren Zeit, als nicht mehr eine so machtvolle Persönlichkeit das Haus leitete. Jetzt erst wurde ihre Macht vorzugsweise Geldmacht; das gewaltig angewachsene eigene Capital bildete nun die Hauptgrundlage des Credits, mit dessen Hülfe fremdes Capital von allen Seiten massenhaft herangezogen werden konnte. Diese ganze verfügbare Capitalmenge ermöglichte es den Fuggern jetzt, ihre Geschäfte immer mehr auszudehnen. Aber was das Haus hierdurch an äußerer Größe gewann, verlor es an innerer Gesundheit, und schon bei Lebzeiten Anton Fugger's gerieth es hierdurch in eine gefährliche Lage.

Doch diese gewaltige Macht einzelner großer Creditvermittler war überhaupt nur eine vorübergehende Erscheinung. Sie war entstanden durch außerordentlich rasche und starke Steigerung des Capitalbedarfs, namentlich für politische Zwecke, eine Steigerung, der noch keine entsprechende marktmäßige Organisation des Capitalverkehrs zu Gebote stand. Ich habe in meinem Buche gezeigt, wie sich diese Organisation zuerst an den beiden Weltbörsen Antwerpen und Lyon bildete, und wie hierdurch die Macht der einzelnen großen Creditvermittler abnahm. Eine andere Hauptgrundlage dieser Macht blieb freilich bestehen: Die schlechte Finanzwirthschaft der meisten Fürsten. Erst als diese sich wesentlich besserte, wurden zugleich den Privatunternehmern der Kriegführung und denen des öffentlichen Credits die letzten Wurzeln ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung abgegraben.

Die Macht der Fugger war nur eine verhältnißmäßig rasch vorübergehende Erscheinung. Sie war deshalb eine besonders große, weil die Fugger zuerst auf dem Plane erschienen, als der Capitalbedarf für private und öffentliche Zwecke am Ausgange des Mittelalters gewaltig anwuchs; aber sie ging schon zu Ende, als die Fugger sich so tief in die Finanzgeschäfte eingelassen hatten, daß sie nicht mehr zurückkonnten. Damit begann nicht nur der Verfall ihres Reichthums, sondern auch der Rückgang ihrer Bedeutung. In der Politik hat das Capital der Fugger zum letzten Male in dem Conflicte zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen eine große Rolle gespielt. Dann sanken sie rasch herab zu einem Spielballe der immer willkürlicher werdenden Finanzpolitik der Habsburger.

Immerhin, die in der Weltgeschichte beispiellose Macht der Fugger war ein zweischneidiges Werkzeug, mit dem sie sowohl Schaden wie Nutzen im größten Maßstabe anrichten konnten. Sie haben unzweifelhaft beides gethan.

Der Schaden, den sie anrichteten, bestand nicht in Monopolen und auch nicht in einem unheilvollen Einflusse auf die Politik, sondern er bestand vorzugsweise darin, daß sie durch ihr Beispiel die oberdeutschen Kaufleute mehr und mehr verleiteten, Finanzgeschäfte zu betreiben, und daß nun der größte

Theil der oberdeutschen Handelswelt sich wetteifernd bestrebte, immer größere Massen von Privatcapitalien aller Art jenen Geschäften zuzuführen. So kam es zu einer maßlosen Ueberspannung des öffentlichen Credits und zu schweren Finanzkrisen, in denen ein großer Theil des mühsam erworbenen Wohlstands der deutschen Städte verzehrt wurde.

Doch dieser unzweifelhafte Schaden war nur ein Sympton des Zersetzungsprocesses, dem Deutschland aus wirthschaftlichen Gründen wie aus politischen Ursachen ohnehin rettungslos verfallen war. Der Großbetrieb der Fugger wies die Bahnen, auf denen die Deutschen sich aus den engen Verhältnissen der Stadtwirthschaft sehr wohl zu denen der Nationalwirthschaft hätten entwickeln können, wäre ihnen die gleiche Fähigkeit zur Staatsbildung beschieden gewesen wie anderen Völkern, und hätte auch ihr wirthschaftlicher Unternehmungsgeist sich den neuen, größeren Verhältnissen dauernd gewachsen erwiesen. Von Augsburg aus war freilich kein Welthandel mehr zu betreiben, wohl aber Großindustrie. Die Fugger waren auf gutem Wege dazu. Nicht ihre Schuld war es, daß die volkswirthschaftliche Entwicklung in Deutschland schon im Entstehen scheitern mußte. Hier fanden die Fugger keine Nachfolger. Das Handwerk, d. h. ein stadtwirthschaftliches gewerbliches Betriebssystem, blieb in Deutschland noch lange Zeit vorherrschend. Sogar die Bergwerks-Unternehmungen gelangten ins Stocken, als der Silbersegen nachließ. In einer Zeit, als England deutscher Bergverständiger und Bergarbeiter bedurfte, um seinen Reichthum an Erz zu erschließen, gelang es den Deutschen nicht, ihren Kupfer- und Eisenbergbau auf der Höhe zu halten, den er im 16. Jahrhundert erreicht hatte.

Eine Erscheinung, wie die der Fugger, läßt sich indeß überhaupt nicht vom deutschen Standpunkte aus gerecht beurtheilen. Es war eine weltgeschichtliche und weltwirthschaftliche Erscheinung. Von diesem Standpunkte aus habe ich sie in meinem Buche gekennzeichnet als die Todtengräber des Mittelalters und als die Fackelträger der Neuzeit, die sie selbst aber nicht mehr erleben sollten; sie standen gleichsam Wache an der Pforte zu diesem neuen Zeitalter.

Die Fugger haben, darauf sei noch am Schlusse hingewiesen, ihren Reichthum nicht unedel verwendet. Von ihrer Mildthätigkeit zeugt noch jetzt die „Fuggerei“ in Augsburg, ein kleiner Stadttheil mit über hundert Wohnungen für arme Leute, errichtet durch Jakob Fugger 1519, also in der Zeit der größten Gewinne. Dies ist aber nur die bekannteste in einer ganzen Reihe ähnlicher guter Werke. Man braucht ihre Bedeutung nicht zu überschätzen: nur ein kleiner Theil der Fugger'schen Gewinne ist auf solche Weise verwendet worden; aber der Erwähnung werth ist diese Thätigkeit auch hier in jedem Falle.

Wichtiger war doch, was sie für Kunst und Wissenschaft thaten. Die Fugger waren Bauherren, Mäcene, Bücherliebhaber im großen Stile ihrer Zeit: sie waren nicht nur reich, sondern auch hochgebildet. Zwar reicht ihre Bedeutung auf diesem Gebiete bei Weitem nicht an Dasjenige heran, was die Medicäer leisteten, aber in Deutschland hatte es nicht seines Gleichen.

Schon Jakob Fugger legte eine bedeutende Bibliothek an; seine Bauten gehören zu den schönsten und großartigsten der deutschen Hochrenaissance, vor Allem die Fuggerhäuser in Augsburg und die Capelle mit der Familiengruft in der St. Annakirche. Die Fugger'schen Gärten wurden von den Zeitgenossen hochgepriesen. Raimund Fugger legte die erste große Antikensammlung auf deutschem Boden an. Unter vielen anderen Künstlern sind namentlich Burgkmaier und Tizian stark von den Fuggern beschäftigt worden. Anton Fugger gehörte zu den Verehrern und Correspondenten des großen Erasmus von Rotterdam, den er nach Augsburg zu ziehen suchte. Der bekannte schlesische Dichter Georg von Logau verkehrte viel im Fuggerhause, und noch manche andere Humanisten wurden von dort aus unterstützt. Der gebildetste aller Fugger war wohl Hans Jakob, der selbst zur Feder griff. Sein „Geheim Ehrenbuch“ des Fugger'schen Hauses ist eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Familie, und sein „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich“ ist sogar in der überaus schlechten Ausgabe des Sigmund von Birken lange Zeit als wichtige Geschichtsquelle viel benutzt worden. Seine Thätigkeit und seine Liebhabereien in Kunst und Wissenschaft kamen freilich in unlösbaren Conflict mit den Pflichten, welche ihm seine Stellung als Leiter der Fugger'schen Handlung in der kritischen Zeit nach Anton's Tode auferlegte. Er erwies sich dieser Stellung nicht als gewachsen, mußte ausscheiden und gerieth persönlich in schwere Vermögensbedrängniß. Aber auch Marx, der ihm folgende Geschäftsleiter, war literarisch thätig; er schrieb ein Buch über Pferdezucht, das wegen seiner gesunden Grundsätze noch jetzt mit Ehren genannt wird. Auch beschäftigte er sich viel mit Kirchengeschichte und übersetzte mehrere Werke dieses Gebiets aus dem Lateinischen ins Deutsche.

Doch ich breche ab. Die Fugger waren die größten Kaufleute ihrer Zeit; aber sie waren keine bloßen Geldmenschen. Der Gelderwerb diente bei ihnen höheren Zwecken und erhielt schon hierdurch seine Rechtfertigung. Das todte „Capital“, an das man gewöhnt ist vorzugsweise zu denken, wenn der Name Fugger erwähnt wird, wurde erworben mit menschlichen Kräften und wieder verwendet von lebendigen Menschen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sowohl niedriger wie hoher. Diese Bedürfnisse sind es, von denen wir ausgehen und zu denen wir zurückkehren müssen, wenn wir über die Bedeutung der Fugger Klarheit gewinnen wollen.

Die Central-Pyrenäen.

Von
Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

XVIII.

Der Tag ging zur Neige, als ich, Anfangs September, in Gavarnie eintraf, um dort im „Hôtel des Voyageurs“ längeren Aufenthalt zu nehmen. Als ich nach dem Abendessen nochmals ins Freie trat, breitete eine mondlose Nacht sich aus, doch mit so stark funkelnden Sternen, daß ein Theil der Finsterniß vor ihrem Lichte wich. So stark blinken die Sterne erst in diesen Höhen, während der Himmel fast schwarz erscheint. Die Luft war so klar, ich athmete so frei, daß ich mich leicht und fröhlich fühlte. „Le bonheur est bien souvent une question de météorologie“, schrieb einmal Graf Russel. In diesem Augenblicke konnte ich das nachempfinden.

Am nächsten Morgen hatte ich den mächtigen Circus von Gavarnie vor Augen. Die Sonne ging eben auf und streifte mit ihren goldenen Strahlen die obersten Gipfel der Berge. Der spitze Piméné im Osten, der steile Pic Mourgat im Westen begrenzen das Thal, das südlich in den Halbkreis steiler Felsen mündet. Man glaubt diesen Thalschluß sofort zu erreichen, und doch trennt ihn noch eine volle Stunde Weges vom Dorfe. Zunächst geht es fast eben am Gave entlang, der den Schneefeldern und Gletschern des Circus entströmt. Die Halme der Wiese sind mit Thautropfen der Nacht noch behangen, die in allen Farben schillern. Zahlreiche Blumen zieren den grünen Teppich; sie folgen auch dem Gave, neigen über ihn lieblich ihre Schäfte und bespiegeln sich in seinen klaren Fluthen. Das Thal steigt von Stufe zu Stufe, und der Bach fließt hier langsam und geräuschlos neben dem ebenen Weg, um in Eile rauschend abwärts zu stürzen, dort, wo der Weg plötzlich sich erhebt. Durch niederen Wald, aus dem nur einzelne Kieferstämme emporragen, geht es dann steiler hinauf, bis der Rand einer alten Moräne erreicht ist, von der man frei das gewaltige Felsenamphitheater überblickt. Der Ruhm des gavarnischen Circus ist durch die ganze Welt gedrungen, und in die Bewunderung, die er weckt, stimmt auch ein so bedeutender Kenner der Alpenwelt wie der Mineraloge Ferdinand Zirkel ein[1]). „Nicht mit Worten,“ schreibt er, „ist wiederzugeben

[1]) Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. Das Ausland. 1867. S. 296.

der großartige, wahrhaft feierliche Eindruck, den dieses colossale Bauwerk der Natur auf den Beschauer macht mit der umgebenden Kesselrundung seiner himmelhohen, starren Mauern, mit den blendenden Gletschern, die seine Zinnen krönen, mit dem ewigen Schnee, der die horizontalen Stufen abwärts wie ein Teppich bedeckt, mit den vielen imposanten Wasserfällen, die aus der Ferne gesehen wie weiße Schleier an den steilen Wänden still herabhängen." Auch ich blieb ergriffen auf der Höhe stehen, die so plötzlich das herrliche Bild mir entschleiert hatte. Wahrlich ein Riesenwerk der gestaltenden Naturkräfte, um welches die Pyrenäen auch von den Alpen beneidet werden können! Bis 1700 Meter hoch steigen die Wände dieses Amphitheaters auf, 3600 Meter messen sie im Umfang. Auf ihren Stufen könnten ganze Völker als Zuschauer sich versammeln. Der obere Rand der Felsenmauer wird von den mächtigsten Gipfeln der Pyrenäen gekrönt, deren leuchtend weiße Schneemassen die Abgründe mit übernatürlichem Lichte erfüllen. Von Eis und Schnee gespeist, stürzen zahlreiche Wasserfälle in die Tiefe, und immer ist es wieder die eine, die größte unter diesen Cascaden, die unseren Blick an sich fesselt. Als einziger mächtiger Strahl wirft sie sich in den Abgrund und löst zum Theil sich in den Lüften in feinen Wasserstaub auf. Neunzehn Secunden braucht das Wasser, um den Boden zu erreichen. Es ist einer der kühnsten Sprünge, den Wasserfälle wagen, denn 422 Meter tief geht es hinab, und nur der etwa 450 Meter hohe Wasserfall von Doegerfos in Norwegen zeigt sich in dieser Beziehung noch kühner. Das Wandern auf den scharfkantigen Felsentrümmern im Circus ist beschwerlich, und doch reizt es, den Fuß des großen Wasserfalls zu erreichen und die Schneebrücken zu betreten, die sich über den jungen Gave an seinem Ursprung spannen. Kein lebendes Wesen ist in dieser trostlosen Einöde zu erblicken, nur das monotone Murmeln der Cascaden erfüllt die Luft. Der große Wasserfall zerschellt unten an den Steinen und verhüllt wie mit einem zarten Schleier die Geburtsstätte des Baches. Dieser muß noch die Schneemassen durchbrechen, die als Lawinen hier in den Abgrund stürzten, und setzt dann, mit den Bächen aus anderen Cascaden vereint, seinen Weg frei durch den Circus fort. An den steilen Felsen, dem großen Wasserfall gegenüber, geht es hinauf zur Rolandsscharte. Man fragt sich erstaunt, wie das möglich sei, denn auch dort fallen die steinernen Wände fast senkrecht ab. Doch der Führer im Hôtel zu Gavarnie hatte mir bestimmt versichert, die Sache sei lange so schlimm nicht, wie sie aussehe. Der Aufstieg erfolge in einer Felsenspalte, und die Herzogin de Berry habe sogar den Muth gehabt, sich dort in einem Sessel hinauf tragen zu lassen.

Mit diesem Führer brach ich am folgenden Morgen auf, um zunächst den Pic du Piméné zu besteigen. Räth doch Ramond vor Allem an, diesen Ausflug zu unternehmen. Der Berg ist 2803 Meter hoch; sein Gipfel läßt sich von Gavarnie, das bereits 1350 Meter über dem Meere liegt, in drei Stunden erreichen und ist so scharf, daß er nur wenigen Menschen Platz gewährt. Man meint hier über der Unendlichkeit zu schweben und ist zunächst ganz verwirrt von der Fülle der Eindrücke. Alles, was dieser Theil der Pyrenäen Großartiges zu bieten vermag, ist hier zu einem Gesammtbilde vereinigt. Man blickt zunächst unstet in die Runde, ohne einen Ruhepunkt zu finden. Doch

kehrt das Auge ganz unwillkürlich zu jenen Riesen zurück, die in nächster Nähe, so stolz und hehr, ihre schneebedeckten Häupter über dem gavarnischen Circus erheben. Da ragt vor Allem der Mont-Perdu über die anderen Gipfel hervor und deckt mit seiner runden Kuppe einen Theil des Himmels. Neben ihm zur Rechten erhebt sich der fast ebenso hohe „Cylindre", an seiner Krystallform kenntlich, und ihm schließt der lang gedehnte Marboré mit seinen vielen Spitzen sich an. Dann folgt die lange Mauer, in welche die Rolandsscharte einschneidet, dann der Taillon, dessen Wände rasch abfallen, um im Port von Gavarnie einen Uebergang nach Spanien zu schaffen. Ihm reihen sich westwärts grünende Berge an, auf welchen blaue Schatten lagern; sie folgen in gleichmäßigen Wellen auf einander, bis plötzlich wieder der Vignemale seine Schneefelder und Gletscher jäh zum Zenith erhebt. Der Blick schweift weiter bis zum Balaïtous, dessen Schneemassen in der Ferne am spanischen Himmel glänzen, dann wendet er sich nordwärts, um am Pic de Viscos die französische Ebene zu erreichen. Oestlich von dieser Lücke, die den Blick weit in das flache Land eröffnet, steigen neue Berge auf. Vor Allem fesselt dort der kegelförmige Gipfel des Pic du Midi de Bigorre das Auge, vor dem die schneebedeckten Höhen des Néouvielle und des Pic Long sich erheben. Ueber den Pic de la Munia und die Gletscher von Tuguerouye schweift das Auge weiter bis zum Soum de Ramond, um mit neuem Entzücken auf dem Mont-Perdu endlich auszuruhen. Das ist eine Rundsicht, wie sie kein anderer pyrenäischer Berg sonst bietet; denn keiner steht wie dieser im Mittelpunkt so vieler hoher Gipfel.

Vom Piméné kann man nordwestlich über den Rücken des Coumélie nach Gèdres gelangen. Dem nördlichen Rande des Coumélie folgt das trostlose Thal von Héas. In dieses lenken von Gèdres aus die Pilger ein, die Notre-Dame de Héas besuchen wollen. Mit dem Fernglas erkennen wir in der Tiefe auf einem Felsenblock das große weiße Standbild der Mutter Gottes von Héas, der Beschützerin dieses Thales. Um jenen Felsen sah ich am 8. September, dem Feste Mariä Geburt, zahlreiche Pilger versammelt; sie knieten in der Runde und sangen ein Wallfahrtslied. Viele von ihnen hatten den Felsen erklommen und suchten mit Hämmern oder Steinen Stücke von seinem Gipfel abzuschlagen, die sie als Reliquien mit nach Hause nehmen. Nach der im Volke fortlebenden Legende soll die Mutter Gottes den Hirten einst an dieser Stelle erschienen sein und so lange verweilt haben, bis ihr weiter hinauf im Thale eine Capelle errichtet worden war. Die Feste der Notre-Dame de Héas werden am 15. August und 8. September im ganzen Lande von Barèges feierlich begangen. Tausende von Pilgern erfüllen dann das Thal, und ihre Gesänge hallen weithin an den steilen Bergen wider. Heute war es menschenleer dort unten in der Tiefe, und kein Laut stieg bis zu uns empor. Nach der Capelle der Mutter Gottes von Héas, die anderthalb Stunden höher liegt, führt ein Saumpfad hinauf, und wenn er auch an manchen Stellen beschwerlich ist, so bietet er doch nirgends Gefahr. Anders gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als de Saint Amans das Héas-Thal besuchte [1]). Damals wagte es sonst keiner der in Barèges anwesenden Bade-

[1]) Fragment d'un voyage sentimental et pittoresque dans les Pyrénées. Metz 1789. p. 134.

gäste, ihn zu begleiten. Der Aufstieg von Gèdres in das Thal von Héas sei so steil gewesen, daß man bei jedem unvorsichtigen Schritt fünfhundert Fuß tief in den Gave hinab stürzen konnte. Dort aber wälzten sich die Gewässer durch geheimnißvolle Höhlen, die der Gave in den Stein gegraben hatte. Und wenn die Wallfahrtzeit vorüber war, dann kehrte unheimliche Stille in das Thal ein. Der gascognische Pfarrer zog wohl von Zeit zu Zeit hinauf zur Capelle, um eine Messe abzuhalten, doch behauptete er, daß, wenn er sich zum „Dominus vobiscum“ umkehre, er öfter statt andächtiger Pilger, Bären, Wölfe oder Gemsen vor der Thür erblicke. — Jenseits der Capelle gabelt sich das Thal, um mit seinem Hauptast den Circus de Troumouse zu erreichen. Wir sehen von hier aus seine steilen Wände, die zu den Schneefeldern und Gletschern des Pic de Troumouse empor steigen. Dieser Circus ist größer noch als der von Gavarnie und erreicht über acht Kilometer im Umfang. Er umschreibt über vier Fünftel eines Kreises, ist aber von weniger hohen Felsen umgeben, daher weniger imposant in seiner Wirkung. Auch steht er dem gavarnischen Circus an malerischer Schönheit entschieden nach. Auf den Matten von Troumouse weiden gegen zehntausend Schafe, Kühe und Pferde, die sich innerhalb dieser riesigen Umzäunung selbst überlassen sind. Nur hin und wieder erscheinen einzelne Schäfer, um nach ihren Thieren zu sehen. Sie kommen meist mit Salz beladen, nach dem die Thiere lechzen. So darf denn der Besucher des Circus von Troumouse nicht erschrecken, wenn er sich plötzlich von einer großen Schar Vierfüßler umringt sieht. Die Thiere verlassen ihn sehr enttäuscht, wenn er ihnen kein Salz anbietet.

Am Abhang des Piméné wuchs Edelweiß. Mit Freuden begrüßte ich hier dieses Symbol der Alpenwelt. Zum Wahrzeichen der Pyrenäen wäre es freilich kaum erhoben worden, denn es ist hier im Verhältniß selten. Die Flora der Ost-Pyrenäen weist es überhaupt nicht auf [1]).

XIX.

Als wir am nächsten Morgen der Felsenwand uns näherten, die den gavarnischen Circus umgibt, drängte sich mir von Neuem die Frage auf, wie denn ein Aufstieg an dieser Stelle wohl möglich sei. Doch mein Führer, ein älterer, erfahrener Mann, wies ruhig auf den Hintergrund zur Rechten, wo alsbald eine Spalte in dem Felsen sichtbar wurde. „Das ist die Echelle des Garradets,“ sagt er, „da geht es hinauf.“ Und fast senkrecht beginnen wir zu steigen, die Vorsprünge im Gestein wie Stufen benutzend. Wir erheben uns langsam in Windungen, während der Abgrund sich vertieft, über dem wir schweben. Eine halbe Stunde später athmen wir auf; die erste Stufe des Circus ist erreicht, und wir blicken jetzt ruhiger zum Rasenstreifen empor, auf dem es zunächst aufwärts gehen soll. In 2400 Meter Höhe lassen wir uns an einer Quelle nieder und überschauen den Weg, den wir zurückgelegt haben. Fast schaudert es uns bei diesem Anblick, denn wir haben einen Abgrund unter unseren Füßen. Drüben der große Wasserfall zeigt sich jetzt in seiner ganzen Pracht; er allein stört die herrschende Ruhe. Seine

[1]) Gaston Gautier, Flore des Pyrénées orientales. XX. 1899.

Stimme schwillt an, nimmt geheimnißvoll ab und wird wieder lauter. Von allen Seiten haben über den Felswänden glänzende Schneefelder sich enthüllt. Auch funkelt dort oben der Gletscher, der mit seinem Eise den großen Wasserfall speist. Drohend schwebt er in den Lüften, an den Flanken des Berges, wie aufgehängt. Phantastisch verworren ragen die Gipfel des Astazou aus diesen Eismassen hervor. Die Tiefen des Circus liegen noch im Schatten. Dort scheint der Wasserfall in zarten Nebel sich aufzulösen. Wir setzen unseren Weg fort in einer steinigen Schlucht, die an einzelnen Stellen der Schnee füllt. Zu unserer Linken wölbt der Gletscher de la Brèche seinen krummen Rücken vor. Wir steuern einer Felsenmasse zu, die dunkel aus der blendenden Umgebung hinaus ragt. Wo wir den nackten Fels berühren, weist er Versteinerungen auf. Denn überaus reich ist der Kalkstein dieser Berge an thierischen Ueberresten. Von der Höhe der Felsengruppe taucht unser Blick fast senkrecht in den Gletscher des Taillon hinab. Blaue Spalten durchfurchen seine Flanke, zackige Eispyramiden beugen sich über die Tiefe. Wir steigen weiter, und immer dunkler wölbt sich über uns das Himmelsgewölbe, immer blendend weißer erscheint der Schnee. Ein donnerartiges Getöse dringt jetzt an unser Ohr; es ist ein Schneesturz in unserer Nähe. Wir sehen noch die Schneemasse, die wie ein Wasserfall vom Marboré sich abwärts wälzt. Sie zerschellt an dem obersten Vorsprung der Circusmauer, löst in zahlreichen Strahlen sich auf, erreicht die folgende Stufe und schwindet endlich im Abgrund. Noch haben einige Alpenpflanzen sich hier angesiedelt[1]) und schmücken mit ihren lieblichen Blüthen die steinige Einöde. Sie sind nicht die einzigen Vertreter des Lebens in dieser zu Eis und Schnee erstarrten Welt, denn der Führer zeigt mir in der Ferne mehrere Gemsen, die sich auf einem Felsen in der Sonne wärmen. Wir können sie mit unserem Fernglas sehr genau betrachten. Auch sie haben uns erblickt, denn sie stehen da mit vorgestrecktem Kopfe, zur Flucht bereit, und scheinen sich zu fragen, ob uns wohl zu trauen sei. Man freut sich in solchen Höhen stets, lebenden Wesen zu begegnen. Von todten Massen nur umgeben, so ganz in ihrer Gewalt, empfindet man in verstärktem Maße den Zusammenhang alles Lebens. Es würde mir schwer fallen, irgend einem Geschöpf hier ein Leid anzuthun.

Bald müssen wir den Gletscher betreten, und der Führer schlägt mit seiner Axt Stufen in das Eis. Diese freilich füllen sich gleich mit Wasser an, so daß der Aufstieg nunmehr nicht wenig einer Kneippcur gleicht. Dann geht es wieder besser und rascher über Schnee. Wir erreichen endlich die Höhe der Bresche; wie sollen wir aber zu ihr gelangen, da ein breiter Raum den Gletscher vom Felsen trennt? Die Sonne grub diese Vertiefung mit ihren Strahlen und hat uns damit nicht gedient, denn wir müssen dem Rande des Eises folgen und schließlich zwei wenig einladende Spalten noch durchqueren. Endlich sind wir am Ziel, in 2804 Meter Höhe, innerhalb der Bresche, die der tapfere Paladin in den Felsen schlug. Das war freilich eine That, der er sich wohl rühmen konnte; denn die Bresche ist über 50 Meter breit und steigt

---

[1]) Erigeron uniflorum, Androsace ciliata, Saxifragen.

über 100 Meter empor. Ich gab mir die Zeit nicht, auszuruhen, blickte vielmehr hinüber in das spanische Land, so begierig, als wenn dort eine neue Welt sich mir offenbaren sollte. Meine Erwartungen waren zu hoch gespannt, ich fühlte mich enttäuscht. Denn ich sah zunächst nur einen Abgrund unter meinen Füßen und eine endlose Ferne, in welcher weit niedrigere Berge in immer schwächeren Wellen sich verliefen. Das war nicht mehr die wild romantische Landschaft, die mich eben noch mit schauerlicher Macht in ihrem Bann gehalten, vielmehr ein weiches Bild voll Zartheit und voll Milde. Ich hatte etwas Anderes erwartet, und es dauerte daher eine Weile, bis ich die Stimmung gewann, die ein so veränderter Eindruck verlangt. Und dann erst tönte sich mir das sonnendurchglühte Aragon in goldig-purpurnem Schimmer, dann erst empfand ich die ganze Farbenpracht dieser Landschaft, die vom Rand der afrikanischen Wüste unter die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen versetzt zu sein schien. — Jetzt erst blickte ich mich auch in meiner Nähe um, wo gelb und graues Gestein mich umgab. Die Felsenmauer der Bresche schwillt nach oben an und neigt sich so drohend nach Spanien, als wenn sie dort hinab stürzen wollte. Doch sie ist fest eingefügt an ihrem östlichen Ende in den Marboré und wird wohl noch lange der Zeit trotzen. — Sonst sah ich in der Umgebung nur Eis und Schnee, ein Bild wie aus der Welt um die Pole. Die Luft war kalt und klar, und die Umrisse der schneebedeckten Gipfel zeichneten sich scharf auf den tiefblauen Himmel. Im Osten reihten sich wellige Schneefelder endlos an einander. Sie flimmerten in der Sonne und schienen Funken zu sprühen. Von Zeit zu Zeit vernahm man geheimnißvolle Töne im Innern der Berge. Sie rührten von Gletschern her, die in ihrem Felsenbett sich bewegten. Hin und wieder hörte man auch einen dumpfen Knall, wenn ein Spalt sich plötzlich im Eise geöffnet hatte.

Aus dem tiefen Thal von Ordessa begannen jetzt Dämpfe aufzusteigen, und leise Schleier legten sich über die höchsten Gipfel. Hinter dem Vignemale tauchten dunkle Wolkenmassen auf und wuchsen bald an zu Riesengröße. Von Zeit zu Zeit durchzuckte ein Blitz den Horizont, und ihm folgte ein lang anhaltendes Rollen. Der Führer mahnte zur raschen Rückkehr. Es galt in der That, sich zu beeilen, denn ein starkes Gewitter war im Anzug. — Wir hatten den Grund des Circus noch nicht erreicht, als alle Gipfel schon in Wolken lagen. Der Wind stürzte sich heulend in den tiefen Kessel. Der große Wasserfall fiel nicht mehr senkrecht hinab, er schwankte in den Lüften. Seine Stimme klang jetzt wie ein Klageton. Licht, Wind und Wolken standen im wilden Kampfe. Die Berge schwanden in dichtem Nebel, zeigten sich wieder und schienen dann ins Unendliche zu wachsen. Es war jetzt unbeschreiblich traurig in dem riesigen Amphitheater. Blitze erhellten für Augenblicke den Abgrund und warfen fahle Lichter auf die Felsenwände. Und endlos dröhnte es dann in den Tiefen. Wir hatten die Endmoräne überschritten und eilten hinab in den Wald. Der Wind fing sich ein im Gebüsch, und es klang wie Schluchzen durch die Bäume. Dicke Regentropfen wurden fast wagerecht durch die Luft getragen. Unser Rückzug artete fast in eine Flucht aus. Kaum hatten wir das Hôtel erreicht, als der gesammte Himmel in Strömen sich entlud.

XX.

Der Regen hielt mehrere Tage an, und in dem überfüllten Hôtel begann man nach besserem Wetter sich zu sehnen. Vorwiegend war französische Gesellschaft im Haus; außerdem fanden sich einige Engländer. Man wurde allmählich bekannt, und es bildeten sich auch Gruppen, die gemeinsame Unternehmungen besprachen. Ich schloß mich einer solchen an, die den Port de Gavarnie überschreiten wollte, um einen Blick in das spanische Land zu werfen. So brachen wir eines Morgens auf, zunächst bei noch etwas unbestimmtem Wetter, das aber zusehends besser wurde. Barometer und Führer hatten das richtig voraus gesagt. Wir hielten uns beim Verlassen des Gasthauses gleich zur Rechten und schlugen bei der Kirche den Saumpfad ein, der aufwärts zur Paßhöhe führt. Der Himmel klärte sich rasch, und bald trafen die ersten Sonnenstrahlen die hohen Gipfel über dem Circus. Die Schatten in seinem Innern sanken immer tiefer und gingen aus dem Violetten ins Dunkelblaue über. Träge Wolken hingen noch an den Abhängen; sie wurden mit Gold umrandet, wie Bernstein so durchscheinend gelb und lösten sich schließlich auf. Es war ein bezaubernder Morgen, den wir doppelt genossen nach dieser langen Entbehrung. Die Stimmung der Wanderer besserte sich zusehends; die Fröhlichkeit zog ein, man fühlte sich so wohl, athmete so leicht. Es schien, als wäre mit der Last der Wolken auch ein Gewicht von unserer Brust gefallen. Der Blick in die Tiefen des gavarnischen Circus nahm dauernd an Großartigkeit zu. Nach anderthalb Stunden, als wir den Gave des Tourettes erreicht hatten, sahen wir die zerspaltenen Gletscher des Gabietou und des Taillon über senkrechten Felswänden sich uns entgegen wölben. Eine Stunde später betraten wir die Paßhöhe, den Port von Gavarnie oder von Boucharo, der in 2282 Meter Höhe die Kette überschreitet. Ein Stein am Wege bezeichnet die Grenze, die Frankreich von Spanien trennt. Von hier ging es abwärts nach Boucharo, inmitten gestürzter Kalksteinblöcke, zwischen denen Buchsbaum sich vordrängt. Unten im Thale führte uns eine steinerne Brücke über den Rio Ara, und das kleine Wirthshaus von Boucharo war erreicht, vor dem uns die spanischen Zollwächter erwarteten. Einer unserer Führer war vorausgeeilt, um unsere Ankunft zu melden; wir wurden mit Ehren von ihnen empfangen. Sie hatten Guitarren zur Hand genommen und spielten die Marseillaise; die Franzosen in unserer Gesellschaft erwiderten die Höflichkeit und verlangten die spanische Nationalhymne. Diese stimmten sie nun mit Begeisterung an. Damit aber waren noch nicht alle Zollformalitäten erledigt, wir mußten vielmehr mit den Herren Zollwächtern noch einige Gläser Wein in der „Fonda" leeren. Der Wirth holte seinen besten Wein, eine trübe, dicke, ziemlich süße Flüssigkeit, die sehr stark nach Ziegenbock roch; denn in Schläuchen aus Bocksleder wird sie transportirt und oft auch später noch aufbewahrt. Doch die Gesellschaft machte gute Miene zum bösen Spiel, es ward auf das Wohl des „joven Rey Alfonsiu" und auch auf die tapferen Carabineros, die den Zolldienst versehen, angestoßen. In der „Fonda" herrschen noch recht ursprüngliche Zustände. Ziegen, Schweine, Hunde, Hühner und Menschen — Alles lebt friedlich durch einander. Eine mit allen möglichen

Düften versetzte Luft erfüllte den Raum. Ich flüchtete ins Freie. Um mich von den Eindrücken der Fonda dort zu erholen, ließ ich mir ein Gläschen „anissaou“ geben, eine Specialität dieses Landstriches, zu siebzig Centimes das Liter, deren Einführung in unsere Breiten ich freilich auch nicht gerade empfehlen würde. Ich verließ jetzt für kurze Zeit meine Gefährten, um an den nahen Abhängen des Val d'Otal nach jener Dioscorea zu suchen, deren Entdeckung in den Pyrenäen gerechtes Aufsehen erregte[1]). Hier fand sie Bordêre, ein Lehrer aus Gèdre, und nach ihm erhielt sie dann den Namen[2]). Einer der älteren Führer, die uns begleiteten, behauptete, den Standort dieser Pflanze zu kennen, doch unsere Mühe, sie aufzufinden, blieb erfolglos. So kommt es, daß ich die Borderea pyrenaica nur aus dem Herbar kenne. Es ist ein unscheinbares Pflänzchen, das sich nur wenig vom Boden erhebt. Nicht eben große, herzförmige Blätter bilden seinen wesentlichen Schmuck, denn die kleinen, grünlichen Blüthen sind ganz unscheinbar und nur an den männlichen Stöcken zu etwas größeren Rispen vereint. Zu verkennen ist aber das Pflänzchen nicht, so bald man es ausgräbt, denn wie andere Dioscoreaceen hat es einen knollenförmigen, verhältnißmäßig großen Wurzelstock aufzuweisen. Auf Schönheit kann jene merkwürdige Art keinesfalls Anspruch erheben, und wird es schwerlich jemals ein anderes Auge als das des Fachmannes erfreuen.

Wir holten unsere voraus geeilten Gefährten in dem engen Thale ein, das der Rio Ara durchströmt. Urwald deckt noch seine Abhänge, und kühlende Wasserfälle rauschen hinab von seinen steilen Felsen. Man kommt an der Schlucht von Ordessa vorbei, deren röthliche Felsenmassen drohend wie riesige Festungsmauern empor steigen. Sie bilden jene Abgründe, in die wir von der Rolandsbresche hinab schauten. Hier erweitert sich das Thal, und bald tritt in der Mitte des Bildes Torla stolz auf dunklem Felsen uns entgegen. Ein steiniger Weg führt hinauf. So malerisch der Ort von außen erscheint, so schwarz und verkommen ist er in seinem Innern. Doch fehlt es auch dort nicht an wirkungsvollen Eindrücken, denn der Ursprung vieler Häuser reicht bis in das 14. Jahrhundert zurück; und die Kirche dürfte noch älter sein. Dabei drängen sich die Bauten über und durch einander, so daß bei jedem Schritt das Bild sich verändert. Neugierig blicken aus den Fenstern der steinernen Häuser rabenschwarze Frauenaugen uns an. Die meisten Männer, denen wir begegnen, sehen nicht sehr vertrauenerweckend aus; noch weniger die Hunde, die mit wahrem Geheul uns empfangen. — Da die Rückkehr nach Gavarnie an dem nämlichen Tage nicht möglich ist, müssen wir hier die Nacht zubringen. Es fehlt an einem Wirthshaus, doch die Marquesa de Viu ist stets geneigt, Fremde in ihre alterthümliche Behausung aufzunehmen. Sie war von unserer Ankunft benachrichtigt und empfängt uns persönlich am Eingang ihres „Castells“,

---

[1]) Vergl. S. 288 (Februarheft) dieses Aufsatzes, auch Miégeville, Une Dioscorinée dans les Pyrénées, Bull. de la Soc. Bot. de France. 1866. p. 373. — Edmond Boissier, Note sur quelques nouveaux faits de géographie botanique, Bibliothèque universelle et Revue suisse. T. XXV, p. 255. 1866.

[2]) Entdeckt hatte sie in Wirklichkeit schon zuvor in den Pyrenäen ein italienischer Botaniker, Pietro Bubani, der aber nähere Angaben über seine Entdeckung nicht veröffentlichte.

das nicht gerade den Eindruck einer Burg macht, aber doch recht eigenartig aussieht. Denn die verschiedensten Jahrhunderte haben die Hand an diesen Bau gelegt, jedes in seiner Art, ohne sich um die früheren zu bekümmern. Noch vor Eintritt in das Thor sahen wir auf der Galerie des ersten Stockwerkes den Koch einen Hammel schlachten. Denn Metzger gibt es in Torla nicht, und Jeder muß für das Nöthige selber sorgen. Die Marquesa machte einen vornehmen Eindruck, und es fehlte ihr auch nicht an Grandezza. Sie geleitete uns in den Ehrensaal des Marquisats, einen großen Raum mit alter, cassettirter Decke, die einst blau ausgemalt und vergoldet war. Geschnitzte Truhen und Möbel, sowie minder alterthümliche Stühle und Bänke fassen den Saal ein, Wappen und geschwärzte Bilder hängen an den Wänden. Zwischen ihnen prangt der Stammbaum der Familie, der bis in das 9. Jahrhundert zurück reicht und Statthalter von Catalonien, Gesandte am französischen Hofe und namhafte Feldherren aufzuweisen hat. An den Saal schließt der Alkoven an, der mit Vorhängen aus purpurrother Seide abgeschlossen ist. Man vertheilt uns, so gut es geht, im Hause, und erst eine Stunde später versammeln wir uns wieder zur Mahlzeit in dem großen Saale. Die Tafel ist hübsch gedeckt, das Tischtuch weiß; den alten Fayencetellern und den Silberbestecken fehlt es nicht an Cachet. Auch das Essen ist nicht unschmackhaft, doch nur auf Solche berechnet, die beliebig viel Oel vertragen können. Der schwarze Pfeffer wird in den Speisen durch rothen ersetzt; viele Platten sind mit Safran gewürzt. Der Wein von Huesca mochte an sich nicht übel sein, doch mußte erst der Widerwillen überwunden werden, den Bocksgeruch erweckt. Zuletzt kam ein sehr alter „Rancio" aus dem Faß zum Vorschein, der gut schmeckte, aber so stark war, daß man ihn nur mit äußerster Vorsicht genießen durfte. Das reichliche Menu bestand aus einer Suppe, die mit Oel versetzt war, einem Gemüse aus gesottenen Zwiebeln mit Oel und Essig, einem Hühnergericht mit Safran und rothem Pfeffer, Hammelbraten und Früchten.

Einige von unseren Reisegefährten, junge Franzosen, die den pyrenäischen Departements entstammten und die hiesigen Bräuche kannten, hatten inzwischen mit dem „Administrador" der Marquesa ein Tanzvergnügen für den Abend verabredet. So begaben wir uns nach der Mahlzeit zunächst in die angrenzende sehr große Küche, in der die tanzlustige Jugend des Ortes, vornehmlich weiblichen Geschlechts, sich bereits versammelt hatte. Ein interessanter Raum, diese Küche mit ihrem monumentalen Herd in der Mitte, auf dem mehrere Scheite Holz, die der Zubereitung unserer Mahlzeit gedient hatten, langsam ausglimmten. Ueber dem Herd breitete sich der Rauchfang wie ein Baldachin aus. Eine eiserne Stange, die an ihm befestigt war, trug ein viereckiges Blech, auf dem Kienholzspähne mit rußiger Flamme brannten und mit röthlichem, flackerndem Lichte den großen Raum nur unsicher erhellten. Die Luft war mit Oelgerüchen geschwängert. Inzwischen hatte man im Saale den Tisch abgeräumt, und die ganze Gesellschaft begab sich nun dorthin zum Tanze. Einige junge Leute ergriffen die Guitarre, andere die Mandoline, und es begann die „Jota aragonesa". Da bewegten sich zunächst Tänzer und Tänzerin gleitend im Tacte einander gegenüber. Dann schwiegen die Instrumente, und es wurde

bei Gesang ein Rundtanz ausgeführt. Der Gesang bewegte sich in vierzeiligen Strophen, die ein Gelegenheitsdichter zu Ehren der Anwesenden improvisirte. So bald die Saiteninstrumente wieder angestimmt wurden, stellten sich auch die gleitenden Pas von Neuem ein. Auch der Pfarrer, „el señor cura“, erschien nach einiger Zeit und ergriff die Guitarre, um zum Tanze zu begleiten. Er war ein noch ziemlich junger Mann, der es wohl vorgezogen hätte, selber mitzutanzen; doch das gestattet ihm die Sitte nicht. Wohl aber könnte er sich mit Mädchen aus einer anderen Pfarre dieses Vergnügen erlauben. Einige der jüngsten Mädchen waren recht anmuthig, bei etwas älteren prägten sich die Gesichtszüge zu stark aus. Alle zeigten, trotz der so großen Nähe der Grenze, echt spanischen Typus: matte Gesichtsfarbe, tiefschwarzes Haar, große, ausdrucksvolle Augen.

Am anderen Morgen hatten wir leider wieder trübes Wetter, und es empfahl sich, auf kürzestem Wege heimzukehren. Die Rechnung, die uns der Herr Administrador vorlegte, war bescheiden. Wir verabschiedeten uns mit vielem Ceremoniell von der Marquesa und bedauerten sehr, den gerade abwesenden Marquese nicht kennen gelernt zu haben. Da alsbald feiner Regen sich einstellte, war die Stimmung auf dem Rückmarsch weniger glänzend als Tags zuvor.

XXI.

Einer der lieblichsten Aufenthaltsorte der Pyrenäen ist Bagnières de Luchon. Freilich, wer Ruhe sucht, wird gut thun, erst gegen Ende der Saison, somit nicht vor Anfang September, dort einzutreffen. Erquickend ist das schöne Grün, von dem man allseitig umgeben ist, die krystallhellen Wasserfäden, die leise murmelnd alle Plätze und Straßen entlang eilen, überall Heiterkeit und Leben verbreitend. In den herrlichen Alleen, die nach allen Richtungen von dem Orte ausstrahlen, kann man Stunden lang im Schatten sich ergehen. Dicht über den Thermen steigen bewaldete Berge auf, die zu näheren Ausflügen einladen; den Hintergrund des Thales schließen aber gewaltige Gebirgsmassen ab, über denen bei jedem Aufstieg schneebedeckte Gipfel auftauchen. Auch sieht Luchon selbst von den benachbarten Höhen reizend aus. Der Ort ist so reich in Grün gehüllt, und seine grauen Schieferdächer glänzen so heiter in der Sonne! Mehrere Tage lang fühlte ich mich kaum veranlaßt, weitere Ausflüge zu unternehmen, so anziehend war mir das Wandern unter den alten Bäumen des Ortes. Die Linden der Allée d'Etigny reichen bis auf das Jahr 1765 zurück; in der Allée des Bains spenden Ulmen den Schatten; unter ihnen geht es auch weiter am Ufer der rauschenden Pique entlang, und dann nimmt ein mit hohem Spitzahorn besetzter Weg den Wanderer auf. Die Zuneigung, welche Luchon mir einflößte, wuchs mit jedem Tag, und ich freute mich, darin wieder mit Ferdinand Zirkel übereinzustimmen, der Bagnières de Luchon einen „paradiesischen Badeort“ nennt[1]).

Die Straße, die von Luchon aufwärts dem Thale folgt, wird an schönen Nachmittagen stark befahren; denn die Vallée du Lys, zu der sie führt, ist der Hauptausflugsort der Badegäste. Ich wanderte vielfach um diese Zeit

[1]) Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. Ausland. 1867. S. 296.

nach dem Thurm von Castelvieil, der an derselben Straße liegt. Er erhebt sich frei auf einem Hügel, der mehrere Thalmündungen beherrscht. Der Blick auf das herrliche Luchon ist von hier aus wirklich bezaubernd. Zu beiden Seiten decken dichte Wälder die Abhänge und umrahmen das Bild. Castelvieil hatte einst die Pässe von Venasque und des Portillon zu überwachen. Heute ist es eine malerische Ruine, die Epheu umrankt und hängende Sträucher schmücken.

Um das Lysthal zu erreichen, geht man die Straße weiter und überschreitet zweimal die Brücken, die über die Pique führen. Dann folgt man dem Lysbache, der sein dunkles Wasser zwischen Buchen, Erlen und Weiden abwärts rollt. Das Lysthal scheint nur ein tiefer Einschnitt im dunklen Wald zu sein. Sein Boden ist mit Granitblöcken übersät, und die alten Bäume umklammern sie oft mit ihren Wurzeln, ähnlich wie Polypen mit ihren Fangarmen die Beute. Auffallend war an manchen Stellen der große Artenreichthum der Bäume: Linden, Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn, Buchen, Ebereschen, ungewöhnlich große Haselnuß und Weißdorn, Elsbeere und Holunder mischten ihr Laub an den Abhängen, und fast schwarz erschienen einzelne, von den Höhen herabgestiegene Edeltannen in dieser helleren Umgebung. Wo das Thal sich erweitert und die hohen Gipfel sichtbar werden, die es an seinem Ursprung umfassen, haben wir, wie so häufig in den Pyrenäen, wieder einen Circus vor Augen, ein großartiges Amphitheater, das von Schneebergen beherrscht und von Wasserfällen durchrauscht wird. Auf grüner Wiese, die Baumgruppen schmücken, wandert man jetzt weiter. Ueber dunklem Walde breiten sich die mächtigen Gletscher aus, die von den Gipfeln des Pic de Crabioules, des Grand Pic Quairat und des Tousse de Maupas hinab steigen. Die „Cascade d'Enfer" hört man aus der Ferne donnern. Sie stürzt hervor zwischen Tannen aus einer schmalen Rinne, die sie in dem harten Felsen sich aushöhlte. Ein anderer Wasserfall rauscht abseits in den Bäumen und gleicht einem silbernen Streifen in dem dunklen Wald. Alle diese Gewässer sind für die Garonne bestimmt, der Lysbach fällt in die Pique, und diese hat tiefer im Thale von Luchon alsbald jenen Fluß erreicht.

Man steigt an der Cascade d'Enfer durch Wald empor, um von dem „Promontaine Hélène", über dem Abgrund gleichsam schwebend, die ganze Macht der stürzenden Wassermasse bewundern zu können. In kühnem Sprung wirft sich die schäumende Fluth in die Tiefe, um zwischen Tannen und Buchen zu verschwinden. Ueber einer zweiten Brücke betritt man einen lichten Wald, in welchem die dunkle Tanne vor der hellbelaubten Birke weicht. Wieder hört man Wasserfälle rauschen und steht plötzlich am Eingang eines Amphitheaters, welches wüste Steintrümmer füllen und steile Felsen umfassen. Sein Name „Park der Hölle" bezeichnet ihn treffend. Eine tiefe Kluft öffnet sich in dem Halbkreis der Felsen, und aus ihr, der „Höllenstraße" (rue d'Enfer), braust wild unter Geröll und Schneebrücken der junge Lysbach hervor.

XXII.

Die dreizehn Kilometer, welche Bagnières de Luchon von den Sennhütten „granges d'Astau" trennen, legt man unter schattenspendenden Bäumen im Wagen zurück; nach weiteren drei Kilometern hat man auf steilem Fußweg

den See von Oo erreicht. Ueppige Vegetation begleitet den Wanderer bei diesem Aufstieg. Nicht umsonst ist die Gegend als Fundgrube seltener Pflanzen bei den Botanikern berühmt. Es geht an der Serra Crémat in die Höhe, man schwelgt hier geradezu in alpinen Blumen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit waren manche Abhänge von blühenden Alpenrosen noch ganz bedeckt, und überall sah ich an den Felsen den gelben Gebirgsmohn (Papaver pyrenaicum) mir entgegen leuchten. Alpine Steinbrecharten wuchsen in Fülle am Rande der Wasserläufe, und die gehörnten Veilchen (Viola cornuta) streckten ihre blau gefärbten, großen Blüthen aus dem grünen Rasen hervor. Bald trat ich zwischen Wettertannen ein, denen der harte Kampf anzusehen war, den sie in dieser Höhe zu bestehen haben. Eine schäumende Cascade zeigte sich am Wege, und gleich darauf enthüllte sich auch der See von Oo meinen Blicken. Ein kleines Gasthaus ladet zum Aufenthalt an seinem Rande ein. Von dort blickt man in die grüne Fluth, deren Ton bei jedem Luftzug sich verändert. Fast senkrecht steigen gigantische Felswände am Rande des Sees auf und spiegeln sich in seiner Fläche. Abgestürzte Felsblöcke schimmern geheimnißvoll vom Grunde des Wassers herauf, wie Trümmer einer verwunschenen Stadt, die der See verschlang. Im Hintergrunde wirft sich ein mächtiger Wasserfall fast 300 Meter hinab zum See. In halber Höhe zerschellt er am Felsen, sammelt sich in zwei Strahlen und breitet diese endlich zu einem silbernen Bande aus. Der See spiegelt ihn wider, so daß er in seinen Tiefen sich fortzusetzen scheint. Ueber der Cascade, himmelhoch ragen die Schneegipfel des Quairat, des Tuc de Montarqué et des Spijoles empor. Zwischen ihren Gletschern führt der Weg zum Port d'Oo hinauf. Er streift drei Seen, die in Etagen auf einander folgen. Der oberste, der Lac glacé d'Oo, liegt am Fuße des ewigen Schnees, in 2670 Meter Höhe, und blaue Eisberge schwimmen auf seinen Fluthen. Doch gelangt man nicht ohne Mühe bis zu seinem Ufer; man hat vom Lac d'Oo fast noch fünf Stunden zu steigen, und Steinstürze sind auf diesem Wege eine nicht seltene Erscheinung. Ein anderer mit Eisbergen beladener See befindet sich ebenfalls dort in der Nähe. Er liegt zwischen dem Tuc de Montarque und dem Pic Quairat in einer Schlucht verborgen. Ein mächtiger Gletscher reicht an ihn heran. Dieser „Lac glacé du Portillon“ ist viel großartiger als der Eissee von Oo, und wiederholt schon haben Reisende ihn sogar für schöner erklärt als den Märjelensee, auf dem die Eisblöcke des großen Aletschgletschers schimmern.

Ich blieb unten am See von Oo, um an seinen Ufern nach Alpenpflanzen zu suchen. Eine besonders schöne Steinbrechart, die Saxifraga Cotyledon, ist hier ziemlich häufig. Sie bildet große, dunkelgrüne Laubrosetten, deren glänzende Blätter an ihren Rändern mit feinen, weißen Zähnen besetzt sind. Pyramidale Blüthenstände ragen aus diesen Blattrosetten hervor und schließen mit einem dichten Strauße weißer, rosenroth gefleckter Blüthen ab. Außer dieser Steinbrechart trifft man die ähnliche, doch kleinere Saxifraga Aizoon hier an und dazwischen auch Bastarde, die beide gezeugt haben. Die eine wie die andere Art vermag den Blüthenstaub für diese Verbindung zu liefern; daher nicht nur die Saxifraga Cotyledo-Aizoon, sondern auch eine Saxifraga Aizoo-Cotyledon

hier zu finden ist[1]). Der so combinirte Artenname gibt den Ursprung an, wobei stets jene Art zuerst genannt wird, die den Blüthenstaub gab. An den Felsen am See von Oo wird man im Juli und zu Anfang August kaum vergeblich nach blühender Ramondia pyrenaica suchen. Mir gelang es jetzt, da wir uns bereits im September befanden, Blattrosetten aufzufinden. Doch die schön violetten Blüthen hatten wir ja im Engpaß von Saint Sauveur schon geschaut.

XXIII.

Ich wartete in Luchon auf einen ganz wolkenlosen Tag, um den Ausflug nach der Maladetta zu unternehmen. Nicht daß ich etwa beabsichtigt hätte, den Pic de Néthou zu besteigen; für so gewagte Unternehmungen war für mich die Zeit vorbei. Doch wollte ich am Port de Venasque diese gewaltigste der pyrenäischen Gebirgsmassen in ihrer vollen Schönheit auf mich einwirken lassen. Thatsächlich sind Ansichten aus halber Höhe jenen, die man von den höchsten Gipfeln genießt, als Bilder vorzuziehen. Mit letzteren kann der Künstler nichts anfangen; es sind Reliefkarten, die einander ganz bedeutend ähneln, während jede Berggruppe, von einem tiefen Standort aus betrachtet, in ihrer Eigenart sich vorstellt.

„Das Massiv des Maladetta," schreibt Ferdinand Zirkel in seinen physiographischen Skizzen aus den Pyrenäen[2]), „liegt südlich von der Hauptkette vollständig in Spanien und erscheint als eine colossale, fast ganz isolirte Berggruppe, getrennt von jener durch das tiefe Esserathal und nur durch einen schmalen westlichen Arm einigermaßen mit ihr zusammenhängend; die Aussicht von dem hohen Paß von Venasque, der Hauptkette, auf diese gewaltige und vielgipfelige, ganz von Schnee und Gletschern umstarrte Granitmasse ist eine der großartigsten und unvergeßlichsten, welche unser Erdtheil bietet, und sucht in den Alpen vergebens Ihresgleichen." Das Urtheil eines so erfahrenen Kenners der Gebirge war für mich maßgebend, ich durfte auf den Eindruck gespannt sein.

Unterdessen, bis der geeignete Tag erschien, setzte ich meine Wanderungen in den schattigen Alleen der Umgegend von Luchon fort. Am Morgen, so lange die Sonne nicht lästig wurde, verließ ich manchmal das schützende Laubdach, um den Weg nach Saint-Mamet einzuschlagen, einem ärmlichen Dorfe, das jenseits der Pique am Fuße des Berges sich erstreckt. Ein Blick in die einzige Straße des Orts genügt, um den Eindruck des eleganten Luchon zu verwischen. Man hat ein pyrenäisches Bild vor Augen, dem es an malerischem Reiz nicht fehlt: Enge Häuser mit steilen Dächern, deren alte Schieferplatten das Sonnenlicht nur noch schwach zurückwerfen; stellenweise noch Strohbedeckung und dann grüner Anflug von Moosen, der sich auf die Wände des Hauses fortsetzt; darüber der spitze Thurm der Kirche, der über die Straße hinaus ragt, und an den Thüren der Häuser Frauen, meist in schwarzem Kleide, mit einem schwarzen Tuch über Kopf und Schultern; gelegentlich einige Arrago-

---

[1]) Doumet, Rapport sur l'excursion faite le 20 juillet aux lacs d'Oo, d'Espingo et de Saoussat, Bulletin de la société botanique de France. T. XI, p. CVIII. 1864.

[2]) Ausland. 1867. S. 267.

neser von jenseits der Berge, in spanischer Tracht, mit sonnverbrannten Gesichtern, ein buntes Sacktuch um den Kopf gewunden. — Dann zurückkehrend nach dem modernen Luchon bewegte ich mich unter den alten Linden der Hauptstraße, betrachtete auch wohl in den Läden der Allée des Bains die Erzeugnisse aus pyrenäischem Marmor, die ich mir freilich in der Form oft schöner gewünscht hätte. Der Marmor stammt vornehmlich aus dem Thal von Campan und dem von Aure. In beiden ist er devonischen Ursprungs und wird dort als Griotte bezeichnet. Er schließt große Kalksteinknollen ein, zwischen welchen Thonschieferlagen wellenförmig verlaufen. In den Knollen sind oft versteinerte Kephalopoden, Ammonshörner und sonst ähnliche Kopffüßler eingeschlossen, als Zeugen des Lebens aus uralter Zeit. Der Marmor von Campan weist rothe und weiße Knollen und grüne Thonschieferlagen auf, der Marmor von Sarrancolin im Aurethal graue oder gelbliche Knollen in rothbrauner oder fleischfarbiger Umgebung. Doch gibt es viele andere Marmorarten aller Farbennuancen, darunter so rothe wie rosso antico und auch rein weiße. Ihr geologischer Ursprung ist ein sehr verschiedener, die Namen, die sie führen, überaus zahlreich. Einige dieser pyrenäischen Marmorarten zeichnen sich dadurch aus, daß sie phosphoresciren, wenn man sie in Pulverform auf glühende Kohlen streut; andere wieder duften eigenartig, wenn man sie ritzt, reibt oder auch nur erhitzt. Die Marmorarten von Portet werden unter Umständen geradezu übelriechend. Der pyrenäische Marmor war den Römern schon bekannt, und es steht fest, daß er nach der Eroberung von Gallien bis nach Rom gelangte. Er kehrte dann während der Renaissance, nicht selten als antiker Marmor, wieder nach Frankreich zurück. Zur Zeit der ersten fränkischen Könige in Vergessenheit gerathen, sind die pyrenäischen Marmorbrüche besonders unter Ludwig XIV. wieder in Betrieb gekommen, und der Campaner Marmor hat bei der Verzierung des Versailler Schlosses vielfache Verwendung gefunden.

Oft wanderte ich noch am späten Abend aus Luchon hinaus, um ziellos den Wegen im Thale oder längs der Abhänge zu folgen. Das Thal schien dann zwischen den beiden Reihen seiner hohen Berge wie zwischen zwei Riesenmauern sich endlos zu verlängern und das gestirnte Firmament wie ein Gewölbe zu tragen. Lautlose Stille herrschte rings umher; der dunkle Schleier der Nacht hatte sich über die Tiefen gelegt; hier und dort ragte der Gipfel eines hohen Baumes wie ein Gespenst in den Himmel hinein und verlöschte dort die Sterne.

XXIV.

Endlich, eines Morgens vor Sonnenaufgang, kam der Führer, mir mitzutheilen, daß ein schöner Tag im Anzug sei; nicht lange, so waren wir auf dem Wege und hatten die Mündung des Lysthals schon gekreuzt, als die Sonne die Gipfel der höchsten Berge zu vergolden begann. Bald erglänzte alles um uns her in freudigster Lichtfülle. Dabei war die Luft so durchsichtig, so klar, daß man auch die fernsten Gegenstände unterscheiden konnte. Zwei Stunden vergingen, bevor wir das grüne Plateau erreichten, auf dem ein kleines Wirthshaus, das „Hospiz von Frankreich“, sich erhebt. Mehrere

Saumpfade, die nach Spanien führen, gehen hier aus einander. Vor uns steigt erschreckend kahl der Pic de la Pique steil empor. Zwei Thäler umfassen seinen Fuß; wir wenden uns zur Rechten. Senkrechte Felsenmassen scheinen uns alsbald ein weiteres Vordringen zu verwehren. Doch ein schäumender Bach weist uns den Weg, der in endlosen Windungen uns aufwärts führt. So erreichen wir den „Culet", wo von senkrechten Felsenwänden mehrere Wasserfälle herabstürzen, um unten im Schnee zu verschwinden. Dieser Ort ist im Frühjahr sehr gefährdet, und Kreuze im Stein bezeichnen die Stellen, wo Lawinen ihre Opfer gefordert haben. Alpenrosen decken jetzt den Abhang; zwischen ihnen drängen sich andere Alpenpflanzen vor; ich pflücke am Wege einige Nigritellen (Nigritella angustifolia), deren rothbraune Blüthenköpfchen so lieblich nach Vanille duften. Eine öde Steinwüste umgibt uns dann, aus der mit einem Male vier blaue Seen uns entgegen leuchten. Sie folgen, durch den Bach verbunden, einander wie die Perlen an einer Schnur. Einen Augenblick vergesse ich wieder, daß ich in den Pyrenäen bin, — ich fühle mich an die Meeresaugen der hohen Tatra versetzt. Im Umkreis dieselben steilen, nackten, den Himmel stürmenden Gipfel und in der Tiefe die Seen, wie glänzende Saphire in grauen Stein gefaßt. An den obersten dieser Seen drängen sich die enormen Felsmassen des Pic de Sauvegarde heran. Einzelne Schneefelder decken dessen Flanken. Zur Linken starren die zackigen Kämme des Rabenschnabels (Bec de Corbeau) uns entgegen. Sie laufen in den spitzen Gipfel des Pic de la Mine aus. Eine senkrechte Felsenwand steigt vor uns auf, schier unübersteigbar, da plötzlich wird ein tiefer Einschnitt in ihr sichtbar, dicht über unseren Köpfen: der Port de Venasque. In engen Schleifen empor strebend, fast wie auf einer Wendeltreppe, erreichten wir in 2448 Metern die Höhe, und wie mit einem Zauberschlag enthüllt sich die Maladetta unseren Blicken. Das ist eine neue Welt, eine Offenbarung, ganz verschieden von Allem, was wir in den Pyrenäen zuvor geschaut! Aus dem Zusammenhang gerissen, in sich abgeschlossen, erhebt die Maladetta ihr mit Schnee und Eis gekröntes Haupt. Der Eindruck ist so gewaltig, daß er dauernd in der Seele nachklingen muß. Und alle Bedingungen sind hier erfüllt, um diese Wirkung bis auf das höchste Maß zu steigern. Gegen Norden haben hohe Felsen coulissenartig sich vorgeschoben und die Aussicht geschlossen. Der Osten und der Westen sind durch steil aufsteigende Berge verdeckt; nur der Süden ist frei und kann allein unsere Blicke fesseln. Kein fremder Eindruck kann uns stören, und wie von erhabenem Balcone schauen wir in das grandiose Landschaftsbild, das sich hier vor unseren Augen entrollt. In nächster Nähe, nur durch das tiefe Esserathal von uns geschieden, erhebt sich der granitene Coloß. Zahlreiche Gipfel entspringen seinem Rücken, doch ihr unbestrittener Beherrscher ist der Néthou, der König der Pyrenäen, dessen Spitze 3404 Meter erreicht. Welche Verschwendung an Eis und Schnee auf allen diesen Gipfeln! In dem grellen Schein der spanischen Sonne und der klaren Luft der Höhen glänzen die Schneefelder blendend weiß; die Gletscher leuchten wie metallene Spiegel, und aus den Tiefen ihrer Spalten steigen blau und grüne Lichter auf. Den Fuß der Maladetta umrahmen tiefe, dunkle Wälder und suchen

von allen Seiten die Höhen zu erobern; doch mit Steinstürzen und Lawinen wehrt der Berg ihren Angriff ab. Nur einzelne kühne Stämme haben bis über 2000 Meter am Abhang erreicht. — Wir sind der Maladetta so nah, daß wir den Anprall der Steine hören, die auf ihre Moränen nieder fallen, und auch die dumpfen Töne zu vernehmen meinen, die das berstende Eis von sich gibt.

Ueber zehn Kilometer Eis und Schnee breiten sich in glänzendem Bogen von dem Pic d'Albe im Westen bis zum Pic de Moulières im Osten aus. Diese erstarrte, fast unzugängliche Welt hat sich der Bergsteinbock zu seinem Revier erkoren. Durch die Gestalt und Bildung seiner Hörner ist dieser pyrenäische Steinbock (Capra pyrenaica) von dem alpinen verschieden. Nur in schwer zugänglichen Regionen wußte er der Verfolgung durch den Menschen noch zu entgehen. Bis vor Kurzem traf man ihn noch am Mont-Perdu und in den Thalschluchten von Ordessa; ob er dort noch fortbesteht, ist fraglich, und auch in der Maladetta dürften seine Tage gezählt sein. Der Steinbock ist weniger scheu als die Gemse und nicht so flink, daher auch leichter zu erlegen. Aus der Schweiz ist der Steinbock lange schon verschwunden. Und doch muß er in den Alpen einst sehr verbreitet gewesen sein, da die Römer Hunderte dieser Thiere dort einfingen, um sie bei den Kampfspielen in Rom vorzuführen. Heute sind Steinböcke in größerer Zahl nur noch in den hohen Thälern von Courmayeur, südlich vom Mont-Blanc, vorhanden, wo sie Victor Emanuel unter seinen Schutz nahm und ihr Gehege bewachen ließ.

Wir begannen abzusteigen und rasteten kurz in einer spanischen Cantine, die unter der Paßhöhe liegt. Dieser südliche Abhang der Kette heißt die Penna-Blanca und setzt sich bis in die sumpfige Tiefe von Essera fort. Er wird von Kalkschiefern und Dolomiten gebildet. An ihm hatte seiner Zeit die französische Botanische Gesellschaft auffallend reiche Ausbeute gemacht und einen Bericht über dieselbe veröffentlicht, der mir noch in der Erinnerung war[1]). Nicht weniger als hundert und einige vierzig verschiedene phanerogame Gewächse, zum großen Theile hochalpiner Arten, hatten die Mitglieder der Gesellschaft in kürzester Zeit hier zusammengebracht. Es gibt nicht viele Punkte in den europäischen Gebirgen, wo Aehnliches sich erreichen ließe. War doch auch Christ, der hervorragende Schilderer des Pflanzenlebens der Schweiz, von Sehnsucht erfüllt[2]), als er die Aufzählung aller der Pflanzenarten las, die Timbal-Lagrave[3]) in derselben Gegend während eines nur dreitägigen Streifzuges gesammelt hatte. Ich konnte freilich auf einen ähnlichen Erfolg nicht rechnen, denn die französischen Botaniker hatten ihre Ausflüge Mitte Juli unternommen, zu einer für die Entwicklung der hochalpinen Vegetation günstigen Jahreszeit, während ich jetzt, im September, nur noch die „beaux-restes“ dieser Pracht vor mir hatte. Immerhin wurde es mir schwer, mich von hier zu trennen,

---

[1]) Jeanbernat, Rapport sur l'herborisation faite le 18 juillet au port de Venasque et à Penna Blanca, Bulletin de la société bot. de France. 1864. T. XI, p. XCII.

[2]) Pflanzenleben der Schweiz. 1879. S. 303.

[3]) Une excursion botanique de Bagnières de Luchon à Castanèze en Aragon, par le Port de Venasque, la Penna Blanca et la Vallée de Lessera. Daselbst S. 125.

wo mich die herrlichsten Wunderwerke der Alpenflora und zugleich die großartigste Gebirgswelt umgaben. So oft ich die Augen vom Boden erhob, fühlte ich neues Entzücken und es dauerte dann stets eine Weile, bis meine von dem hehren Glanz der schneebedeckten Gipfel geblendeten Augen in dem Blumenteppich des Bodens die einzelnen Gestalten wieder unterscheiden konnten.

An den weißlich schimmernden Abhängen der Penna-Blanca führt der Weg über den Port de la Picade nach Frankreich zurück. Dieser Paß ist etwa 60 Meter höher als der von Venasque gelegen, und die Aussicht gewinnt an Umfang in dem Maße, als man sich wieder erhebt. Zugleich verschieben sich die Berge gegen einander und verändern das Bild. Das Massiv der Maladetta wird ein wenig verdeckt; wenn man aber die Mühe nicht scheut, vom Port de la Picade die nächste Höhe zu erklimmen, so kann man in wenigen Minuten noch einmal die „fluchbeladenen Berge“ in ihrer ganzen erhabenen Schönheit überschauen. Nach einer in Aragon und Castilien verbreiteten Sage war die Maladetta einst mit grünen Weidenplätzen bedeckt. Da fand sich der Heiland in Gestalt eines Bettlers auf dem Berge ein und bat um Obdach bei den Hirten. Diese aber wiesen ihn ab und hetzten die Hunde gegen ihn. Da wurden Hirten, Hunde und Herden plötzlich in Steine verwandelt, und tiefer Schnee fiel auf den Berg, um ihn für alle Zeiten zu bedecken. Schauerlich öde sieht in der That die Maladetta aus, und so mag sie in der Einbildungskraft des Volkes die Vorstellung eines auf ihr lastenden Fluches erweckt haben. Im Licht des südlichen Himmels glänzte sie jetzt aber mit unbeschreiblicher Pracht. Die Sonne stand bereits im Westen, und die östlichen Abhänge der Berge begannen sich in dunkelblauen Schatten zu kleiden. Sie traten plastischer hervor, ihre Gipfel und Grate zeichneten sich schärfer am wolkenlosen Firmament. Als Bewerber um den Ruhm der höchsten Macht tritt hier der Gebirgsstock der Posets mit ein. Wie die Maladetta steht auch er für sich da, abgesondert von dem übrigen Gebirge. Er folgt der Maladetta nach Westen, und sein höchster Gipfel steigt bis zu 3367 Meter empor, bleibt also nur um 37 Meter hinter dem Pic de Néthou zurück. So nimmt er unter dem Riesen der Pyrenäen die zweite Stelle ein. Auch alle die Schneefelder und Gletscher der majestätischen Gipfel, die im Halbkreis die Thäler von Lys und von Oo beherrschen, reihen diesem herrlichen Bilde sich an; im Osten thürmen sich aber Berge auf Berge, um erst in weiter Ferne, jenseits von Andorra, in blaugetönten Gipfeln auszuklingen. An den östlichen Fuß der Maladetta lehnen sich die bewaldeten Höhen der Recluse an. In deren Nähe, fast zu unseren Füßen, liegt der „Trou de Toro“, wo im Abgrund ein Theil der Gewässer schwindet, die der Néthou von seinen krystallenen Gletschern entsendet. Sie sammeln sich am grünen Abhang und werfen sich gemeinsam in den jähen Schlund, der zwischen steilen Kalkfelsen sich dort öffnet. Unersättlich schlingt der durstige Boden den Strom. Er rauscht, zischt und wirbelt in der Tiefe, und neue Wassermassen stürzen ihm nach, um nach langem unterirdischem Lauf erst jenseits der Kette, im Norden, das Tageslicht wieder zu erblicken. Dort in einem der Pässe, zu dem das Thal von Aran sich erhebt, in dem Rahmen dichter Wälder, sprudeln aus dem Felsen zwei Quellen hervor.

die sich bald zu einem klaren Bach vereinigen. In diese geheimnißvollen Quellen verlegt das Volk den Ursprung der Garonne, ungeachtet bald zu dem Bach, den sie speisen, weit stärkere Wasserläufe sich gesellen. Doch keiner von ihnen vermag sich eines gleich romantischen Ursprungs zu rühmen. Die vom Pic de Néthou kommenden Gewässer hätten naturgemäß auf spanischem Boden bleiben sollen; ihr Ursprung wies sie der Essera zu; mit dieser vereint wären sie aber dem Ebro zugeflossen. Doch sie zogen es vor, die Hauptkette zu durchbohren, um nach Frankreich zu gelangen; daher es in einem Volksliede von der Garonne heißt:

Elles n'ont pas voulu,
Lanturlu,
Quitter le pays de Gascogne!

XXV.

Wohl aber war für mich die Zeit gekommen, Abschied von der Gascogne zu nehmen. Der Sommer war vorüber, und die Berufspflichten riefen mich nach Hause. In diesen Gedanken wanderte ich an einem schönen Oktobermorgen auf und ab im schönen Waldpark von Pau. Die Laubkronen der Buchen waren röthlich gefärbt, und wo intensives Sonnenlicht sie traf, hatte sich tiefer Purpur über sie ergossen. Die Eichen warfen gelbe Töne in das Dickicht des Waldes, und das blaue Grün der Tannen schien noch dunkler in dieser bunten Umgebung. Durch den azurnen Himmel zogen graublaue Wolken dahin, an den Rändern grell beleuchtet, als wären sie mit Silber umsäumt. Stellenweise durchbrachen Sonnenstrahlen das Laubdach und zeichneten auf den Wegen goldene Arabesken. Das Wasser des Flusses schimmerte metallisch hell. In der Ferne zog die Kette der Pyrenäen sich endlos hin, gleichmäßig dunkelblau, als wäre sie in einer einzigen Farbe am Himmel aufgetragen. — Solche Herbsttöne vermag nur der südliche Himmel zu erzeugen, und nur begnadete Künstler halten in stimmungsvollen Augenblicken sie auf der Leinwand fest.

Trotz dieser Fülle von Licht und Farbe schwebte eine vage Melancholie über den Dingen. Man fühlte das Enden des verblühten Jahres. Die Gedanken wandten sich dem Verflossenen zu, statt hoffnungsvoll der Zukunft entgegen zu eilen. Von Zeit zu Zeit setzte der Herbstwind ein und pflückte welke Blätter von den Bäumen. Und sie wirbelten in der Luft, fielen zu Boden und blieben dort liegen, wie blutige und ockergelbe Flecke. Auch auf dem schimmernden Flusse trieben todte Blätter dahin und eilten unaufhaltsam weiter zum Meere.

Früher wurde es mir weniger schwer, Abschied zu nehmen, glaubte ich doch sicher das, was ich liebte, wieder zu sehen; jetzt empfinde ich in weit höherem Maße die bitteren Gefühle der Trennung. So Vieles ging an mir schon vorüber und fand bereits sein Ende! Doch die Natur erwacht in jedem Frühjahr zu neuem Leben und schmückt sich mit neuem Blüthenkleid. Dann kehrt auch die Zuversicht in die Zukunft wieder, die Hoffnung auf kommende, glücklichere Zeiten.

Eine Seereise zum Libanon im elften Jahrhundert v. Chr.

Von
Adolf Erman.

Es sind jetzt drei Jahrtausende her, da saß im ägyptischen Theben, da, wo sich der Riesentempel von Karnak erhebt, ein gewisser Wenamun, ein Beamter dieses Heiligthumes, und schrieb einen Bericht über seine Dienstreise nach Phönicien. Leicht mochte ihm dabei nicht zu Muthe sein, denn wenn er auch das Cedernholz mitgebracht hatte, das er hatte holen sollen, so war doch Alles sehr anders verlaufen, als man es daheim gedacht hatte, und er mußte befürchten, daß sein Gebieter, der Hohepriester Hri-hor, die Schuld dafür auf ihn schöbe. Und doch hatte Wenamun gewiß nichts verschuldet; die Verhältnisse waren nur eben ungünstiger geworden als vordem. In früheren Jahrhunderten war Aegypten ein mächtiges Land gewesen, dessen Macht sich auch auf Palästina und Phönicien erstreckte; da hatte der Pharao, wenn er Holz vom Libanon brauchte, seine Schiffe mit allerlei Geschenken nach Byblos geschickt, und der dortige Fürst hatte es sich zur Ehre gerechnet, dem allmächtigen Oberherrn Holz aus seinen Bergwäldern zu liefern. Aber dieses Aegypten war dahin, und Die, die jetzt (um 1080 v. Chr.) in Theben regierten, hatten in ihrem eigenen Lande nicht zu viel zu sagen. Sie hatten auch keine Schätze zu vergeben; im Auslande fragte Niemand nach ihnen, und wenn sie einmal ein Schiff auf dem Mittelländischen Meere brauchten, so mußten sie es sich erst in Tanis von dem Machthaber des Delta, dem Fürsten Smendes, erbitten. Das waren die Verhältnisse, die dem Wenamun seine Sendung so erschwert hatten; er hatte mit den alten Prätensionen reisen müssen, aber ohne die alte Macht und vor Allem auch ohne das alte Geld. Und darum schrieb er nicht nur einen kurzen Bericht über seine Ausgaben und das dafür erworbene Holz, sondern noch eine Erzählung seiner ganzen Reise; denn wer konnte ihm Schuld geben, der in dieser las, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt hatte?

Diese Erzählung seiner Reise hat uns ein glücklicher Zufall erhalten in einem Papyrus, den der russische Aegyptologe W. Golenischeff erworben und unlängst veröffentlicht hat. Ich habe an anderer Stelle[1]) eine vollständige Uebersetzung des merkwürdigen Schriftstückes gegeben, die dem Historiker und Theologen seine Benutzung ermöglichen soll; hier möchte ich es weiteren Kreisen vorlegen, denn dieses lebendige Bild aus dem alten Völkerverkehre verdient allgemeine Beachtung.

Den Anlaß zur Entsendung des Wenamun hatte eine Reparatur im Amonstempel gegeben. Das dortige heilige Schiff, die berühmte Barke Weser-het, war schadhaft geworden und bedurfte des Umbaues; brauchbares Holz aber gab es im alten Aegypten ebenso wenig wie im heutigen, das mußte vom Libanon geholt werden. Und da nun das Geld in Theben knapp war, so war der Hohepriester auf den Gedanken verfallen, sich das Holz kostenlos zu verschaffen; wenn er seinen Gott selbst reisen ließ, mußte der Fürst von Tanis doch diesem wohl oder übel seine Schiffe ohne Entgelt zur Verfügung stellen, und der Fürst von Byblos mußte ihm die Cedern umsonst liefern. So gab denn Amon ein Orakel, dieses Mal keinen menschlichen Gesandten zu entsenden, sondern einen göttlichen, das Götterbild „Amon des Weges“, das nun, begleitet von unserem Tempelbeamten Wenamun, seine Reise antrat.

Aber nur zu bald zeigte es sich, daß die Speculation des Hohenpriesters auf einer falschen Berechnung beruhte; das Reich des Amon hörte doch schon jenseits der thebanischen Grenzen auf, und draußen in der Welt regierten nach wie vor der Vortheil und das Geld. Als Wenamun nach Tanis kam und seine Briefe dem Smendes und seiner Gemahlin übergab, nahm dieser die Schreiben mit schuldigem Respect auf, aber seine großen Schiffe, die Jeder in Phönicien kannte, stellte er nicht zur Verfügung; er begnügte sich, die heilige Gesandtschaft irgend einem phönicischen Capitän anzuvertrauen. Und damit war eigentlich die Reise schon gescheitert, denn nun gebrach es der Gesandtschaft an dem äußeren Auftreten, das den Phöniciern Eindruck gemacht hätte. Die Fahrt des Gottes war von vornherein discreditirt, und gleich auf ihrer ersten Station sollte sich das zeigen. Das Schiff legte an der palästinensischen Küste in Dor an, das damals von den Zakkar (einem den Philistern verwandten Stamme) bewohnt war. Und hier entlief einer der Matrosen des Schiffes und stahl dem Wenamun einen guten Theil von dem wenigen Gelde, das er mit sich führte, 455 Gramm Gold und 2821 Gramm Silber nach unserem Gewichte. Wenamun verlangte von dem Fürsten der Stadt, daß er ihm das Geld wieder schaffe, da es doch dem Amon gehöre und den Großen Aegyptens und überdies für die Fürsten Phöniciens bestimmt sei. Aber dem Fürsten von Dor machten weder der Amon noch die Großen Aegyptens einen Eindruck, und kühl erwiderte er: „Ich weiß nichts von dieser Geschichte, die Du mir sagst. Wenn der Dieb, der in Dein Schiff gekommen ist und Dein Geld gestohlen hat, aus meinem Lande wäre, so würde ich es

[1]) In der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde. 1900. S. 1 ff.

Dir aus meinem Schatz erstatten, bis man den Namen Deines Diebes ermittelt hätte. Nun gehört aber der Dieb, der Dich bestohlen hat, doch zu Deinem Schiff. So bleibe einige Tage hier bei mir, daß ich ihn suche." Und so blieb denn Wenamun Tag auf Tag in Dor liegen, aber sein Geld sah er nicht wieder. — Leider hat der Papyrus hier eine große Lücke; aus dem Wenigen, was erhalten ist, sieht man, daß Wenamun schließlich zur Selbsthülfe schreitet; auf der Weiterreise nimmt er irgend welchen Zakkarleuten Geld fort und erklärt ihnen, er werde dieses behalten, bis er das ihm entwendete wieder habe.

Wo der Papyrus wieder beginnt, treffen wir Wenamun schon am Ziel seiner Reise, in Byblos, freilich in traurigen Umständen. Er hat irgendwo am Lande ein Obdach gefunden, in dem er seine Habe und vor Allem das Götterbild versteckt hat. Nun bemüht er sich, Zekarbaal, den Fürsten von Byblos, zu sprechen, aber dieser mag mit einer so kümmerlichen Gesandtschaft, die augenscheinlich nichts bringt, auch nichts zu thun haben und läßt ihr täglich sagen: „Mach, daß Du aus meinem Hafen kommst." Neunundzwanzig Tage dauert dieses Spiel, und der arme Aegypter, der an der Ausführung seiner Mission verzweifelt, wartet nur noch auf ein Schiff, das nach Aegypten fährt, um darauf heimzukehren. Da tritt eine unerwartete Wendung ein.

Bei einem Opfer, das der Fürst seinen Göttern bringt, fällt einer seiner Pagen in Raserei und schreit: „Bring den Gott hinauf! Bring den Boten, der ihn bei sich hat, zu Amon! Sende ihn ab! Laß ihn gehen!" Nach der Anschauung des Alterthums aber redet in solchen Anfällen aus dem Kranken der Mund der Götter, und so macht denn dieses Erlebniß auch einen tiefen Eindruck auf den Fürsten. Das Weitere mag uns Wenamun in seinem ungelenken Stile selbst erzählen:

„Als der Rasende so in dieser Nacht raste, hatte ich gerade ein Schiff gefunden, das nach Aegypten gerichtet war, und hatte all' das Meinige hinein geladen und sah nach der Dunkelheit und sagte: ‚Wenn sie eintritt, so lade ich auch den Gott ein, so daß ihn kein anderes Auge sieht.' Da kam der Hafenvorsteher zu mir und sagte: „Bleibe bis morgen zur Verfügung des Fürsten.' Ich sagte ihm: ‚Bist Du es nicht, der täglich zu mir gekommen ist und mir gesagt hat: Mach, daß Du aus meinem Hafen kommst? Und heute sagst Du: bleibe, damit das Schiff, das ich gefunden habe, abfährt. Und dann wirst Du kommen und wirst wieder sagen: Beeile Dich!'

„Da ging er und sagte es dem Fürsten, und der Fürst sandte zu dem Capitän des Schiffes und ließ ihm sagen: ‚Bleibe bis morgen zur Verfügung des Fürsten.'

„Als es Morgen geworden war, so schickte er und führte mich hinauf, als das Gottesopfer in der Festung stattfand, in welcher er sich aufhält, am Meeresufer. Ich traf ihn, wie er in seinem Obergemache saß, indem sein Rücken an ein Fenster lehnte, und die Wellen des großen syrischen Meeres wogten hinter ihm.

„Ich sagte zu ihm: ‚Milde des Amon!' Er sagte mir: ‚Wie lange ist es bis heute her, seit Du vom Wohnsitz des Amon fortgegangen bist?' Ich

antwortete ihm: ‚Fünf Monate und ein Tag bis heute.‘ Er sagte zu mir: ‚Sieh, ist das wahr? Wo ist denn das Schreiben des Amon, das Du bei Dir hast? Wo ist denn der Brief des Hohenpriesters des Amon, den Du bei Dir hast?‘ Ich antwortete ihm: ‚Ich gab sie an Smendes und Tent-Amon.‘

„Er wurde sehr ärgerlich und sagte zu mir: ‚Nun, sieh, Schreiben und Briefe hast Du also nicht. Wo ist denn wenigstens das Schiff aus Akazienholz, das Dir Smendes gegeben hat? Und wo ist denn seine syrische Mannschaft? Er wird Dich doch nicht etwa diesem Capitän übergeben haben, damit sie Dich tödten und Dich ins Meer werfen?‘ . . .

„Ich sagte zu ihm: ‚Es ist doch ein ägyptisches Schiff, und es ist auch eine ägyptische Mannschaft, die für Smendes rudert. Er hat keine syrische Mannschaft.‘ Er antwortete mir: ‚Es liegen doch zwanzig Schiffe hier in meinem Hafen, die mit Smendes in Verbindung stehen.‘ . . . Ich schwieg in diesem ernsten Augenblick.

Er antwortete und sagte zu mir: ‚Mit welchem Auftrag bist Du hierher gekommen?‘ Ich sagte zu ihm: ‚Ich bin nach dem Holzwerk des großen, herrlichen Schiffes des Amon Re, des Götterkönigs, gekommen. Dein Vater hat es gegeben, und Dein Großvater hat es gegeben, so wirst Du es auch thun.‘ So sagte ich zu ihm. Er sagte: ‚Sie haben es wirklich gethan. Du wirst mir etwas dafür geben, daß ich es thue, und so werde ich es auch thun. Gewiß, die Meinen haben diesen Auftrag ausgeführt, aber der Pharao schickte auch sechs Schiffe her, die mit ägyptischen Waaren beladen waren; man lud sie in ihre Speicher aus. Du sollst auch mir etwas bringen.‘

„Er ließ Tagebücher seiner Väter holen und ließ sie mir vorlesen, und man fand, daß es tausend Deben (91 Kilogramm) von allerlei Silber waren, was in seinem Buche stand.“

Auf diesen Nachweis vermag der arme Aegypter nichts zu sagen; der Fürst aber legt ihm dar, daß aus dieser Zahlung doch folge, daß die Pharaonen auch früher nie einen rechtlichen Anspruch auf das Holz seines Waldes gehabt hätten. So hätten die Aegypter auch jetzt nichts zu fordern, denn der Libanon sei sein alleiniger Besitz. Aber, fügt er hinzu, gesetzt, daß er doch so gut sein wollte, das Holz zu liefern — womit wolle Wenamun es denn transportiren? Er habe sich ja nicht einmal geeignete Schiffe mitgebracht, und auf beliebigen Schiffen könne man so schwere Balken doch nicht ohne große Gefahr verschiffen. Was sei das doch für ein jämmerliches Reisen, unwürdig des Landes Aegypten, von dem einstmals das ‚Treffliche und die Lehre‘ (wir würden sagen: die Cultur und die Bildung) nach Phönicien gekommen sei.

Wenamun antwortet: „Schändlich! In meiner Heimath gibt es kein jämmerliches Reisen. Es gibt ja kein Schiff auf dem Strom, das nicht Amon gehörte. Sein ist das Meer, und sein ist der Libanon, von dem Du sagst, er sei Dein . . . Wahrlich, so hat er, Amon Re, der Götterkönig, gesprochen, und er hat zu Hri-hor, meinem Herrn, gesagt: ‚Sende mich ab,‘ und so hat der mich mit diesem großen Gotte ausgeschickt. Nun aber sieh, Du hast diesen großen Gott diese neunundzwanzig Tage verbringen lassen, indem er in

Deinem Hafen gelandet war, obschon Du wohl wußtest, daß er hier war. Er ist noch derselbe, der er vordem gewesen ist, und doch stellst Du Dich hin und willst Geschäfte machen wegen des Libanon mit Amon, seinem Herrn. Nun sagst Du, die früheren Könige hätten Silber und Gold geschickt — wenn sie (wie wir) Dir göttlichen Segen geschenkt hätten, so hätten sie Dir solche Sachen nicht geschickt! Sie haben eben statt des göttlichen Segens Deinen Vätern diese Sachen geschickt. Amon Re, der Götterkönig, ist der Herr des Segens; er ist der Herr Deiner Väter gewesen, dem sie ihr Leben lang geopfert haben, und auch Du bist ein Diener des Amon. Sagst Du zu Amon: ‚Ja, ich thue es,‘ und richtest seinen Befehl aus, so wirst Du leben und heil sein und gesund sein und wirst Deinem ganzen Lande und Deinen Leuten angenehm sein.“

Aber als kluger Mann sagt sich Wenamun, daß der Fürst auf diese großen Reden allein noch nicht nachgeben werde, und so bietet er ihm noch einen Compromiß an. Er will an Smendes in Tanis schreiben und diesen bitten, einstweilen etwas als Anzahlung zu schicken; nachher von Theben aus will er dann weiteres Geld senden lassen, „Dein elendes Zeug, Alles, Alles,“ wie er sich verächtlich ausdrückt. Der Fürst nimmt diesen Vorschlag an; er sendet seinen Schreiber mit dem Briefe nach Tanis und zeigt zugleich auch seinerseits guten Willen, indem er sieben Balken schon immer nach Aegypten sendet. Und auch Smendes erfüllt den Wunsch des Wenamun und schickt einen Betrag: 5 goldene und 5 silberne Gefäße, 10 Stück feines Leinen, 500 Bogen Papier, 500 Ochsenhäute, 500 Stricke, 20 Sack Linsen und 30 Bündel gedörrter Fische.

Damit war der Fürst befriedigt und stellte 300 Mann mit 300 Ochsen an, die Bäume vom Libanon zu holen. Nach etwa vier Monaten lag das Holz fertig am Strande; der Fürst besah es und ließ den Wenamun rufen. „Als ich nun vor ihn trat, so fiel der Schatten seines Wedels auf mich und Pen-Amon, ein Truchseß (dem Namen nach ein Aegypter), der trat zwischen mich und ihn und sagte: ‚Der Schatten des Pharao's, Deines Herrn, fällt auf Dich.‘ Er wurde auf ihn ärgerlich und sagte: ‚Laß ihn.‘ Ich trat vor ihn. Er antwortete und sagte zu mir: ‚Sieh, den Auftrag, den meine Väter vordem ausgeführt haben, habe ich auch ausgeführt, obschon Du mir nicht das gethan hast, was Deine Väter mir gethan haben. Sieh', auch das Letzte Deines Holzwerkes ist angekommen und liegt da. Thue nun nach meinem Wunsch und lade es ein, denn wahrlich, man gibt es Dir‘.“ Aber, fährt er fort, er möge es sich nicht einfallen lassen, nun etwa aus Angst vor dem Meere noch länger hier bleiben zu wollen. Sonst könne es ihm so gehen, wie es vordem einer anderen ägyptischen Gesandtschaft, der des Chaemwese, gegangen sei; die seien fünfzehn Jahre in diesem Lande geblieben und hier gestorben. Und zur Bekräftigung dieser versteckten Drohung befiehlt er seinem Truchseß, dem Wenamun das Grab dieser Gesandten zu zeigen.

Aber Wenamun bittet, ihn mit diesem Anblick zu verschonen; zudem lasse sich ja seine Gesandtschaft, bei der ein Gott der Gesandte sei, nicht mit irgend einer früheren vergleichen. Der Fürst solle lieber darauf stolz sein, daß er dem

Amon habe helfen können. Er solle sich doch einen Denkstein errichten mit der Aufschrift: „Amon Re, der Götterkönig, hat mir den Amon des Weges, seinen göttlichen Boten, gesandt nebst dem Wenamun, seinem menschlichen Boten, wegen des Holzwerks des großen, herrlichen Schiffes des Amon Re, des Götterkönigs. Ich habe es gefällt, ich habe es eingeladen, ich habe ihn mit meinen Schiffen und meiner Mannschaft ausgerüstet, ich habe sie nach Aegypten heimkehren lassen, um für mich bei Amon zehntausend Jahre des Lebens zu erflehen noch hinzu zu dem mir bestimmten Leben, und so ist es geschehen."

Wenn dann künftig einmal ein ägyptischer Gesandter diesen Denkstein finden und lesen werde, so werde er dankbar dem Fürsten ein Todtenopfer bringen. Dem Fürsten gefällt die feine Schmeichelei des Vorschlages, und er nimmt sie als „ein großes Zeugniß" entgegen.

So ist Alles geordnet, Wenamun verspricht noch einmal, von Theben aus das, wovon der Fürst „so viel geredet habe" (d. h. das Geld), zu schicken, und die Abfahrt soll in den nächsten Tagen erfolgen. Da aber erscheinen elf Schiffe vor dem Hafen, die die Zakkar ausgeschickt haben, um den Wenamun zu fangen; es ist offenbar seine oben erwähnte Selbsthülfe, die diesem Piratenvolk den Vorwand zu dem Ueberfall gibt.

„Da setzte ich mich hin," erzählt Wenamun, „und weinte. Der Briefschreiber des Fürsten kam zu mir heraus. Er sagte zu mir: ‚Was hast Du?' Ich sagte zu ihm: ‚Du siehst doch die Vögel, die wieder nach Aegypten ziehen. Sieh sie an, sie gehen zum kühlen Teich, und bis wann bleibe ich hier verlassen? Denn Du siehst doch Die, welche kommen, mich wieder zu verhaften.' Er ging und sagte es dem Fürsten, und der Fürst fing zu weinen an wegen der Worte, die man ihm sagte, und die so traurig waren. Er schickte seinen Briefschreiber zu mir heraus, und der brachte mir zwei Krüge Wein und einen Widder. Er schickte mir auch die Tent-nawt, eine ägyptische Tänzerin, die bei ihm war, und sagte ihr: ‚Singe ihm, daß er keine Grillen fange.' Er ließ mir sagen: ‚Iß und trink und fange keine Grillen. Morgen wirst Du Alles hören, was ich sagen werde'."

Am anderen Morgen verhandelt er wirklich mit den Zakkarleuten, aber offenbar voll Furcht; „ich kann den Gesandten des Amon doch nicht in meinem Lande verhaften lassen," sagt er und fügt echt orientalisch hinzu: „Laßt ihn mich absenden und verfolgt ihn dann."

So muß denn der arme Wenamun mit dem Holzschiffe abfahren, als Beute für die lauernden Zakkar. Aber der Zufall errettet ihn, denn der Wind verschlägt ihn nach einer anderen Richtung, nach dem Lande Alaschija, d. h. vielleicht nach Cypern. Freilich in neue Gefahren, denn die Bewohner von Alaschija stehen offenbar in Fehde mit Byblos und betrachten daher sein Schiff und seine Mannschaft als Feinde. „Die Leute der Stadt," erzählt Wenamun weiter, „zogen heraus gegen mich, um mich zu tödten. Ich wurde in ihrer Mitte zum Wohnsitz der Hatiba, der Fürstin der Stadt, geschleppt. Ich traf sie an, wie sie sich gerade aus einem ihrer Häuser in ein anderes begab. Ich begrüßte sie und sagte zu den Leuten, die bei ihr standen: ‚Es

gibt gewiß Einen unter Euch, der Aegyptisch versteht.' Einer von ihnen sagte: ‚Ich verstehe es.'

„Ich sagte zu ihm: ‚Sage meiner Herrin: Bis nach Theben, nach dem Wohnsitz des Amon, hin hatte ich gehört: wenn man in allen Städten Unrecht thut, im Lande Alaschija thut man Recht. Und nun thut man auch hier täglich Unrecht!' Sie sagte: ‚Was soll das, daß Du so redest?' Ich antwortete: ‚Wenn das Meer wüthend gewesen ist, und der Wind mich zu dem Lande verschlagen hat, in dem Du lebst, so wirst Du nicht erlauben, daß sie mich fassen, um mich zu tödten, da ich doch ein Bote des Amon bin. Und beachte es wohl: nach mir wird man immerfort suchen. Diese Mannschaft des Fürsten von Byblos aber, die sie tödten wollen — wenn ihr Herr zehn Mannschaften von Dir antreffen wird, wird er sie auch tödten.' Sie ließ die Leute herbei rufen, und man brachte sie. Sie sagte zu mir: ‚Leg Dich schlafen' ..."

Damit bricht der Papyrus ab, und Niemand vermag zu errathen, wie Wenamun nach Hause gelangt ist, und ob er das Holz glücklich heimgebracht hat. Daran ist auch nicht viel gelegen, denn auch so ist sein Bericht ein culturgeschichtliches Denkmal, wie es deren nicht viele aus dem höheren Alterthume gibt. Und er hat für uns noch einen besonderen Reiz, denn die Welt, in die er uns führt, ist ja dieselbe, die in poetischer Verklärung uns Allen schon vertraut war, die Welt der alten Mittelmeerfahrer, die Welt der Odyssee.

Die strategische Bedeutung des Nordpacific.

Von
Otto Wachs, Major a. D.

Im Nordpacific, der zwischen der Steilküste der Cordilleren auf der einen, dem Gestade Asiens und der austral-asiatischen Inselwelt auf der anderen Seite lagert, nimmt zweifelsohne das Inselreich Japan, dieses Groß-britannien des Ostens, die günstigste strategische Position ein. Wie die Kurilen des Ochotzkische, so scheiden die japanischen Kerninseln das Japanische und endlich die Liu-kiu-Inseln mit dem starken südlichen Widerlager Formosa das Chinesische Ostmeer von dem Pacific. Das Wächteramt, welches dem weit gespannten, örtlich bevorzugten Japan übertragen, ist um so leichter auszuüben, als die nördlichen asiatischen Küsten während eines halben Jahres und länger durch Eis zur Passivität verurtheilt sind. Die Beschaffenheit der Küsten- und Hafenplätze läßt durch Strömungsverhältnisse, oft entstehende Orkane, bei denen die See vor Raserei kocht, und häufig auftretende Nebel einen Angriff ebenso schwierig erscheinen, wie sie jede Aeußerung offensiver Thatkraft mit dem Fahrwasser vertrauter Geschwader unterstützt. Die Inseln Nippon und Kiu-siu im Süden sind an strategisch vortheilhaft gelegenen und durch die Natur geschützten Seeplätzen besonders reich. Diese Oertlichkeiten wie die Seeengen zwischen den Inseln sind neuzeitlich befestigt und gut bestückt, so unter Anderem der Zugang in den Golf von Tokio, an dem der Kriegshafen Jokosea liegt, die Pässe von Youra, Simonoseki, Hiradano, nordwestlich des Kriegshafens Saseho, Nagasaki und die Seeveste Osaka. Der Obhut starker Werke sind die Doppelinsel Tsu-sima und die Insel Iki anvertraut. Tsu-sima besitzt eine zur Aufnahme großer Geschwader geeignete Bucht. Außerdem stützt sich das schwimmende Kriegsmaterial noch auf andere, mit Arsenalen, Docks, Werften, Kohlendepots u. s. w. ausgerüstete Plätze. Wenn man das Ochotzkische Meer, das wegen nördlicher Lage aber unwichtig ist, ein russisches Becken nennen könnte, dann beherrscht Japan, so lange es noch die Straße von Korea controlirt, trotz des russischen Wladiwostok, das Japanische

Meer. So lange es die Straße controlirt, sagten wir, weil Rußland in der wichtigen, eben bezeichneten Straße ein Bindemittel zwischen Wladiwostok und Port Arthur zu gewinnen sich bestrebt. Zu diesem Zweck erwarb Rußland von Korea behufs Anlage eines Kohlendepots ein Gebiet an dem Tsusima gegenüber vorzüglich gelegenen festländischen, stets eisfreien Hafen von Masampo. In dem diesbezüglichen Vertrage verpflichtete sich die koreanische Regierung, weder in der Nähe befindliche Gebiete noch auch benachbarte Inseln an fremde Mächte abzutreten. So bald Masampo zu einer Seeveste geworden, in die den Platz zu verwandeln russische Hände thätig sind, ersteht Japan an dem strategischen Passe ein Rivale. Charakteristisch behandelt die „Nowoje Wremja“ der „Times“ gegenüber die Masampo-Frage, indem sie betont, daß Rußland zwar an China, aber nie an England das Versprechen gegeben habe, kein koreanisches Gebiet zu erwerben. Jetzt, wo Korea seine Selbständigkeit erlangt habe, sei das gegebene Versprechen hinfällig geworden.

An dieser Stelle dürfen wir nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß England am 14. April 1885 als Nachschlüssel zur Straße von Korea das durch Felseneilande gebildete, an der Korea-Straße gelegene, strategisch wichtige Port Hamilton in Besitz nahm; dasselbe wurde aber auf kategorische Forderung China's am 28. Februar 1887 trotz fortbestehender strategischer Gründe aufgegeben. Sir Charles Dilke nennt diese Räumung geradezu eine „unvernünftige Handlung“.

Wenn früher eine der geographischen Bedingungen für die Erstehung einer Seemacht ersten Ranges im fernen Osten fehlte, dann ist durch den Frieden von Simonoseki Wandel geschaffen; er überlieferte Formosa, von den Portugiesen Hermosa „die Schöne“ genannt, und die Gruppe des Pescadores den Japanern. Das an Naturschätzen reiche Formosa mit weiten Kohlenfeldern und Petroleumquellen besitzt keine vortheilhafte Küstengliederung, und was die „United Service Gazette“ (vom 26. November 1898) schreibt, daß das Hissen der japanischen Flagge auf Formosa die Insel zu einem Trittstein nach Australien stempele, dürfte mit mehr Recht auf die Pescadores oder Fischer-Inseln Anwendung finden. Dieser Archipel ist durch geographische Lage und Topographie Formosa in strategischer Beziehung überlegen. Er besitzt leicht anzulaufende, gegen Wind und Wogendrang geschützte, geradezu ideale Häfen. Wir begnügen uns hier mit der Nennung des umfangreichen, weit verzweigten, durch einige kleinere und drei größere (Fischer-, Pehoë- und Panghau-) Inseln gebildeten Meeresbecken, das Forts und Batterien unter Feuer halten. Formosa beherrscht im Verein mit den Pescadores, die den Schlüssel verwahren, den wichtigen, 150 Kilometer breiten Kanal von Fokien. Frankreich hatte die Pescadores in dem Kriege mit China 1884/85 in Besitz genommen, im Frieden 1885 (9. August) aber zurückgegeben. „La Nouvelle Revue“ veröffentlichte damals einen Artikel, um auf die strategische Bedeutung der Gruppe hinzuweisen, welche in japanischer Hand eine Bedrohung für Indo-China bildete; und Admiral Courbet erklärte, daß die Pescadores den besten natürlichen Ankerplatz in den chinesischen Gewässern darstellen. Seiner Meinung nach wäre er sogar dem von Hongkong überlegen;

er könnte Frankreich die Herrschaft über die chinesischen Meere verleihen und ihm so den ausgedehntesten Markt der Welt eröffnen. Und noch vermögen die Franzosen die Rückgabe der Inseln nicht zu verschmerzen; die „Marine Française“ (vom 10. October 1896) schreibt: „Man kann es nicht genug wiederholen, daß die Intervention Frankreichs, Rußlands und Deutschlands unerwartet eine günstige Chance eröffnete, die Pescadores uns wieder anzueignen. Dadurch, daß unsere Diplomaten diese Gelegenheit unbenutzt ließen, haben sie den Beweis geliefert, die wichtigsten Interessen des Vaterlandes zu verkennen.“ Und im November 1897 bezeichnete der „Figaro“ die Pescadores als einzige Operationsbasis in der Mitte zwischen Hongkong und Schanghai. Immerhin, da die wichtigsten asiatischen Gestade dem Kaiserreich Japan nahe und gegenüber liegen, erscheint die von diesem aus auf den Continent zu verpflanzende Kraftäußerung von besonderer Bedeutung.

Aus dem Gelben Meer führt die Straße von Petschili in den Golf gleichen Namens und den von Liautong, d. h. in Seegebiete, wo jedem Meter Wasser, jedem Meter Küste strategische Bedeutung inne wohnt und die einen Vorstoß nach dem Herzen von China ermöglichen. Die wichtige Meeresstraße wird von dem nördlichen an ihr sich erhebenden Port Arthur und nicht dem gegenüber liegenden Weihaiwei dominirt. Der umfangreichere, besser ausgestattete und befestigte russische Stützpunkt ist Kopfstation einer Bahn, während dem minder begünstigten englischen das Hinterland fehlt, und die Beschaffenheit der im Rücken von Weihaiwei sich erhebenden hohen Berge eine landseitige Befestigung verbietet. Wir können es uns nicht versagen, hier das charakteristische Urtheil eines Engländers in der „United Service Gazette“ (23. Februar 1901), eben genannte Plätze betreffend, wiederzugeben. Er schreibt: „Ich besuchte Port Arthur und fand die Russen damit beschäftigt, 150 Geschütze in Position zu bringen. Als ich in Weihaiwei ankam, legten die englischen Officiere einen Cricket-Platz an. Britische Kraft und Ruhe verdienen Bewunderung!“

Im Südwesten der Halbinsel Schantung öffnet sich die weite Bucht von Kiautschou[1]), in der Deutschland, die zweite Handelsmacht in Ostasien, Fuß gefaßt und damit zugleich ein neues Stück Weltleben sich eröffnet hat. Wir erachten es nicht für angebracht, uns öffentlich über dieses Meeresbecken, seine Bedeutung, die Arbeiten an ihm auszusprechen, stimmen aber der „Daily Mail“ bei, die im December 1897 schrieb: „Die Deutschen sitzen so fest in Kiautschou, daß es schwer fallen wird, sie aus dem Platze zu vertreiben.“ Ebenso meint das „United Service Magazine“, Märzheft 1898, in dem Artikel „British Interests in the Far East“, daß Deutschland sich hier an einem Thore von Peking und einem Kraftcentrum China's festgesetzt habe.

In der Mitte des Chinesischen Ostmeers geben das befestigte Schanghai und der Tschouschan-Archipel mit dem vorzüglichen Hafen Tinghae gute

---

[1]) Näheres über Kiautschou, Port Arthur und Weihaiwei findet sich in dem sechsten Beiheft zum „Militär-Wochenblatt“, 1898: „Zwei Denkschriften über Befestigungen, Kriegshäfen und Eisenbahnen in China“. Von Oberstleutnant Reinhold Wagner.

Operationsbasen ab. Schon der Herzog von Wellington hat die Tschouschan-Gruppe als den Schlüssel zu China bezeichnet. Eine ähnliche Lage wie Schanghai zum Ostmeer nimmt die starke, kaum zu übertreffende englische Basis Hongkong zum Chinesischen Südmeer ein. Dieser Erwerb liefert einen sprechenden Beweis für den Scharfblick der Briten in Schätzung wirthschaftspolitischer und weltstrategischer Positionen. Hongkong ist, um es mit einem Worte zu bezeichnen, das Pivot englischer Seestrategie im fernen Osten. Die im Golfe von Tongking militärisch wichtig belegene Insel Hainan wird durch die von den Franzosen besetzte Bucht von Kwan-Tachao-Wan an der Ostküste der Halbinsel Laitschou dominirt. Wenngleich, wie erwähnt, die Franzosen selbst ihrem lang gestreckten hinterindischen Küstenbesitz eine solide Basis nicht zuerkennen, erscheint dennoch dessen schachbrettförmig zurückliegende Position gegen die große von Singapore nach Norden führende Route von strategischer Wichtigkeit. In seiner Schrift „Colonial France“ sagt Norman, daß von Saigon und Haiphong aus der englisch-chinesische Handel paralysirt werden könnte. Die von Hinterindien sich lang nach Süden erstreckende Festlandszunge der Halbinsel Malakka stellt seit ältester Zeit eine Völker- und Transithandelsstraße dar; ihre Bedeutung in diesem Sinne wird aber bei Weitem noch von dem gleichnamigen Seepasse zwischen der Halbinsel und der Insel Sumatra übertroffen. Wie an den meisten Meeresengen, hält auch hier Britannien, und zwar von dem Erker Singapore aus, scharfen Auslug und beherrscht die schmale Wasserflur, durch die bewegtes Leben fluthet. Singapore, der denkbar günstigste alte Welthandels- und neuerliche Stapelplatz, ist das aus der Welt des Indischen in die des Großen Oceans führende Thor.

Daß ein solcher Platz, seitdem Lebensodem den Großen Ocean durchweht, maritim-strategische Bedeutung besitzen muß, leuchtet ein; denn wie an einem der besten Handelswege liegt er zugleich auch an einer der besten strategischen Linien. Aus sicherem Rückhalt britischer Machtstellung ist hier ein beherrschender Punkt entstanden, dessen Stärke, wenngleich einige Forts gegen einen Handstreich sichern, nicht sowohl auf dem Platze selbst als auf dem Umstande beruht, daß durch die topographische Umgebung von Singapore Kanäle gebildet sind, welche die Operationen eines kühnen Geschwaders, seine Theilung und schnelle Concentration nicht minder begünstigen als sie eine feindliche Blockade erschweren.

Außer der Straße von Malakka ist, wenn wir uns der malayischen Inselwelt zuwenden, noch die Torresstraße unter britische Controle gestellt. Zum großen Theil wird sie aber von dem sogenannten Korallenmeer ausgefüllt, durch welches nur eine tiefe, von schweren Wellen durchbrandete Furche sich zieht. In dieser erhebt sich die schwach befestigte Donnerstag-Insel, über deren Vernachlässigung in fortificatorischer Beziehung sich General French in der „Army and Navy Gazette“ (vom 29. Juli 1899) ausläßt.

Wie auf der Halbinsel Malakka, so steht Britannien in dem australasiatischen Archipel auf dem Nordwesten von Borneo und dem Südosten von Neu-Guinea. Mit Ausnahme des nördlichen Theiles von Timor, der portugiesisch ist, und des Nordostens von Neu-Guinea, über dem die

deutsche Flagge weht, gehört die übrige kostbare Inselwelt den Holländern. Sie bildet die älteste, aber unoffensive niederländische Sphäre.

Eine zweite, vielbefahrene Seeroute führt aus dem Indischen Ocean in das Stille Meer, die zwischen Sumatra und Java sich hinziehende Sunda-Straße; eine dritte, weniger wichtige, die Lombok-Straße, wird durch die gleichnamige Insel und Java begrenzt. Ihr nahe öffnet sich im Nordosten von Java der vorzügliche, viel angelaufene Hafen von Surabaya, den Holland, seiner Bedeutung entsprechend, nicht nur stark befestigt, sondern auch mit großartigen Werften, Docks, Arsenalen u. s. w. ausgestattet hat.

Wir treten den übrigen, minderwerthigen Meeresverbindungen, wie Banda-, Palawan- sowie anderen durch Holland beherrschten Straßen, nicht näher, bemerken aber, daß England die von ihr unbeeinflußte Sunda-Straße wie die vielen Seiten- und Nebenpässe unliebsam betrachtet.

Welche strategische Bedeutung der ungeheuren Inselbrücke, dem großen holländischen Bollwerk, inne wohnt, lehrt selbst den Laien ein Blick auf die Karte. Wir nannten diesen holländischen Besitz eine unoffensive Sphäre. Daß er keine Machtsphäre darstellt, erfahren wir, wenn wir es noch nicht gewußt hätten, aus kürzlich stattgehabten Verhandlungen der Generalstaaten im Haag, als im Hinblick auf die Vorgänge bei den Philippinen und am Kap über eine Vermehrung der Seestreitkräfte zum Schutze eines colonialen Besitzes debattirt ward, der in Bezug auf Reichthum mit Ostindien zu rivalisiren vermag. Könnte nicht eines Tages aus dem holländischen Inselbesitz der Ruf nach Befreiung sich hören lassen, und fremder Macht willkommene Gelegenheit zur Einmischung geben? So erscheint es nur natürlich, wenn die öffentliche bedenksame Meinung in den Niederlanden sich damit beschäftigt, in welcher Weise man an dem ruhig abwartenden deutschen Reiche eine Stütze finden könnte, zumal der ältere und neue Erwerb deutscher Colonien in der Südsee den holländischen Besitz im Osten und Nordosten flankirt. Die Wichtigkeit der deutschen Inseln beruht weniger auf ihrem Umfang als auf ihrer Lage, denn sie bilden Marksteine an großen vorbei streichenden Seerouten. In einem Artikel der „Army and Navy Gazette“ (vom 10. Juni 1899) heißt es zwar mit den Worten des Polonius, in Bezug auf die von Spanien an Deutschland übergegangenen Inselgruppen, das deutsche Auswärtige Amt habe „Methode in seiner Thorheit“ (madness); indessen endet der Aufsatz mit dem Bekenntnisse: „Die Carolinen-, Palau- und Ladronen-Inseln bedeuten in der heutigen Zeit Kabel- und Kohlenstationen, werden aber in Zukunft zu strategischen Positionen.“ Capitaine Vignot äußert in dem Artikel „Simple Essay de Géographie militaire maritime“ in „La Marine Française“ (vom 15. Mai 1899): „Es ist nöthig, sich mit den neuen deutschen strategischen Stellungen im Pacific, mit den Carolinen und Marianen, wie mit den Sunda-Inseln zu beschäftigen.“

Vergegenwärtigt man sich den in friedlichen wie kriegerischen Zeiten durch die Malakka-Straße, in welcher der Indische Ocean in eine schmale Linie zusammengezogen erscheint, fluthenden Verkehr zwischen Abendland, dem näheren Orient und Ostasien, dann erst wird sowohl die große Bedeutung des See-

passes wie der ihm östlich nahe liegenden Meeres- und Landgebiete in das rechte Licht gerückt. Diese Betrachtung liefert aber auch einen Maßstab für die strategischen Momemte der Fokien- und Petschili-Straße.

Es bleibt uns noch übrig, die nord- und mittelamerikanische Küste einer militärischen Prüfung zu unterziehen, die folgendes Resultat ergibt:

Die Vereinigten Staaten stützen sich auf die in der Mitte ihres Gestades sich öffnende Bai von San Francisco und auf den Puget-Sund im Norden. Letztere Basis würde aber in dem Augenblick zur Passivität verurtheilt sein, in dem England durch seine festen Plätze auf der Vancouver-Insel (Victoria und Esquimalt) die Juan de Fuca und Georgia-Straße sperrt. Aehnlich werden die Verhältnisse der Union nach Eröffnung des verkehrscentrischen isthmischen Kanals liegen. Er gestattet, die im Osten und Süden der Union stationirte schwimmende Kraft in den Pacific zu werfen, sofern die politische Situation nicht ein „Wenn" herauf beschwört. Das „Wenn" stellt Jamaica mit der Seefeste Kingston-bar; in dieser englisch-westindischen Zwingburg liegt, trotzdem auf Cuba und Portorico das Banner mit den Sternen und Streifen flattert, der Schlüssel zur östlichen Kanalmündung. Dagegen aber sichert der Besitz des Gravitationscentrums der Hawaï-Inseln der amerikanischen Flotte nicht nur ein nach allen Richtungen der Compaßrose sich erstreckendes Operationsgebiet, sondern flankirt auch strategisch die westöstlich durch den Nordpacific ziehenden Seestraßen.

Noch haben wir nunmehr unseren Blick auf einen Archipel zu werfen, der sich unter dem Aequator etwa 1000 km westlich von der südamerikanischen Küste erhebt. Es sind die Galapagos-Inseln, welche alle für eine Basis und Kohlenstation nothwendigen Bedingungen erfüllen und durch Einzigkeit ihrer Mittellage vor der amerikanischen Westküste besondere Vortheile bieten. Im September-Heft 1894 des „United Service Magazine" bestrebt sich Mr. A. Silva White, den Beweis zu erbringen, daß England sie wegen offenbaren Mangels einer Basis und Kohlenstation im östlichen Pacific wie im Hinblick auf einen isthmischen Kanal erwerben müsse. Mr. White offenbart hier einen bemerkenswerthen strategischen Scharfblick; denn was Jamaica im Osten, würden die Galapagos im Westen des Kanals bedeuten. Den ungeschichtlichen Galapagos, mögen sie nun in britische oder nordamerikanische Hand fallen, ist eine Geschichte vorbehalten.

Der Stille Ocean wird aber auch eine Epoche in dem telegraphischen Weltsystem bedeuten. Nach dem „Electrical Review" werden es die Vereinigten Staaten sein, welche das erste Kabel durch den Pacific legen. Dasselbe wird über Honolulu (Hawaï-Inseln) und von da über Guam (Ladronen-Inseln) nach Manila, China und Japan führen. England plant eine Verbindung von Victoria über Fanning und Fidschi nach der Norfolk-Insel und von da nach Australien und Neu-Seeland. Nach dem „Temps" (21. Februar 1901) beabsichtigt das Deutsche Reich, von Kiautschou über Japan nach den Vereinigten Staaten ein Kabel zu bauen; außerdem sollen zwischen den Regierungen in Berlin und im Haag Unterhandlungen gepflogen werden, welche die Anlage eines großartigen Kabelnetzes im fernen Osten bezwecken. Dasselbe würde

von China ausgehen, um über die Philippinen nach dem holländisch-ostindischen Inselbesitz, dem Bismarck-Archipel und den Karolinen, sich auszuspannen. Den Knotenpunkt sollen die Natuna-Inseln (westlich von Cornea unter dem 3 Grad nördlicher Breite) abgeben.

So sind es denn nicht Eisen und Kohlen allein, die Wunder schaffen; zu ihnen gesellt sich der elektrische Draht, der neben einem ersten politischen und militärischen Factor zum wirksamsten Vermittler nationalen Reichthums geworden: er ist es, der außer anderen Umständen wesentlich zur Aufrechterhaltung der englischen Meeresherrschaft beigetragen hat[1]). Wenn gleich das durch Energie und Weitblick geschaffene englische Kabelnetz, das die übrige Culturwelt auf Gnade und Ungnade Britannien überlieferte, von fremden Linien mehr und mehr durchzogen wird, so steht England dennoch im Vordertreffen, da es, durch seinen Besitz befähigt, die Anheftepunkte der Kabel nur auf englisches Gebiet zu legen sich bestrebt und in doppelter und dreifacher Weise mit den Colonien, und zwar, wenn das große Pacific-Kabel gelegt sein wird, in östlicher wie in westlicher Richtung, verbunden ist.

Wenn wir nunmehr der Landstrategie eine kurze Betrachtung widmen, so ist es Rußland, das die erste Stelle einnimmt. Es umfaßt in leicht geschwungenem, nach Süden geöffnetem Bogen das Reich der Mitte und ist in der Lage, von Turkestan gegen Kaschgar und Jarkand, vom Ilibecken, dem alten Völkerthor, gegen Kuldscha, von der Selenga, an welcher die alte, blühende, durch den Karawanenthee bekannte, russische Handelsstadt Kiachta liegt, gegen Urga, wie endlich vom mittleren Amur (chinesisch Cheilungsjang, d. i. „Fluß des schwarzen Drachen") aus gegen den südlichen Nachbar erfolgreich zu operiren. Die russischen strategischen Bedingungen beruhen zum längsten Theile auf der sibirischen Eisenbahn, deren Leistungsfähigkeit zur Zeit allerdings noch Vieles zu wünschen übrig läßt, im Osten aber vorzugsweise auf den Stromstraßen; das Geschick des nordöstlichen China ist von dem Besitz des weit verzweigten Stromsystem des Amur abhängig. Hier unterscheiden wir drei selbständige Kriegsschauplätze: die Territorien am oberen, am mittleren Amur und die Landschaften am Ussuri. Es genügt, als strategisch wichtige Punkte die Chingan-Strompforte, die in letzter Zeit viel genannte Landeshauptstadt Blagewjeschtschensk und die inselreichen Mündungen des Sungari und Ussuri zu nennen. In der Mandschurei (chinesisch Tungsanschöng, d. i. „die drei östlichen Provinzen") ist das strategisch central gelegene Kirin und Mukden, der Stammort der Mandschu-Dynastie, als Straßenknoten- und Schlüsselpunkt zu dem viel umworbenen Korea namhaft zu machen. Ein anderes Thor vom russischen (Ussuri-)Gebiet nach Korea öffnet sich am unteren Tumen, so daß die Behauptung kaum zu kühn erscheint, daß der Besitzer der Mandschurei leicht Herr über diese südöstlich vorliegende Halbinsel werden könne.

Wie im Nordosten, so bilden die Stromläufe auch in der Mitte der südlichen Grenze China's gegen Hinterindien, hier freilich in Verbindung mit den

[1]) Unser Artikel: „Das unterseeische Kabel als Waffe" (Märzheft 1896 der „Neuen Militärischen Blätter") behandelt diese Frage ausführlich. Siehe auch unsere Auslassung „Die strategische Bedeutung von maritimen Stationen und unterseeischen Kabeln" (Deutsche Rundschau, Maiheft 1900).

in Meridianrichtung streifenden Gebirgsketten, Lebensadern und Operationslinien. Durch diese von der Natur geschaffenen Senken bestreben sich England von Oberbirma und Frankreich von Tongking aus Schienenstränge zu legen, um das Gebiet des Sikiang, dessen Mündung Hongkong bewacht, mehr aber noch die mächtige Thalweitung des Yangtsekiang zu gewinnen. Nach englischer Anschauung jedoch ist die Thalweitung des Sikiang ebenso sehr Hinterland von Hongkong wie das Stromgebiet des Jangtsekiang Hinterland von Oberbirma.

Unserer Schlußbetrachtung möchten wir das Wort des alten Benedictinermönches „Mundus non est, sed semper nascitur et moritur" zu Grunde legen. Es paßt gewiß auf unser Zeitalter, in dem das Morgen schon in dem Heute wandelt, und ferne Meere und früher entlegene Länder das Loos der Völker entscheidend mit bestimmen. Früher nicht geahnte Kräfte haben den Verkehr in einer Weise entfaltet und beschleunigt, daß die Welt nur noch als ein Markt, als ein Tummelplatz erscheint, dessen wirthschaftliche Bedeutung zugleich seine politische und militärische dergestalt erhöht hat, daß Weltmarktstellung und Weltmachtstellung, Weltgeschäft und Weltpolitik nicht mehr von einander zu trennen sind. Sie haben einen Wettkampf erzeugt, der, wenn auch friedlich begonnen, oft durch das Schwert entschieden wird. So bildet die Verkehrsentwicklung der Völker nicht nur einen Theil ihrer Cultur-, sondern auch oft ihrer Kriegsgeschichte. Das Capital der großen Nationen, in der Außenwelt festgelegt oder hin und her fluthend, ist von einer solchen Dimension, daß die Völker durch seinen Verlust bis ins Lebensmark hinein getroffen werden könnten.

Daß nicht das internationale Recht, sondern die Macht bei den Welthändeln der Neuzeit entscheidet, wird uns Lebenden nur zu deutlich vor Augen geführt. Dasselbe lehrt ein Blick auf den Pacific, lehren die Geschehnisse in Ostasien, die, möge ihr Ausgang sein, welcher er wolle, eine wichtige Epoche in der Geschichte der Menschheit bedeuten, da die hier auf den Plan getretenen großen Völker sich einer ernsten Probe ihrer Macht- und Kraftfülle zu unterziehen haben. Die neue Zeit, von der die Welt überrascht wurde, stellt für jede lebendige, wachsende Nation neue Aufgaben, die stolze Entschlüsse und kühnen Wagemuth erfordern. Für keine Nation gilt dies aber mehr als für die deutsche. Zum Glück ist unsere Stellung zur See endlich zur Volksfrage geworden. Mit den Schiffen unter deutscher Flagge segelt die öffentliche Meinung und die Energie, die will, was die Regierung thut. Doch freilich, seegewaltig können wir nur dann werden, nur dann bleiben, wenn wir uns von der Wasserkante auf die Kraft und Festigkeit des heimathlichen Bodens stützen. Er ist und bleibt die unzerstörbare Wurzel, aus der jede Volkskraft immer und immer wieder hervorwächst. Die Hansa sank, weil ihre Interessen nicht die des Hinterlandes waren; Holland sank von seiner Höhe, als die maritime Machtentfaltung über die natürliche Leistungsfähigkeit des Landes hinaus gewachsen war. Kriegsbereitschaft, Siegesgewißheit und Kriegserfolge erscheinen nicht nur als Ergebniß militärischer Vorbereitung, sondern auch als Resultat des Culturzustandes, zu dem ein Volk sich erhoben hat.

Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Gedanken, die das Buch hervorrief.

I.

Diese Briefe haben Weihnachten 1900 die große Neuigkeit gebildet. Niemand hatte dergleichen erwartet. Ohne dieses Buch, empfinden wir nun, würde Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" die natürliche Einleitung fehlen. Ich sehe manche Menschen von Tag zu Tag und habe planmäßig die Frage gestellt, ob man das Buch kenne. Fast keine verneinende Antwort. Alle hatten es gelesen, oder man las noch daran. Viele fügten hinzu, sie hätten es Weihnachten verschenkt. Und im Durchschnitt wurde geurtheilt, daß es ein entzückendes Buch sei. Dies ist auch der Eindruck, den es mir gemacht hat. Es ist voll von Gesundheit. Es enthält das Wachsthum einer kräftigen Familie. Junges Grün überall und sonnige Frühlingswolken. Eben noch empfange ich den Brief einer süddeutschen Jugendfreundin, worin es heißt: „Morgen ist der Geburtstag meiner Schwester, der ich ‚Bismarck's Briefe an seine Braut' schenke, weil ich finde, daß so etwas einem gehören soll, und nur durchfliegen kann man sie nicht. Bismarck ist einem dazu zu viel wie ein persönlicher Freund. Solche Dinge können mich ganz glücklich machen."

Was entzückt uns? Das Bunte, Bilderbuchmäßige des Buches. Das Unschuldige, Erfreuliche der Schilderungen. Selbst das Unbequeme nur als Hintergrund zu lustigen Erlebnissen. Die gute Laune. Bismarck geht durch das Leben wie ein Fürst, der verkleidet unter seinen Unterthanen sich vergnügt. Den Lebensjahren des großen Mannes, die, wie uns däuchte, nur aus Herbst- und Wintertagen bestanden, ist ein freundlicher Frühling und Sommer zugelegt worden. Freilich war Vieles aus seinen frühen Jahren schon bekannt und von diesen Briefen auch eine Anzahl schon gedruckt worden: immer aber blieben es einzelne, abgeschnittene Blumen, die man so oder so zu Sträußen wand; lebendige blühende Gefilde aber, wie sie hier sich aufthun, hatten gefehlt, und wir freuen

uns ihres Besitzes. Bismarck's Erlebnisse bilden nun ein in Zusammenhang stehendes Ganzes. Während die „Gedanken und Erinnerungen“ zuweilen wie die Erzählungen eines müden Mannes klingen, dem es endlich zu viel geworden war, selbst die Feder zu führen, der es am liebsten dem Gutdünken der Forschung anheim gegeben hätte, mit eignen Mitteln ihrer Wahl seinem Nachruhme ein Unterkommen zu schaffen, bieten die Briefe, die er als jugendlicher Bräutigam und beginnender Familienvater schrieb, gleichsam den Roman eines jungen Soldaten, der, mit der Seele an einer geliebten Heimath hängend, widerwillig beinahe die ersten Schritte einer kriegerischen Laufbahn zu thun genöthigt wird, sich selbst unbewußt zugleich aber doch die Ahnung hegt, daß er einen Marschallstab im Tornister trage. Diese Ahnung ungeheurer Leistungsfähigkeit, die in ihm lag, fing bei Bismarck's erstem Eintritt ins politische Leben an, sich in positives Selbstgefühl umzusetzen. Sein bloßes Erscheinen mußte den leitenden Mächten sagen, man dürfe diese Kraft nicht unausgenutzt lassen. Diese Gabe, die Situation zu schaffen, sie zu beherrschen, zugleich Befehlen zu gehorchen und selbst Befehle zu geben und durchzuführen. Ein solcher Mann durfte nicht wieder losgelassen werden. Man sträubte sich gegen das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit, wie man einst Dampfkraft und jetzt Elektricität Anfangs nicht als weltbewegende Mächte anerkannte. Bald aber verstummten die Zweifel Bismarck gegenüber, und es handelte sich bei Denen, denen er sich völlig in den Dienst stellte, nur noch darum, wie man ihn am besten verwendete und wie man sich selber, indem man ihm Befehle gab, ihm gegenüber in der eigenen Meinung zu behaupten im Stande sei. Dieser innere Kampf hat gedauert, so lange Bismarck gelebt hat. Mag sein Leben beschrieben werden von wem es sei: dies wird der Gang der Erzählung bleiben.

Das verleiht diesen Briefen, ohne daß wir zuerst wissen warum, das Spannende, daß wir den kurzen Weg vom politischen Recrutenthum zu den höheren befehlenden Stellungen als etwas Natürliches verfolgen. Wir merken bald, es sei vorbei mit dem friedlichen Deichhauptmannsthum, in das Bismarck mit einer jungen Frau eintreten wollte, dann weiter, es werde auch nicht bei den Berliner Landtagsreden sein Bewenden haben. Und so sehen wir den unbekannten jungen Gutsbesitzer Bundestagsgesandter in Frankfurt werden, ihn nach Wien, nach Petersburg, nach Paris avanciren. Alles doch nur Vorstufen zu dem, was Bismarck den Namen des Großen einst eintrug. Und zugleich in idyllischer Begleitung dieses Weges, der zuletzt durch Waffen- und Redestürme führte, die stille Entwicklung einer kräftigen, gesunden Familie. Bismarck hält seiner Frau gegenüber stets den Standpunkt des Gutsbesitzers fest, der nur zeitweilig aus seinem stillen Besitzthum vertrieben ist, das er als seine natürliche dauernde Heimath ansieht. Dessen Personal er niemals aus den Augen verliert. Das in seinen besonderen Eigenschaften ihm stets gegenwärtig ist. Mitten in die Verhandlungen, von denen große Entscheidungen abhängen, tönt das zarte Gespräch der Kinder, und mit den Depeschen mischt sich die Sprache ihrer Briefe an den Papa, der keinen Tag schließt, ohne den Segen des Himmels für sie zu erbitten.

II.

Beim Durchlesen des Buches empfand ich, wie eine neue Meinung über Bismarck sich in mir bildete. Großen Männern gegenüber ist unser Urtheil immer bald fertig. Ich merkte, wie sehr ich bisher unter dem Eindrucke der „Gedanken und Erinnerungen“ gestanden hatte und Bismarck's Bild jetzt mehr und mehr wieder jugendlichen Anschein empfing. Und ich sagte mir zugleich, wie Vielen es ergehen werde wie mir. Große Männer nehmen in uns immer neue Gestalt an. Wie Gebirge, die bald als dunkle, lastende Massen, bald als leichte, lichte Bauwerke der Natur daliegen, wechseln sie vor unseren Blicken die Beleuchtung. Ohne Weiteres urtheilen wir so oder so, als sei dieser letzte Moment unseres Urtheils der allerletzte, den alle Welt theile. Plötzlich denken wir wieder anders. Die Welt würde ja still stehen, wenn vorsichtig abwägendes Schweigen innegehalten werden müßte. Unser Urtheil ist immer von Neuem wie für immer fertig. Ihr Anblick befreit uns von aller Zurückhaltung. Wir machen uns diesen ewigen Wechsel der Anschauung auch nicht zum Vorwurf. Die großen Männer haben das Recht, immer ein neues Bild zu bieten, ohne vor uns in lauter Täuschungen zu zersplittern. Der Mann bleibt immer ein ganzer Mann. Mit dem Wort „groß“ gießen wir die Weihe irdischer Unverletzlichkeit über die Lieblinge unserer Phantasie aus. Eine stille Krönung ihrer Gestalt hat in uns stattgefunden. Was sie verfehlt haben könnten, lassen wir als getreue Unterthanen auf sich beruhen: sie behalten ihren erhabenen Stand für sich. Es bedarf wenig Vorstudien für das Verständniß Derer, die groß sind, und ihrer Werke. Bei Leuten tieferen Ranges sind wir vorsichtig, um ihnen nicht Unrecht zu thun. Diese vergleichen wir unter sich und erwägen ihre Ansprüche auf Inbetrachtnahme ihrer sämmtlichen Leistungen; im großen Manne sieht Jeder einen seiner nächsten Verwandten, seiner eigensten Vorfahren gleichsam, den hochzuhalten eine heilige Pflicht gebiete. Wem wäre erlaubt, zu sagen, er kenne Bismarck nicht? Man braucht nicht ein Militär oder ein Staatsmann zu sein, um sich mit ihm oder mit Friedrich dem Großen oder Napoleon I. beschäftigen zu dürfen. Bismarck in seinen Thaten und Gedanken zu verfolgen, ist ein offen stehendes Ehrenamt, in das Jeder eintreten darf. Jeder Beliebige hat gutes Recht und Befugniß, die pulsirenden Lebensgeheimnisse des großen Kanzlers zu belauschen.

Es ist eine Erfrischung, das Wachsthum großer Männer in die feinen Verzweigungen des Wurzelwerkes zu verfolgen, wie sie aus den Tiefen des Vaterlandes ihre werdende Kraft saugen, die bis in die zartesten Entfaltungen ihrer in freier, sonniger oder stürmischer Luft endlich sich weit auseinander drängenden Aeste aufsteigt. Ein solcher Baum kann aus der Ferne oder Nähe, vom Morgenlichte, von der Mittagssonne, vom Abend bestrahlt oder vom Sturme gerüttelt, betrachtet werden. Unendliche Blicke richten sich zugleich auf ihn, und Beobachtungen der verschiedensten Art bestehen ihm gegenüber neben einander zu Rechte. Wohl Dem, dem Natur und Neigung früh schon einen der großen Männer der Menschheit als Gegenstand der Verehrung und Nachforschung nahegebracht hat. Die Menschheit beherbergt deren viele. Jeder kann den auswählen, der ihm näher zu stehen scheint als alle übrigen, weil er das

Gefühl in ihm erweckt, als wäre durch seine eigene, in Verehrung geleistete zu thuende Arbeit irgend etwas an dem Manne erst ins rechte Licht gerückt worden. Wie viel Bücher werden über Bismarck noch geschrieben werden!

Noch nicht drei Jahre, daß Bismarck uns verlassen hat und, — wie weit ist er uns entrückt! Fast scheint die Arbeit schon vollbracht, die aus dem vom Alter belasteten, nimmermüden Manne der letzten Lebensjahre, den gewaltigen Kanzler wieder hergestellt hätte, der vom deutschen Volke geliebt worden ist wie niemals vor ihm ein Anderer, und der von den Feinden Deutschlands gefürchtet wurde wie Keiner vor ihm. Die Arbeit der Neugestaltung Bismarck's wird niemals aber ein Ende nehmen. Immer wieder wird das sich zudrängende Material zu vereinfachen, in übersichtlichere Grenzen zu drängen sein, und immer wieder wird neues hinzukommen. Auch was Neid und Rachsucht gegen ihn thaten, und wie er sich Feinde machte, werden wir erfahren. Auch die Berliner Akademie der Wissenschaften wird sich vielleicht noch damit zu befassen haben, darzulegen, warum sie Moltke zu ihrem Mitgliede wählte, Bismarck aber nicht. Moltke hat etwas von einem untersuchenden, darstellenden Gelehrten gehabt, der nichts will als das geben, was sicher vorliegt. Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" dagegen, die freilich nach seinem Tode erst erschienen, die seinen Ruhm auch als Historiker begründen, sind Bilder, die einem alterfahrenen Manne aufsteigen, der in seine Vergangenheit sich zurückversetzt. So arbeiten stille Forscher nicht, die untersuchen und überzeugen wollen. Aber auch in Bismarck ist der Professor zuletzt doch durchgebrochen, als er in seinen Abschiedstagen den zu im wallfahrtenden Deputationen, die aus allen Theilen des Vaterlandes in Friedrichsruhe eintrafen, über Deutschlands Zukunft sprach. Diese letzten Reden des Fürsten Bismarck, als er, wie in früheren Zeiten der Fall war, nichts Momentanes mehr bezwecken wollte mit seinen Worten, sondern die Zukunft des Vaterlandes allein ihn erregte und begeisterte, sind neue Aeußerungen seines immer arbeitenden Geistes.

III.

Wenn große Männer über gemeingewöhnliches Maß leben, und den jugendlich freien Blick und die energische kritische Kraft bewahren, so tritt ein, daß die Völker sich zuletzt an ihren Besitz gewöhnen, als ob eine Unterbrechung nicht anzunehmen sei. So bei Goethe, bei Kaiser Wilhelm, bei Moltke. Einige Jahre höchsten Alters erweckten bei dem deutschen Volke an den wiederkehrenden Geburtstagen Bismarck's die Besorgniß, dieser letzte sei der allerletzte vielleicht; als sie es dann aber immer wieder doch nicht waren, entstand endlich das beruhigende Gefühl, der Betrieb dieser Werkstätte nationaler Gedankenarbeit sei, was Leben und Sterben anlangt, an besondere Gesetze gebunden. Und als eines Tages die Räder dann doch still standen, ging ein Schrecken durch das Land, als sei das Unerwartetste eingetreten. Beraubt erschien man sich, wie in Familien, aus deren Mitte der Vater oder die Mutter in der Blüthe ihrer Jahre entführt wird. So ist es in den Kreisen der Höhergebildeten nach Goethe's Tode gewesen. So wurde bei Kaiser Wilhelm empfunden und bei

Moltke nur deshalb nicht gleich stark, weil Dieser stets mit seiner Person weniger hervorgetreten war. Bei Bismarck aber war das unverwüstliche Greisenthum wie zu einem unerschöpflichen Gedankenbergwerke geworden, dessen Betrieb vom Volke nicht mehr entbehrt werden könne.

Er aber lag nun doch still da, und mit einem Schlage veränderte sich unsere Stellung zu ihm.

Große Männer, so lange sie leben und wirken, werden nach dem Neuesten, Letzten beurtheilt, was von ihnen ausgeht. Sobald ihre Laufbahn vollendet ist, beginnt die Betrachtung und Beurtheilung ihrer Gestalt in historischer Beleuchtung. Sie werden eingereiht unter die Bewohner der allgemeinen menschlichen Vergangenheit. Ihre Jugend wird so wichtig als kurz vorher uns ihr Alter war. Bis dahin wollten wir nur das Neueste wissen, jetzt Alles. Bis dahin war den Deutschen, wie immer vorher, Bismarck's neuester Lebenstag sein wichtigster gewesen. Was er früher gethan, trat zurück; es gehörte der Gegenwart nicht mehr an. Nun jedoch, da sein letztes Wort gesprochen und keines mehr zu erwarten war, empfingen seine früheren, selbst die seiner Kindheit, den Stempel von Aeußerungen eines Mannes, dessen Gestalt als ein vollendetes Werk der Vorsehung geistig sich zu frischem höherem Leben nun wieder erhob und als eines der wichtigsten geistigen Besitzthümer des Deutschen Volkes den Anspruch erhob, in seinem Werden gewürdigt und in seiner Vollendung verherrlicht zu werden. Diese Aufgabe wuchs an seinem Todestage uns zu. Es begannen die Tage seiner Auferstehung in Marmor, Bronze und in Worten. Und ein Bild dieses Mannes zu formen, erschien als keine allzu schwierige Unternehmung. Denn von wenig Männern vermeinten wir so viel zu wissen als von ihm. So reichlichen Vorrath wir bei Goethe's, bei Kaiser Wilhelm's, bei Moltke's Tode an Gedrucktem und Schriftlichem bereits besaßen, und so viel später dann successive noch hervor kam: das, was beim Tode des Fürsten Bismarck vorlag, überstieg der Masse nach schon dieses Material. Bald aber sollte es sich in Erstaunen erweckender Weise vermehren, und heute, obgleich noch eine Fülle des Wichtigen unveröffentlicht liegt, beträgt das Herausgekommene so viel wie bei keinem anderen Manne gleicher Bedeutung. Man könnte Friedrich II. und Napoleon hier noch nennen; über diese Beiden hatten jedoch, um nur dies zu sagen, im Vergleich zu unseren Tagen Zeitungen nur wenig berichtet, und vor Wählern oder in Parlamenten haben sie niemals Reden gehalten.

Ich brauche die Titel der Bücher nicht aufzuzählen, die hier von Denen gelesen werden müßten, welche heute schon über Bismarck abschließend zu urtheilen unternähmen. Sicherlich steht noch viel zu erwarten. Wenig großen Männern ist in der Oeffentlichkeit so behaglich zu Muthe gewesen wie dem Fürsten Bismarck. Sein Wille war, man solle von ihm wissen. Er hatte das Publicum im Stillen in verschiedene Classen getheilt und für jede die geeigneten Berichterstatter selbst mit Material versehen. Er war gleichsam von einem Stabe geistig photographisch arbeitender Leute umgeben, welche unaufhörlich, was er irgend sagte oder that oder beabsichtigte, für den Gebrauch der Menschheit fixirten und in die weiten Winde verstreuten. Zwar fehlte, so lange

diese Arbeit bei seinen Lebzeiten fortgesetzt wurde, das zusammenfassende, sein Leben erzählende Werk aus der eigenen Feder: kaum aber war der Fürst nicht mehr da, als dies Werk erschien, „ungeheures Aufsehen" machend (wenn auch einstweilen ohne den dritten Band), in seiner Fassung aber, wie jetzt schon geurtheilt werden darf, eins der großartigsten Erzeugnisse historischer Schriftstellerei, welche alle Völker aller Zeiten geleistet haben. Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" haben die Welt überrascht als seien vom Fürsten Bismarck nur wenigsagende Blätter bibliographischen Inhalts bisher bekannt gewesen.

Denen aber, die nicht nur die beiden erschienenen Bände ihrem Inhalte nach aufnahmen, sondern die die Art der Entstehung dieses Productes menschlicher Geschichtschreibung betrachten, muß es in besonderem Lichte erscheinen. Bismarck nämlich, dem Schreiben doch ein Bedürfniß und eine Freude war, hat es nicht niedergeschrieben. In der Einleitung wird darüber berichtet. Fremde Federn haben gelegentliche Erzählungen des Fürsten zu Papier gebracht, und erst als diese Aufzeichnungen eine gewisse Consistenz gewannen, hat seine corrigirende Hand dem Ganzen einheitliche Form gegeben. Inwieweit diese Arbeitsmethode Einfluß auf den Inhalt gehabt hat, wird sicherlich in den kommenden Generationen noch oft untersucht werden. Denn der Act des stilistischen Abänderns kann zu Consequenzen führen, deren Feststellung sehr werthvoll wäre. Hier sei nur gesagt, daß die „Gedanken und Erinnerungen" zwar auch über persönliches Gedankenleben Auskunft geben, der Hauptsache nach aber die politische Lebensführung erzählen, weil für die Mitlebenden, für die Bismarck diesen Bericht verfaßte, auch wenn er erst nach seinem Tode erscheinen sollte, die politische Stellung, die Widerstandskraft und die Production neuer rettender Gedanken, fast das allein in Frage Kommende ist. Der Nachwelt aber wird das nicht genügen. Je weiter der Mann in die Historie zurückweicht, um so wichtiger wird Auskunft darüber, erstens, wie er sich insgeheim zu dem Ueberirdischen stellte, und zweitens, was er im engsten Kreise seiner Familie war. Immer anspruchsvoller wird die Welt in ihrem Wissensdrange diese beiden Fragen betreffend, und hierüber nun geben die Briefe an die Braut und Gattin Auskunft, und deshalb ist dies Buch mit Gier verschlungen worden. Ein allgemeines Gefühl herrscht, es müsse gelesen werden: ich möchte prophezeien, man werde in Deutschland nie aufhören, es zu lesen. Nicht des Fürsten Bismarck und seiner Gemahlin und seiner Kinder wegen, sondern schon deshalb, weil, wie ich wiederhole, überhaupt eine Deutsche Familie darin geschildert wird von den ersten Gedanken ihrer Gründung ab bis zum Tode der Frau, die in hohem Alter starb.

IV.

Vom Augenblicke der Verheirathung ab beginnt die Familie, die Bismarck begründet hat, sein kostbarstes Eigenthum zu sein, der Edelstein, der bei all' dem Schmucke, den das Leben ihm zubrachte oder noch bringen könnte, immer die Mitte bildet, die das Uebrige als Einrahmung umschließt. Und zwar nicht als Folge eines Entschlusses, sondern als selbstverständlicher Wille der Natur. Das Buch gewährt den Einblick in Verhältnisse, deren Reinheit,

Klarheit, Lichtdurchflossenheit so offen daliegt, daß jedes Wort darin einen neuen Beweis dafür zu geben scheint. Ich wiederhole bereits Gesagtes. Es handelt sich zuerst um die Verlobung, dann um die Heirath, dann um die einander folgenden Kinder. Zugleich aber darum, daß Bismarck plötzlich in das politische Leben hinein gerissen, seiner Frau, die nun zu den Eltern zurückkehrt, entführt, bedrängt von wachsendem Ehrgeize und zugleich erfüllt von ewig wacher Sehnsucht nach den Seinigen, in Briefen sein Herz ausschüttet und seine Gefühle zu beschwichtigen und zu versöhnen sucht, bis als Abschluß dieser Bemühungen der Umschwung erfolgt, daß er als preußischer Bundestags-Gesandter in Frankfurt eine der höchsten Stellen im Dienste des Staates empfängt, und seine Frau und Kinder endlich dort wieder mit ihm ein Ganzes bilden dürfen. Dies die erste Hälfte des Buches, zu der die zweite, was unsere menschliche Theilnahme anlangt, doch nur den Epilog bildet. Die Briefe der ersten sind lyrisch, die der zweiten episch. Schön genug diese wie jene, jene aber derart, daß wir empfinden, Niemand anders als dieser Mann habe sie schreiben können. Eine wunderbare Mischung von Zartheit und Wildheit der Gefühle. Bismarck behandelt die einfachsten Familienverhältnisse beinahe mit Leidenschaftlichkeit. Es scheinen immer Katastrophen bevorzustehen. Er fürchtet, er hofft, er weist Mißverständnisse zurück, ohne zu wissen, ob sie bestehen. Er stellt die Ereignisse seines Hauses all' seiner politischen und amtlichen Thätigkeit vor, leugnet den Ehrgeiz aber nicht, der ihn von seiner Frau getrennt halten muß, die sich mit ganz kleinen Kindern weit von ihm auf dem Lande bei ihren Eltern hält. Sehnsucht nach ihr aber verzehrt ihn. Dennoch bleibt er fern. Wie sollte ein riesenmäßig kraftvoller, geistig unerschöpflicher Mann, noch nicht in der Mitte der Dreißig, anders handeln, der eben noch als höchstes Ziel seiner Bemühungen eine Stelle als Landrath genannt hat, und in kurzem Umschwunge aber, fast ohne Zwischenstufen, sich zum preußischen Gesandten am Bundestage ernannt sieht, wo die höchsten Schicksale des Landes von seinem Geiste mit abhängig werden? Gesund bis ins innerste Herz hinein, schlägt er sich durch eine von Anstrengungen erfüllte Existenz mit freudigem Uebermuthe durch. Eine Mischung von Genußfähigkeit an den einfachsten Schönheiten der Natur, fast so kindlich wie echte Kinder sie hegen, und in Worten ausgesprochen, wie sie sonst nur Dichtern zu Gebote stehen, verbindet sich mit fürstlicher Verachtung des niederen Ehrgeizes, von dem er die Welt um sich her regiert sieht. Jeden Augenblick, ich wiederhole es, würde er in sein stilles Landleben reuelos zurückkehren, würde ohne Bedenken aber auch, wenn der König es beföhle, ohne Soldat zu sein, sich an die Spitze einer Armee stellen lassen. Aus seinen Briefen geht nicht hervor, daß irgend eine individuelle Eigenschaft oder Eigenheit auf sein Thun oder seine Entschlüsse von Einfluß war. Allen erschien er unentbehrlich. Vielen war er unsympathisch. Woher das überhaupt stamme, ist noch nicht erklärbar. Es haben zuweilen Leute etwas, was starke geistige oder seelische Ausdünstung genannt werden könnte, und was ihre Art Anderen unerträglich macht. Worin es eigentlich liege, habe ich nie zu ergründen vermocht. Unerkärlich auch ist mir eine gewisse Härte beim Fürsten, die sich bis zur Grausamkeit

steigern kann. Er hat in den „Gedanken und Erinnerungen" einige Charakterschilderungen von Persönlichkeiten gegeben, die es ihm gegenüber bis zur offenen Gegnerschaft kommen ließen, weil sie sich ihm überlegen glaubten. Es scheint, als ob gerade das ihn reizte. Man könnte hier von einer Rache sprechen, die er als Geschichtschreiber nahm. Nun aber fragen wir doch wieder: Werden nicht vielleicht einmal Schriftstücke oder dergleichen zu Tage kommen, welche dem, was Rache scheint, den Stempel nothwendiger Nothwehr aufdrücken? Immer wieder denkt man, wenn er Leuten Böses vorwirft, an Tacitus. Dieser stand den Menschen objectiv gegenüber. Er hatte persönlich von denen nicht zu leiden gehabt, die er der Verachtung seiner Leser preis gibt. Fürst Bismarck mischt in solchen Fällen meist Spott in die Tinte, was Tacitus niemals thut, der, so scharf er Verbrechen zergliedert, wissenschaftlich kalt das Geschehene darlegt.

V.

Goethe und Bismarck neben einander zu nennen, obgleich Bismarck von Goethe nicht allzu viel gehalten hat und Goethe von Bismarck niemals wissen konnte, ist natürlich, weil sie der Höhe nach die übrigen Spitzen unserer historischen Gebirge so weit überragen, daß zu ihrer Luftschicht Anderen die Erhebung versagt blieb. Bei diesen beiden Männern zeigt sich, wie der Zufall irdischer Erlebnisse allmächtig auf die geistige Entwicklung einwirkt. Goethe's Irrgänge zu verfolgen ist hier der Ort nicht. Vergessen wir bei Bismarck nicht, daß in seinen Anfängen sein Ehrgeiz befriedigt worden wäre, wenn er als Anhalt-Bernburgischer ewiger Premierminister (und Krankenvormund) eine auskömmliche Position hätte erreichen dürfen. Wer weiß, in welchen Richtungen die unerschöpfliche Energie seiner Natur an dieser Stelle dennoch vergebens sich auszuströmen versucht hätte! Dann hätte ihm eine Landrathstelle genügt, nur um mit Frau und Kindern endlich vereint ein in sich beschlossenes Junkerdasein zu führen. Dann mit gewaltigem, plötzlichem Sprunge nach Frankfurt, um Preußen die verlorene Stellung nach außen wieder zu gewinnen, und mit einem nächsten Schritte empor dann nach Wien. Ohne Zweifel wäre Goethe der Mann gewesen, ebenso rasch und sicher und glücklich seinen Weg zur Höhe zu nehmen. Er aber blieb als Minister für Alles in Weimar hängen.

Goethe's wunderbare Versatilität erlaubt uns diesen Hinblick auf ihn hier wohl. Bei Bismarck's Correspondenz mit seiner Frau drängt dieser Vergleich sich in ausgedehnterer Weise auf.

Goethe's Dasein erschöpfte sich in Correspondenzen. Die treibende Kraft der Correspondenz Bismarck's mit seiner Braut und Gattin ist die Ueberzeugung Bismarck's, es sei unumgänglich nöthig, daß Johanna v. Puttkamer über Alles genau unterrichtet sei, was er gethan und gedacht habe. Dies zu bewirken, ist der Grund des ihn beseelenden unstillbaren Bestrebens, nichts auszulassen und in den Beschreibungen genau zu sein. Johanna's Augen sollen sehen, wie er und was er sieht. Diese Genauigkeit ist eine so intensive, wie wir sie nirgends sonst bei ihm finden. Es gibt einen Drang in uns, zu registriren, was wir sehen und denken. Immer ist zumal Goethe in ähnlichem

Falle gewesen. Sogar Christiane gegenüber, die nie seine Geliebte, sondern von Anfang an seine Frau war. Wir haben die Correspondenzen Herder's mit Braut und Frau, die Schiller's mit Braut und Frau, die vieler anderer geistig hervorragender Männer mit Bräuten und Gattinnen: nirgends die umfassende Detailmittheilung wie bei Goethe und bei Bismarck. Der erste Brief, mit dem das Buch beginnt, ist vom December 1846. Gerichtet an Herrn v. Puttkamer, den Vater der Braut. „Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter." Geboren 1815, stand Bismarck im einunddreißigsten Jahre. Jedem, der geschichtliche Werke kennt, muß der schriftstellerisch-historische Stil dieses Briefeinganges auffallen. Man vergleiche Cäsar's beide große Geschichtserzählungen, oder Tacitus, oder Macaulay, oder sonst einen von den geborenen Historikern: ihre ersten Worte suchen den Leser fest auf den Boden zu stellen, auf dem alles Folgende sich abspielt. Bismarck, nachdem er ausgesprochen, worin bei ihm das Folgende bestehe, beginnt nun das Leben Dessen zu beschreiben, der um die Hand der Tochter bittet. Lauter historische Thatsachen, und zwar so berichtet, daß zugleich die Kritik derselben gegeben wird: man sieht den Weg, den er zurückgelegt hat, um aus negativer Stellung zu Religion und Staatsleben zu bewußter Sicherheit sich durchzuarbeiten.

Dieser Charakter historischer Zeugnißablage ist Allem eigen, was wir von Bismarck an gedruckten Briefen, Berichten, anderen Kundgebungen in schriftlicher Form und an Reden besitzen. Sehr umfangreiches Material, so nothwendig jedes Wort jedoch, daß es genügend erschiene, zu einer Geschichte des Fürsten und seiner Zeit mechanisch ein Stück nach dem anderen mitzutheilen. Geschichtschreibung im höheren Sinne wäre das aber noch nicht, so wenig wie Goethe's sämmtliche Werke der Reihe nach abgedruckt seine Selbstbiographie bilden. Bismarck's sämmtliche Aeußerungen, gleichgültig, welcher Art, zerfallen in zwei ungleiche Hälften. Die eine bestehend aus all' dem eben Erwähnten, die andere das Werk, das unter dem Titel: „Gedanken und Erinnerungen" 1898 herauskam. Dieses Buch ist das Werk eines Geschichtschreibers höchsten Ranges, das Bismarck's Namen sicherer der Nachwelt überliefern würde als all' das, was er sonst geschrieben, ja was er gethan. Wie würde Armin heute dastehen, wenn wir eine Geschichte seiner Zeit von ihm besäßen, die er, als gebildeter, römischer Cultur nicht fremder hoher Adliger seiner Zeit, wohl hätte schreiben können, so gut wie Carl der Große oder Theodorich der Große, wenn diesen Herrschern die Gabe historischer Darstellung eigen gewesen wäre. Fürst Bismarck aber hat sie besessen.

Nehmen wir jenen Brief vom Jahre 1846. Bringen wir in Anschlag, was Bismarck sonst darin über seine Eintrittsjahre ins Leben geschrieben und erzählt hat, und was Andere darüber mittheilen, und schlagen wir nun seine „Gedanken und Erinnerungen" auf. Sehen wir, wieviel er da in einen einzigen Satz zusammenbringt. Also hebt er im ersten Abschnitte seines ersten Capitels an:

„Als normales Product unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittere oder geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte." Die Fülle nach allen Seiten historischen Denkens sich wie mächtige Wurzeln erstreckender Gedanken, die in diesem ersten Satze des Werkes liegt, wird immer dichter, je öfter wir die Einzelheiten uns wiederholen, aus denen er besteht. So beginnt der echte Geschichtschreiber, der aller Zukunft verständlich von sich selbst erzählen will.

Unter den Gaben, die einem Schriftsteller von geborenem historiographischem Adel eigen sein müssen, ist zwar die erste, in großen Massen die Ereignisse so zusammenzudrängen, daß der Leser alle Einzelheiten ohne Weiteres zu besitzen vermeint; die andere aber die bildnerische Kraft, Einzelnes so darzustellen, daß er uns mitten in die ereignißvollen Momente hinein versetzt, als wären wir dabei gewesen. Ich greife bei Tacitus die Episode heraus, wie die Römer mit den Germanen in den Gewässern des Rheines zwischen Wasserwirbeln und Klippen handgemein werden, oder wie die Legionen das unberührt liegende Schlachtfeld, wo Armin einst siegte, zum ersten Male wieder betreten. Momentbilder, in deren Gefühl wir nach so viel Jahrhunderten hineingerissen werden, als erlebten wir sie mit: so werden einst Bismarck's Beschreibungen nach heute unübersehbaren Zeiten die Menschen ergreifen. Aber nicht das allein, was ja dem Stoffe auch seine Wirkung verdankt, so daß wir diesem den Haupttheil der Wirkung zuzutheilen geneigt sein könnten, sondern noch Anderes liefern Bismarck's Aufzeichnungen.

Er will, daß man wisse, wie ihm zu Muthe sei, und wie auch Aeußerliches dabei betheiligt war. Hier machen wir die Beobachtung, wie seine Gabe, Darstellungen dieser Art zu liefern, mit den Jahren bei ihm wächst. Wie die Sinne sich ihm für die feineren Züge schärfen und die Sprache sich dafür mehr und mehr ausbildet. Seine Naturbeschreibungen z. B. werden immer künstlerischer. Und als letzte Folge dieser berichtenden Thätigkeit bemerken wir, wie er — so scheint es wenigstens — die Situationen endlich nicht nur deshalb darstellt, damit seine Frau sie beim Lesen des Briefes genau vor Augen habe, sondern weil die Hervorbringung eines Bildes dessen, was er erlebt, um der künstlerischen Arbeit willen ihm persönlich Freude bereitet. So, wie er spät Abends in der preußischen Gesandtschaft zu Paris, wo er allein zu Hause ist, weil die „jungen Herren" ausgegangen sind, fröstelnd in dem weiten, dunkeln Zimmer sitzt, oder die sonnigen Tage in Biarritz, wo die schöne, junge Russin und ihr Mann seine einzige Gesellschaft bilden. Wie er da, mit ihnen auf einer in das Meer hineinragenden Klippe liegend, seinen Brief schreibt, während der warme Seewind ihm das Blatt Papier zuweilen aufhebt, auf das er an Ort und Stelle berichtet, wie wohl ihm da zu Muthe sei. Das geht beinahe in den Novellenstyl über, von dem Anfangs zwar schon in seinen Jugendbriefen zuweilen etwas zu merken ist, den er in den späteren

Jahren nun jedoch mit bewußter Kunst anwendet. Das Höchste leistet er in den „Gedanken und Erinnerungen“. Wie er den Stoff eintheilt, das Eine genau berichtet, das Andere nur andeutet, stets das treffende Wort findet und die Sätze leicht und locker aufbaut, fühlen wir, daß ein erfahrener Schriftsteller seines Amtes walte, der genau weiß, was sich mit Sprache erreichen läßt. Dieses Vermögen wird später und später immer mehr hervortreten, denn allmählich erst fällt das Oberflächliche in sich zusammen und das Dauerhafte besteht.

Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß nach der Lectüre Anfangs gleichwerthig erscheinender Schriften allmählich in der Erinnerung sich eine Scheidung vollzieht: während ein Theil des Gelesenen, was die Sprache anlangt, sich mehr und mehr verflüchtigt, wird das Gefühl des geistigen Zustandes, in den sie mich versetzt haben, immer frischer und zuletzt so lebendig, daß nur dieses Gefühl endlich übrig bleibt. Es ist dann, als sei ein Stück fremden Lebens in das meinige mit übergegangen. Der andere Theil des Gelesenen vermag dagegen diesen Zustand innerer Bereicherung nicht hervorzubringen und weicht als ein aus Worten gebildetes Werk in eine gewisse Ferne zurück. Die meisten Werke Goethe's versetzen mich in jenes Gefühl des Zuhauseseins in Goethe's Geiste, als sähe und erlebte ich mit ihm, was er darstellt; ein Theil seiner Schöpfungen dagegen behalten, als Kunstwerke für sich bestehend, einen Rest von Fremdheit und nöthigen mich, statt zu liebevoller Aufnahme, zu verehrender Betrachtung aus der Ferne, seien es nun Gedichte, Erzählungen oder Berichte, denen ich diesenfalls mit anderem Gefühle gegenüber stehe als jenen. Götz, Tasso, Iphigenie, Werther, Wilhelm Meister erheben sich zu allgemeinen geistigen Ereignissen, an denen ich mit betheiligt zu sein glaube. Daß es sich um dramatische Form, bei Götz in prosaischer Gestalt, bei Tasso in Versen, oder um prosaische Erzählungen handle, verschwindet mir beinahe aus der Erinnerung, wie bei Sophokles' Antigone mir als nebensächlich erscheint, daß sie in Tragödien auftritt: das gesammte griechische Alterthum (dessen Geschichte einstweilen von Ernst Curtius traumhaft, aber doch am glaubwürdigsten erzählt worden ist) scheint Antigone als Heimath zu umgeben; und so Götz das Deutschland der Zeiten Luther's und Tasso das Rauschen der Cypressen und Lorbeern des Cinquecento. Die Wahlverwandtschaften aber bleiben doch immer nur ein ergreifender Roman, von dessen handelnden Persönlichkeiten und Ereignissen eine gewisse Luftschicht mich trennt, und so die Natürliche Tochter und die Suleika des Westöstlichen Divans. Es sind Kunstgebilde und werden es in immer höherem Grade; Erzeugnisse dichterischer Arbeit. Das verleiht Dante die sich immer noch steigernde Verbreitung, daß wir uns in das mitversetzt glauben, was er erlebte. Das ewige Hervorheben seiner Schicksale, das Deuten seiner Gesichte, die Untersuchungen über die historische Existenz der Persönlichkeiten, denen er in Himmel, Hölle und Unterwelt begegnet, haben die Leser lange Zeit bei uns abgeschreckt; heute endlich, wo man nichts aufwendet als die Mühe des bloßen Weiterlesens, dringt die Macht seiner nationalen Erlebnisse über und innerhalb der Erde mit rein märchen-

hafter Kraft in unsere Phantasie ein, wirft die Kritik hinaus und entzückt uns, wie Homer's „Ilias" und „Odyssee" uns wieder entzücken werden, wenn auch bei diesen das Vorurtheil erst überwunden sein wird, es handle sich in erster Linie um die Worte und um Entscheidung der Frage, ob Homer nicht vielleicht gar nicht existirt habe. Der reine Inhalt dieser Werke geht in uns über. Der Dichter und der Schriftsteller, die das nicht erreichen, daß was sie berichten, wie ein freundlicher Traum den Leser oder Hörer umspiele, haben die Höhe nicht erreicht. Was bleibt von Ranke's besten Werken in uns zurück? Bewunderung seiner forschenden Gelehrsamkeit. Sie haben Werth als inhaltreiche, zu überraschenden Resultaten gelangende, sorgfältig berichtete Untersuchungen, bei denen die Absichten des Verfassers durchschimmern; und so die Charaktere Cicero's, Cäsar's und Pompejus', wie die heutige Alterthumsforschung sie beschreibt: geistreiche, aber absichtsvolle Constructionen, während Carlyle's leidenschaftlich geschriebene Geschichte der französischen Revolution völlig in uns übergeht. Und so was Treitschke an Deutscher Geschichte unvollendet hinterließ, während Gervinus' geschichtliche Schriften und Sybel's Darstellungen sich über den Rang Respect herausfordernder Nützlichkeitsbauten nicht zu erheben vermochten.

Und so theilen Bismarck's Schriften sich mir in zwei Hälften. Die Correspondenz mit Braut und Frau und die „Gedanken und Erinnerungen" habe ich in mich aufgenommen, als hätte ich sie miterlebt. Es ist von Shakespeare gesagt worden, er habe Thatsachen in Worte verwandelt, — Goethe und Bismarck besaßen die Kunst, Worte in uns zu Erlebnissen schmelzen zu lassen. Wunderbar ist die Mühe, mit der Goethe und Bismarck bestrebt sind, alle Welt zu Mitwissern ihrer Geheimnisse zu machen; ein niemals ruhender Drang beseelt beide, Niemanden über ihre Gedanken und Handlungen und die Beweggründe dazu im Unklaren zu lassen. Alle sollen theilnehmen an ihren inneren Reichthümern, während Andere mit Schleiern sich umgeben, damit die Aermlichkeit ihres scheinbaren geistigen Ueberflusses nicht ans Licht komme. Goethe und Bismarck haben sich immer von Neuem der allgemeinen Abstimmung unterworfen, an der sich zu betheiligen Feind und Freund eingeladen war. Während Andere, ihre momentane geistige Uebermacht mißbrauchend, den Anschein der Größe für sich in Anspruch nehmen, ohne zu bedenken, wie wenig die kommenden Generationen zu der Unterwürfigkeit im geistigen Urtheil gezwungen werden können, zu der die Mitlebenden zuweilen sich nöthigen lassen.

VI.

Je mehr das historische Material für die Zeiten des Fürsten Bismarck und für seine gewaltige Gestalt darin Zuwachs gewinnt, um so empfindlicher muß die Klage um den Verlust Heinrich von Treitschke's sich erneuen, der in diese Massen Architektur zu bringen berufen schien, deren sie bedürfen, um sichtbar zu werden. Briefe, Berichte über Gespräche, Reden, Selbstbekenntnisse jeder Art wirken auf die Phantasie des Volkes, das einen Mann vor sich sehen will, niemals in vollem Maße. Männer müssen da sein, durch

deren Geist die Thaten und Gedanken Dessen, der in die Unsterblichkeit eingetreten ist, erst hindurchgehen, um die dem Volke verständliche feste Form zu empfangen. Treitschke, scheint mir, hätte unserer Generation den Dienst, Bismarck's Leben zu schreiben, am schönsten geleistet. Ranke oder ein Mann wie Ranke nicht. Ranke gräbt in die Tiefe, — Treitschke baut auf. Er war für unsere Zeiten der Mann der nationalen Geschichtschreibung. Wie wir von Byron und Mozart, denen, jung wie er, vor der Mitte ihres Lebens der Tod den Griffel aus den Händen nahm, sagen, sie würden, hätten sie länger gelebt, Größeres noch geleistet haben, so darf von Treitschke das gesagt werden: Bismarck's Gestalt in Worten aufzubauen, wäre er berufen gewesen.

Ranke schreibt eine nirgends bei uns gesprochene, durch einen gewissen Lakonismus künstlich belebte Sprache, die uns jedoch, weil die Methode dieser Belebung bei der Lectüre bald hervortritt, in ihrer Beschränkung auf das Nothwendige zu ärmlich erscheint. Niemals erhebt er sich zum Pathos. Curtius dagegen ist immer in pathetischen Sätzen befangen, die den das Wirkliche verlassenden Anschauungen entsprechen, zu welchen er uns empor zu tragen sucht. Bei Curtius — es wurde bereits gesagt — darf nie vergessen werden, daß seine mit den homerischen Zeiten beginnende, vor denen Alexander's schon sinkende Geschichte des griechischen Volkes der letzte Ausklang von Anschauungen war, die, zwei Jahrhunderte und länger hindurch die civilisirte Welt beherrschend und begeisternd, ein Culturelement bildeten, auf dem, auch wenn es eine Täuschung gewesen wäre, unsere heutige geistige Cultur immer noch beruht. Heinrich von Treitschke war Politiker. Seine Sprache war die des debattirenden 19. Jahrhunderts, wie sie in den Parlamenten und den Zeitungen zu hören und zu lesen ist. Der Drang, die Aufregungen seines Geistes in Hörer und Leser einströmen zu lassen, ließ seine Schriften gleichsam zu aufgezeichneten Reden werden. Nur ein Mann wie er hätte Bismarck's Biograph sein können.

Diese drei Historiker haben jeder ihren Stil gehabt. Jeder von ihnen ein eignes Kristall gleichsam. Es gibt aber historische Schreibweisen, die keine Kristalle, sondern nur „Spieße" oder „Nadeln" ergeben, wenn sie chemisch behandelt werden. Die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarck's jedoch zeigen uns diese Gestaltung des Erlebten in ganz neuer Art: einen Geschichtschreiber, der zu schreiben verschmäht. Sein Wunsch wäre gewesen, auf directem Wege, was er denkt, dem deutschen Volke in die Gedanken einfließen zu lassen. Er redet. Man hört ihn und zeichnet später auf, was er gesagt zu haben scheint. Er darauf ändert und vervollständigt mit eigner Hand das etwa falsch Verstandene. So ist ohne persönlichen Stil dies seltsame Werk entstanden, das in die innere Werkstätte des Mannes Licht fallen läßt. Ohne Satzbau, ohne Auswahl der Worte, leidenschaftlich ohne Erregung, sichtbar Alles werden lassend, ohne zu beschreiben, enthüllend, ohne zu überraschen, den Leser an der Hand nehmend, wie Virgil Dante durch die finsteren und lichten Regionen leitete, weiht Bismarck uns in das Verständniß dessen ein, was er erlebte, was er that, und was ihm gethan ward. Manchmal gelingt es uns, an eine geheime Leidenschaft

dennoch zu glauben, die diese Darstellungen formte, — zu zweifeln aber wagen wir einstweilen nicht an ihrer Wahrhaftigkeit. Tacitus hat wohl kaum so geschrieben, Cäsar möglicherweise vielleicht.

Das schließliche Verzichten Bismarck's auf eigene sprachliche Form, als sei es in dem unmittelbaren Zuerkennengeben der Gedanken unwichtig, fällt um so mehr auf, als doch an bestimmten Stellen stilistische Sorgfalt wieder zu erkennen ist. Ich erwähnte es bereits. Wenn er die Natur beschreibt, empfindet er sichtlich die Hülfe sprachlicher Feinheit. Jene Beschreibungen von Momenten der Hingabe an die Natur, die er von Biarritz seiner Frau sendet, erinnern an Briefe Goethe's an Frau von Stein, die ihn im Verkehre mit den Geheimnissen der mondbeschienenen Gefilde erscheinen lassen. Nachdichtungen gleichsam der Melodien, die der wehende Wind mit sich trägt. Niemals aber hat Bismarck sich doch als schaffender Schriftsteller empfunden und in den letzten Briefen an seine Frau tritt die sich in sich selbst erhöhende Empfindung von Naturschönheit nicht mehr hervor. Im Alter war der Fürst thatsächlich wohl schreibmüde. Noch ein Grund allgemeiner Art verhinderte ihn vielleicht nicht nur in den letzten Jahren, sondern überhaupt, auch früher schon: es war ihm im Ueberdrange der zu erledigenden Geschäfte unmöglich geworden, geistige Arbeiten zu beginnen, die nicht augenblicklich gethan werden mußten. Vergangenheit und Zukunft nahmen seine Gedanken als mehr gleichgültigen Inhaltes weniger in Anspruch als die Gegenwart. Er erzählt von seinen Erlebnissen und beurtheilt die daran betheiligten Personen, verläßt sie dann aber wieder als unerheblich für den momentanen Stand der Dinge. Weder Sehnsucht und Erwartung noch Bedauern beunruhigen ihn. Das Bewußtsein unmittelbarer Machteingriffe Gottes erfüllte ihn stärker, als Nachdenken über die Unsterblichkeit. Selbst die dicht bevorstehende eigene Zukunft bekümmert ihn in zweifelhaften Lagen seines Schicksals nicht. Ein starkes Vertrauen auf guten Ausgang der Dinge beruhigt ihn. Er braucht auch keine Zustimmung, sondern steht auf sich. Er cultivirt keine Freundschaften, bedarf nicht einmal der Anhänglichkeit. Nur seine Frau ist ihm unentbehrlich, aber als ein Theil seiner selbst, als eine Erweiterung seiner Persönlichkeit. Sie muß da sein, er muß sie im Nebenzimmer wenigstens hören. Er fühlt sich incomplet, wenn sie nicht bei ihm ist. Geistige Genüsse sind ohne Einfluß auf sein Wohlbefinden. Dagegen die ruhende Natur trug eine Glorie höheren Adels in seinen Augen. Die Spatzen auf dem Geländer seines Balkons erschienen ihm als ein Stück angeborener Geselligkeit. Pferde waren ihm eine Art von Verwandten. Eine geschossene Gemse war ihm interessanter als die liebenswürdigste lebende Frau, ein erlegtes Elenthier mehr werth als die gesammte Jagdgesellschaft. Wenn er Ende October 1864 schreibt: „Zum letztenmale schreibe ich Dir von hier, bei offnem Fenster, die sternklare Nacht und das brausende Meer vor mir, weiche warme Luft einathmend", so drang ihm das ohne Wahl der Worte aus der Seele. Vor Niemandem, dem er begegnet wäre, hätte er sich geistig so erniedrigt wie vor diesen Athemzügen nächtlicher Meeresluft.

VII.

Bismarck's Größe unterscheidet sich darin von der Napoleon's wie auch von der Cäsar's, daß ihm ein hohes Alter zu Theil ward, an dessen Abschlusse er noch lebensfrisch mitten in der Entwicklung der neuesten Dinge um sich her sanft gestorben ist. Was hätten die beiden Andern noch für die Welt und für den eignen Ruhm thun können, wenn Jeder von ihnen, im Besitz des nationalen Ansehens, das sie sich geschaffen, zwanzig Jahre länger hätte herrschen dürfen! Was fällt an Thätigkeit und Gedanken nicht in Bismarck's letzte zwanzig Jahre, wodurch das, was er früher gewollt und vollbracht, Erklärung und natürlichen Abschluß findet!

Auch das kommt bei Bismarck in Betracht, wie seine Größe langsam und ruckweise erst ihren Weg zur Höhe zurückgelegt hat. Bei jedem von Denen, die wir groß nennen, ist diese Bahn eine andere gewesen. Bedenken wir, wie Napoleon als erster Consul fast berauschend auf Europa wirkte. Wie er dann Frankreich selber gleichsam aus den Augen verlierend, als Gründer einer Dynastie nur dem gemeinen Ehrgeize zu dienen scheint. Wie immer neue siegreiche Feldzüge den wachsenden Haß zu Boden drücken. Wie er ihm zuletzt erliegend, unterging und, als er starb, schon halb vergessen war. Wie er, geistig aber zurückkehrend, immer neue Strahlen um sein Haupt sammelt und wieder und wieder sich über die erhebend, die die Erinnerung an ihn zu ersticken versuchten, heute sich zur Höhe wieder aufschwingt. Ganz anders war Friedrich der Große in der Phantasie der Völker zu seinem Ruhme gelangt. Sich abschließend beinahe von Denen, die wir heute vorzugsweise das Volk nennen, feindlich beinahe der sich entfaltenden nationalen geistigen Blüthe gegenüber, unbekümmert scheinbar um die Liebe des Volkes und Derer sogar, die ihn umgaben, gehaßt sogar von Vielen, die er beleidigte, seine Brüder unter diesen an erster Stelle, von solcher Härte, daß seine letzten Jahre auf dem Volke lasteten, haben die innere geistige Kraft und die Unbezwingbarkeit seines Herrscherwillens, das Bewußtsein, welch' ein Mann er sei, ihn immer tiefer in uns einwurzeln lassen und einen Ruhmesglanz um ihn verbreitet, der ihn nicht weniger leuchtend umgibt als Napoleon der seinige.

Bismarck ist kein Herrscher, sondern der Diener von Herrschern gewesen. Er durfte nie aus eigener Machtvollkommenheit frei thun, was ihm als das Vortheilhafteste erschien. Ich erinnere mich der Zeiten noch, wo unter Friedrich Wilhelm IV. ein böser Feind der deutschen Freiheit in Bismarck erstanden zu sein schien. Wie man ihn zur lächerlichen Person zu stempeln versuchte. Wie Napoleon's III. Ausspruch colportirt wurde: „Mr. de Bismarck sei kein Mann, der ernsthaft genommen werden dürfe". Der Krieg gegen Oesterreich erst ließ den Umfang der Kraft ans Licht treten, die ihm innewohnte. Wie er sich von da ab seiner Feinde zu erwehren hatte, steht in seinem Buche zu lesen. Jetzt erst kamen die Zeiten, wo von der eisernen Faust des Kanzlers gesprochen wurde.

Wenn festgestellt werden sollte, zu welchem Zwecke die Vorsehung den Völkern von Zeit zu Zeit große Männer schenke, so würde ich an erster Stelle

ihre Absicht nennen, an einer Mustergestalt zu zeigen, was dem Einzelnen innerhalb seines Volkes zu leisten möglich sei. Die Franzosen der beiden Jahrhunderte vor der Revolution weisen sich als angeflogen vom stolzen Auftreten Ludwig's XIV. und vom Geiste Voltaire's aus, bis Napoleon I. als ein neues Ideal den französischen Nationalcharakter umschmiedete. Jeder von diesen Dreien hat dem französischen Nationalcharakter einen Zuwachs geschenkt, alle drei Geschenke heute noch wohl erkennbar. Und so hat Luther dem norddeutschen Theile der Deutschen sich als umgestaltender Charakter aufgedrängt, und nach ihm ist eine Fridericianische Epoche eingetreten, und wie sehr Goethe umgestaltend auf alle Deutschen gewirkt hat, tritt immer deutlicher hervor, und endlich jetzt zeigt sich, wie Bismarck uns aus dieser Goethe'schen Atmosphäre in eine ganz andere hineingerissen hat. Nicht daß einer dieser Männer Früheres aufgehoben hätte, sondern neue Horizonte hat Jeder von ihnen aufgethan. Luther, Friedrich, Goethe und Bismarck bilden die Succession der Herrscher des geistigen Deutschen Reiches, wie Ludwig, Voltaire und Napoleon die des französischen Weltreiches ausmachen.

Fürst Bismarck war, als er in hohen Jahren seine Aemter niedergelegt hatte, in eine Art präliminarischer Unsterblichkeit eingetreten. Plötzlich war er in Berlin nicht mehr da. Es schien, als sei er in der Stille des Landlebens den Blicken der Welt entschwunden. Dann aber, als man inne ward, wie völlig er trotzdem noch an seiner Stelle stehe, brachen die Liebe und Verehrung des Volkes wie ein verhaltener Strom rückhaltslos nun durch. Früher hatte Jeder, wie das Sitte in Deutschland ist, seine Vorbehalte gemacht; jetzt fiel dies Nebenwerk zu Boden. Wir fühlten, Jeder als Theil des Deutschen Volkes, was das Deutsche Volk ihm verdankt. Bismarck war bis 1866 mehr gehaßt als anerkannt worden. Von 1870—1890 erst dauerten die zwanzig Jahre seiner Herrschaft, wo Niemand ihm gegenüber sich behauptete, und mit seinem Rücktritte trat das letzte Jahrzehnt der stürmischen Verehrung ein, mit der das Deutsche Volk ihn umgab. Diese letzten fünfzig Jahre deutscher Geschichte sind für unsere Blicke heute bereits erfüllt von seinem Geiste wie die ersten fünfzig uns heute von Goethe erfüllt zu sein scheinen. Unser Charakter hat seine eigenen Umgestaltungen erfahren. Das in uns fest gewordene Gefühl der Selbstverantwortlichkeit in religiösen Dingen, mögen Protestanten oder Katholiken es in sich tragen, ist durch Luther dem Deutschen Volke neu eingeflößt worden. Das Gehorchen, wo Beamte und Officiere als Vertreter des Monarchen befehlen, ist erst in der Fridericianischen Zeit in unsere Natur eingedrungen. Das ästhetische Element unserer geistigen Erziehung ist durch Goethe erst zu einem natürlichen Bestandtheil unseres Wesens geworden, und die uns heute völlig beherrschende Gewißheit unserer Einheit, verbunden mit dem Gefühle politischer Souveränetät, hat Bismarck uns verliehen. Sollte uns plötzlich wieder fehlen, was Luther, Friedrich, Goethe und Bismarck uns geschenkt, so würden wir als unserer besten Güter beraubt hülflos inmitten der anderen Nationen dastehen.

VIII.

Ich habe den Fürsten Bismarck oft stehen und gehen und vorüber reiten sehen, habe auch vor dem französischen Kriege seine letzte Rede in der Kammer gehört. Er zitterte vor Bewegung und hielt öfter inne. Stets war das Aufragende, das Gewaltige seiner Erscheinung das Erste, was mir auffiel. Dies vor allen Dingen müßte der bildende Künstler in Bismarck's Statue zum Ausdrucke bringen. Die mächtigen nackten Arme, der nackte Hals, die nackten Kniee aber sind es, die der Statue des großen Kurfürsten ihre Wirkung verleihen. Sonst sitzt er ruhig da, erfüllt von gewaltiger Kraft. Der letzte Kampf um das Nackte wurde bei der Errichtung der Statue Friedrich's II. gekämpft, den Rauch in richtiger Erkenntniß des Kernpunktes, um den es sich handelte, in heroischen Gliedmaßen einher reiten lassen wollte. Die die neuere Zeit beherrschende Vorliebe für alltägliche Kleidung siegte jedoch. Der Letzte, der den künstlerischen Werth der Nacktheit erkannte, war Napoleon I., der sich, als erster Consul noch, von Canova als römischer Imperator colossal nackt gestalten ließ. Dieses Werk steht, in Bronze, im Hofe der Brera zu Mailand, und ist die einzige aller Statuen des französisch-italienischen Kaisers, die ihn in vollem Heldenthume erscheinen läßt.

Das Bild eines großen Mannes erhebt sich, wenn wir seiner gedenken, unwillkürlich vor uns in voller Sichtbarkeit kraftvoller Gliedmaßen. Die breite Brust, die eisernen Muskeln seines Halses, der das Haupt trägt, und der Arme, die Schenkel, der Rücken, die Kniee, die Füße, die Fäuste. Nackt wurden Hercules, Achill, Alexander der Große hingestellt. Nackt die Statuen der römischen Imperatoren. Wer gedenkt da der mangelnden Verhüllung? Nackt kommen die Kinder der Armen und der Reichen auf die Welt, und nackt stehen wir da beim Weltgerichte. Nur die mag der bildende Künstler in Gewändern erscheinen lassen, die mit der Stirne allein gearbeitet haben. Aristoteles und Plato gebührt wallender Faltenwurf.

Es gibt kein Jedermann zusagendes Bildniß Bismarck's, weder Büste noch Gemälde. Die Verführung, das momentan Charakteristische zu geben, war zu groß. Diese Darstellungen sind zu pittoresk geworden, und es fehlt der leichte Abglanz innerer, hoher Gedanken, der einem Porträt eine stille Weihe verleihen muß. Bismarck sieht immer aus, als wolle er eben zu Pferde steigen, um dreißig Meilen zu reiten, oder als sei er von einem solchen Ritte eben wieder zurück und athme auf. Ihn in dieser Stimmung darzustellen, erschien einigen Künstlern als das beste Mittel, des Fürsten Natur zu kennzeichnen, der unruhig immer neue Gelegenheiten erwartete, seine unerschöpfliche Bereitwilligkeit zu neuem Handeln zu bezeugen. Bismarck war vielmehr von einer tiefen Ruhe beherrscht. Aber wie in seinen ersten politischen Anfängen der Gedanke an seine Frau, die Kinder und sein stilles Landgut beschwichtigend neben allen Verlockungen des Ehrgeizes den Hintergrund bildete, so gab das Gefühl unfehlbarer Uebermacht seinem Wesen die Ruhe, deren er nie entbehren konnte. Kein Frühling bei ihm ohne Beobachtung des leisen Erwachens der Natur. Kein Herbst, ohne daß das Rauschen der Tritte im feuchten Herbstlaub eine Musik war, die ihn ergriff. So,

allein mit der Natur, hat Niemand ihn gemalt, so viel ich weiß. Michelangelo wäre der Bildhauer gewesen, seine Statue zu gestalten, Raphael der Maler, ihn zu malen, wie er den Grafen Castiglione gemalt hat. Bismarck hat sich malen lassen, wie er von Journalisten sich beschreiben ließ. Heute schwankt unser Blick bei diesen Bildnissen dahin und dorthin. Für sein Alter fehlt die Büste, die Rauch von Goethe im Alter oder die Dannecker von Schiller in dessen Jugend gemacht hat. Aber auch wenn sie nicht fehlten: schon beginnt das Volk, unruhig über dieser Statuenwirthschaft, nach größerer, stillerer Symbolisirung dessen zu suchen, was uns die Größe und Mächtigkeit des Mannes darstelle. Und so sehen wir statt der Statuen an vielen Stellen einfach Thürme sich erheben, die Bismarck's Namen tragen. Welches geistige Bedürfniß sollten die Pyramiden befriedigen, mit denen ehemalige, das Nilthal bewohnende Nationen zukünftigen Jahrtausenden das einstige Dasein mächtiger Herrscher anzeigen wollten? Wie Kristalle der Volksseele erheben sich diese einfachsten Constructionen. Aber Menschenwerk sind sie. Ein bestimmter Mann rief zuerst den Gedanken hervor, so allein könne ein über alle Zeitunbilden erhabenes Denkmal eines mächtigen Daseins aufgerichtet werden. Ein Zeichen seiner Existenz, das sogar seinen Namen überdauerte — Napoleon des Ersten sichtbares Denkmal ist der Arc de Triomphe, der seinen Namen nicht trägt. Schon für Friedrich den Großen ersann Schinkel eine ungeheure Säule, an dessen Fuße die Gestalt des Königs vorsprengt. Diese hätte fehlen können. Die Säule hätte mehr gesagt. Den höchsten, gewaltigsten Bismarck-Thurm zu errichten, wird das Deutsche Volk einst vielleicht sich nicht nehmen lassen.

Man könnte den ganzen Mann eher einen Thurm als einen Menschen nennen. Er hatte etwas Unpersönliches in seiner Gewaltsamkeit. Bismarck war ein Recke. Immer wieder meldet er getreulich, wie wohl ihm zu Muthe sei. Essen, Trinken, Schwimmen, Reiten, Schlafen nehmen ihn voll in Anspruch. Geregelt ist sein Verkehr mit den überirdischen Mächten. Er betet für Frau und Kinder und liest täglich einen Abschnitt aus der Bibel. Ein Ueberfluß von Kraft erfüllt ihn, der auch die härteste Arbeit fast als ein Ausruhen erscheinen läßt. Er liest Nachts, um einzuschlafen. Er genießt jeden Sonnenblick, fühlt sich bei schlechtem Wetter aber so behaglich als bei gutem. Er redet wie aus der Höhe, als donnerte er lieber. Er sieht auf Alle herab und faßt die Menschen beim ersten Anbiß auf, als kenne er sie lange. Er hat keine sentimentalen Rückblicke; stets, wie ich sagte, unmittelbare Gegenwart und Zukunft. Er steht immer auf dem Neuesten als der natürlichen, der von der Vorsehung gegebenen Situation. Nur ihm zugefügtes Unrecht vergißt er nie, und sich zu rächen ist ihm in manchen Fällen Bedürfniß gewesen. Aber auch dies entspricht dem Heldenhaften seines Wesens; ja, wenn wir ihn mit Achill vergleichen wollen, dürfte es nicht fehlen. Wie Achill hätte er einsam dasitzen und der Thaten seiner Vorfahren gedenken können, während seine besten Freunde selber das Schweigen nicht zu brechen wagen. Er stand unter dem Einfluß innerer geistiger Strömungen. Ihnen gab er nach. Man könnte so weit gehen, zu sagen, er habe keine Individualität gehabt. Er war ein

Element, eine Kraft, ein Wille, der mit fortriß. Er hatte keinen persönlichen Stil: sein Schreiben und Reden war ein Stück Volksstimme. Er war kein einzelner Mensch, er war ein Stück Volk, wie Napoleon eine Armee war.

Von Napoleon aber unterschied sich Bismarck, wie von Achill, durch ein Merkmal, das als unentbehrlich gelten darf, wenn sein Charakter im Realen oder im Mythisch-Allgemeinen dargestellt werden soll. Der letzte Grund des Unglücks und Unterganges bei Achill, wie ihn Homer erscheinen läßt, ist seine Herkunft. Eine Göttin vom höchsten uranischen Adel ward gegen ihren Willen einem sterblichen Könige vermählt, und als beider Sohn hatte Achill weder im Himmel noch auf Erden seine Heimath. Diese Heimathlosigkeit hat ihn in den Tod getrieben. Napoleon ist weder ein Franzose gewesen noch hat er ein Italiener bleiben wollen. Als Demokrat kam er empor, als Aristokrat hoffte er zu enden. Ganz auf sich selbst wollte er beruhen, und auch ihn hat diese Heimathlosigkeit in den Tod getrieben. Priamos war ein mächtiger König im bürgerlichen Sinne, Agamemnon ein mächtiger Fürst im Sinne legitimer Seeräuberwirthschaft, beide aber wollten etwas: Priamos sein Reich erhalten, Agamemnon Beute gewinnen. Achill aber wollte nichts. Am liebsten wäre mir, sagte er zu Patroklos, alle Griechen wären nicht da, und wir beide allein übrig, um Troja zu vernichten.

Von dieser Heimathlosigkeit im eignen Lande hat Bismarck keinen Zug in sich getragen. Auf seiner Scholle kam er zur Welt, und auf ihr ist er gestorben. In hohem Alter, als ein uralter Deutscher Mann, der sein Land baute. Wollen wir mythische Vorbilder für ihn suchen, so müssen Achill und Hektor zusammen geschmiedet werden. Hektor der Hausvater, dem Frau und Kinder ans Herz gewachsen waren. Achill lag das Alles fern und fremd. Napoleon hat nie einen besonderen Flecken Erde in seinem Reiche bevorzugt. Bismarck's Seele hing an jedem Baume, den er gesetzt hatte. Als er bei seiner Verheirathung den alten, väterlich ererbten Kniephof verpachten mußte, da rührten ihn die Stimmen der alten Bauern und Anhänger der Familie, die ihn mit thränenden Augen zu bleiben baten; aber als er daran dachte, daß die Anlagen, die er einst gemacht, nun vernachlässigt werden könnten, schneidet ihm das beinahe noch stärker in die Seele, und ebenso rein ist seine Freude, als er später findet, in diesen Befürchtungen habe er sich getäuscht. Als von Belohnungen die Rede ist nach 1870, da verlangt er den Sachsenwald. Darüber geben die „Briefe an seine Braut und Gattin“ für immer nun die schönste Auskunft, wie der große Bismarck fest verwachsen war mit dem Theile des Vaterlandes, auf dem er sich als unabhängigen Herrn empfinden durfte. Uralt hat er von dort die Gefilde der Unsterblichen erstiegen. Dort ist er begraben worden.

Zum 1. April 1901.

Osterbrief einer Malerin an ihren Freund.

Von
Maria Schade.

[Nachdruck untersagt.]

. . . . ., den 7. April 1901.

Lieber Heinz!

Die Glocken tönen: — — die Osterglocken. — — Ein Schlag nach dem andern. — — Und ich schreibe an Dich. — — Ich möchte sie festhalten, diese tiefen, reinen Klänge. Ich möchte sie in das Papier drücken, damit sie Dir daraus entgegen schallen, wenn Du den Brief öffnest. Und doch würdest Du sie vielleicht nicht hören, weil Du sie nicht hören willst. Aber ich — — höre sie. — — Osterstimmung. — — Du lächelst. Du zuckst die Achseln — — mitleidig über die unverbesserliche Träumerin, die Phantastin. Nun gut, ich bin eine Träumerin, eine Phantastin gewesen. Aber jetzt — — bin ich zur Wirklichkeit erwacht. — — Und wodurch? — — Durch ein Wunder. — — Ich glaube an Wunder. Das sage ich Dir, dem kalten Spötter aller Tradition, der nur das glaubt, was er gesehen. — — Jetzt lachst Du — — laut. — — Ich höre Dein Lachen. Aber es macht mich nicht mehr unsicher, — — nicht für einen Augenblick. Ich erröthe auch nicht einmal, was ich sonst immer gethan, wenn Du mich mit meinen „überspannten Ideen" aufzogst, um mich zu Deinen farblosen Theorien zu bekehren, deren krankhafte Blässe ich erst jetzt erkenne, nachdem ich in das Licht geschaut. — — Und ich habe das Wunder gesehen. — — Nicht etwa mit meiner erhitzten Phantasie. Nein, mit meinen beiden leiblichen grauen Augen, die Du immer so schön findest, und deren Werth ich erst zu schätzen weiß, nachdem sie mir zu dieser Erkenntniß verholfen. — — Und wer das Wunder gesehen hat, betet es an. Woher habe ich nur den Muth, Dir das zu sagen, was ich früher nie gewagt haben würde? — — Osterstimmung. — — Du verstehst das Alles nicht. Aber ich will es Dir erklären. Gerade jetzt, wo die Glocken meine Worte begleiten. — — Das ist der richtige Augenblick.

Es war vor zwei Tagen.

Ich gehe durch die Straßen. Ich schlendre durch die Anlagen, die Hände in den Taschen meines Paletots, ohne Zweck, ohne Ziel. Ich sehe die Menschen, und ich sehe sie doch wieder nicht. Ich höre das dumpfe Geräusch der Straßenbahnen und der vorüber rollenden Wagen, ohne daß ich es recht weiß. Du kennst auch solche Momente, in denen man die Augen gewissermaßen nach innen gekehrt hat. Solche Momente sind unbezahlbar für uns Künstler. Sie zeigen uns oft mehr, als ein nüchterner, klarer Blick uns je enthüllt hätte. Ich sehe die Sonne, eine kleine, dürftige Sonne, die sich abquält, die Wolken zu zerreißen, wie ein Mensch sich bemüht, die graue Alltagsschicht, die ihn erbarmungslos umschließt, zu durchdringen. Auf den Bäumen, den Sträuchern noch kein sichtbares Leben. Aber in den Zweigen, den Aesten ein unsichtbares Werden, — — ein Auferstehen.

Ich denke an meine Kunst. Ich denke an Dich. Du hast mich oft getadelt, weil Du meinst, ich könne mit meinen Gaben mehr leisten als ich bis jetzt geleistet habe. Meine Bilder sind Dir nicht realistisch genug. Ihr Modernen wollt nun einmal das brutale Leben mit seiner Sinnlichkeit, die ich hasse: dann seid Ihr zufrieden. Und ich kann das doch nicht malen. Bei dem Versuche stockt mir gleich der Pinsel. Und dabei liegt mir jede Prüderie fern. Das weißt Du selbst am besten. Ich bin auch modern, aber auf meine Art. Ich muß eben Alles in symbolistische Gewänder hüllen. Ueber meiner Arbeit muß ein Schleier von Phantasie liegen. Wenn ich den Schleier zerreiße, wenn ich meine Phantasie tödte, dann bin ich nicht mehr ich selbst. Davor graut mir. Ich habe oft vor dieser Alternative gestanden. Ich habe gerungen. Ich habe gezittert. Und ich habe es nicht gethan. Ich bin eben mir selbst treu geblieben. Ich fürchte immer, daß ein so gewaltsamer Eingriff in meine Natur meine Schaffenskraft unsicher machen könne und dadurch zerstören. Und Du meinst gerade, daß ich erst durch diese Umwälzung das Hohe, das Große erreichen würde. Du versprachst mir dadurch Reichthum und Ruhm. Nach beiden, meinst Du, hätte ich bis jetzt zu wenig gestrebt. Reichthum? — — Du weißt, wie ich über den todten Mammon denke. Und Ruhm? — — Was liegt mir daran, ob ein paar Menschen mehr oder weniger meinen Namen kennen? Ich denke immer, das Beste ist doch das Bewußtsein, daß man sich ehrlich bemüht, und daß man geschaffen hat, weil man schaffen mußte. Du predigst: Greif in die Wirklichkeit! Male das Leben! Und ich suchte nach der Wirklichkeit, dem Leben — — aber in der Phantasie.

Da — — eine Stimme, eine matte, schüchterne Stimme. — — Eine Bettlerin? — —

Ich blicke auf.

Vor mir steht ein Weib. Aus ihren dürftigen Kleidern spricht die Armuth, aus ihrem bleichen, entstellten Gesichte die Krankheit, aus ihren angstvoll flehenden Augen die Noth.

Ich suche in meinem Portemonnaie.

Du weißt, ich suche nicht lange, wenn das Elend mich anruft. Ich gebe gern. Ich gebe vielleicht manchmal mehr als ich darf. Aber ich bin ein erklärter Feind der modernen Wohlthätigkeit. Ich hasse die Bazare, auf denen

man wohlthätig sein will und doch nur egoistisch ist. Man denkt nur an sich, an seinen Putz, an sein Vergnügen, wenn man sich zu einem solchen Feste rüstet. Denn es ist ja ein Fest, wenn die Reichen für die Armen betteln. So weit ist es also mit unserer modernen Barmherzigkeit gekommen! Und auf dem Feste läßt man sich als uneigennütziges Opfer der Mildthätigkeit bewundern, und ist doch nur ein Opfer seiner eigenen Genußsucht. Und nach dem Feste zählt man die vornehmen Beziehungen, die man angeknüpft, die vortheilhaften Bekanntschaften, die man gemacht, die Eroberungen ... All das zählt man eifriger als die Goldstücke, die man für den Hunger gesammelt hat. — — Und dann die Vereine ... Die Listen, die Einem einfach ins Haus gesandt werden, mit denen man förmlich überfallen wird, und in die man doch nur zeichnet, weil der Name eines Vorgesetzten darüber steht, oder weil man es seinem Stande schuldig zu sein glaubt. Man gibt sein Geld hin, und man weiß nicht wofür. Man hat nicht einmal die Genugthuung, zu wissen, welche Thränen man getrocknet. Ich gebe auch. Aber ich gebe mit warmer Hand, mit einem herzlichen Blick. Meine Finger berühren die Finger des Bittenden. Ich spreche mit ihm. Er fühlt, daß ich an seinem Leid Interesse nehme, daß ich das, was ich thue, gern thue. Und das erleichtert das Nehmen und versüßt das Geben. Das ist erst das wahre Geben — — das freudige. Das Andere ist etwas Unnatürliches, das erkünstelte Machwerk von Menschen, die sich Alles zurecht machen, wie es ihnen eben vortheilhaft erscheint. Damit begnüge ich mich nicht. Ich will das große Erbarmen, das Erbarmen von Mensch zu Mensch. Und wenn wir dereinst vor dem Throne des Allmächtigen niedersinken — — ich weiß nicht, ob wir beide Anspruch haben auf einen Himmel — — dann wird dieser Allmächtige fragen, nicht: was gabst Du? sondern: wie gabst Du?

Also ich gab.

Das Weib blickt mich an.

Vielleicht erscheint ihr das Geschenk unerwartet groß. Vielleicht fühlt sie die Wohlthat dieses Gebens.

Ich blicke sie auch an.

Das blasse, von Krankheit entstellte Gesicht verzerrt sich. Es will weinen. Und ich sehe doch keine Thränen.

„Fräulein ...“ Sie spricht ganz leise. Verängstigt sieht sie sich um, als fürchte sie den Polizisten, der nach ihrem Gewerbeschein fragen könnte. Doch für den Hunger gibt es ja keinen Gewerbeschein. Hungernde werden bestraft. Nur das Laster ist gesetzlich geschützt. „Ich pflege sonst nicht Herrschaften auf der Straße anzufallen ... Aber heute ... Die Noth ist zu groß ... Ich mußte ... Es ist Charfreitag ... Da finde ich keine Arbeit. Ich kann nicht heimkehren leer — — zu meiner alten, siechen Mutter.“

Ihre Mutter ...?

Mit doppeltem Interesse blicke ich auf das arme Geschöpf, das sich vor mir förmlich windet — — in innerer Qual.

Also diese Frau, die ich auch fast für eine Greisin gehalten, hatte noch eine Mutter! — — Aber ich vergesse ja, daß das Elend die Haare rasch bleicht und die Wangen frühzeitig furcht.

„Sie haben eine kranke Mutter?“

Unwillkürlich spreche ich auch ganz leise, weil der leise Ton der Stimme immer theilnehmender klingt als der laute.

„Ach Gott!“ Die Unglückliche preßt die krampfhaft gefalteten Hände gegen die Brust, als wollte sie mit Gewalt einen Schmerzensschrei ersticken. „Meine Mutter ist mehr als krank. — — Sie ist blind — fast taub — — gelähmt. — — Seit zehn Jahren hat sie das Bett nicht mehr verlassen.“

Jetzt schluchzt die Unglückliche doch. Der Jammer ist eben stärker als ihre verbrauchte Kraft. Sie weint. Große Thränen laufen über das hagere Gesicht.

Die Sonne hat sich doch durch die Wolken gezwängt. Ein heller Strahl überfluthet uns, — — fast unbarmherzig hell. In dieser Beleuchtung erscheint die Gestalt des Elends doppelt elend.

Ich sehe deutlich jede Falte auf der Stirn, den matten Glanz der Augen, die fast erloschen scheinen, die schlaffen Gesichtszüge . . .

Ich erschrecke.

Menschen gehen vorüber, lustige, geputzte Menschen, die plaudern und lachen. Manch ein neugieriger Blick fällt auf das arme Weib, das den sichtbaren Stempel der Noth trägt. Ab und zu wendet sich ein Kopf, — aber nur ganz flüchtig. Das ist Alles. Die Neugier reicht eben weiter als die Theilnahme. Sie gehen vorüber — — Alle. Auch nicht Einer bleibt stehen. Das Tempo ihres müßigen Schrittes stockt nicht einmal. Ihr Plaudern klingt ebenso munter, ihr Lachen ebenso laut, als gäbe es kein Elend in der Welt. Und doch haben sie das Elend gestreift, seinen Athem gefühlt. Sie haben ein Wesen gesehen, das mit dem Hunger ringt wie ein Ertrinkender mit dem Wasser. Und sie haben nicht einmal gefragt: Kann ich Dir helfen? — Und doch hätte dieses Wesen ein Recht auf die Hülfe, denn es ist mit derselben Seele begabt, mit demselben Herzen, von demselben Schöpfer geschaffen, von derselben Sonne beschienen.

Ich schaudre.

Wenn man über diese Gefühllosigkeit nachdenkt, könnte man an der ganzen Welt verzagen.

Ich beuge mich tief hinab zu der Unglücklichen.

Der schwere Dunst der Armuth, der mir entgegen steigt, benimmt mir fast die Sinne.

„Ich kann im Augenblick nicht mehr für Sie thun. — — Aber ich werde zu Ihnen kommen.“

Das Weib sieht mich an, unsicher, — — ängstlich.

Diesen Blick verstehe ich.

„Ich bin keine Vereinsdame,“ sage ich. „Wenn ich zu Ihnen komme, komme ich nicht als Untersuchungsrichter, sondern als Mensch.“

Sie athmet auf — — sichtlich erleichtert.

Sie scheint auch ihre Erfahrungen zu haben.

Vor uns auf dem Kieswege tanzt die Sonne.

Mit stockender, leiser Stimme nennt das arme Weib die Vorstadtgasse, in der sie wohnt, die Hausnummer. Schüchtern blickt sie dabei zu Boden, als schäme sie sich, dieses dunkle Bekenntniß angesichts der hellen Sonne abzulegen, die sich wohl kaum bis dorthin verliert, wo das Elend sich vergräbt.

Dann küßt sie den Aermel meines Mantels.

Sie geht.

Ich sehe ihr nach.

Das Licht fluthet. Die Schaufenster der gegenüber liegenden Straße werfen Strahlen. Die bunten Farben auf den Hüten der geputzten Damen leuchten. In der Luft flimmert es von Helligkeit.

Durch diesen Glanz schleicht die dunkle Gestalt.

Sie verschwindet wie ein Schatten, den das Licht verzehrt hat.

Ich gehe auch. —

Warum habe ich zu dem Weibe gesagt: „Ich werde zu Ihnen kommen?"

Als ich diese Worte sprach, dachte ich an Dich, Heinz. Und so seltsam es auch klingen mag, ich könnte Dich darum hassen, daß ich gerade in diesem Augenblicke an Dich denken mußte und an Deinen Mahnruf: „Greif in die Wirklichkeit! Male das Leben!"

Was da vor mir stand, war Wirklichkeit. Vielleicht graß, etwas zu scharf beleuchtet. Aber um eine richtige Wirkung der Schatten zu erzielen, braucht man ja immer das Licht. Und was ich dort finden würde, in jener Vorstadtgasse, das war sicher Leben. Ein armseliges Stück Leben, aber vielleicht — — brauchbar für meinen Pinsel.

Eine Greisin, blind, taub, auf dem Siechenlager. Daneben die Tochter, ebenso greisenhaft, — — die stündliche und doch ohnmächtige Zeugin des Jammers. — — Ein Environ: Armuth, Noth, Elend. Alles in höchster Potenz. Unbarmherzig scharf beleuchtet. — — Da konnte man Milieustudien machen. Aus diesem Chaos der Schrecken ließe sich vielleicht das Motiv zu einem Bilde schöpfen — streng realistisch — in Deinem Sinne.

Heinz, Heinz, ich bin am Ende nicht besser als jene Bazarverkäuferinnen, die ich eben anklagte! — Ich will wohlthätig sein und bin doch nur — — egoistisch. — —

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg. Das Skizzenbuch in der Tasche. So ausgerüstet trat ich meine Mission an.

Diese Mission war nicht leicht, das merkte ich bald.

Die Vorstadtgasse schmal, düster. Keine Sonne. Schwere, verbrauchte Luft. Hohe Häuser mit schmucklosen, dicht an einander gereihten Fenstern und schmutzigen Thüren. Vor den Thüren bleiche, skrophulöse Kinder. Ab und zu ein Weib, die knochigen, verarbeiteten Glieder in Lumpen gehüllt. Ein Mann mit stumpfem Gesichtsausdruck. Sie sehen alle auf meinen Pariser Federhut, auf den modernen Schnitt meines Mantels.

Wofür mögen mich diese Menschen halten? — — Für eine Dirne oder für eine Verschwenderin?

Ich suche mir die Hausnummer auf. Ich habe Mühe, denn die Schilder sind schwer zu lesen. Ein kleiner Junge hilft mir dabei. Mit seinen viel zu großen Holzpantoffeln, in denen die nackten, schmutzigen Füße fast verschwinden, klappert er vor mir auf dem holperigen Steinpflaster. Jedesmal nach ein paar Schritten bleibt er stehen und betrachtet mich halb scheu, halb neugierig, immer den Zeigefinger im Munde. Er nimmt den Finger nicht einmal aus dem Munde, als ich ihm für seinen Dienst ein Geldstück reiche.

Ich stehe vor einem Hause, das sich durch nichts von den anderen unterscheidet.

Also hier wohnt der Jammer!

Wahrscheinlich ähneln sich alle diese Häuser ebenso innen wie außen. Außen — — Schmutz. Und innen — — Armuth.

Ich öffne die fleckige, abgegriffene Thür.

Eine erschreckend schlechte Luft schlägt mir entgegen.

Es wird mir nicht ganz leicht, weiter zu gehen. Aber ich thue es doch.

Ich steige die Treppen in die Höhe.

Jede Stufe stöhnt. Immer wieder ein anderer Ton. Und doch scheinen alle diese Töne nur Variationen e i n e r Melodie. Elend! Elend! schreit es unter meinen Füßen.

Die Treppe unglaublich ausgetreten, unglaublich hoch. Die Decke so tief, daß ich mit meinem Hute daran stoße. Ich kann nur gekrümmt in die Höhe schleichen.

Aus den Thüren, an denen ich vorüber husche, dringen unarticulirte Laute: das Wimmern eines Säuglings, — — die keifende Stimme eines Weibes, — — der lallende Fluch eines Mannes.

Dreimal bin ich stehen geblieben — — mit klopfendem Herzen, mit fliegendem Athem. Dreimal war ich nahe daran, wieder umzukehren. „Das ist Wirklichkeit," wiederholte ich mir dann, „Wirklichkeit . . ." So schritt ich weiter, — — das Skizzenbuch in der Tasche. — — Ich Egoistin!

Endlich bin ich am Ziele. Bei der unsicheren Beleuchtung finde ich nicht die Glocke, so sehr ich auch herumtaste.

Ich klopfe.

Die Thür wird geöffnet. Von wem, sehe ich nicht, denn der Raum, in den ich trete, ist finster wie das Grab.

Eine Stimme spricht zu mir. Ich kenne die matte Stimme, die heute nur etwas belebter klingt als gestern.

Jetzt kann ich auch die Umrisse der Gestalt unterscheiden. Sie geht voraus. Ich folge.

Wir treten in die Küche.

Heinz, denke Dir einen Raum, schmal, niedrig. Die Wände, die Decke von Rauch geschwärzt. Ganz vorn ein ungastlicher Herd ohne Feuer. Auf der kalten, rußigen Platte ein paar Töpfe: die Glasur gesprungen, die Henkel abgeschlagen.

Mehr kann ich im Augenblicke nicht unterscheiden. Ich muß mich erst an die Beleuchtung gewöhnen.

Das einzige kleine Fenster empfängt das Licht aus einem düsteren, ganz von Häusern eingeengten Hofe. Die Luft ist so schwer und dunstig, daß ich zuerst kaum athmen kann.

Aber ich gewöhne mich.

Dort an der Wand ein hölzernes, wurmstichiges Bett. Bunte, aber nicht unsaubere Bezüge. Darinnen — — ein Mensch.

Ich trete näher.

Es ist ein Weib — — eine Greisin. Das Gesicht verfallen, aschfahl. Ueber dem dürftigen, aber sorgfältig gescheitelten grauen Haar eine weiße Mütze. Die knochigen Hände, auf denen die Haut in schweren Falten liegt, über der Brust gekreuzt.

Die Tochter ist an das Bett getreten. Tief beugt sie sich über die Kranke.

„Mutter!“ sagt sie sehr laut. Und man merkt der sonst matten Stimme an, wie schwer es ihr wird, so laut zu sprechen. „Mutter, die Dame ist da. Du weißt doch . . .“

Die Greisin wendet das Haupt nach der Seite, wo ich stehe. Ich sehe in ein Paar Augen . . .

Heinz, Heinz! Ich kann diese Augen nicht beschreiben, ihre Farbe, ihren Glanz. Ein seltsames, überirdisches Leuchten ging daraus hervor, — — ein kaum zu fassender Strom von Güte. Das Gesicht, das mich eben erst fast erschreckt, erscheint mir jetzt so schön, daß ich glaube, nie ein schöneres Greisenantlitz gesehen zu haben.

Ich trete ganz dicht an das Lager.

Die knöchernen Hände suchen nach meiner Hand. Erst bei dieser tastenden Bewegung erinnere ich mich, daß die Augen, die mich ganz überwältigt, ja lichtleer sind.

Ich reiße den Handschuh von meinen Fingern. Ich schleudere ihn von mir, weil ich fühle, daß es eine Entweihung wäre, eine solche Hand nur conventionell zu berühren.

Ich umschlinge die zitternden Finger, die sich mir entgegen strecken. Ich streichle sie.

Heinz, Heinz! Ich bin doch sonst nicht arm an Worten, schwerfällig in Redewendungen. Aber in diesem Augenblicke konnte ich keinen Satz bilden, — — nicht einmal einen Laut hervorbringen. Meine Zunge war wie gelähmt. Nur meine Finger sprachen. Aber meine Lippen blieben geschlossen.

Erst nach geraumer Zeit bin ich wieder ich selbst.

Ich beuge mich tief an das Ohr der Kranken, wie ich es bei der Tochter gesehen hatte. Dann sage ich:

„Ich habe gehört, daß Sie unglücklich sind . . .“

„Unglücklich . . .?“ Die Greisin lächelt. Es ist rührend, einen Menschen lächeln zu sehen, von dem man weiß, daß er so elend ist. „Jetzt bin ich ja glücklich . . . Sie sind so gut . . .“

Ihre Finger beben in den meinen.

Ich fühle es. Mir wird seltsam zu Muthe. Ich stehe wie vor einem Räthsel.

Damals wußte ich ja noch nicht, daß ich vor einem Wunder stand.

Dieses Wesen erhob sich weit über mich. Das fühlte ich schon, wenn auch erst unklar.

Was hatte ich ihr zu geben? — — Was konnte ich ihr bieten?

Wieder eine Pause.

Dann meine unsichere Stimme:

„Ich bin gekommen, — — um Ihnen zu helfen. — — Ich thäte es ja so gern! — — Ich möchte Ihnen eine Freude machen, — — eine große Freude. — — Aber ich weiß nicht . . ."

Die Hände der Greisin geben meine Hände nicht mehr frei. Oder vielleicht sind es auch meine Finger, die ihre so fest umklammern.

Die wunderbaren Augen leuchten.

Wieder dieses Lächeln . . .

„Sie wollen mir helfen? — — Ich habe ja Alles. — — Was brauche ich denn? — — Meine Tage sind gezählt, — — vielleicht meine Stunden. — — Sie haben meinen Lebensabend hell gemacht. Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. — — Mitleid thut dem Einsamen immer wohl, wenn es das echte Mitleid ist. — — Sie sind so gut. Sie sind so schön. Ich kann es nicht sehen, aber ich fühle es. — — Meine Tochter hat mir Alles erzählt. — — Den ganzen Tag haben wir von Ihnen gesprochen."

Die Tochter bringt mir einen Stuhl. Sorgsam breitet sie ihre Schürze über das zerrissene Geflecht, damit ich mein „feines Kleid" nicht beschädige.

Mein feines Kleid!!!

Heinz! Ich habe mich geschämt jedes Stückes, das ich auf meinem Körper trage. — — Meine eleganten Sachen haben mich angeekelt. Ich hätte sie herunterzerren mögen, — — Stück um Stück.

Wer bin ich denn, daß ich mich in Seide hülle, während diese Menschen da darben und frieren? — — Wodurch habe ich das verdient? — — Bin ich besser als sie? — —

Ich lasse mich nieder — — ganz klein, — — ganz gedemüthigt.

In die schwellenden Polster des Reichthums pflege ich mich hochmüthig zu werfen. Aber auf diesen nackten Stuhl der Armuth habe ich mich bescheiden gesetzt.

Und dann — — haben wir zusammen gesprochen.

Heinz! — — Ich kann Dir nicht wiederholen, was wir gesprochen, was ich aus dem Munde dieser Greisin gehört. Wenn Du es liest, würdest Du gewiß lächeln. Und dieses Lächeln könnte ich Dir nie verzeihen. Es müßte uns scheiden — — ewig. Also will und kann ich das herrliche Bekenntniß, so wie ich es gehört, nicht dem todten Papier anvertrauen. Gesprochene Worte wirken anders als geschriebene. Darum will ich es Dir später einmal erzählen, wenn wir uns gegenüber stehen. Dann wirst Du nicht lächeln, — — gewiß nicht. Der Ton meiner Stimme, das Zucken meines Mundes wird den kalten Spötter bekehren. Vielleicht wird sich sogar in das kritische Auge, das nur immer darauf lauert, Handlungen wie Gefühle zu seciren, eine Thräne schleichen. Und wenn Du Dich dieser Thräne nicht schämst, dann wirst Du mein Freund sein, — — mein Freund bleiben.

Aber wenigstens skizzenhaft, mit großen Strichen will ich Dir andeuten, worum es sich handelt.

Diese Greisin ist eine Märtyrerin. Aber eine von jenen, die ihr Martyrium still tragen, — — unbewundert. Niemand flicht ihr für die ausgestandenen Qualen einen Kranz. Keine Sage verherrlicht sie. Man spricht nicht einmal von ihr. Und doch leidet sie, — — vielleicht mehr, als Manche gelitten haben, die man zu Heiligen gemacht, und vor deren Bildern man kniet wie vor Altären. Das sind die größten Märtyrer, von denen die Welt nichts weiß.

Ihr Leben ist eine Tragödie. Aber diese Tragödie könnte man nie auf die Bühne bringen, weil sich das Publicum einfach zu Tode langweilen würde. Eine Heldin, die keine Sünderin ist, wirkt uninteressant. Wenn sie keinen Fehltritt begangen, zuckt man mitleidig die Achseln. Denn das Reine ist altmodisch. Die Sünde ist modern.

Solch eine altmodische Heldin ist das Weib, von der ich spreche.

Frühzeitig hat sie den Mann verloren, mit dem sie vor dem Altar getraut. Brust an Brust hat sie mit dem Leben gerungen, um ihre sechs Kinder zu erziehen. Jedesmal, wenn die Kinder so weit waren, daß sie ihr eine Stütze hätten sein können, starben sie. Alle an derselben großen Proletarierkrankheit. Fünfmal hat die unglückliche Mutter auf dem Magistrat um Armensärge gefleht. Fünfmal hat sie um freie Erde betteln müssen. Das waren die einzigen Almosen, die sie empfangen. Sie sagte es — — mit Stolz. Nur eine Tochter blieb ihr, das elende, schwache Geschöpf. Nun haben die beiden Frauen weiter gerungen. Dieser Kampf hat die Kräfte der Mutter verzehrt, die mühsame Stickarbeit und die Thränen haben ihre Augen geblendet, die ungesunden Wohnungen ihre Glieder gelähmt. Seitdem sie auf dem Siechenbette liegt, verdient die Tochter allein, — — nur spärlich, so viel eben diese schwache Kraft verdienen kann. Dann blieb einmal die Arbeit aus, da sprach sie mich an . . . Wie schwer ihr dieser Schritt geworden sein muß! — — Wenn sie an einen der gefühllosen Menschen gerathen wäre, die an jenem Tage die Promenade füllten . . .

Ich zittere noch jetzt bei dem bloßen Gedanken daran.

Schon zehn Jahre wohnen die beiden Frauen in dieser elenden Küche, die sie von einer Familie, die in dem Zimmer nebenan haust, abgemiethet haben. Diese Familie hat Antheil an ihrem Herd; und stündlich müssen sie die Rohheiten verworfener Menschen ertragen. Denn sie deuten mir an, daß der Mann ein Säufer ist und die älteste Tochter einen liederlichen Lebenswandel führt. So schwer es ihnen auch wird, die Widerwärtigkeiten einer solchen Nachbarschaft mit anzusehen, so sind sie doch durch die Noth dazu verdammt, denn der Transport der Kranken ist für die Armen eine Unmöglichkeit. Und außerdem ist die Miethe, die sie zahlen, so gering, daß sie für einen ähnlichen Preis nie ein anderes Quartier finden könnten. Die Greisin athmet Tag und Nacht immer denselben schweren Küchendunst. Die Tochter schläft in dem kleinen Raume, in den ich zuerst trat, und der mir den Eindruck eines Grabes machte. Dort hat sie sich auf einem alten Kleiderschrank ihr Bett bereitet,

zu dem sie mittelst einer Leiter hinauf gelangt. Diese Leiter zieht sie zu sich empor, denn sie hat Angst vor dem rohen Nachbar, der oft erst spät in der Nacht und sinnlos betrunken heimkehrt und dann die Schlafräume der beiden Frauen passiren muß, um in sein Zimmer zu gelangen.

Das ist das Leben! — — Das ist Wirklichkeit! — —

Und was das Wunderbarste ist, das kaum Glaubliche . . .! Die Greisin erzählte dies Alles ohne einen Ton der Klage, ohne auch nur einen Anflug von Bitterkeit. Nur zuweilen entwich der Tochter ein hartes Wort bei der Schilderung der ausgestandenen Noth. Dann machte die Mutter eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Laß, Kind, laß!“ sagte sie mit ihrem milden Lächeln, „es war ja nicht so schlimm. — — Wir Menschen sehen Alles anders an als es ist. Vielleicht war es gerade so für uns gut. Vielleicht war gerade das ein Geschenk für uns, — — ein Segen. — — Wir wissen es nur nicht. Aber Er weiß es. Er . . .“ Und dabei tasteten ihre knöchernen Finger über das Christusbild, das dicht über ihrem Bette an der Wand hing, ganz tief, so daß sie danach greifen konnte.

Heinz, diese Frau glaubt!!

Ihr ganzes Leben ist eine Kette von Elend gewesen, von Schmerzen, von enttäuschten Hoffnungen, und dennoch — — sie glaubt.

Was muß das für ein starker Glaube sein!

Und dabei ist sie so freudig. Der Gott, zu dem sie betet, ist für sie nur ein strenger, strafender Gott. Wunde nach Wunde hat er ihr geschlagen. Und doch streichelt sie dankbar sein Bild, wie ein gutes Kind die Hand des Vaters küßt, die es gezüchtigt. Und doch ist sie keine Knechtsnatur. Ihre Stirne ist frei. Ihr Nacken beugt sich nur vor dem Höchsten. In allen Demüthigungen, die das Leben ihr aufgezwungen, hat sie nie ihre Haltung verloren, ihr Selbstbewußtsein.

Was muß das für ein herrlicher Glaube sein!

Wenn auf unsere Gebete nicht gleich die Erfüllung unserer Wünsche folgt, so werden wir unwirsch, verzagt. Wir zweifeln. Dieses Weib hat nie gezweifelt. Auf jedes ihrer Gebete ein neuer Schlag. Und doch immer wieder ein Gebet mit derselben Inbrunst, — — demselben Glauben.

Die Schatten der Noth haben ihren Sinn nicht verdunkelt, ihre Freude am Schönen nicht getrübt. Sie liebt das Schöne, denn sie sagte zu mir:

„Morgen ist Ostern. — — Das ist ein herrliches Fest, — — das Fest der Auferstehung. — — Da ist Alles so jung, so neu. — — Ich habe es immer so gerne gesehen. Und ich habe mich ja so oft daran freuen können! — Morgen werde ich nur der Erinnerung leben. Alles Genossene wird an meinem Geiste vorüber ziehen. Und ich werde wieder genießen. — — Und dann die Glocken . . . Das Schönste am Fest sind doch immer die Glocken. — Ich werde sie hören. Wenn die Tochter mir die Kissen ganz hoch rückt . . . Die Glocken werden mich nicht vergessen.“

Wieder dieses Lächeln . . .

Wir Modernen haben nicht mehr die Kraft, den Glauben zu glauben. Wir müssen ihn sehen. Mit unseren abgestumpften Sinnen müssen wir ihn

wahrnehmen. Und dieses schwache Weib, das nicht sehen kann, glaubt doch. Sie glaubt mit dem Herzen. Sie glaubt mit der Seele.

Ich stehe auf.

Ich fühle: als Reiche bin ich gekommen, um die Bettlerin zu beschenken. Und als beschenkte Bettlerin gehe ich von der Reichen.

Und doch muß ich ihr etwas geben. Mein ganzes Wesen schreit danach. Aber was? — — Ich bin ja so arm. — — Geld? — — Nie würde ich wagen, in diese ehrwürdigen Finger ein Geldstück zu drücken.

Heinz! Erinnerst Du Dich noch des letzten Abends, als wir zusammen durch die Leipziger Straße gingen . . . Am nächsten Morgen mußte ich Berlin verlassen. Du kauftest mir eine Boa. Sie war grau. Du legtest sie mir selbst um den Hals. Du sagtest: „Trage sie zur Erinnerung an mich." Ich habe es gethan — — bis jetzt. Jeden Tag habe ich meinen Körper daran geschmiegt mit dem Gedenken an Dich. Ich habe sie bewacht wie einen Liebling.

Die Boa habe ich um die Schultern der Greisin gelegt.

Eigentlich war es eine Thorheit, einem so erhabenen Geschöpf die Modelaune eines eiteln Weltkindes anzubieten. Und doch that ich es. Ich wollte ihr ja nur etwas geben, das mir lieb ist, von dem ich mich ungern trenne. — — Ich wollte ihr ein Opfer bringen.

Und sie verstand mich. Ihr Blick sagte es mir.

Diese Blinde ist eine Seherin. Die tiefsten Falten des Herzens liegen vor ihr geöffnet.

Sie wollte meine Hand küssen. Aber ich küßte die runzlige Stirn, die knöchernen Finger.

Durch die Küche kam ein kokottenhaft aufgedonnertes Mädchen mit geschminkten Backen. Sie maß mich mit einem frechen Blick. Nur langsam verschwand sie in der Thür zum Nebenzimmer. Wahrscheinlich die älteste Tochter der Nachbarsleute.

Ich ging.

Die Tochter der Greisin begleitete mich bis an die Treppe. Beim Abschied legte ich mein Portemonnaie in ihre Hand. Der kalte Ton der klappernden Münzen wäre mir ein unerträgliches Geräusch gewesen. Dann eilte ich die Treppe hinab. — —

Heinz! Die Nacht, die auf diesen Tag folgte! — —

Noch nie habe ich solch eine Nacht erlebt. Ich wachte und grübelte. Erst gegen Morgen fiel ich in Halbschlummer.

Ich träumte:

Ich sah die Greisin. Sie schwebte gen Himmel. Ein langes, weißes Gewand verdeckte ihre Glieder. Auf dem Haupte trug sie ein Strahlendiadem. Statt der Augen hatte sie zwei Sonnen. Die erleuchteten die ganze Welt. Am Himmel Wolken. Ein intensives Lila, abgetönt bis zum zartesten Weiß.

Noch nie habe ich eine solche Farbenverschmelzung gesehen, einen solchen Uebergang vom Dunkeln zum Lichten. Heinz, wenn wir solche Wolken malen könnten! . . . Wir wären unsterblich.

Plötzlich öffnete sich der Himmel. Eine Hand streckte sich heraus. Die Greisin schwebte langsam der Hand entgegen.

Ich erwachte.

Ich kleidete mich an, rascher als gewöhnlich.

Du weißt, sonst ist immer die Eitelkeit meine Gefährtin am Toilettentisch. Aber diesmal stand ich allein vor dem Spiegel.

Ich glaube, ich brauche Dir nicht erst zu sagen, wohin ich dann ging.

Ostersonntag! — — Die Glocken tönten . . .

Mir war es, als brächte mich jeder Schritt dem Schall entgegen. Immer näher, immer deutlicher glaubte ich zu verstehen dieses kleine Vibriren, das in einem so großen Klange liegt.

Die Straße, — — die Häuser, — — die Menschen: Alles so anders. Wie hatte die Greisin doch gesagt? . . . „Da ist Alles so jung, so neu . . .“ Richtig, das war's: Alles so jung, so neu. — — Und ich selbst? — — So jung, — — so neu.

Die Vorstadtgasse. — — Sie ist gar nicht mehr so finster. — — Da ist ja die Sonne! — — Ein breiter Strahl liegt auf dem Pflaster. — — Vielleicht ist es auch nur ein Widerschein? — — Aber etwas Helles, Glänzendes ist es doch.

Ich gehe mitten hindurch.

Die Kinder spielen.

Sie sehen nicht so elend aus wie gestern. Ich kenne sie ja Alle. Dort der kleine Bengel in den viel zu großen Holzpantoffeln . . . Das ist ja mein Freund! — — Ich werfe ihm ein Geldstück zu. — — Er nimmt den Finger aus dem Munde, um es aufzufangen. — — Die anderen Kinder eilen herbei. Ich vertheile unter sie Kupfermünzen. Sie balgen sich. Sie stoßen sich. Sie liegen auf dem Pflaster. Sie springen in die Luft.

Ich lache.

An den Fenstern erscheinen die Köpfe von Frauen. Sie sehen mich Alle freundlich an. Die Männer nehmen die Mützen ab.

Da bin ich ja schon am Ziel.

Die vier Treppen! — — Sie sind ja gar nicht hoch. Im Nu bin ich oben. Wie rasch das geht!

Die Thür ist nur angelehnt.

Ich schlüpfe hinein.

In der Küche — — Alles so anders. An dem Herde hantirt ein fremdes Weib. Sie begrüßt mich mit der widerlichen Freundlichkeit einer Kupplerin.

Vor dem kleinen Tisch am Fenster kauert ganz in sich zusammen gesunken die Tochter der Greisin. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Sie hat es in die Schürze vergraben.

Und die Greisin selbst? — —

Ein paar Schritte mache ich dem Bette zu. Dann bleibe ich stehen. Ein furchtbarer Schreck lähmt mir die Glieder.

Das fremde Weib ist hinter mir drein geschlichen wie eine Katze. Mit ihrer widerlichen Freundlichkeit beginnt sie:

„Es kam so ganz plötzlich. Wir Alle hatten davon keine Ahnung. Die Nacht war noch ganz ruhig. Erst gegen Morgen fing's an. Und dann . . . Um wie viel Uhr war's man gleich? — — Grade als vom Dom die ersten Glocken tönten, war's mit ihr zu Ende."

Geschäftig nimmt sie das Tuch fort, mit dem das Haupt der Greisin verdeckt ist.

Ich sehe das liebe, liebe Gesicht. Ich sinke auf die Kniee dicht vor dem Lager. Ich weine.

Heinz, bis zu dieser Stunde habe ich nicht gewußt, was Weinen heißt. Ich habe auch schon an Särgen gestanden. Meine Thränen sind geflossen. Aber diese Thränen — — waren ganz anders. Ich empfand ihren Schmerz und ihre Wohlthat. Es war ein Geben und ein Empfangen zu gleicher Zeit.

Endlich blicke ich auf.

Die Thür zum Nebenzimmer ist halb geöffnet. Eine Schar Gesichter glotzen mich daraus neugierig an: immer eins verkommener als das andere.

Die Tochter der Greisin kauert noch immer am Fenster. Aber jetzt ist ihr Gesicht frei. Es sieht unendlich schmerzvoll und doch wunderbar ruhig aus.

Wir blicken uns an.

„Sie ist todt . . ." sagen die bebenden Lippen.

„Nein, sie lebt!" rufe ich und springe in die Höhe.

„Fräuleinchen, Sie irren sich," flüstert das fremde Weib an meiner Seite und berührt liebkosend den Aermel meines Mantels. „Sie ist todt, Sie können sich darauf verlassen. Was haben wir nicht Alles probirt! . . . Sogar eine Feder haben wir ihr auf den Mund gelegt. Es hilft Alles nichts. — — Es ist nu mal aus!"

Mich faßt der Ekel.

Ich mache mit der Hand eine Bewegung.

Das Weib schleicht hinaus.

Die Thür fällt ins Schloß.

Die verkommenen Gesichter sind verschwunden.

Ich bin allein mit den beiden Frauen.

„Wie starb sie?" frage ich.

Das Gesicht der Tochter erhellt sich wie bei einer schönen Erinnerung.

„Ganz sanft. — — Ohne Schmerz. — — Sie war bei vollem Bewußtsein. — — Sie sprach. — — Ihr letztes Wort galt Ihnen. Es war ein Gruß für Sie, — — ein Segen."

Heinz! Auf meinem Haupte ruht ein Segen: der Segen einer Todten. Nein! Einer Lebendigen. Denn wen die Glocken erhört haben, der lebt. Und die Glocken haben sie erhört. Was waren doch ihre Worte? — — „Die Glocken werden mich nicht vergessen." — —

Wie ich nach Hause gekommen?

Ich weiß es nicht. Die ganze Welt habe ich wie durch einen Schleier gesehen. Nur einmal sah ich deutlich, — — zu deutlich.

Gerade als ich um die Ecke der Vorstadtgasse bog, stand vor mir ein auffallend gekleidetes Mädchen mit geschminkten Backen: — — die älteste

Tochter der Nachbarsleute. Um den Hals trug sie eine Boa, eine graue Boa. Auf den ersten Blick erkannte ich mein früheres Eigenthum, das sie wahrscheinlich bei der Aufregung den Frauen entwendet.

Heinz! Diese Boa habe ich einer Heiligen um die Schultern gelegt. Und jetzt schmückt sich damit eine Dirne zu ihren Geschäften.

Das ist das Leben! — — Das ist die Wirklichkeit. — —

Meinen ganzen Wäscheschrank habe ich durchwühlt. Nichts war mir gut genug. Und doch bin ich nicht arm. Alles, was die Todte noch braucht, will ich ihr geben, — — ich allein. Das ist mein Stolz. Ein Stolz, gemischt von Egoismus und Liebe. Ich glaube, diesmal ist die Liebe größer als der Egoismus.

Mein Skizzenbuch habe ich nicht einmal aufgeschlagen. Es liegt noch so in der Tasche meines Mantels, wie ich es hinein gesteckt, als ich mich zu meinem ersten Gange nach der Vorstadtgasse rüstete. Aber die große Leinwand! — — Ich werde ein Bild malen. Ein schönes Bild, ein großes Bild: — — der Glaube. Es wird gut werden. Ich fühle es. Denn ich werde Alles hinein legen, was ich besitze. Und ich besitze so viel, — — gerade jetzt. In mir brennt ein Feuer. Nicht ein paar Funken will ich geben. Nein, die ganze Flamme! — — Das ist genug.

Ich weiß nicht, was andere Menschen, die keine Kunst haben, in solchen Augenblicken thun. Sie müssen sterben am Ueberfluß. Aber ich werde leben. Und durch mich sollen Andere leben. Wenn das Bild fertig . . . Wie seltsam, daß man doch immer an den Schluß denken muß, wenn man noch nicht einmal den Anfang gemacht hat. Also, wenn das Bild fertig ist, werde ich es nicht verkaufen — — an den Einzelnen. Ich werde es verschenken — — an Alle. Denn mit dem Geschenkten darf man keinen Schacher treiben. In einem geheiligten Raume soll es hängen. Vielleicht in einer Kirche, einem Missionshause . . .

Heinz, beantworte diesen Brief nicht! Ich würde Dein Schreiben doch nicht öffnen. Ich will bei meiner Arbeit rein sein in Gedanken und Gefühlen. Nichts soll zwischen mich und meine Arbeit treten. Das Atelier will ich zum Tempel machen. Die Gaffer halte ich fern, die Neugierigen. Nur die Tochter jener wunderbaren Greisin lasse ich herein. Sie wird bei mir sein, meine Freundin, meine Beratherin. Ich werde Alles mit ihr besprechen. Ich weiß, sie versteht nichts von Kunst. Und doch wird sie mir mehr sein als ein großer Fachmann mir sein könnte.

Lebe wohl, Heinz! Du wirst mich jetzt lange nicht sehen. Nach Berlin komme ich nicht eher, als bis ich meine Mission erfüllt habe. Und die dann kommt, ist

Deine neue Freundin.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Die Errettung des Kaisers Wilhelm II. aus schwerer Gefahr, die ihm in Bremen durch die unselige That eines geistig nicht normalen Menschen drohte, hat nicht bloß in Deutschland, sondern in der gesammten civilisirten Welt lebhafte Kundgebungen der Sympathie hervorgerufen. Allerorten gelangte zum Ausdrucke, daß, wie die Persönlichkeit, auch die Bemühungen des deutschen Kaisers um Erhaltung des Weltfriedens ihrem vollen Werthe nach geschätzt werden. Das deutsche Volk konnte bei diesem Anlasse sich wiederum überzeugen, wie hoch Deutschland im Rathe der Nationen steht, und in welchem Maße Kaiser Wilhelm II. als der ausgezeichnete Vertreter eines Culturfactors gilt, der seine hauptsächliche Aufgabe in der Lösung wichtiger Fragen der Civilisation erblickt. Dieses Ziel hat Deutschland seit der Begründung des Reiches im Jahre 1871 niemals aus den Augen verloren.

Bei der zweiten Berathung des Etats des auswärtigen Amtes gab der deutsche Reichskanzler Erklärungen ab, die, insofern sie die Beziehungen Deutschlands zu Großbritannien und zu Rußland betrafen, von besonderem Interesse waren. Mit vollem Recht verlieh der leitende deutsche Staatsmann dem Wunsche Ausdruck, daß es Deutschland und England beschieden sein möge, in Frieden und für den Frieden gemeinsam zu wirken. Graf Bülow betonte zugleich, daß die volle und dauernde Gleichberechtigung zwischen dem deutschen und dem englischen Volke die unerläßliche Bedingung jedes Zusammengehens zwischen beiden Ländern sein müsse. Deutschland sei gern bereit, auf der Grundlage gegenseitiger Rücksichtnahme und vollständiger Gleichheit mit Großbritannien in Frieden, Freundschaft und Eintracht zu leben. Wenn daher Kaiser Wilhelm II. durch seinen Aufenthalt in England und durch sein Auftreten dort die Bahn für die Fortsetzung eines solchen normalen und guten Verhältnisses zwischen Deutschland und England frei gemacht habe, so sei das für beide Länder und den Weltfrieden nur nützlich. Daß zwischen Deutschland und England manche Reibungsflächen vorhanden sind, gab der leitende deutsche Staatsmann ebenso unumwunden zu, wie er mit Genugthuung auf die zwischen beiden bestehenden vielen und nothwendigen Berührungspunkte hinweisen konnte.

Mit Beziehung auf Rußland bezeichnete Graf Bülow die Pflege des freundnachbarlichen Verhältnisses zu dieser Großmacht als eine der vornehmsten Aufgaben der deutschen Politik. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die deutschen Interessen mit den russischen in den meisten Punkten conform gehen, und daß es keinen gebe, wo bei wechselseitigem guten Willen die deutschen und die russischen Interessen einander durchkreuzen müssen. Nur verlangte der deutsche Reichskanzler auch Rußland gegenüber volle Gleichheit, da Deutschland nicht mehr auf das Ausland angewiesen sei als dieses auf Deutschland, und zwar weder in politischer noch in wirthschaftlicher Hinsicht.

Wie sehr eine solche Politik den Interessen Deutschlands entspricht, das hätte Graf Bülow auch aus der gesammten Weltlage deduciren können. Bezeichnend ist, daß wenige Tage zuvor ein französischer Politiker, der Senator d'Aunay, der früher der Diplomatie seines Landes in hervorragenden Stellungen angehörte, für Frankreich dieselbe Nothwendigkeit betonte, sowohl mit dem verbündeten Rußland als auch mit Großbritannien freundschaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten. Auch ihm liegt es durchaus fern, in seinem Aufsatze: „Les relations de la France avec l'Angleterre“ („Figaro“, d. d. 2. März) die Differenzpunkte zwischen den beiden Ländern zu verschweigen. Trotzdem, und obgleich nach wie vor vielfach angenommen wird, daß insbesondere in Ostasien eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Frankreich verbündeten Rußland und Großbritannien bestehe, gipfeln die Ausführungen des französischen Politikers darin, daß, unbeschadet des Zweibundes, eine „entente cordiale“ mit England angestrebt werden müsse. Senator d'Aunay kennt die Weltlage zur Genüge, um sich nicht zu verhehlen, daß Großbritannien auf seine Isolirtheit im Concert der Großmächte verzichten müsse: „Diese so wesentlich handeltreibende Macht,“ sagt er, „läßt sich nunmehr von dem militärischen Geiste erfassen und dürfte, wie angenommen werden kann, weniger davon entfernt sein, Verabredungen mit anderen Regierungen zu schließen. Diese Abschließung von Allianzen könnte durch Ereignisse hervorgerufen werden, die vielleicht von dem Verhalten Frankreichs abhängen.“ Dem Einwande, daß ein solches Bündniß im Hinblick auf den Antagonismus zwischen Großbritannien und Rußland in Asien bei dem gegenwärtigen Alliirten Frankreichs auf Widerspruch stoßen würde, begegnet der Senator d'Aunay mit der Bemerkung, daß für letzteres die Allianz mit Rußland zwar die Grundlage jeder diplomatischen Combination bleiben müsse, daß diese jedoch keineswegs die Annäherung an die englische Regierung ausschließe; „ich neige zu der Annahme,“ fährt er fort, „daß der russische Hof selbst, dessen friedliche Gesinnungen wohl bekannt sind, diese Annäherung nicht mit Mißfallen sehen würde.“ Ausdrücklich wird dann der verlängerte Aufenthalt des Kaisers Wilhelm II. in England erwähnt und den Kundgebungen zu dessen Ehren eine symptomatische Bedeutung beigemessen. Obgleich Senator d'Aunay der in Deutschland selbst herrschenden, für die Boeren günstigen Volksströmung Rechnung trägt und vom französischen Gesichtspunkte aus diese Stimmung als einen günstigen Factor in Betracht zieht, verhehlt er sich doch nicht die ernste Besorgniß, daß Deutschland der französischen Republik zuvor kommen könnte: „Wiegen wir uns aber nicht in Illusionen; falls das Interesse des deutschen Kaiserreiches es erheischen sollte, würde die stets disciplinirte Nation unzweifelhaft ihr Widerstreben zum Schweigen bringen, um in die Fußstapfen ihres Souveräns zu treten. Alles veranlaßt zu der Annahme, daß kein diplomatischer Act zwischen England und Deutschland erfolgt ist, aber die Bahn für ein Einvernehmen ist vorbereitet.“

Der Aufsatz des Senators d'Aunay ist durchaus nicht eine vereinzelte französische Kundgebung zu Gunsten eines Bündnisses mit England. Vielmehr fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß auch der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, sich durch ähnliche Erwägungen leiten läßt. Der der Regierung nahe stehende „Temps“ führt aus, daß die Neufundland-Angelegenheit wohl die Grundlage eines englisch-französischen Abkommens bilden könnte, das zugleich für die allgemeine Politik der beiden Großmächte bedeutsam würde. In den Gewässern von Neufundland hat sich Frankreich durch den Frieden von Utrecht das Recht der Fischerei gesichert, während die Insel selbst in britischen Besitz übergegangen ist. Die unablässigen Streitigkeiten, die sich aus dem von den französischen Fischern ausgeübten Rechte ergeben, lassen es nun beiden Seiten erwünscht erscheinen, einen Ausgleich zu finden. Von französischer Seite sind bereits mancherlei Compensationsvorschläge gemacht worden. Bezeichnend ist jedoch vor Allem, daß dieser Ausgleich eben als Ausgangspunkt eines allgemeinen Einvernehmens dienen soll, das als „alliance“ zu bezeichnen der Senator und frühere französische Geschäftsträger in London, d'Aunay, keinen Anstand nimmt.

Ueber solche Betrachtungen dürfen auch die jüngsten Vorgänge im äußersten Orient nicht hinweg täuschen. An der Thatsache, daß Japan, Großbritannien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und die Vereinigten Staaten durch ihre diplomatischen Vertreter in Peking bei den chinesischen Bevollmächtigten Verwahrung gegen die Sonderverhandlungen mit Rußland einlegen ließen, kann kein Zweifel bestehen. Auch beziehen sich diese Verwahrungen nicht bloß auf die Mandschurei, sondern auch auf die Mongolei und das chinesische Turkestan. Hiernach könnte es also den Anschein gewinnen, als ob sich zwei Gruppen der Mächte gebildet hätten, von denen die eine durch die bezeichneten Staaten, die andere durch Rußland und Frankreich dargestellt wird. In der That hat der „Temps", nachdem die „Times" die ersten, nunmehr im Wesentlichen bestätigten Enthüllungen über das russisch-chinesische Abkommen gebracht hatte, an Deutschland und England gleichsam einen Mahnruf gerichtet. Das vor einiger Zeit geschlossene deutsch-englische Abkommen, wonach es keiner Macht zustehen würde, chinesisches Gebiet in Anspruch zu nehmen, sollte nach dem französischen Blatte zur Anwendung gelangen. Nur übersah der „Temps", daß dieses Abkommen nicht für die Mandschurei galt. Die Verwahrung der sechs Mächte, unter denen Frankreich nicht figurirt, bezog sich denn auch an erster Stelle darauf, daß, während die allgemeinen Verhandlungen in Peking fortgeführt wurden, eine Verzögerung durch Separatverhandlungen einzelner Mächte bedenklich erscheinen muß. Von einzelnen diplomatischen Vertretern ist auch China gegenüber geltend gemacht worden, daß dieses nicht berechtigt sei, Werthobjecte, die gleichsam als Pfand für die Befriedigung aller berechtigten Ansprüche dienen müßten, zum Vortheil Einzelner zu veräußern.

Sicher darf angenommen werden, daß auch die französischen Staatsmänner mit der überwiegenden Mehrzahl der diplomatischen Vertreter in Peking in dem Wunsche einig sind, die Verhandlungen mit den chinesischen Bevollmächtigten möchten so bald wie möglich einem befriedigenden Abschlusse zugeführt werden. Selbst die russische Regierung kann einen solchen Wunsch nur theilen, wie auch daraus erhellt, daß die russische Presse stets von Neuem sich in dem Sinne vernehmen läßt, daß die militärischen Streitkräfte der verbündeten Mächte sich in absehbarer Zeit aus Peking und der Provinz Petschili zurückziehen. Hiernach kann also von einem principiellen Gegensatze, wie er oben angedeutet worden ist, kaum die Rede sein. Vielmehr muß für alle betheiligten Mächte in Betracht kommen, daß auch nach der Lösung der Frage hinsichtlich der Bestrafung derjenigen chinesischen Würdenträger, die sich gegen das Völkerrecht schwer vergangen haben, noch andere wichtige Punkte erledigt werden müssen, und daß es verfehlt wäre, dieses Friedenswerk durch retardirende Momente, insbesondere durch Sonderverhandlungen, zu stören. Nicht nur daß die russische Regierung selbst Erklärungen veröffentlichen ließ, durch die ihr Vorgehen in der Mandschurei in eine andere Beleuchtung gerückt werden sollte; auch der französische Minister des Auswärtigen, dessen correctes Verhalten in der chinesischen Angelegenheit auch im Uebrigen Anerkennung verdient, hat in jüngster Zeit Gelegenheit gefunden, in der Deputirtenkammer durchaus befriedigende Erklärungen zu geben. In ziemlich pessimistischer Weise hatte der Deputirte d'Estournelles de Constant auf die vermeintlichen Gefahren hingewiesen, die sich aus einer neuen militärischen Action der Mächte in China ergeben könnten. Der Deputirte d'Estournelles forderte den Minister des Auswärtigen auf, sich nicht zu einer neuen derartigen Action, möge sie nun groß oder klein sein, hinreißen zu lassen. Mit vollem Recht wies nun Herr Delcassé in seiner Erwiderung darauf hin, wie bedenklich es sei, eine jede neue militärische Action ausschließende Versicherung zu ertheilen. Darin würden in der That die chinesischen Bevollmächtigten und noch mehr der hinter diesen stehende chinesische Hof und dessen Rathgeber gleichsam einen Freibrief für die Ablehnung berechtigter Ansprüche der Mächte erblicken. Nicht im friedlichen, sondern gerade im entgegengesetzten Sinne würde also die Erfüllung des von dem französischen Deputirten

geäußerten Wunsches wirken. Im Uebrigen wies der Minister darauf hin, daß eine neue militärische Action jedenfalls eine sorgfältige Prüfung, gemeinschaftliche Erwägungen und ein Einvernehmen der betheiligten Mächte zur Voraussetzung haben würde. Da es bisher niemals zu Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland in der chinesischen Angelegenheit gekommen ist, wird das vom französischen Minister auch für die Zukunft vorausgesetzte Einvernehmen nicht versagen. Vielmehr darf hier auf Grund zuverlässiger Informationen hinzugefügt werden, daß Herr Delcassé im Hinblick auf die vom deutschen Reichskanzler bei der zweiten Berathung des Etats des Auswärtigen gehaltenen Reden deren Inhalt als auch für Frankreich durchaus befriedigend bezeichnet hat, indem er zugleich die Meisterschaft des leitenden deutschen Staatsmannes rühmte. Den Ausstreuungen der nationalistischen Presse, die nicht ermangelt hatte, auf die Gefahren eines deutsch-englischen Bündnisses hinzuweisen, ist durch die Betonung der vollständigen Unabhängigkeit der Politik Deutschlands ein Ende gemacht.

Das neue italienische Ministerium, an dessen Spitze Zanardelli steht, hat sich am 7. März den Kammern nach deren Wiedereröffnung vorgestellt. Die ministerielle Erklärung enthält ein umfassendes Regierungsprogram, in dem zunächst der liberale Charakter des Cabinets und die Absicht betont wurde, in der gesammten öffentlichen Verwaltung unanfechtbare Rechtschaffenheit als Richtschnur dienen zu lassen. Eine Steuerreform soll zugleich die Abschaffung der für die unteren Classen der Bevölkerung besonders drückenden Verzehrungssteuer auf Mehl in einer großen Anzahl von Gemeinden ermöglichen. Zunächst handelt es sich noch nicht um die allgemeine Abschaffung dieser Steuer, die insbesondere im südlichen Italien oft genug zu Ruhestörungen Anlaß geboten hat. Die traurigen Vorgänge, die gerade in jüngster Zeit in Apulien sich abspielten, mußten der Regierung nahe legen, insbesondere den Arbeitern zu Hülfe zu kommen. Allerdings wird die Verzehrungssteuer von den Gemeinden erhoben, der Staat soll jedoch den für diese sich ergebenden Ausfall im Gesammtbetrage von 47 Millionen Lire in Höhe von 21 Millionen decken, so daß finanzielle Maßnahmen für die in Betracht kommenden Gemeinden wie für den Staat nothwendig werden, um Compensationen zu schaffen.

Von den weiteren socialen Gesetzentwürfen nahm die äußerste Linke, die ebenso wenig wie die Radicalen in dem Ministerium eine Vertretung gefunden hat, obgleich dieses auf die Unterstützung beider Parteien in der Deputirtenkammer angewiesen ist, insbesondere mit Genugthuung auf, daß auch die Lage der ländlichen Arbeiter sorgfältig geprüft werden solle, deren materielle und moralische Interessen die Aufmerksamkeit der Regierung erheischen. Sicilien ist zwar in der ministeriellen Erklärung nicht ausdrücklich erwähnt, durch die jüngsten Ruhestörungen in Palermo ist jedoch erhärtet worden, daß die Fürsorge der Regierung und des Parlaments sich auf diese Insel um so mehr erstrecken muß, als deren Bevölkerung seit geraumer Zeit sich mit Recht über Zurücksetzung hinter anderen Gemeinden Italiens beklagt. Freilich wirken dabei an erster Stelle die geographischen Verhältnisse mit, die den nördlichen Provinzen von vornherein einen wesentlich rascheren und bequemeren Waarenaustausch nach den benachbarten Ländern gestatten. Lähmend erweisen sich andererseits nach wie vor die noch nicht völlig überwundenen Mißstände aus der Zeit der Bourbonenherrschaft, die in der Mafia Siciliens und der Camorra Neapels ihren deutlichsten Ausdruck finden, und hier wird das Ministerium Zanardelli-Giolitti zunächst alle Hebel ansetzen müssen.

Die auswärtige Politik wurde nur in einer kurzen Stelle der ministeriellen Erklärung gestreift. Darin wurde betont, daß die Regierung fest entschlossen sei, den Verträgen treu zu bleiben, die Italien mit dem Friedenswerke im europäischen Concerte verbinden. Dieser Hinweis auf das Festhalten Italiens am Dreibunde läßt eine Mißdeutung gar nicht zu. Mag immerhin in absehbarer Zeit die Erneuerung der Tripelallianz in Betracht kommen, so gestattet doch die Kennzeichnung des gegenwärtigen Bundesverhältnisses als „opera di pace nel concerto

europeo“ den Rückschluß, daß ein Gesinnungswechsel in den maßgebenden Kreisen Italiens bisher nicht erfolgt ist.

In Spanien hat sich gleichfalls ein Ministerwechsel vollzogen. Wie eigenthümlich es auch erscheinen mag, waren gerade die Ruhestörungen, zu denen die Vermählung der Prinzessin von Asturien den Anlaß gegeben hatte, doch gleichsam ein Symptom der Anhänglichkeit für den jungen König, da sie sich gegen den Carlismus richteten, für den der Vater des Gemahls der Prinzessin einst als Generalstabschef des Don Carlos eingetreten ist. Da die ältere Schwester Alfonso's XIII. in der Zeit vom Tode ihres königlichen Vaters bis zur Geburt des gegenwärtigen Königs von Spanien selbst als Königin ausgerufen war und heute Kronprinzessin ist, begreift es sich, daß gerade Sagasta, der nunmehr als Leiter der spanischen Regierung berufen worden ist, sich mit großer Entschiedenheit gegen das Vermählungsproject ausgesprochen hat. Allerdings wirkten bei den jüngsten Ruhestörungen noch andere Momente mit, obgleich der innere Zusammenhang der in Betracht kommenden Ursachen sich nicht verkennen läßt. Thatsächlich richteten die verschiedenen Kundgebungen ihre Spitze gegen die Jesuiten, die früher bereits aus dem Lande ausgewiesen waren, und denen nunmehr auch maßgebender Einfluß am Königshofe zugeschrieben wurde, so daß es nicht an Stimmen fehlte, die die Vermählung der Prinzessin mit einem Bourbon ebenfalls auf die Einwirkung der Jesuiten zurückgeführt wissen wollten.

Bei der Aufführung eines neuen Dramas des in Deutschland wohlbekannten und angesehenen Dichters Pérez Galdós gelangte die den Jesuiten feindliche Volksstimmung zum lebhaftesten Ausdruck, und diese Bewegung drang dann auf die Straße, um ihren Weg von der Hauptstadt bis in die verschiedenen Städte der Monarchie zu nehmen. Beinahe konnte man annehmen, daß der Name des im Teatro español aufgeführten Dramas „Electra“ gleichsam vorbildlich für die elektrische Wirkung dieser Volksbewegung gegen die Jesuiten geworden wäre. In Wirklichkeit handelte es sich um die Entführung der Titelheldin in ein Kloster, wo sie von den Jesuiten sequestrirt wurde. Gegen diese und die Klöster richtete sich denn auch die Volksleidenschaft, und es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade zu derselben Zeit bei dem höchsten spanischen Gerichtshofe ein Sensationsproceß zu einer für die Jesuiten ungünstigen Entscheidung gelangte, in dem gleichfalls die Entführung einer reichen Erbin in das Kloster den Mittelpunkt bildete.

Der Clericalismus hat jedoch in Spanien so tiefe und so feste Wurzeln geschlagen, daß das bestehende System nicht so bald von Grund aus beseitigt werden könnte. Der Generalcapitän von Madrid, General Weyler, wurde vielmehr von dem Ministerium Azcarraga mit der Verhängung des Belagerungszustandes über die Hauptstadt beauftragt. Mit Rücksicht auf die parlamentarische Lage vermochte das Cabinet jedoch nicht, sich am Staatsruder zu erhalten. Nur wurden zunächst mannigfache Versuche gemacht, das conservative Régime zu bewahren. Sehr bald zeigte sich aber, daß weder der conservative Parteiführer Silvela noch dessen früherer Finanzminister Villaverde in der Lage war, eine Regierung zu bilden, die in den Cortes auf eine geschlossene Mehrheit zählen könnte. Als einzige Lösung blieb dann die Berufung des liberalen Chefs, Sagasta, übrig, der sich auch der Neuconstituirung des Cabinets erfolgreich unterzog. Eine seiner ersten Maßregeln war die Wiederherstellung der constitutionellen Garantien. Nunmehr wird es vor Allem darauf ankommen, eine Reformpolitik in großem Stile vorzubereiten. Nur unter dieser Voraussetzung darf gehofft werden, daß das von schweren Schicksalsschlägen heimgesuchte Land endlich zur ruhigen Entwicklung gelange.

Literarische Rundschau.

Herrn von Brandt's „Erinnerungen" und „Zeitfragen".

[Nachdruck untersagt.]

1. Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Von M. von Brandt. Erster Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Otto Wigand. 1901.
2. Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Colonialfragen. Von M. von Brandt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Zweiunddreißig Jahre sind verstrichen, seitdem Herr von Brandt, damals preußischer Landwehrofficier, der Mission als Attaché zugetheilt wurde, der unter Graf Friedrich zu Eulenburg's Führung die Aufgabe zufiel, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie die Märkte Ostasiens theils zu wahren, theils durch neue Handels- und Schiffahrtsverträge auf Grund der Gleichstellung mit den Unterthanen der meistbegünstigten Mächte ihr neue Wege zu erschließen. Erst kürzlich, bei Gelegenheit der Veröffentlichung der Briefe des Grafen Eulenburg (Deutsche Rundschau, August 1900), ist hier dieser unter schwierigen Verhältnissen in den Jahren 1860—1862 ausgeführten und von Erfolg begünstigten Mission an den Höfen von Tokio, Peking und Bangkok gedacht worden. Im vorliegenden ersten Bande seiner „Erinnerungen aus Ostasien" hat Herr von Brandt den brieflichen Aufzeichnungen seines Chefs eine Fülle interessanter Einzelheiten und persönlicher Erlebnisse hinzugefügt, auf die wir zu verweisen uns hier begnügen müssen, um dafür eingehender den Inhalt eines anderen Bandes zu besprechen, in welchem der Verfasser die im Zeitraum von 1894—1900 in Zeitschriften und in der Tagespresse von ihm veröffentlichten Arbeiten, vornehmlich über China, dann über einige andere Fragen und Persönlichkeiten der zeitgenössischen Politik, vereinigt hat. Zuerst in officieller Stellung, als Consul, hierauf als Geschäftsträger und kaiserlicher Gesandter in Japan und China, nach seinem Rücktritt vom Staatsdienst in privater Eigenschaft hat Herr von Brandt seit 1863, wo seine Laufbahn zu Yokohama begann, diese ostasiatische Welt aus eigener Anschauung kennen gelernt, die Wandlungen und den Aufschwung Japans zum großen Theile mit erlebt und geschildert. Ueber China's innere Verhältnisse berichtet er als einer der besten Kenner, die wir in Deutschland besitzen. Es ist als Vorzug zu betrachten, daß die seit 1894 erschienenen Essays über chinesische Zeitfragen in ihrer ursprünglichen Form, so, wie sie niedergeschrieben wurden, belassen worden sind, ohne daß der Verfasser der nahe liegenden Versuchung erlag, Manches im Lichte späterer Erfahrung richtig zu stellen. Dahin gehört vor Allem die vom Februar 1899 datirte Beurtheilung der Kaiserin-Regentin. Das Reformwerk, welches ihr Staatsstreich vom 22. September 1898 nur vierundzwanzig Stunden vor dem Ausbruch der gegen sie selbst gerichteten Ver-

schwörung vereitelte, wird als Revolution bezeichnet, die China mit Mord und Brand überzogen und mit den eigenen Interessen des Landes auch jene der Fremden schwer geschädigt haben würde. Daß es nicht geschah, sei der Kaiserin zu danken, die, richtig behandelt, unzweifelhaft mehr für zeitgenössische und durchführbare Reformen zu thun im Stande sein werde als die Heißsporne der Reformpartei. Noch im April 1900 spricht Herr von Brandt von Leuten, die sich einbilden, die Kaiserin-Regentin habe 1898 lebensfähige Neuerungen mit roher Hand erstickt und sich nach vierzig Jahren verständigen Handelns nun plötzlich als eine unvernünftige Tyrannin entpuppt. Letzteres ist allerdings einige Wochen später und auf unsere Kosten eingetroffen, aber mit Herrn von Brandt haben die besten Kenner China's geirrt, und seine Warnung, im modernen Typus des „jungen China", einem Product der Vereinigten Staaten, Hongkongs und der Vertragshäfen, Alles eher als ein wirkliches Culturelement oder fremdenfreundliche Neigungen vorauszusetzen, dürfte mehr als je zeitgemäß sein.

Unter dem Druck der Nothwendigkeit, angesichts der Unterschätzung China's durch unwissende, frivole und gänzlich unberufene Berichterstatter, ist Herr von Brandt ganz ebenso wie Sir Robert Hart, wie Mrs. Bishop, deren scharfem Beobachtungssinn er Anerkennung zollt, wie so viele Andere, die erst nach Jahre langer, mühevoller Erfahrung zu urtheilen sich berechtigt glaubten, ein Anwalt der Chinesen in Bezug auf alle Fragen und Verhältnisse geworden, in denen er sich mit Recht sagen mußte, daß die gänzliche Verkennung des ihnen zu Grunde liegenden Thatbestandes ungeheure Gefahren für die Nationen in sich barg, die auf Kosten der Chinesen ihren eigenen Vortheil zu finden hofften. Herr von Brandt ist stets der Ansicht gewesen, Rußlands zielbewußter Politik werde im Falle europäischer Conflicte mit China der Löwenantheil zufallen. Er nennt die Uebernahme der Garantie für die russisch-französisch-chinesische Anleihe von 1895, die Gründung der russisch-chinesischen Bank im gleichen Jahre und die Staatsgarantie des Capitals und der Zinsen der von dieser Bank für den Bau des mandschurischen Theils der transsibirischen Bahn auszugebenden Obligationen Meisterstücke weit sehender Staatskunst. Fünf Jahre, von 1895—1900, genügten dem durch keine parlamentarischen Hemmnisse in seiner Action aufgehaltenen russischen Despotismus, um das Recht der Durchquerung der Mandschurei für die transsibirische Bahn zu erhalten, die Concession zum Bau einer Bahn durch die Mongolei nach Peking zu erlangen und die zwei offenen Häfen am Gelben Meer, Talienwan und Port Arthur, zu erwerben. Nach Verlauf eines weiteren Jahres sind die Früchte dieser Politik gereift, und die Mandschurei, obwohl unter chinesischer Verwaltung belassen, ist thatsächlich unter russischer Oberhoheit. In der „Times" vom 18. Januar d. J. hat Capitän Younghusband, der Verfasser des Reiseberichts über die Mandschurei, dessen kürzlich in der „Deutschen Rundschau" (October 1900, S. 143) gedacht wurde, auf die Nothwendigkeit und die Mittel eines nachdrücklichen Schutzes der englischen Handelsinteressen in diesen etwa 23 Millionen Menschen umfassenden weiten Gebieten verwiesen. Herr von Brandt hatte es noch im December 1898 eine maßgebende Erwägung für die englische Politik genannt, Rußland nicht im ungestörten Besitz der südlichen Mandschurei zu lassen. Damals bestand ja begründete Hoffnung, es werde gelingen, die Interessen der Mächte ohne blutige Conflicte zu fördern und die chinesische Regierung den Weg eines langsamen, verständigen Fortschrittes zu führen. Statt dessen ist die Krisis herein gebrochen, deren unabweisliche Folge wohl die sein dürfte, in kommenden Tagen die gelbe Rasse zum Bündniß gegen die europäisch-amerikanischen Gegner zu vereinigen und China's zähe Widerstandskraft bei dem aneignungsfähigsten Volke der Welt, seinen japanischen Stammverwandten, auf die hohe Schule der Cultur zu schicken. Die Japaner haben so Vieles von uns gelernt, daß die Theorie der solidarischen Nationalitäten ihre Rolle in der ostasiatischen Politik der Zukunft zweifelsohne spielen wird. Bis das geschieht, gehört der Tag in commercieller Beziehung allerdings noch den verhaßten

Fremden. Herr von Brandt ist der Ansicht, die Wahrung dieser Interessen werde am besten durch Klugheit und Mäßigung gelingen. Er glaubte die Gesandtschaften niedergemetzelt, als er dennoch mit dem Muth überlegener Einsicht und gereifter Ueberzeugung im August 1900 die Worte schrieb: „Wenn Europa aus den jetzigen Vorgängen in China nicht die Lehre zieht, daß die Bewohner des gewaltigen Reiches vielleicht in die Wege unserer Civilisation geleitet, aber ganz gewiß nicht in dieselben getrieben werden können, so werden, ganz abgesehen von den Gefahren, die die Rivalität der Mächte unter einander hervorrufen kann, noch ungezählte Hekatomben von Menschen und Millionen von Mark für das geopfert werden, was vielleicht auf anderem Wege, aber ganz gewiß nicht durch rohe Gewalt, erreicht werden kann . . . In Ostasien liegt unser Interesse nicht in einem Zuwachs territorialen Besitzes, der uns neue Pflichten und damit neue Opfer auferlegen würde, sondern in der Gewinnung eines möglichst großen Antheils an dem chinesischen Markte für unseren Handel und unsere Industrie; in der Weltpolitik haben wir alle Veranlassung, uns von den Zwistigkeiten fern zu halten, die sich aus den widerstrebenden Interessen und Aspirationen Rußlands, Englands und Japans in Ostasien ergeben können, und uns vielmehr der Politik der Vereinigten Staaten anzuschließen, die nur ihre commerciellen Interessen zu wahren bestrebt sind." Während die amerikanischen Syndikate jedoch ihre Concessionen zum großen Theil an andere, fremdländische Unternehmer weiter geben, um das frei gewordene Capital mit größerem Gewinn im eigenen Lande anzulegen, und in Frankreich der Unternehmungsgeist zu großen überseeischen Geldanlagen fehlt, bleibt auch das englische Capital englischen Unternehmungen in China gegenüber ablehnend, eine Erscheinung, die sich nur dadurch erklärt, daß die englische Politik in Ostasien der zielbewußten Consequenz ermangelt, die allein einer großen industriellen und finanziellen Entwicklung das Gefühl der Sicherheit gibt. Alle diese Umstände sind der Zukunft des deutschen Handels in China günstig. Der gefürchteten Concurrenz Ostasiens auf dem Gebiete der Industrie begegnet Herr von Brandt, mit Berufung auf die Berichte englischer Sachverständiger, durch den Hinweis auf die Thatsache, Maschinen zwar und Geld könnten Europa und Amerika dem Osten liefern; an manueller Geschicklichkeit seien Chinesen und Japaner dem Europäer und Amerikaner gleich, wenn nicht überlegen; aber ihnen fehle die körperliche Kraft und Ausdauer, vor Allem der nöthige Ordnungssinn, und es bedürfe drei bis vier Japaner oder Chinesen, um die Arbeit eines Engländers zu thun, wodurch sich, namentlich bei billigeren Lebens- und Lohnverhältnissen, auch der Rückgang der japanischen Spinnereien und Zündhölzchenausfuhr erkläre. Diese Lage der Dinge kann sich im Laufe der Zeit ändern und berührt schon jetzt nicht alle Arbeitsgebiete. Aber die eigentliche, von Ostasien aus drohende Gefahr erkennt Herr von Brandt nicht darin, sondern in einem unvernünftigen colonialen Chauvinismus, der die Weltpolitik nicht als Handelspolitik erfaßt, nicht sorgfältig die Bilanz zwischen Soll und Haben zieht und den Consumenten in der Heimath mehr belastet, als seine Schultern zu tragen vermögen. Erwerbung von Colonien ist nur durch zwingende Nothwendigkeit gerechtfertigt, Eröffnung von Absatzgebieten dagegen das Ziel einer weisen und vorschauenden Politik.

Lady Blennerhassett.

γ. **Das Leben Kaiser Friedrich's III.** Von Martin Philippson. Mit einem Bildniß des Kaisers in Heliogravüre. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1900.

Philippson hat schon 1893 ein kürzeres als das vorliegende Werk über das Leben Kaiser Friedrich's III. veröffentlicht. Seitdem sind so viele neue Quellen erschlossen worden, auch für Philippson persönlich, daß es sich verlohnte, ein einigermaßen ausführlicheres Lebensbild zu entwerfen. Es ist im Großen und Ganzen vom Standpunkte der Fortschrittspartei aus gehalten; der Kaiser, „welcher bewußtermaßen die Schranken durchbrach, die bisher das Königshaus von den breiteren Schichten des Volkes und zumal von den Führern der vorwärts strebenden Parteien abschlossen“, hat die volle Sympathie des Historikers. Man wird auch zugeben müssen, daß Friedrich III. von diesem Gesichtspunkte aus leichter unbefangen angesehen und gewürdigt werden kann als vom conservativen. Philippson bemüht sich, gleichwohl den Kaiser gegen solche Beurtheilungen zu schützen, welche in ihm einen völligen Gegensatz zu seinem Vater und zu dem überlieferten hohenzollerischen Typus finden zu dürfen meinen; er betont namentlich (S. 289), daß Friedrich III. durchaus Soldat war und das Heer niemals zu einem Parlamentsheer werden lassen wollte, und gibt nur das zu, daß der Kaiser in der Pflege des Militarismus nicht die einzige, ja nicht einmal die hervorragendste Aufgabe des Staates sah (S. 397). Die Danziger Ansprache vom 5. Juni 1863, wo der Kronprinz sich von der Preßverordnung des Ministeriums Bismarck offen lossagte, wird S. 113 als keine geschickte Improvisation bezeichnet, aber in ihrer Wirkung doch gebilligt. Die neunundneunzig Tage erscheinen als eine Leidenszeit ohne Gleichen, nicht bloß wegen der körperlichen Qualen, die nach der Aussage Bardeleben's das bei Krebskrankheiten gewöhnliche Maß überstiegen, sondern noch mehr, weil der Kaiser, der ja als verlorener Mann angesehen wurde, bei seiner Umgebung den Gehorsam nicht fand, der ihm eigentlich gebührte; Bismarck und die Hofpartei werden in dieser Richtung sehr scharf angeklagt. In der Heirathsfrage zwischen der Prinzessin Victoria und Alexander von Battenberg nimmt Philippson gleichwohl seine Stellung auf der Seite Bismarck's, wie ihm überhaupt ein Wahrheitsgefühl inne wohnt, das ihn vor beabsichtigter Entstellung der Thatsachen behütet. So hat er ein Werk geliefert, das nicht als abschließend gelten kann, das aber Werth besitzt und Beachtung verdient.

εσ. **Friedrich Hebbel's Briefe.** Unter Mitwirkung F. Lemmermeyer's von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Es ist das große Verdienst F. Bamberg's, die sehr gehalt- und aufschlußreiche, doch in Beleuchtung und Mittheilung willkürliche Hebbel-Biographie von Emil Kuh durch Herausgabe der „Tagebücher“ (1885—1887) und des „Briefwechsels“ (1890—1892), dieser unerschöpflichen Urkunden des Lebens und einer bohrenden Gedankenarbeit, ergänzt zu haben. Unsere Kenntniß Hebbel's ist dadurch viel tiefer und reiner geworden und auch allgemeinen ästhetischen Auseinandersetzungen nachhaltiger Gewinn und Anreiz erwachsen. Bamberg's Briefspenden waren theils zu freigebig, indem sie manchem unbedeutenden Anhänger lang das Wort ließen, theils zu sparsam, da viele wichtige Blätter Hebbel's lückenhaft oder gar nicht erschienen. Dem hilft nun der schon vom Vaterhaus her zu solchem literarischen Dienst geschulte Germanist Werner ab. Seine höchst interessante Nachlese, der Vorbote einer wirklichen Gesammtausgabe der Werke, bringt 369 Briefe aus den Jahren 1833—1863, deren größte Gruppe an die noch lebende Gattin Hebbel's gerichtet ist. Nicht nur die weichen Gefühle des Hauses walten hier erquicklich, und nicht bloß die Freuden und Leiden des Dichters in Weimar, Sachsen, Bayern und Preußen, in England und Frankreich sind mit vielen persönlichen Begegnungen gebucht, sondern auch der Beobachter des Volkes in seiner dritten Eisenbahnclasse spricht sich aus. Sehr anmuthig erscheint wiederum der Aufenthalt in der großherzoglichen Residenz Wilhelmsthal, herzbewegend die späte Einkehr bei dem armen Bruder Johann in Wesselburen. Den schweren Aufstieg aus kümmerlicher Jugend malen, außer einer für Brockhaus geschriebenen Vita, viele Blätter des ersten Bandes, am packendsten die lange, gründliche Abrechnung mit der „Gönnerin“ Amalie Schoppe. Eine leidige Partie bleibt auch hier das Verhältniß zu Elise Lensing. In Wien thun schlimme Erfahrungen am Burgtheater sich neuerlich auf. Von Dichterwerken ist mannigfach die Rede, aber das Menschliche steht weit voran. Ein paar Zettel würde man leicht entbehren. Bamberg's Ausgabe des „Briefwechsels“ nehmen hoffentlich recht Viele zur Hand, nicht bloß weil die „Nachlese“ manchmal ihn im engsten Sinne ergänzt und den Rest dort suchen heißt.

ϱσ. **Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf.** In Briefen und persönlichen Erinnerungen von Jenny von Gerstenbergk. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1901.

Es ist erwünscht, daß eine Dame, der Familientradition das Recht dazu verleiht, das Lebensbild Ottiliens von Goethe und ihrer beiden Söhne zu zeichnen unternimmt. Werthvolles Material war der Verfasserin von hoher Seite dargeboten worden. Großherzog Carl Alexander, der, eingedenk der geistigen Bedeutung Weimars, die Feierlichkeiten zu seinem Regierungsantritt einst auf Goethe's Geburtstag anberaumte, ist Goethe's Nachkommen immer ein gnädiger Herr und Freund gewesen. Die Briefe, die Ottilie von Goethe an ihn gerichtet hat, sind wirkungsvoll zu dem Lebensbilde verwendet worden. Wir folgen mit Theilnahme der Verfasserin des Buches. Sie läßt das Dunkle, das es in dem Leben Ottiliens und ihrer Söhne gab, nicht völlig verschwinden.

Doch erscheint uns Goethe's Schwiegertochter als das, was sie war: die geistig strebende, kluge, leidenschaftliche und im Effect ihres Daseins unglückliche Frau, die ohne Hoffnung auf die Zukunft ihrer Söhne von der Erde schied. Und doch wird ihre und ihrer Söhne Spur nicht untergehen. Dafür mitgesorgt zu haben, ist das Verdienst des erfreulichen Buches, das J. von Gerstenbergk den Goethe-Freunden geschenkt hat.

σr. **Alexander von Humboldt — Leopold von Buch.** Von Siegmund Günther. Mit zwei Bildnissen. (Geisteshelden, Bd. 39.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Die schwierige Aufgabe, die reiche und mannigfaltige Thätigkeit zweier großer Gelehrten in engem Rahmen anschaulich zu machen und die Gestalt des nach Wesen und Bildung kosmopolitisch gearteten Verfassers der „Ansichten der Natur“ und des „Kosmos“ weiteren Kreisen des deutschen Volkes nahe zu rücken, ist in dem vorliegenden Buche mit vielem Geschick gelöst worden. Handelte es sich doch um sehr viel mehr als um den Bericht über die Ausbeute eines Forscherlebens! Als echter Sohn des 18. Jahrhunderts hatte Humboldt trotz seiner gut preußischen Gesinnung alle Mühe, in dem der Weltbürgerlichkeit abgewendeten Deutschland der Tage Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. heimisch zu werden und über der „Bärenstadt“ an der Spree das damals noch im Mittelpunkte europäischer Bildung stehende Paris zu verschmerzen. Mehr oder minder nationalistisch gesinnten Söhnen des zwanzigsten Jahrhunderts die richtigen Gesichtspunkte dafür zu eröffnen, war gewiß nicht leicht und konnte nur einem Schriftsteller gelingen, der auf den verschiedensten Bildungs- und Wissensgebieten gleich gut orientirt ist.

ελ. **Spanien.** Von Josef Israëls. Mit Nachbildungen von Handzeichnungen des Verfassers. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1900.

Ein äußerst liebenswürdiges Buch — ein Buch, das man von Seite zu Seite lieber gewinnt, an das man aber nicht mit falschen Erwartungen heran treten darf. Der berühmte Maler, der hier wohl zum ersten Male unter die Schriftsteller gegangen, ist kein aufs Historische gerichteter Geist, dem sich aus verfallenen Denkmälern gewaltige Culturbilder entrollen, sondern eben eine echte Künstlernatur, die an Augenblicksbildern aus dem Leben ihre Freude hat. Und natürlich verweilt Israëls am liebsten bei solchen Scenen, wie er sie auch in Holland gemalt hat, bei armen Leuten, Bettelmönchen, Zigeunern. Man braucht darauf hin nur die eingefügten Bleistiftskizzen durchzusehen. In dem erschütternd großartigen Toledo ist ihm eine junge Mutter mit dem Kind auf dem Arme das Wichtigste. „Ist das nun Alles, dachte ich, was ich in Toledo zu sehen bekomme, ein Schauspiel, wie es bei uns, wie es überall vorkommt?“ Córdoba enttäuscht ihn, und selbst die Alhambra läßt ihn „fast mißmuthig“. So interessirt uns in dem Buche weniger der Gegenstand als der Verfasser; wir thun einen tiefen Blick in eine freundlich-milde Künstlerseele. Die Ausstattung ist vorzüglich, nur etwas zu anspruchsvoll. Man müßte das Buch in die Tasche stecken können.

ρ. **Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano.** Di Oscar Bulle, Dottore in Lettere, e Giuseppe Rigutini, Accademico della Crusca. Volume secondo. Tedesco-Italiano. 1900. Lipsia: Bernhard Tauchnitz. Milano: Ulrico Hoepli.

Mit diesem zweiten, deutsch-italienischen, Theile liegt das ausgezeichnete Wörterbuch, dessen ersten, das Italienisch-Deutsch umfassenden Band wir seiner Zeit an dieser Stelle mit verdienter Anerkennung besprochen haben, vollendet vor. Größere Schwierigkeiten noch waren hier zu überwinden, über die der Verfasser, und als solchen dürfen wir wohl in erster Linie Herrn Dr. Oscar Bulle betrachten, in der Vorrede Andeutungen gibt. Denn man vergesse nicht, daß dieser Band zunächst die Bestimmung hat, den Italiener in der außerordentlichen Fülle des deutschen Sprachstoffes zu orientiren, der so reich und mannigfacher Bildung fähig ist, daß der Deutsche selbst ohne Zuhülfenahme der Grammatik und des Lexikons zuweilen rathlos sein würde. Referent hat auch diesen deutsch-italienischen Theil in seinem lieferungsweisen Erscheinen durch häufige Benutzung kennen gelernt, und aus voller Ueberzeugung darf er sagen, daß ihm kein Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache bekannt ist, das mit diesem „Nuovo Dizionario“ sich messen könnte. Es ist eine höchst gewissenhafte, auf sicherer Beherrschung beider Sprachen und Literaturen beruhende Arbeit, die Denjenigen, der sich ihrer bedient, sei es nun Deutscher oder Italiener, niemals im Stiche läßt, und für die man daher nicht dankbar genug sein kann. Herr Dr. Oscar Bulle, dem wir bereits früher auf dem Gebiete italienischer Literatur-, vornehmlich Dante-Forschung begegnet sind, darf — wie bereits bemerkt — die Ehre in Anspruch nehmen, als der eigentliche Verfasser, und zwar in der Hauptsache beider Theile zu gelten; erst seitdem er die Leitung der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ übernommen, hat er die Ausarbeitung der letzten Hälfte vorliegenden Bandes in die gleicher Weise bewährten Hände des Professor Dr. Friedmann in Mailand gelegt, während der Name des italienischen Gelehrten, der auf dem Titelblatte als Mitverfasser genannt ist, für die unbedingte Correctheit des italienischen Textes bürgt. Wir können das aus solcher Zusammenarbeit entstandene Werk der immer zunehmenden Zahl aller Derer, die sich ernsthaft mit der italienischen Literatur beschäftigen, als bestes Hülfsmittel empfehlen, dessen Brauchbarkeit — es ist in der Tauchnitz'schen Officin gedruckt — durch vortreffliche Ausstattung und, bei compressem Satz, scharfe Typen auf starkem, weißem Papier erhöht wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abba. — Von Quarto zum Volturno. Tagebuchblätter von Giuseppe Cesare Abba, Einem der Tausend. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Sofia Guerrieri-Gonzaga. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Biernecki. — Die moderne Heilwissenschaft, Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Edmund Biernecki. Autorisirte Uebersetzung von S. Ebel. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Bleibtreu. — Die Wahrheit über 1870. Von Carl Bleibtreu. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. 1901.

Bode. — Das Gothenburgische System in Schweden. Von Wilhelm Bode. Mit fünf Illustrationen. Weimar, W. Bode. 1901.

Bode. — Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika. Von Wilhelm Bode. Weimar, W. Bode. 1901.

Bossert. — Histoire de la littérature allemande. Par A. Bossert. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Brandes. — Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Vierte, von Neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1901.

Brockhaus. — Arnold Böcklin. Rede bei der Gedächtnißfeier zu Florenz. Von Heinrich Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Calwer. — Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirthschafts- und Arbeitsmarkt. Jahrgang 1900. Herausgegeben von Richard Calwer. Berlin, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Cohn. — Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin Pauline Cohn. Mit Beiträgen von F. Rosen. Breslau, J. U. Kern. 1901.

Darmstaedter. — Das Großherzogthum Frankfurt. Ein Culturbild aus der Rheinbundszeit von Paul Darmstaedter. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 1901.

Deutsches Flottenlesebuch für höhere und mittlere Lehranstalten. Herausgegeben von Paul Koch, Geh. Admiralitätsrath, und Dr. Heinrich Bork, Professor. Mit einer Karte, mehreren Abbildungen und Zeichnungen. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1901.

Droste. — Annette von Droste. Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Durch ganz Italien. — Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Elfte bis achtzehnte Lieferung. Berlin, Werner Verlag.

Ebner-Eschenbach. — Aus Spätherbsttagen. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Ebner-Eschenbach. — Drei Novellen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Ebner-Eschenbach. — Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Egelhaaf. — Gustav Adolf in Deutschland 1630—1632. Von Gottlob Egelhaaf. Halle, Commissionsverlag von Max Niemeyer. 1901.

Eichendorff. — Das Incognito. Ein Puppenspiel von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Mit Fragmenten und Entwürfen anderer Dichtungen nach den Handschriften herausgegeben von Konrad Weichberger. Oppeln, Georg Maske. 1901.

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, sociale und politische Leben Finnlands. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. No. 1. Leipzig, Duncker & Humblot.

Flatau. Mehr Schutz für die Rechtspflege. Legislative Betrachtungen über einige Processe aus der letzten Zeit. Von Ludwig Flatau. Berlin, John Edelheim. 1901.

Franke. — Christenthum und Darwinismus in ihrer Versöhnung. Von Hermann Franke. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Frémeaux. — Napoléon prisonnier. Par Paul Frémeaux. Paris, Ernest Flammarion. S. a.

Fuchs-Kraemer. — Die Caricatur der europäischen Völker vom Alterthum bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs und Hans Kraemer. Erstes Heft. Berlin, A. Hofmann & Co.

Geiger. — Therese Huber. (1764—1829.) Leben und Briefe einer deutschen Frau. Von Ludwig Geiger. Nebst einem Bildniß von Therese Huber. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Gerhard Simon. Mutterschaft und geistige Arbeit. Von Adele Gerhard und Helene Simon. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Gernhard. — Donna Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedlungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina. Von Robert Gernhard. Breslau, S. Schottländer. 1901.

Geucke. — Sebastian. Eine Tragödie von Kurt Geucke. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Gimmerthal. — Hinter der Maske. Sudermann und Hauptmann in den Dramen Johannes, Die drei Reiherfedern, Schluck und Jau. Von Armin Gimmerthal. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

Goethe's Werke. — Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. I. Band. Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Gorki. — Verlorene Leute. Erzählungen von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 1901.

Greiner. — Altes und Neues aus der Thüringer Heimath. Von Hugo Greiner. Erstes Heft. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1901.

Halbe. — Haus Rosenhagen. Drama in drei Aufzügen. Von Max Halbe. Berlin, Georg Bondi. 1901.

Handtmann. — Russisches Paß-Büchlein. Paß- und Aufenthaltsbestimmungen für Reisende nach Rußland. Herausgegeben von Otto Handtmann. Leipzig, Raimund Gerhard. 1901.

Haugwitz. — Der Palatin. Seine Geschichte und seine Ruinen. Von Eberhard Graf Haugwitz. Mit einem Vorwort von Chr. Hülsen. Mit 6 Tafeln Reconstructionen, 4 Plänen und 7 Illustrationen. Rom, Loescher & Co. 1901.

Helm-Diels. — Volkslatein. Lateinisches Uebungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener, insbesondere für volksthümliche Vortragscurse. Zusammengestellt von R. Helm. Mit einer Vorrede von H. Diels. Zweite Bearbeitung. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1901.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler-Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Horneffer. — Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken von Ernst Horneffer. Zweite, durchgesehene Auflage. Göttingen, Franz Wunder. 1901.

Jacobsen. — Die Pflicht. Roman von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Joël. — Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke von Karl Joël. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder. 1901.

Italienischer Sprachführer. — Conversations-Wörterbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Prof. Dr. Berthold Wiese. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Costümbibliothek. Mit Abbildungen. Dreizehnte und vierzehnte Lieferung. Berlin, Franz Lipperheide. 1901.

Krauel. — Prinz Heinrich von Preußen in Paris während der Jahre 1784 und 1788 bis 1789. Nach ungedruckten archivalischen Quellen. Von R. Krauel. Mit einem Bildniß. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Kurowski. — Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. Erster Theil. Wien, Selbstverlag. 1901.

Landsberg. — Hermann Sudermann. Von Hans Landsberg. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Par Ernest Lavisse. Tome deuxième: Les premiers capétiens. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Loforte-Randi. — Nelle letterature straniere. „Umoristi". Di Andrea Loforte-Randi. Palermo, Alberto Reber. 1901.

Margueritte. — Les Tronçons du Glaive. Par Paul et Victor Margueritte. Quarante-deuxième édition. Paris, Librairie Plon.

Mauthner. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. Erster Band: Sprache und Psychologie. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Mayer. — „Forschung". Medicinisch-naturwissenschaftliche Abhandlung von Adolf Mayer. Zwei Theile. Augsburg, Selbstverlag des Verf. 1901.

Mayer. — Gedanken über systematische Hungercuren. Von Adolf Mayer. Augsburg, Selbstverlag des Verfassers. 1900.

Meinecke. — Aus drei Welttheilen. Gesammelte Novellen, Skizzen und Erzählungen von Gustav Meinecke. Zweiter Band. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. O. J.

Metzke. — Vom Lenz zum Herbst. Gedichte von Julius Metzke. Oppeln, Georg Maske. 1901.

Meyer. — Vierhundert Schlagworte. Von Richard M. Meyer. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Möhring. — Die Letzten. Von Elisabeth Möhring. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

du Moulin-Eckert. — Luitpold von Bayern. Ein historischer Rückblick von Richard Graf du Moulin-Eckert. Mit vielen Textbildern, 4 Lichtdrucken und 3 Photogravüren. Zweibrücken i. Pfalz, Fr. Lehmann. 1901.

Natorp. — Was uns die Griechen sind. Akademische Festrede von Paul Natorp. Marburg, N. G. Elwert. 1901.

Niemann. — Zwei Frauen. Roman von August Niemann. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Nordermann. — Fastnachtsfreuden oder Die Stiefzwillinge. Der Komödie „Johannisfeuer“ von Hermann Sudermann II. Theil. Ein literarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-realistisch-analytisch-periodistisch-satirischer Katzenjammer in einem Acte von Hermann Nordermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Osterloh. — Das Märchen vom Glück. Schauspiel in vier Acten von Adele Osterloh. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Pfordten. — Werden und Wesen des historischen Dramas. Von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Pfungst. — Ein deutscher Buddhist. (Oberpräsidialrath Theodor Schultze.) Biographische Skizze von Arthur Pfungst. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Bildniß. Stuttgart, Fr. Frommann. 1901.

Rahmer. — Heinrich Heine's Krankheit und Leidensgeschichte. Eine kritische Studie von S. Rahmer. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Rigal. — Le théâtre français avant la période classique. Par Eugène Rigal. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Rom und die Campagna. Von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen, 61 Ansichten (Meyer's Reisebücher). Leipzig und Berlin, Bibliographisches Institut. 1901.

Rompel. — Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges. Bilder und Skizzen von Frederik Rompel. Mit einer Einleitung von Albert Pfister. Mit 22 Porträts, 24 ganzseitigen und 73 Textbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart, Anton Hoffmann. O. J.

Rühl. — Briefe und Actenstücke zur Geschichte Preussens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlass von T. A. v. Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Zweiter Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Schenck. — Zu Haus. Schleswig-Holsteinische Novellen von Luise Schenck. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Schröder. — Periculum in mora. Weiteres zur Oberlehrerfrage von Heinrich Schröder. Zweite Auflage. Schalke i. Westf., E. Kannengießer. 1901.

Schubin. — Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen von Ossip Schubin. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Schultz. — Paraphrasikon. Didaktische Dichtungen über Erziehung und Unterricht. Von Adolf Schultz. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Shakespear's Macbeth. Tragödie in fünf Acten, übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Hermann Conrad. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Sosnosky. — Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnosky. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. 1901.

Sprecher. — Donna Ottavia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. Von Joh. Andr. von Sprecher. Dritte Auflage. Basel, Adolf Geering. 1900.

Staedler. — Die Oden des Horaz. In Reimstrophen verdeutscht und zu einem Lebensbilde des Dichters geordnet. Von Karl Staedler. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Steinweg. — Burenlieder. Zeitgemäße Gedichte von Emil Steinweg. Zweite, umgeänderte und ergänzte Auflage. Marienburg, H. Stamm. 1900.

Stern. — Die allgemeinen Principien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis. Vortrag von Wilhelm Stern. Berlin, Ferd. Dümmler. 1901.

Stern. — Die psychologische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere in Deutschland. Von L. William Stern. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Studia sinaitica. No. IX. Select narratives of holy women from the Syro-antiochene or Sinai palimpsest. Edited by Agnes Smith-Lewis. Syriac text. — No. 10. Translation. London, C. J. Clay & Sons. 1900.

Szczepánski. — Spartaner-Jünglinge. Eine Cadettengeschichte. Von Paul von Szczepánski. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Teichert. — Auf den Spuren des Genius. Eine Dichtung aus Italien und dem Orient. Von Adolf Teichert. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft. O. J.

Thode. — Kunst, Religion und Cultur. Von Henry Thode. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Tolstoi. — Aufruf an die Menschheit. Vom Grafen Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Tovote. — Frau Agna. Roman von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Türck. — Eine neue Faust-Erklärung. Von Hermann Türck. Berlin, Otto Elsner. 1901.

Urban. — Richard Strauß. Von Erich Urban. Berlin, Gose und Tetzloff. 1901.

Verhaeren. — Petits légendes. Par Ém. Verhaeren. Bruxelles, Edm. Deman. 1900.

Vögtlin. — Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin. Zürich, Müller, Werder & Co. 1901.

Voigt-Diederichs. — Unterstrom. Gedichte von Helene Voigt-Diederichs. Der Buchschmuck von J. C. Cissarz lehnt sich landschaftlich an Schleswig-Holstein, die Heimath der Dichterin. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Volbehr. — Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtniss des 18. Jahrhunderts. Von Theodor Volbehr. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Voß. — Der Adonis vom Molarathal und andere Novellen von Richard Voß. Illustrirt von Carl Zopf. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Waag. — Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Paul's „Deutschem Wörterbuch“ in den Hauptercheinungen dargestellt. Von Albert Waag. Lahr i. B., Moritz Schauenburg. 1901.

Walcker. — Priesterherrschaft oder Laienherrschaft. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eugel. 1901.

Weis-Liebersdorf. — Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. Von J. E. Weis-Liebersdorf. In zwei Theilen. Mit über 100 Illustrationen nach Originalphotographien. Erster Theil. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft M. B. H. 1901.

Wermbter. — Die höhere Schullaufbahn in Preussen, statistisch beleuchtet von H. Wermbter. Zweite Auflage. Schalke, E. Kannengiesser. 1901.

Wille. — Offenbarungen des Wachholderbaumes. Roman eines Allsehers. Zwei Bände. Den Buchschmuck zeichnete Fidus. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Witt. — Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Von Otto H. Witt. Berlin, Rudolf Mückenberger. 1901.

Wittenbauer. — Schnabelwetze. Zeitmärchen von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Carl Konegen. 1901.

Wolff. — Preußens Werdegang. Festrede von Walther Wolff. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1901.

Wolff. — Socialer Geist. Sein Wesen und seine Bedeutung. Von Karl Wolff. Mannheim, Ernst Aletter. 1901.

Wörner. — Orchideen im Lößgrund. Geschichten vom Kaiserstuhl von Pauline Wörner. Freiburg i. B., Paul Waetzel. 1901.

Zeitlexikon. — Herausgegeben von Maximilian Krauß und Ludwig Holthof. Erstes Heft. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1901.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Der Samariter.

Von
Ernst Heilborn.

I.

Von seiner Wohnung, die in der Königin-Augustastraße zu Berlin, dicht bei der Schellingstraße, belegen war, ging er langsam den Kanal entlang, dem Hafenplatz zu. Er hatte diesen Entschluß nun seit Tagen gefaßt, Alles überlegt und vorbereitet, und nun, da er ihn ausführen sollte, bangte ihn doch.

Es war ein milder Octoberabend. Auf den Dämmen standen Wasserlachen, und das Trottoir schimmerte feucht. Der Wind fuhr ihm entgegen, doch war's ein warmer Südwind. Er knöpfte den Mantel auf und schob den weichen Hut aus der Stirn. Das that ihm wohl.

Und dann blickte er wieder in das Wasser des Kanals, in dem die Lichter der Laternen gelbe Streifen zogen, den Grund suchend, als wollten sie den erleuchten. Und wieder schien ihm das dunkle, graue Wasser, das sich langsam, träge fortbewegte, ein Abbild all' des Großstadtelends, das sich auch langsam, träge fortbewegte und seine Opfer verschlang und wuchs und neue Opfer in seine schmutzigen Tiefen zog, und Niemand war da, ihm Einhalt zu gebieten.

Er raffte sich auf, er ging schneller. War's auch nur ein schwacher Versuch, er wollte ihn wagen. Wurde er verspottet, so hatte er wenigstens seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Auch wird man immer ausgelacht, wenn man Recht hat.

Vor allen Dingen, sagte er sich, zuvörderst eine ruhige, sachliche Darlegung dieser Zustände. Die sollte den Leuten warm machen. Er griff in die Rocktasche, ob seine Disposition noch da wäre. Sie war noch da.

Aber wie dann den Uebergang finden? Das war die große Schwierigkeit. Er mußte die Vereinsthätigkeit im Allgemeinen loben. Das ging, das würde noch ganz unauffällig sein.

Er beschleunigte abermals seinen Schritt, ging über die Möckernbrücke und bog in die Großbeerenstraße ein. Kammergerichtsraths Schmidt, bei

denen das „ethische Kränzchen“ heute zusammen kommen sollte, wohnten in der Teltowerstraße. Sie zogen sehr oft um, die Schmidts; principiell, so oft sie gesteigert wurden. Aber sie blieben stets in der Gegend, in der Berlin W. eben und sänftiglich sich in das SW. hinüber gefunden hat.

Wie er den letzten Theil, den entscheidenden, einleiten sollte — das hatte er absichtlich nicht überlegt. Er wollte auch jetzt daran nicht denken. Das mußte der Augenblick geben. Vorzubereiten war so etwas nicht.

Er hatte die Klingel in dem Hause der Teltowerstraße gezogen, und die Portierfrau, Inhaberin zugleich eines Lampengeschäfts, hatte ihn stumm gemustert. Da er nun die Treppe hinauf stieg, bei deren Schmuck und Ausbau eine Maurermeisterphantasie Orgien gefeiert hatte, und sein Blick auf die bunte, wohlfeile Germania auf dem Treppenfenster fiel, war ihm plötzlich, als wäre zwischen seinem Empfinden und dem der Leute, zu denen er sprechen sollte, eine Kluft befestigt. Sociale Bestrebungen wirkten auf sie wie auf den Stier das rothe Tuch; oder schlimmer: sie wirkten lächerlich. Das war ihm oft genug zu seinem Leidwesen entgegen getreten.

Das Dienstmädchen, eine frühreife Fünfzehnjährige, hatte ihm geöffnet. Vor dem Spiegel war er flüchtig mit der Bürste über sein blondes Haar, das einen gewissen Commisschwung nie verleugnen wollte, und seinen spärlichen blonden Vollbart gefahren. Das lange Herumbasteln an der Toilette vor dem wartenden Mädchen war ihm zuwider. Mit Schrecken sah er eben noch im Spiegel, daß er wieder im Begriff stand, über und über roth zu werden, dann öffnete sich vor ihm die verhängnißvolle Thür.

„Ah! unser Herr Redner — seien Sie mir herzlich willkommen,“ sagte Kammergerichtsrath Schmidt, der ihm entgegen gegangen war. „Herr Dr. Heuser — aber ich habe Sie wohl nicht mehr vorzustellen.“

Sie, die Räthin, deren hageres Gesicht Schönheit nie getrübt hatte, kam ihm nicht entgegen. Sie ließ sich suchen. Sie war die Tochter des berühmten Aegyptologen Rehm! Und was war ihr das ganze „ethische Kränzchen“? Zu ihren wirklichen Gesellschaften stellten sich regelmäßig zwei Excellenzen ein.

Wie er nun aber auf sie zueilte, sie zu begrüßen — er war inzwischen dunkelroth geworden — gönnte sie ihm doch den freundlichen Blick, den sie sich in ihrer dauernden Praxis als Vermittlerin zahlreicher Wohlthätigkeitsbillets wohl oder übel hatte angewöhnen müssen.

Das Zimmer war so eng, daß es wirklich eine Kunst war, sich glücklich überall da durchzuschiffen, um Jedem gerecht zu werden. Und schon standen die Stühle in verfänglichem Halbkreis. Inmitten dieses Kreises erkannte Dr. Heuser zu seinem Unbehagen den Nähtisch der Hausfrau, dessen ursprüngliche Bestimmung eine grüne Sammetdecke nur unvollkommen verhüllte, darauf die Clavierlampe nebst einem Glas Wasser, davor ein Stuhl — sein Richtplatz. Ein Glas Wasser, dachte Dr. Heuser — wie thöricht!

„Was werden Sie uns denn heute vorbringen?“ fragte Herr Borchardt und schlug ihm jovial auf die Schulter. Herr Borchardt schwebte gewissermaßen wohlwollend und unparteiisch über dem gesammten Kränzchen, denn

nach stillschweigender Uebereinkunft war er ein für allemal von der Verpflichtung, seinerseits einen Vortrag halten zu müssen, entbunden worden. Dem Selbsterhaltungstrieb der Gesellschaft verdankte er das.

„Ich dachte über die Lage der Confectionsarbeiterinnen zu sprechen."

„Ei, ei, das wird ja sehr pikant werden," meinte Herr Borchardt.

Fräulein Schindler, die hinzu getreten war — sie war Oberlehrerin und beschäftigte sich viel mit Weltanschauung — sagte: „Da müssen wir uns wohl darauf gefaßt machen, sehr Trauriges zu hören. Aber daß die Loose ungleich vertheilt sind, und daß wir Alle hier auf Erden leiden müssen, ist gewiß im Zweck der Schöpfung."

„Zweck?" fragte Dr. Heuser unwillig. Aber er hörte nicht, was Fräulein Schindler ihm entgegnete, er hörte statt dessen die scharfe Stimme der Hausfrau: „Ich denke, wenn es Ihnen recht ist, können wir nun beginnen."

„Fräulein Wolf fehlt uns noch," sagte der Hausherr gütig.

„Auf Fräulein Wolf brauchen wir nicht zu warten," tönte die scharfe Stimme zurück.

Der Kammergerichtsrath setzte sein freundlichstes Anwaltsgesicht auf, um vor dem höchsten Richter für Fräulein Wolf zu plaidiren. Er wurde der Mühe überhoben, denn eben öffnete sich die Thür wieder, und bescheiden, lautlos glitt die Vermißte auf die gestrenge Hausfrau zu.

Und dann saß Dr. Heuser an dem Nähtisch, vor der Lampe und dem Glase Wasser. Ihm gegenüber auf dem grünen, gepreßten Sammetsopha, über dem die „Zerstörung Jerusalems" von Kaulbach hing, erkannte er die Hausfrau und ihr zur Seiten Frau Rechtsanwalt Dannenberg nebst Frau Borchardt. Die zeichneten sich deutlich, majestätisch ab. Die Uebrigen alle verschwammen vor seinen Augen.

Und wieder hörte er die Stimme des Hausherrn: „Herr Dr. Heuser wollte die Güte haben, uns über die Lage der Arbeiterinnen in der Mäntel- und Kleiderconfection zu belehren." Er sah noch, daß bei dem Wort „belehren" ein ironisches Lächeln um die Lippen des Oberlehrers Professor Dr. Moller zuckte, dem nichts Wissenswerthes fremd war, und dann — hörte er seine eigne Stimme.

Sie klang ihm etwas unruhig und vibrirend zuerst, aber er wurde sicherer und ruhiger. Er gewann die Ueberzeugung, gut zu sprechen. Es glückte ihm, die Lage der Confectionsarbeiterinnen so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit war: trostlos. Und das bewies er ziffernmäßig. Was er bei Recherchen selbst gesehen hatte, gelang ihm, seinem eigenen Eindruck nach, ganz packend darzustellen.

Und dann, ja dann kam das, was er über die Vereine zu sagen hatte. Auch da standen persönliche Erfahrungen ihm zu Gebote. Das Publicum unterschätzte im Allgemeinen, wie viel Segensreiches da doch geleistet wurde. Segensreiches auch, vielleicht vor Allem, für die Gebenden.

In diesem Augenblick wurde er von der Hausfrau insgeheim für die nächste Serie Wohlthätigkeitsbillets vornotirt — eine Auszeichnung, die ihm freilich entgehen mußte. Dafür fühlte er, daß sich die klugen Augen der

Tochter des Hauses, eines lieben, jungen Mädchens, bewundernd auf ihn richteten. Und das gab ihm neue Kraft.

Er fand sich in ein schönes Pathos hinein. Er schilderte das Ideal, das ihm vorschwebte: Selbsthülfe. Dazu aber mußten diese Arbeiterinnen und ein großer Theil der Arbeiterschaft überhaupt erst noch erzogen werden. Jahrzehnte würden darüber vergehen. Was der Gegenwart noth that, war Nächstenhülfe. Staatshülfe verdammte er von Grund aus. — Das „ethische Kränzchen" war ergriffen.

Er selbst aber war mit seinen Gedanken zu Ende, und der entscheidende Uebergang, den der Augenblick geben sollte, stellte sich nicht ein. Die drei letzten Sätze hatte er mit andern Worten schon zweimal wiederholt; er stockte. Da erblickten seine hülfesuchenden Augen das Glas Wasser, das vor ihm stand, und das er vorher in seiner Bedeutung so schmählich unterschätzt hatte, und er trank davon. Und dann, wieder nach einer Pause und wieder mit sehr unsicherer Stimme, fuhr er fort:

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen, meine geehrten Damen und Herren, einen Vorschlag zu unterbreiten. Es ist sehr kühn von mir, aber vielleicht — vielleicht lassen Sie den guten Zweck als Entschuldigung dienen. Ich meine, als Entschuldigung für mich. Ich wollte mir erlauben, Ihnen vorzuschlagen" — er machte wieder eine Pause und sagte dann kaum hörbar — „einen Verein zu gründen."

In diesem Augenblick war Niemand im „ethischen Kränzchen", der nicht die Ueberzeugung hegte: der junge Mann, der da am Nähtisch von Frau Kammergerichtsrath Schmidt sitzt, der Dr. Heuser, leidet an Gehirnaffectionen. Der Oberlehrer Professor Dr. Moller schneuzte sich.

Er aber dachte: nun ist es heraus, das Schlimmste ist überstanden, und muthiger und sicherer fuhr er fort: „Neben den vielen Vereinen, die wir haben, ist einer, der uns fehlt. Ich meine, wir haben sehr viel Vereine, aber einer fehlt uns ganz. Die Nothleidenden wissen in den meisten Fällen nicht, welche Hülfen zu ihrer Verfügung stehen. Oder sie wenden sich an die falschen Vereine. Oder sie schlagen unzweckmäßige Wege ein.

„Der Verein, den ich in Anregung bringen möchte, wäre eine Art Auskunftsstelle. Die Armen, die zu uns kämen, würden keine Kleider, kein Brot von uns erhalten, aber — guten Rath. Und der ist manchmal nothwendiger und nützlicher als beides. Wir würden ihnen sagen, nachdem wir uns über ihre Verhältnisse Gewißheit verschafft: ‚wendet Euch da und da hin.' Im Einzelfall würden wir sogar das Bittgesuch für sie aufsetzen. Immer aber könnten wir hinzufügen: Wir haben untersucht, es verhält sich wirklich so.

„Die Hauptschwierigkeit wäre die: wie machen wir unter den Armen Berlins das Bestehen einer solchen Auskunftsstelle bekannt?"

Herr Borchardt dachte an die Kosten seiner letzten Wellblechreclame und lächelte.

Dr. Heuser aber fuhr fort: „Ich sehe diese Schwierigkeit wohl, doch glaube ich, sie ist zu überwinden. Gerade unter den Armen spricht so etwas sich herum. Und wenn wir aus den kleinsten Anfängen geduldig uns empor

arbeiten, wird das Bekanntwerden ganz von selbst sich geben. Die meisten Vereine fangen viel zu großartig an; sie sind dann immer in pecuniärer Verlegenheit und auf fremde Hülfe angewiesen. Wir müßten auf uns selbst bestehen."

Seine blauen Augen leuchteten: „Ich glaube, wir Alle haben das ‚ethische Kränzchen' lieb. Wäre es da nicht schön, wenn wir, die wir uns zu gemeinsamer Belehrung so oft zusammen gefunden haben, auch in gemeinsamer Arbeit zusammen ständen? Einzelne von uns haben Zeit, die könnten für die Uebrigen eintreten. Das Werk, es könnte nicht mißlingen. Vielleicht fände sich auch ein junger Arzt, ein junger Jurist, die in unserer Auskunftsstelle medicinische, juristische Rathschläge gäben. Vielleicht wäre es uns das eine oder andere Mal möglich, Arbeit zu vermitteln. — Sie wissen, was das heißt: Arbeit vermitteln können."

Er hatte geendet. Eine Pause trat ein. Da Alle schwiegen, sagte er — und wurde dabei wieder über und über roth: „Ich bin zu Ende. Nur eine Anregung wollte ich geben."

Herr Kammergerichtsrath Schmidt erhob sich: „Ich glaube, es ist in Ihrer Aller Sinne, wenn ich unserm Herrn Vortragenden für seine interessanten und belehrenden Ausführungen meinen herzlichsten Dank ausspreche. Die Discussion ist eröffnet."

In diesem Augenblick wußte Dr. Heuser, daß sein Vorschlag nie verwirklicht werden würde. Seine Augen suchten Fräulein Schmidt, um bei ihr wenigstens ein Einverständniß zu finden, aber sie vermied es offenbar, ihn anzusehen.

Herr Kammergerichtsrath Schmidt hatte inzwischen sich umgeschaut: „Herr Hülfsprediger Wernecke hat das Wort."

Ein schmächtiger, junger Mann mit glatt gescheiteltem, braunem Haar und goldener Brille erhob sich und sagte sehr bescheiden: „Der Vortrag, den wir eben gehört haben, hat uns wohl Alle überrascht. Er war sehr anders als Alles, was wir bisher hier vernommen haben. Er brachte einen praktischen Vorschlag. Und im Sinne unseres Vortragenden möchte ich Sie bitten: sehen wir einmal von der theoretischen Erörterung ab. Lassen Sie uns darüber reden, ob dieser Vorschlag zu verwirklichen ist, und zwar durch uns. Mir selbst — ich hatte ja manche Gelegenheit, auf diesem Gebiet mich umzuthun — scheint er sehr beachtenswerth; ich halte ihn für durchführbar."

Daß ihm von der Seite Unterstützung kommen würde, hätte Dr. Heuser für möglich nie gehalten. Nun hieß es: „Herr Borchardt hat das Wort."

Herr Borchardt machte mit der Rechten eine rednerische Geste, die damit endete, daß seine Hand in der Hosentasche sich vergrub, blieb sitzen, die Beine über einander geschlagen, und sagte: „Was Herr Dr. Heuser uns heut' Abend gesagt hat, ist gewiß sehr schön und löblich. Geradezu großartige Gedanken. Aber er wird es mir nicht übel nehmen, wenn wir, die wir im Leben stehen, rund heraus erklären" — in diesem Augenblick wurde ein leises Räuspern vernehmbar — Herr Borchardt nahm die Hand aus der Tasche, setzte die Beine decent neben einander und fuhr fort: „Ich wollte sagen, wenn wir,

die wir im Leben stehn, erklären: es ist vielleicht fraglich, ob es uns gelingen wird, das Alles so zu realisiren. Jawohl, fraglich ist es," setzte er mit großer Sicherheit hinzu. „Aber, wir wollen dem Versuch — und ich hoffe, daß Sie Alle darin mit mir überein stimmen — unsere Kräfte weihen. Wir wollen thun, was wir thun können. Es ist ein sehr schönes Unternehmen, ein gutes Unternehmen, sag' ich."

Das leise Räuspern, das Herrn Borchardt's Rede unterbrochen und ihr eine so überraschende Wendung gegeben, hatte gleichzeitig die Physiognomie der ganzen Gesellschaft verwandelt. Das „ethische Kränzchen" war begeistert, es strahlte. Und es war nur eine Bestätigung dieses leisen Räusperns, wenn Frau Borchardt sich nun erhob und sagte: „Es ist mir eine innige Freude, mit meinem lieben, guten Mann auch darin ganz überein zu stimmen. Der Vorschlag, den Herr Dr. Heuser uns gemacht hat, ist sicherlich sehr beherzigenswerth. Mir persönlich wäre es eine lebhafte Genugthuung, meine schwachen Kräfte in den Dienst dieser Aufgabe stellen zu dürfen. Jedenfalls möchte ich Sie bitten, sich für die doch nothwendigen Berathungen freundlich bewußt zu sein, daß Ihnen mein bescheidnes Heim jeder Zeit und ganz zur Verfügung steht."

Darauf Frau Kammergerichtsrath Schmidt, etwas pikirt: „Mir ist es eine besondere Ehre, daß eine so schöne Anregung wie die des Herrn Doctor Heuser in meinem Hause gegeben worden ist."

„Herr Professor Dr. Moller hat das Wort."

„Nihil humanum a me alienum est," sagte Moller; „zu deutsch: so Dein Bruder darbet, so hilf ihm. Ich selbst bin diesen Winter leider sehr in Anspruch genommen — mein Verleger schreibt mir eben, daß wieder eine neue Auflage meines Buches nothwendig geworden ist, die vierte, aber ich hoffe, daß meine bessere Hälfte mich würdig unter Ihnen vertreten wird."

Die bessere Hälfte nickte eifrig mit dem blonden Kopf, erröthete und schwieg.

Wie ein Wirbel erfaßte Dr. Heuser dieser Sturm der opferfreudigen Begeisterung. Ihn schwindelte. Von Zeit zu Zeit sah er Fräulein Schmidt's Augen huldvoll auf sich gerichtet; aber die Gestalten der drei Gewaltigen auf dem gepreßten Sammetsopha unter der „Zerstörung Jerusalems" tanzten wie Irrwische vor seinen Augen. Und doch stand das große Ereigniß des Abends ihm noch bevor. Frau Rechtsanwalt Dannenberg sprach.

Eine imposante Gestalt, mit vorzeitig ergrautem Haar. Sie besaß ein sonores Organ und war sich dessen bewußt. Und jetzt erhob sich diese imposante Gestalt. Frau Rechtsanwalt Dannenberg sprach.

Das war das Eigenthümliche ihrer Reden, mit denen sie nicht kargte: den Augenblick, in dem sie anfing, konnte Jeder bestimmen, den, in dem sie aufhören würde, Niemand, nicht einmal sie selbst. Sie war die athemreichste Vorkämpferin der Theetisch-Humanität und -Frauenbewegung. Frau Rechtsanwalt Dannenberg sprach.

Von allgemeinen, humanen Gesichtspunkten ging sie aus. Sie streifte die sociale Frage. Sie kam auf die allgemeinen, humanen Gesichtspunkte zurück.

Sie sprach von den Aufgaben der Gebildeten überhaupt. Dann im Besonderen von denen unsrer Zeit.

Sie erörterte unter diesem Gesichtspunkt die Frauenfrage gründlich. Ging auf den Beruf der Frauen auf diesem weiten Felde über. Knüpfte Hoffnungen daran. Sprach von der Brutalität und Immoralität des Männerstaates, und wie das anders werden würde, wenn erst die Frauen berufen wären, an der Gesetzgebung theilzunehmen. Betonte die Nothwendigkeit der Frauenerziehung. Rügte scharf die heutzutage übliche. Schilderte den Segen, der für junge Mädchen in praktischer Armenpflege zu finden wäre. Wie sich bei Recherchen in den Häusern der Armen ihr Kopf klären, ihr Herz weiten würde.

Sie erklärte, daß ihr der Vortrag des Herrn Dr. Heuser wie ein Geschenk gewesen wäre, wie ein Geschenk. Sie lobte seinen — des Herrn Dr. Heuser — idealen Sinn, und wie der selten wäre bei der heutigen Jugend. Drückte ihr Erstaunen darüber aus, daß Dr. Heuser gerade Gedanken ausgesprochen hätte, die sie schon immer gehegt, auch ihren Freundinnen gegenüber oftmals betont hätte. Freute dieser Uebereinstimmung sich und überließ ihm neidlos die Priorität. Betonte ihr Einverständniß mit der Ausführung dieser Gedanken im Allgemeinen, erbat sich, Bedenken im Einzelnen bei späteren Zusammenkünften geltend machen zu dürfen.

Und Frau Rechtsanwalt Dannenberg setzte sich.

Die Idealisten des „ethischen Kränzchens“ waren nach dieser Rede sich bewußt, daß Frau Rechtsanwalt Dannenberg erste Vorsitzende des neuen Vereins werden müßte. Die Realisten hielten Frau Borchardt aus schwerwiegenden Gründen für sehr viel geeigneter. Frau Kammergerichtsrath Schmidt dachte an sich selbst.

Zu der von Frau Dannenberg neu angeregten Discussion aber kam es nicht. Schon während der zweiten Hälfte ihrer Ausführungen war die Hausfrau unruhig auf ihrem Sophaplätzchen hin und her gerutscht. Nun die Rede zu Ende war, erklärte sie hastig, daß es leider unmöglich sei, noch weiter zu discutiren, da ein bescheidenes Butterbrot warte, und sie bat die Herrschaften zu Tisch.

Unter den Letzten, die sich von ihren Plätzen erhoben, war Dr. Heuser. Er war eben im Begriff, sich an Fräulein Schmidt zu wenden, um sie, wie so oft schon, zu Tisch zu führen, als es sich ihm vergegenwärtigte, daß Fräulein Wolf das letzte Mal keinen Herrn gefunden hatte. Und das: „Auf Fräulein Wolf brauchen wir nicht zu warten!“ klang ihm noch durch all' die innere Aufregung hindurch häßlich in den Ohren. So wandte er sich an Fräulein Wolf und bat sie zu Tisch.

Mit ihr beschloß er den Zug der Paare. Das Eßzimmer, in das sie eintraten, diente in seinen Mußestunden als Kinderzimmer zugleich. So zeigte sein Möblement einen Januskopf. Einerseits prangte da allerdings das Buffet. Aber zwischen dem und der Thür, die in den hinteren Corridor führte, graste friedlich ein Schaukelpferd. Und ihm zu Häupten Stollwerck's Chokoladenuhr. Die Schmidts wußten, daß man seine Gäste auszeichnet, wenn man ihnen seine Häuslichkeit öffnet, wie sie nun einmal ist. „Ein

Kammergerichtsrath ist kein Bankier," pflegte Frau Schmidt zu sagen. Und sie war die Tochter des berühmten Aegyptologen Rehm.

Dieser Weltanschauung der Hausfrau entsprach denn auch die Tafel inmitten des Zimmers. Es war eine sehr lange Tafel, mit weißem Tischtuch bedeckt, und darauf standen weiße Teller. Zu Häupten jedes Tellers eine Flasche Bier. Oben aber und unten war je eine Flasche Wein postirt. Völlig ungenirt konnte man somit fragen: „Wünschen Sie Wein oder Bier?" Worauf dann Jeder aus Bescheidenheit versicherte, er zöge Bier unendlich vor. Herr Borchardt nur hatte einmal für den Rothwein sich entschieden. Seitdem aber trank auch er nur Bier. Nicht als ob man ihm den Wein mißgönnt hätte; durchaus nicht. Er erklärte von nun an, daß Bier ihm bekömmlicher sei. Und das entsprach sehr wohl der Wahrheit.

Ganz unten an der Tafel hatte Dr. Heuser mit Fräulein Wolf Platz gefunden. Das aber hatte er doch noch einzurichten gewußt, daß Fräulein Schmidt wenigstens zu seiner Linken saß. Hülfsprediger Wernecke hatte sie zu Tisch geführt.

Sehr lebhaft zog ihn Fräulein Schmidt sogleich ins Gespräch, an dem sich ihr Nachbar auch betheiligte. Ganz entzückt war sie von dem Gedanken, den Dr. Heuser angeregt hatte, und brannte darauf, ihn verwirklicht zu sehen. Nach socialer Hülfsthätigkeit hatte sie längst sich gesehnt. Oder ob Dr. Heuser etwa auch der Ansicht sei, daß ein junges Mädchen ihre Zeit mit Nichtsthun und Kochenlernen und Gesellschaftenbesuchen hinbringen müsse? — Aber natürlich, sie denke sich solche ernsthafte Vereinsthätigkeit sehr schwierig. Ob Dr. Heuser sich ihrer und der Anderen annehmen wolle, sie gründlich in die Schule zu nehmen? Sehr ungeschickt würde sie sich sicherlich dabei anstellen.

Der erste Gang — es gab ein Mittelding zwischen deutschen Beefsteaks und Bouletten — war bereits abservirt worden, als Dr. Heuser sich endlich aus den Banden dieser Unterhaltung, die ihn interessirte, los machte, um seiner Tischdame sich zuzuwenden. Er richtete an sie, die stumm da saß, irgend eine gleichgültige Frage, um ein Gespräch in Fluß zu bringen.

Fräulein Wolf mochte es nicht entgangen sein, daß es ihm schwer wurde, die Unterhaltung, die er eben führte, abzubrechen. Sie beantwortete seine Frage nicht. Mit einem eigenthümlichen Zucken um ihre schmalen, blassen Lippen sagte sie: „Sie sind wohl sehr mitleidig?"

„Mitleidig!" fuhr Dr. Heuser auf. „Ich bitte Sie, nennen Sie mir nicht das Wort! Wir haben gar kein Recht, mitleidig zu sein. Wir haben die Verpflichtung, den socialen Ungerechtigkeiten abzuhelfen. Das ist einfach unsere Pflicht und Schuldigkeit. Ich bin nicht mitleidig, im Gegentheil; hartherzig bin ich. Ich könnte einer Hinrichtung beiwohnen, ohne Weiteres. Aber das hindert mich nicht, das zu thun, was uns Allen obliegt."

„So meine ich es auch nicht," sagte sie.

„Sondern?"

Wieder zuckte es um ihre Lippen. Es sollte wohl ein kühles und abweisendes Lächeln sein, aber es war nur ein schmerzliches. — „Daß Sie sich meiner so anzunehmen suchen."

Das Wort traf ihn, daß er zusammenzuckte. Bis an die Haaransätze wurde er roth. Dann stotterte er: „Das thu' ich doch nicht. Und wenn ich es thun dürfte" — aber er brachte die höfliche Wendung, die er ihr hatte sagen wollen, nicht heraus. Ein Etwas in ihren Augen hinderte ihn daran. Und dann schwiegen sie beide.

Nach einer Weile fragte er sie: „Wie denken Sie über unsern Verein?"

„Offen gestanden, gar nicht."

„Das heißt, der Gedanke ist Ihnen unsympathisch?"

„Unsympathisch? Wie sollte er das sein? Ich verstehe von diesen Dingen nichts. Sie mögen ihren Werth und ihre Bedeutung haben. Nur nicht für mich."

„Sie sind sehr in Anspruch genommen?"

„Nein. Durchaus nicht. Ich bin den ganzen Tag mit meiner Mutter zusammen. Ich thue eigentlich nichts."

„Und fühlen sich wohl dabei?"

„Sehr." Es klang das schroff. Sie hatte wohl das Gefühl, in ihrem Vertrauen schon zu weit gegangen zu sein.

„Das glaube ich Ihnen nicht."

Eine herbe Erwiderung lag ihr auf der Zunge, aber es war etwas so Kindliches in seinen Zügen, daß sie ihn nicht verletzen mochte. So sagte sie nur mit einem Lächeln: „Das muß ich sehr bedauern."

„Und wenn ich Sie nun herzlich bäte, sich uns nicht zu entziehen?"

Eine leichte Röthe glitt über ihr Gesicht. Ueber dies unschöne und vorzeitig altjüngferliche Gesicht, an dem nichts Anziehendes war als die weichen, leicht gewellten, röthlichbraunen Haare und von Zeit zu Zeit der Augenausdruck.

„Ich bitte Sie, nehmen Sie an unserm Unternehmen Theil."

„Ich weiß ja nicht einmal, ob es meiner Mutter recht wäre."

„Sie leben mit Ihrer Frau Mutter allein? Ihr Herr Vater ist gestorben?"

„Ja."

„Schon längere Zeit?"

„Ja. Ich —" sie schien von dem Thema loskommen zu wollen, so daß es sogar ihm, den Menschenkenntniß nicht beschwerte, auffiel.

„Würden Sie mir gestatten, persönlich die Erlaubniß Ihrer Frau Mutter einzuholen?"

Sie sah ihn befremdet an. „Wenn Sie es wünschen? Aber ich begreife nicht —"

„Und werden Sie einwilligen, wenn Ihre Frau Mutter Ja sagt?"

Wieder lag etwas kindlich Bittendes in seinen blauen Augen, daß sie nicht anders konnte als seine Frage bejahen, trotzdem es sie in demselben Augenblick schon reute. „Uebrigens, sind Sie sich so gewiß, daß der Verein zu Stande kommen wird?"

„Wie sollte ich nicht?" fragte er naiv. „Aber ich denke daran, den Angriff in Ihr eigenes Land zu spielen, und weiß noch nicht einmal, wo Sie wohnen."

„In der Schellingstraße,“ sagte sie, offenbar unangenehm berührt von der Frage. Nur ihm entging das.

„Aber da sind wir ja beinah Nachbarn,“ lachte er fröhlich.

Inzwischen war kalter Aufschnitt vorüber defilirt, nach ihm eine Baisertorte. Es war ihm aufgefallen, daß Fräulein Wolf von allen Gerichten beinah nur die Torte angerührt hatte, — ein Geschmack, den er mißbilligte und dessentwegen er sie zur Rede stellen wollte. Doch gab die Hausfrau schon das Zeichen zum Aufstehen, und Fräulein Schmidt sagte ihm, vielleicht ein wenig pikirt: „Sie haben sich ja sehr lebhaft unterhalten.“

Wieder kehrte man in die gute Stube, zu den gepreßten Sammetmöbeln und der Zerstörung Jerusalems zurück. Die Stühle waren inzwischen aus ihrem Kreisbann erlöst worden, der Nähtisch an das Fenster in den Schatten einer ungeheuren imprägnirten Palme gerückt.

Man unterhielt sich zwanglos, stehend, sitzend. Die Zweitheilung von rauchenden Herren und sich langweilenden Damen war bei den Schmidts verpönt. Es gab bei ihnen keine Cigarren, — der gesellschaftlichen Bildung halber.

Viel Liebenswürdigkeiten wurden Dr. Heuser gesagt. Nur das, was er zumeist zu hören begehrte, die Fortsetzung der Discussion, die Erörterung des Wie's der Gründung, davon war nichts zu vernehmen. Er überlegte rathlos, wie er noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenken könnte, aber er hatte das richtige Gefühl: von ihm durfte das ein zweites Mal nicht ausgehn.

Man war schon im Begriff, aufzubrechen, als dieser ihm heut ganz unbegreifliche Hülfsprediger Wernecke ihm noch einmal zu Hülfe kam. „Meine Herrschaften,“ sagte er mit erhobener Stimme, „wir haben noch nichts über die nächsten Berathungen unseres Vereins beschlossen.“

„Ja so,“ sagte Frau Borchardt, schon im Fortgehn. „Es ist dann wohl das Einfachste, Sie gestatten mir, Sie Alle zum nächsten Sonntagvormittag zu mir zu bitten.“

„Wir bitten dann also, um zwölf Uhr,“ fügte Herr Borchardt hinzu. „Frühstück brauchen Sie sich nicht mitzubringen.“ Und ehe noch eine Entgegnung möglich, waren sie beide verschwunden.

Als Dr. Heuser sich nach seiner Nachbarin umsah, sie nach Hause zu geleiten, war sie bereits gegangen. Vielleicht hatte sie gerade das vermeiden wollen. So verabschiedete er sich selbst und machte sich allein auf den Weg.

Ueber den Himmel flogen, an dem Mond vorüber, in gespenstischer Eile hellgraue Wetterwolken, und feuchter noch glänzten Trottoir und Häusermauern. Vielleicht hatte es inzwischen nochmals geregnet. Aber ganz milde, naßwarm war die Luft, und tief sog er sie, langsam schreitend, ein.

Er wunderte sich, daß ihn der Erfolg des Abends, dieser so heiß ersehnte Erfolg, so wenig beschäftigte. Er war offenbar zu müde, um darüber nachzudenken. Aber immer hörte er eine Stimme fragen: „Sie sind wohl sehr mitleidig?“ . . . Und dann wieder: „Auf Fräulein Wolf brauchen wir nicht zu warten.“

Er begriff nicht, was seine Gedanken an dieses gewiß doch gänzlich gleichgültige Fräulein Wolf bannte. Das heißt, — sie hatte ihre eignen Ansichten, sprach sie als etwas ganz Selbstverständliches aus. Er hatte ihr gegenüber den Eindruck empfangen: eine Persönlichkeit.

Und — sie that ihm leid. Sie fühlte sich offenbar nicht glücklich in diesem „ethischen Kränzchen". Wer wollte sagen, ob sie überhaupt glücklich war? Sie sah nicht danach aus. Eine Glückliche altert nicht vorzeitig. Und diese arme, magere Gestalt! Dabei war sie vielleicht nicht einmal unschön. Nur die Nase gab diesem Gesicht das Reizlose.

Einen Augenblick stellte er sich Fräulein Wolf als seine Lebensgefährtin vor. — Was das „ethische Kränzchen" dazu wohl sagen würde? Er mußte selber lachen.

Aber wahrlich, er sehnte sich danach, der Einsamkeit enthoben zu sein. Nicht mehr Abends allein in diese große, verlaßne Wohnung heimkehren müssen. Sondern Arm in Arm mit einem geliebten Wesen, dem man sich anvertrauen könnte. Mit dem man Alles besprechen dürfte. — Ob Fräulein Schmidt wohl die Rechte wäre? Sie theilte wenigstens seine Interessen und Anschauungen.

Wie lange hegte er den Wunsch schon, sich zu verheirathen! Und nun, da seine Eltern gestorben waren und er Herr seines Vermögens, stand dem nichts mehr entgegen. Nur hatte sein Herz noch nicht gesprochen.

„Auf Fräulein Wolf brauchen wir nicht zu warten" . . .

Er war bei seiner Wohnung angelangt, und nun sah er etwas Wunderbares. Plötzlich schien das eine seiner Fenster ganz hell erleuchtet und dann das nächste und dann wieder das nächste und so fort, und dann mit einem Mal war Alles wieder dunkel.

Er hatte nicht bemerkt, daß in seinem Rücken die übermäßig helle Laterne eines lautlos gleitenden Rades den Widerschein geworfen hatte.

Aber seine Phantasie war durch die Eindrücke des Abends so angeregt, daß die Erscheinung ihn beschäftigte. Ganz gespenstisch muthete es ihn an. War das eine Vorbedeutung? Sollten Licht und Liebe einkehren bei ihm, in seiner düstern Wohnung?

II.

Es war an jenem Sonntagmorgen, an dem die erste, constituirende Versammlung des neuen Vereins bei Borchardts stattfinden sollte. Dr. Heuser saß an seinem Schreibtisch, einem alten, schönen Mahagonischreibtisch mit Aufsatz, und durchlas nun bereits zum dritten Mal die Seiten eines kleinen Ausgabenbuchs. Aergerlich warf er es dann bei Seite und sprang auf. Er ging in seinem Zimmer hin und her. Das beruhigte ihn. All' die altgewohnten Gegenstände seiner Umgebung, an denen sein Blick doch halb nur hing, übten auch heute die liebe, sänftigende Macht auf ihn aus.

Uebermäßige Helligkeit ist nicht eben unbedingte Eigenschaft Berliner Parterrewohnungen. Dr. Heuser's Räume aber hatten etwas ausgesprochen Düsteres. Dennoch hatte er nie daran gedacht, diese Wohnung — die Wohnung

seiner Eltern — aufzugeben. Vielleicht war ihm die Dunkelheit nicht einmal unsympathisch. Jedenfalls beherbergten diese Räume viele liebe, liebe Erinnerungen.

Er öffnete die Thür zum Nebenzimmer, zum ehemaligen Wohnzimmer seiner Mutter. Da stand noch jedes Möbel, wie es zu ihren Lebzeiten gestanden hatte. Unmodern das Alles, doch vornehm geblieben. Eine düstere Vornehmheit. Der tiefrothe Plüsch der Möbel war eher noch dunkler geworden, und in schweren, gefütterten Vorhängen fingen sich die Lichtstrahlen, die trotz der Bäume vor dem Hause den guten Willen hegten, dies Zimmer zu erhellen. Doch paßte das Alles zu dem Eindruck der beiden Oelbilder, die über dem Sopha hingen.

Er trat auch jetzt vor diese Bilder. Sein Vater, seine Mutter! Etwas Strenges lag in Haltung und Gesichtsausdruck dieser Frau, etwas Abweisendes, Kühles. Er mußte daran denken, wie sie immer vom frühsten Morgen an fertig angezogen, in hohen, festen Stiefeln erschienen war, das Regiment im Haus zu führen, eine sparsame, selbstsichere Hausfrau. Wie ein Uhrwerk hatte die Wirthschaft functionirt. Sie war ihm eine strenge Mutter gewesen, gegen die er sich innerlich manchmal aufgelehnt hatte. Heut' wußte er ihr Dank dafür.

Sein Vater! Wie hatte er ihn lieb gehabt! Es hatte auch etwas Hartes auf dem Grunde seines Wesens geschlummert, doch war er stundenweise von überströmender Zärtlichkeit gewesen. Wie oft hatte er selbst seinen Vater in den letzten Jahren seines Lebens — es war wahrscheinlich früher nicht anders gewesen, nur besaß er damals noch keine Augen dafür — beobachtet, wie er einem beliebigen Bettler überreichlich, unvernünftig reichlich und hastig gab. — Und doch!

Er hatte nach dem Tode seines Vaters — seine Eltern waren vor nunmehr drei Jahren kurz nach einander gestorben — dessen Geschäftsbücher durchgesehen. Da waren Zinsenberechnungen und -Notirungen gewesen, deren Höhe ihm unerklärlich und unfaßbar schien. Er hatte die Bücher damals zugeklappt und niemals wieder einen Blick hinein geworfen. Er kannte seinen Vater besser! Diese thörichten, fremden Zahlen sollten sein Bild ihm nicht beschmutzen.

Und doch war ihm damals eine Scene aus seiner eignen Jugend blitzgleich vor Augen getreten, und sie drängte sich ihm auch heute in der gleichen Gedankenverbindung wieder auf. Er war noch ein Knabe gewesen. Ein Fremder hatte spät Abends seinen Vater aufgesucht. Und wie der Fremde die Wohnung verließ, da war er nach Knabenart auf ihn zugesprungen und hatte ihm die Hand entgegen gestreckt. Und der Fremde hatte seine Hand zurückgestoßen und ihn angesehen, mit einem Blick, so böse, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Er hatte vor dem bösen Manne sich gefürchtet.

Stand diese sonderbare Scene mit den unerklärlich hohen Zinsen in irgend welchem Zusammenhang? Der Argwohn hatte damals sich ihm aufgedrängt, er that es heute wieder, aber wie damals wies er heut ihn ab. Dr. Heuser

war nicht abergläubisch. Aber er hatte ein Gefühl, als gäbe es irgend welche bösen Mächte, die das Andenken unserer geliebten Todten uns verunglimpfen und entehren wollen. Vor denen mußte man auf der Hut sein, gegen sie zur Wehr sich setzen. Und er war auf seiner Hut, er setzte sich zur Wehr.

Wieder ging er im Zimmer auf und ab. Was verlor er sich an diese Erinnerungen? Vieles war heute für ihn zu thun. Da war diese Versammlung, die nach den Vorbereitungen, die er getroffen, zwar kaum ungünstig verlaufen konnte, die aber doch entscheidend war. Und vorher — ja vorher hatte er noch seiner guten, alten Minna, die auch ein Erbstück von seinen Eltern her war, den Kopf zurecht zu setzen.

Er ging in sein Zimmer, drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, dann setzte er vor seinem Schreibtisch sich in Positur. Das Ausgabenbuch nahm er nachlässig in seine Hand.

„Minna, ich muß Ihnen ernstlich wieder einmal Vorhaltungen machen. Sie gebrauchen mir zu viel Geld."

„Ja, ja."

„Verstehen Sie mich recht. Sie gebrauchen nicht zu viel für sich, im Gegentheil, eher zu wenig. Für mich verschwenden Sie."

„Ja, ja."

„Sehen Sie hier. Ein halbes Pfund Butter zu achtzig Pfennig. Butter zu sechzig thut es auch. Dann die vielen Eier, die jetzt so theuer sind. Ich will bescheidner leben. Ich will nicht prassen, während Tausende rings um mich darben."

Die Alte nickte mit dem Kopf und sah ihn dabei mit den seltsam starren Augen an.

„Ja, Sie nicken mit dem Kopf, Sie sagen: ‚ja, ja'. Auf diese Weise ist man Ihnen gegenüber völlig wehrlos. Sehen Sie, ich brauche jetzt viel Geld für andre Zwecke; das verstehen Sie doch."

„Freilich, freilich."

„Nun denn also, sehen Sie zu, was sich machen läßt."

Darauf nickte die alte Minna wieder, polirte sorgfältig mit dem Staubtuch, ihrem steten Begleiter, den Vorsprung des einen Regals und war dann lautlos verschwunden, wie ein gespenstischer Schatten. Dr. Heuser aber machte sich fertig, nicht ohne sich vorher überzeugt zu haben, daß der Gasometer nicht zu weit geöffnet war. Es war hohe Zeit geworden, denn er wollte den Weg zu Fuß zurücklegen. Eine weite Strecke; die Borchardts bewohnten eine Villa in Charlottenburg. Doch war tüchtiges Gehen seit Alters ihm Bedürfniß.

Einer der Letzten traf er nicht unabsichtlich ein. In dieser Borchardt'schen Villa war Alles solide. Man schritt über weiche Teppiche. Die Einrichtung zumeist schlicht Eichen, hier und da Butzenscheiben, sehr viel Cuivrepoli. Eine Solidität, wie sie dem Handel mit Wellblech und nicht minder der Bildung der Frau Borchardt entsprach. „Die Wohlhabenheit muß etwas Selbstverständliches haben," hatte sie ihrem Mann mit Nachdruck und wiederholt erklärt.

Allgemein sympathisch berührte es, daß sich die Thür zunächst nicht zu dem Berathungs-, sondern zu dem Frühstückszimmer öffnete. Eine Hummermayonnaise, kaltes Geflügel und Wild warteten da der Gäste, dazu ein Rothwein, dem selbst Dr. Heuser, der auf Kennerschaft durchaus keinen Anspruch erheben durfte, eine sonnige Heimath und lange Jahre stiller Selbsteinkehr in ernsten Kellergewölben anmerken mußte. Man plauderte unbefangen von diesem und jenem. Kaum daß ein Wort über die Vereinsgründung gesprochen wurde. In dieser Umgebung schien das „ethische Kränzchen", zu dem sich heute übrigens ein bekannter Justizrath hinzugefunden hatte, über sich selbst gesellschaftlich hinaus zu wachsen.

Dann aber, in dem Berathungszimmer, in dem eine lange Tafel, mit allerlei Schreibgeräth versehen, Platz gefunden hatte, kehrten Würde und Ethik zurück. Der Justizrath, der sich bisher nur durch fleißigen Zuspruch zum Rothwein ausgezeichnet hatte, ergriff das Wort und sagte: „Meine geehrten Damen und Herrn! Unsere gütige Wirthin hat mich hinzu gebeten, um den Statuten die juristische Form zu geben. Sind Sie damit einverstanden, so bitte ich, die Berathungen zu eröffnen."

Frau Kammergerichtsrath Schmidt richtete ihre hagere Gestalt hoch auf und kniff die Lippen zusammen, um zu sagen: „Vor jeder Berathung der Statuten müssen wir uns wohl darüber einigen, wie die pecuniären Mittel aufzubringen sind. Nebst einzelnen Beiträgen wäre vielleicht" — sie sah sich herausfordernd um, wie ein Gladiator, der in die gewohnte Arena steigt — „ein Wohlthätigkeitsconcert sehr am Platze."

Darauf Dr. Heuser: „Ich möchte mir nach Uebereinkunft mit unserer verehrten Wirthin einen Vorschlag erlauben. Ich bitte Sie, daran zu denken, daß es sich zunächst um einen Versuch handelt. Darum müssen wir uns unsere Freiheit nach allen Seiten hin wahren! Frau Borchardt hat sich bereit erklärt, mit mir zusammen für das erste Jahr unseres Bestehens alle Kosten zu tragen. Diese Kosten werden ja keine beträchtlichen sein. Haben Sie die Güte, dem beizustimmen, so gewährt uns das den Vortheil, ganz thun und lassen zu können, was wir wollen."

Der Vorschlag hatte etwas Demüthigendes und Verlockendes zugleich, das empfanden Alle. Wie aber immer in solchen Fällen siegte das Verlockende. Das Anerbieten wurde mit übermäßigen Dankesbezeugungen und Worten der Anerkennung — die übrigens alle nur Frau Borchardt galten — einstimmig angenommen.

„Ich wundere mich," sagte Frau Rechtsanwalt Dannenberg darauf sehr scharf, „daß wir nicht vor allen Dingen über die ethische Grundlage sprechen, auf der unsere Thätigkeit sich aufbauen soll."

Und damit war der Apfel der Zwietracht unter die Anwesenden geworfen.

Ein schlichtes Helfen wollten die Einen, Erziehen die Andern. Hell auf loderte der Streit. Im Augenblick hatten zwei Parteien sich gebildet, Frau Borchardt und Dr. Heuser Häupter der einen, Frau Rechtsanwalt Dannenberg Oberhaupt der andern. Und einen neuen Pechkranz warf Frau Dannenberg ins Feuer: ob's möglich wäre, die kirchliche Armenpflege, gleichviel welcher

Confession, zu unterstützen, sie in einzelnen Fällen um Unterstützung anzugehen? Hell auf loderte der Streit.

Wie so oft im Leben fand er durch einen ganz geringfügigen Anlaß Beendigung. Unpassender Weise hatte der Justizrath seine Rothweinflasche und sein Glas in das Berathungszimmer mitgenommen. Unpassender Weise hatte er während des ernsten Ringens um die ethisch-religiösen Fragen die Flasche zum Glase und das Glas zum Munde geführt. Und mit der Hitze des Kampfes, an dem er sich nicht betheiligte, hatte sein Durst zu-, die Flüssigkeit in der Flasche abgenommen. Sie war nunmehr erschöpft, und erschöpft offenbar mit ihr sein Interesse an diesen ethischen Problemen. Brüsk ergriff er daher das Wort und sagte: „Da sich eine Einigung über diesen Punkt offenbar nicht erzielen läßt, bitte ich, darüber abzustimmen.“

Und diese Abstimmung brachte der Partei Borchardt-Heuser Sieg. Sieg, mit einer Stimme Majorität. Und diese eine Stimme war noch dazu die sonst stets schweigende der Frau Professor Moller. Dagegen standen die Dannenbergs, die Schmidts und Fräulein Schindler, die Oberlehrerin. Fräulein Schmidt hatte sich ihres jugendlichen Alters halber, und um Stimmengleichheit zu vermeiden, der Abstimmung enthalten müssen. Sie hätte sonst gern für Dr. Heuser gestimmt.

Noch aber stand die große Frage des Tages offen: die Wahl des Vorstands. Der bloße Gedanke daran machte die Damen nervös.

Sobald deshalb das Wort „Wahl des Vorstands“ gefallen, war eine peinliche, drückende Stille eingetreten.

Geschickt nutzte Dr. Heuser den entscheidenden Augenblick zu einem scheinbar ganz unbefangenen Vorschlag, über den er in Wirklichkeit seit Tagen gegrübelt hatte. Und etwas war, was ihm in diesem Augenblick ein Uebergewicht über die meisten Andern verlieh: er hatte keinen persönlichen Ehrgeiz und erstrebte durchaus nichts für sich selbst. So sagte er ruhig: „Ich möchte die folgende Zusammensetzung in Vorschlag bringen: Erste Vorsitzende Frau Borchardt, zweite Vorsitzende Frau Rechtsanwalt Dannenberg, Schriftführer Herr Professor Dr. Moller, Schatzmeister Frau Kammergerichtsrath Schmidt.“

Der Vorschlag war im Begriff, angenommen zu werden, als Professor Moller erklärte, ihm selbst sei es zu seinem allergrößten Bedauern unmöglich, von der ihm zugedachten Ehre Gebrauch zu machen. Wie er bei früherer Gelegenheit bereits angedeutet habe, sei er zu sehr in Anspruch genommen. Ultra posse nemo obligatur, — er schlage an seiner Stelle Herrn Dr. Heuser vor. Auch das fand Beifall.

So waren nicht nur Dr. Heuser's Wünsche in Erfüllung gegangen, er selbst war in den Vorstand und zu dem wichtigen Posten eines Schriftführers gewählt worden. Und gewiß, er freute sich seines Sieges. Doch that es ihm leid, daß Fräulein Wolf das Alles nicht miterlebte. Warum mußte sie heute gerade fehlen? — Aber er war wohl der Einzige, dem ihr Fernbleiben auch nur zum Bewußtsein gekommen war. — —

Als Dr. Heuser die Gartenstufen der Borchardt'schen Villa hinabstieg, den Rückweg wieder zu Fuß anzutreten, klopfte Professor Dr. Moller ihm auf die Schulter und sagte: „Ich gratulire zum Pyrrhussieg, Herr Doctor!“

Lachend wandte Dr. Heuser sich um: „Ich heiße nicht Pyrrhus, ich heiße Alexander. Uebrigens — ich danke Ihnen, daß Sie sich so freundlich meiner angenommen.“

„Bitte sehr,“ sagte Moller und blinzelte ihn aus listigen Augen hinter buschigen Brauen an, „hat nichts zu sagen. Sie sollen 'mal sehn, wie Sie übers Jahr, Sie und die Andern leidlich Vernünftigen, aus diesem Vorstand hinaus gefegt werden.“

„Das wollen wir abwarten, Herr Professor.“

„Sind übrigens ein ganz geriebener Herr. Erbieten sich, die Kosten zu tragen und machen die Kammergerichtsräthin zum Schatzmeister. Hm, hm.“

Aengstlich sah Dr. Heuser sich um, ob auch Niemand sie hören könne. Professor Moller aber fuhr seelenruhig fort: „Irren sich aber. Unsere liebe Frau Schmidt ist zwar sehr genau, aber nur wo es sich um ihr eigenes Geld handelt. Mit fremdem ist sie außerordentlich generös, ganz außerordentlich. Empfehle mich bestens.“

Dr. Heuser ging nach Hause wie ein Mann, der auf einer federnden Matratze schreitet. Es war ihm gelungen, sich ein Feld zu erschließen für selbständige praktische Thätigkeit! Was er bisher auf socialem Gebiet gethan hatte, — gegen das, was er von nun an thun würde, waren es Handlangerdienste gewesen.

Er konnte helfen! jubelte es in ihm.

Helfen, da die Noth stündlich wuchs, helfen Denen, die unter den Mißständen der Gesellschaft zusammen brachen, helfen den Sonnelosen, helfen den Kranken. Helfen zwar nur mit Rath, aber was ist köstlicher? Wege weisen, Wege bahnen, ein heranwachsendes Geschlecht vor Noth, vor Verführung schützen. Selig, ja selig die Barmherzigen!

Unsinn! Er war kein Barmherziger. Im Gegentheil, nur seine Pflicht that er.

Und da stand sie ihm wieder vor Augen, sie, an die er diese Worte vor ein paar Tagen gerichtet hatte. Vielleicht konnte er auch ihr helfen, indem er sie zum Helfen lud?

Es war ein Glückstag heute, — warum sollte er ihn nicht ausnutzen? Wenn sie sich entzog, so sollte sie darum ihren Antheil Glück doch finden. Und hatte er ihr nicht gesagt, daß er sie aufsuchen würde, sie zu bitten, seinem Verein beizutreten? Vielleicht hatte sie, überbescheiden, nur darauf gewartet. Beschloßne Sache also, er würde hingehn. Und das heute noch, heut Nachmittag.

Aber nachdem er zu Hause auf der Chaiselongue in seinem Zimmer den üblichen und ausgiebigen Nachmittagsschlaf, dessen er sich stets vor sich selber schämte, gehalten hatte, sah sich ihm die Angelegenheit anders an. Eigentlich war es eine Keckheit, die er da beging, zu der eben nichts ihn berechtigte. Doch war er nicht der Mann, einen einmal gefaßten Entschluß gutwillig aufzugeben. „Es wird sich schon machen,“ war sein steter Trost. So zog er den schwarzen Rock an, kämpfte, wenn auch erfolglos, gegen den allzu kühnen Schwung seines blonden Haares und machte sich zögernd auf den Weg. Schon

in der Schellingstraße verspürte er einiges Herzklopfen, und als er dem Mädchen seine Karte mit dem „Fritz Heuser. Dr. jur. et phil." übergab, war er sich zu seinem Leidwesen bewußt, wieder einmal bis an die Haare erröthet zu sein.

Doch in der That, „es machte sich". Eine freundliche alte Dame kam ihm entgegen, gab ihm ohne alle Umstände die Hand und sagte, sie freue sich seines Besuches. An dieser Versicherung war gewiß nichts Ungewöhnliches, doch wie sie es sagte, klang es, als meinte sie es wirklich so. Und auch Fräulein Wolf gab ihm die Hand, ganz unbefangen. Und da man eben beim Caffee saß, machte es sich ganz von selbst, daß auch für ihn eine Tasse gebracht wurde und er an der Mahlzeit theilnahm.

Das war sein Erstes, daß er den Damen die Ereignisse des Tages schilderte, die ihn so groß dünkten. Von sich selbst sprach er dabei kaum; nicht aus Bescheidenheit; in seinen Augen verschwand hinter dem, was man erreicht hatte, alles Persönliche ganz. Und mit seinen guten Augen angesehen, verlor selbst Frau Tannenberg alles Komische. Die Damen hörten ihm mit Theilnahme oder doch jedenfalls mit Interesse zu. Er aber hatte Begeisterung erwartet, und die schien sich nicht einstellen zu wollen.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, Sie werden sich uns nicht entziehen."

„Meine Tochter hat mir bereits von Ihren Plänen gesprochen. Ich habe ihr nicht zu-, nicht abgerathen. Nun müssen Sie darin nicht eine Interesselosigkeit sehen. Aber ich denke, was man nicht aus sich heraus thut, das läßt man besser ungethan."

„Da Sie so freundlich sind — es ist wirklich gut von Ihnen —, sich meinetwegen hierher zu bemühen, will ich nicht Nein sagen. Doch müssen Sie mir Eins versprechen. An dem Tage, da ich Ihnen sage: diese Thätigkeit ist nichts für mich, legen Sie mir keine Hindernisse in den Weg, dringen Sie nicht weiter in mich."

„Der Tag wird niemals kommen."

„Das können wir heut' noch nicht wissen. Und dann — ich stehe all' diesen Dingen so anders gegenüber. Helfen! Ja, glauben Sie denn wirklich, daß man irgend Jemand helfen könnte?"

„Man kann und soll es."

„Man soll so Vieles, was man nicht kann," sagte Frau Wolf leise.

„Ja, Ihnen ist das Helfen ein Geben — von Nahrungsmitteln, von Geld, von Rath. Meinen Sie wirklich, daß den Leuten damit geholfen ist? Es sind doch Menschen wie wir. Warum sind wir denn nicht übermäßig glücklich, die wir das Alles haben?"

„Weil wir das Elend der Andern sehen. Und dann — Sie können uns mit den Leuten nicht vergleichen. Es ist eben ein Unterschied zwischen Hungrigen und Satten."

„Sie sehen in den Armen eben nur die Hungernden."

„Ich sehe in ihnen Menschen, die nach einer auskömmlichen Arbeit verlangen, — und die zu finden, ist ihr Recht."

„Und wenn sie die gefunden haben, nicht wahr, dann ist Alles gut."

„Das sag' ich nicht. — Kommen Sie und arbeiten Sie mit uns! Das wird Sie besser überzeugen als all' meine Worte. Und wenn Sie es der Armen halber nicht thun, Sie werden sehen, welche Freude Sie selbst dabei finden."

Wieder sah er sie mit seinen Kinderaugen an, daß sie lächeln mußte und ihm nicht widersprechen mochte.

„Sie selbst," fragte Frau Wolf, „haben Ihr Leben ganz in den Dienst dieser Aufgaben gestellt?"

„Ich bin unabhängig und wüßte keine schöneren," sagte er freudig. Und scherzend fügte er hinzu: „Ich entfalte eine ganz unwahrscheinliche Vielseitigkeit. Ich arbeite an einem größeren wissenschaftlichen Werk über das Gewerbeinspectorat, ich schreibe Zeitungsartikel, ich — gründe Vereine."

„Und in dem Allen," sagte Fräulein Wolf, „folgen Sie einem inneren Drang. Sie dürfen nur nicht vergessen, daß der nicht bei allen Menschen der gleiche ist."

Er sah sie fragend an. In ihrer Häuslichkeit erschien sie ihm anders als neulich Abend. So sicher, ihrer selbst so gewiß. Viel weniger Antheilnahme heischend.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Er fand Zeit, in dem Zimmer sich umzusehen. Merkwürdiger Weise erinnerte es ihn an seine eigene Wohnung. Auch diese Einrichtung ganz unmodern, aber bequem die Sessel und weich, und der Eindruck des Ganzen ein vornehmer. Nur viel lichter, freundlicher als bei ihm zu Hause. Weiße, gehäkelte Gardinen an den Fenstern, — vielleicht hatten die Damen sie selbst gehäkelt. Das Seltsamste aber war, daß in einer Ecke eine Sammlung astronomischer Instrumente stand.

„Beschäftigen Sie sich denn mit Astronomie, gnädiges Fräulein?"

„Nein; das sollte mir hier auch schwer werden," sagte sie.

„Mein Mann," ergänzte Frau Wolf, „hat astronomische Studien getrieben. Damals, als wir noch in Ostrolenka wohnten."

„Aber Sie wollten uns noch von Ihrem Verein erzählen," unterbrach Fräulein Wolf etwas hastig das Gespräch.

Er verstand den Wink und ging darauf ein. Noch einmal kam man auf sociale Dinge zu sprechen. Dann verabschiedete Dr. Heuser sich.

Sehr nachdenklich ging er heim. Gewiß, diese Frauen hatten ihn sympathisch berührt, und diese Häuslichkeit in ihrer Einfachheit sprach ihn an. Doch war ihm zu Muthe, als wäre irgend eine Hoffnung, über die er sich nicht einmal Rechenschaft geben konnte, in seinem Innern zerstört, als wäre etwas ausgelöscht, verklungen.

Wie so ganz anders Fräulein Wolf heute gewesen war als neulich in der Gesellschaft!

Ihn befremdete diese Sicherheit. Sie — verletzte ihn.

III.

Hatten die Frauen ihn aufgefordert, sie wieder zu besuchen? Er wußte es nicht. Auch verspürte er zunächst gar keine Lust dazu.

Und doch fand er, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, sich wieder ein. Irgend eine Absicht verfolgte er dabei nicht. Aber ihn, den Eltern- und im

Grunde auch Freundelosen, zog diese Häuslichkeit an. Er fühlte sich da, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, geborgen. Bei ihm zu Hause war es einsam, kalt und einsam, obgleich die alte Minna wirklich für ihn that, was zu thun nur irgend war. Aber kalt und einsam war es doch, als wohnten in diesen Räumen noch die Todten. Und von Frau Wolf wurde er stets empfangen, als wäre sein Kommen selbstverständlich. Man machte keine Umstände mit ihm, nahm nicht groß Rücksicht, er schien auch nie zu stören. Und das war's gerade, was ihm wohl that.

Der Gedanke, sich Fräulein Wolf als seine Frau vorzustellen, der ihn einmal flüchtig heimgesucht hatte, kam ihm nie wieder. Hätte ihn irgendwer darob zur Rede gestellt, er hätte gelacht, sein breites, gutes Lachen. Und das war das Angenehme: er wußte ganz genau, daß beiden Frauen die Meinung, ihn trieben Freiersgelüste zu ihnen, ganz so fern lag wie ihm selbst.

Es war auch nichts von dem Erwachen einer Herzensneigung in seinem Verhältniß zu Fräulein Wolf. Je mehr sie einander nahe traten, desto mehr entfernten sie sich von einander, innerlich. Kameradschaftlich wurde ihr Verhältniß, nichts mehr, nichts weniger. Es fehlte durchaus der Widerstand und der Widerspruch nicht, zumal auf ihrer Seite. Und wenn er darüber nachgedacht hätte — aber das that er nicht — er würde sich haben eingestehen müssen, daß Fräulein Wolf ihm noch lieber gewesen, wäre sie als Mann auf die Welt gekommen. Sie hatte auch so gar nichts Bestechendes, diese magere, eckige Figur! Des Reizes, den junge Mädchen sonst auf junge Männer ausüben, ermangelte sie ganz. Nur in ihre dunklen Augen blickte er gern. Und daß ihre Züge des Ebenmaßes entbehrten, fiel ihm nicht mehr auf. Doch vielleicht nur deshalb nicht, weil er das „junge Mädchen“ gar nicht mehr in ihr suchte.

Eines war offenbar: irgend ein Druck lastete auf diesen beiden Frauen, und Heuser glaubte nicht zu irren, wenn er in dem Schicksal des verstorbnen Vaters die Ursache davon suchte. Es wäre ihm ein Bedürfniß gewesen, so weit ihm das möglich, da Trost zu spenden. Aber den Versuchen, die er gelegentlich ein- oder zwei Mal machte, auch nur das Gespräch auf den Verstorbenen zu bringen, setzte Fräulein Wolf entschiedenen Widerstand entgegen. Nicht einmal wann und woran er gestorben, konnte er in Erfahrung bringen.

Inzwischen hatte der Verein seine Thätigkeit aufgenommen. Die Statuten waren von maßgebender und nicht maßgebender Seite gebilligt worden. Ein Geschäftslocal, ganz ernst und würdig, hatte Herr Borchardt in einem seiner Häuser in der Linienstraße dem Verein geschaffen. Am Eingang prangte auf einem Blechschild das „Auskunftei für Nothleidende“.

So zahlreich die Bedürftigen das Geschäftslocal des Vereins rings umwohnten, so spärlich hatten sie zunächst sich eingefunden. Es war gleichsam nur Nothleidenden-Ausschuß, der freiwillig kam. Erst als Frau Kammergerichtsrath Schmidt mit Aufrufen an den Littfaßsäulen in Berlin N, NO und SO auf Dr. Heuser's Kosten sehr energisch ins Feld gegangen war, gewann das Unternehmen Anziehungskraft.

Frau Rechtsanwalt Dannenberg hatte — diesmal übrigens sehr im Einklang mit der Partei Heuser-Borchardt — in Vorschlag gebracht, junge Mädchen aus dem engeren und weiteren Bekanntenkreise zu den Recherchen heran zu ziehen. Einmal fanden die jungen Dinger, die, der Schule entwachsen, ihre Zeit sonst nur in dilettirendem Müßiggang verbrachten, damit Gelegenheit zu ernster Arbeit und Fühlung mit dem, was sie den „Puls der Gegenwart“ nannte, sodann zog man sich auf diese Weise tüchtigen Nachwuchs heran. Aus Schicklichkeitsgründen aber war der Beschluß gefaßt worden, daß diese jungen Hülfskräfte zunächst unter Aufsicht und Anleitung der Vorstandsmitglieder arbeiten sollten. Denen erwuchs daraus natürlich nur ein Mehr an Last und Mühe.

Es war an einem frostklaren Decembernachmittag. Eilig schritt Dr. Heuser der Ackerstraße zu. Vor einem jener Häuserungethüme, das aus unzähligen gläsernen Augen auf fünf enge, an einander gereihte Höfe sah, sollte er mit Fräulein Wolf zusammentreffen, um gemeinsam mit ihr, sie anleitend, zu recherchiren. Es hatte bereits vier geschlagen, und sein Schritt beschleunigte sich. Um keinen Preis sollte sie auf ihn zu warten haben. Nun aber konnte er auch schon den Hauseingang erspähen. Gottlob, sie hatte sich noch nicht eingefunden.

Eine Weile patrouillirte er vor dem Hause auf und ab. Seinen braunen, bereits etwas abgetragenen Paletot knöpfte er bis oben hin fest zu; es kam ihm vor, als wäre es kühler geworden. Dann stand er wieder still und malte mit dem Gloriaregenschirm, seinem unzertrennlichen Begleiter, auf den Fliesen des Bürgersteigs.

Ein Gedanke durchfuhr ihn plötzlich. Fräulein Wolf, wie er sie kannte, war es wirklich zuzutrauen, daß sie es der Mühe nicht werth erachtet hatte, auf ihn zu warten. Zuzutrauen war es ihr, daß sie einfach zu der Familie gegangen war, ihre Recherchen anzustellen. Daß ihr die Bevormundung in hohem Grade unbequem war, hatte sie schon bei früherer Gelegenheit sehr unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Er gab also seinen Wartepoſten auf und schritt langsam, häufig zurückblickend, durch die Höfe, die durch immer neue Gebäudeflügel gebildet wurden.

Wie da Noth und Elend an einander gekauert beisammen hausten! Diese schmucklosen Fenster, ganz ohne Gardinen zumeist. Der Schmutz in den Höfen. Und diese herumstrolchenden, halbwachsenen Mädchen. Gewiß, auch auf dem Lande gab es Elend und Armuth in Fülle. Aber eine gewisse Romantik umkleidete sie da, — wie Blumen noch aus Scherben wachsen. Das war das Furchtbare an dieser Großstadtarmuth, daß sie gleichzeitig in den meisten Fällen seelische Verkommenheit bedeutete. Daß sie sich nackt gab, ohne alle keuschen Hüllen, daß sie ihre Nacktheit frech zur Schau zu tragen liebte.

Wie oft hatte ihn das erschüttert, und heute, als sähe er es zum ersten Mal, erschütterte es ihn wieder. Sein Schritt verlangsamte sich, als hinge Blei an seinen Sohlen. Ja, wer da helfen, helfen könnte!

Er war in den fünften Hof gelangt, den elendesten von allen. Da wohnte die Familie, bei der sie recherchiren sollten. Die Frau ganz ordentlich und

arbeitsam, der Mann schwindsüchtig und dazu dem Trunk ergeben. Fünf Kinder, sich selbst überlassen und dieser Umgebung und diesem Vater.

Wie er sich dem Treppeneingang näherte, da — war es Täuschung? nein, da noch einmal —, scholl ihm ein leiser Hülferuf entgegen. In diesen Häusern wahrlich nichts Ungewohntes. Er aber, von einem jähen Vorgefühl gepackt, stürzte die Treppen in der Hast eines Verzweifelten hinan.

Ganz oben — vor ihm — Fräulein Wolf und ein betrunkener Bursche, der sie gepackt hatte, sie an sich ziehen wollte. Sie todtenbleich, einer Ohnmacht nahe.

„Vieh! Schurke!“

Mit einem Satz war Dr. Heuser oben. Ein Faustschlag gegen die Schläfe, und der Betrunkene taumelte zurück. Ein Griff an die Kehle, und er flog die Treppe hinunter. Rücklings blieb er auf dem Absatz liegen. Aber schon war Dr. Heuser wieder neben ihm, — in der Wuth kannte er sich selbst nicht mehr, — zwei Fußtritte führte er gegen die Brust des Liegenden, daß dem das Blut aus dem Munde quoll.

Das Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen, und doch hatte dieser selbe Augenblick genügt, die Treppe mit Gaffern jedes Alters zu bevölkern. Sie schrieen durch einander, für sie war das ein Fest, und so weit Dr. Heuser unterscheiden konnte, nahm man Partei für ihn. Und das that ihm wohl. Noch wußte er nicht, daß diese Menschen es immer mit dem Stärkern halten.

Er war an Fräulein Wolf herangetreten, hatte ihr den Arm geboten und gesagt: „Kommen Sie.“ Und willenlos fast und zitternd hatte sie von ihm sich führen lassen.

Schweigend schritten sie durch die Straßen. Dunkler war es inzwischen geworden, und hier und da wurden die Laternen bereits angezündet. Sie gingen weiter und weiter, aber noch hatte keins von ihnen auch nur ein Wort gesprochen.

Ihm war zu Muth, als stände er in einem kleinen Boot auf wild bewegter See. Lichter tanzten vor seinen Augen auf und ab. Das waren die Laternen, die in langer Reihe all' ihre Strahlen just auf seine Augen richteten.

Und dann war ihm zu Herzen, als könnte er aus seiner Fülle Tausende und Tausende tränken. Als müßten sie alle zu ihm kommen und würden durch ihn reich. Alle und — Eine.

Verstohlen sah er sie von der Seite an, diese Eine. Noch immer war sie ganz blaß, noch immer lief von Zeit zu Zeit das Zittern über ihre schmächtige Gestalt. Noch immer stützte sie sich ängstlich auf seinen Arm. Und dieses Zittern und dies verängstigte Blicken ihrer dunklen Augen gab ihr in seinen Augen etwas unsagbar Liebes, etwas — Verführerisches.

Thor, der er gewesen war, verblendeter! Wie Schuppen fiel es nun von seinen Augen. Ihm war, als dränge eine Helligkeit auf ihn ein. Wie hatte ihm selbst das so lange verborgen sein können? Er liebte sie längst! —

„Ich liebe sie,“ jubelte es in ihm.

Und im ersten Impuls, wie er Alles that, ergriff er ihre Hand und sagte: „Fräulein Betty! Ich habe Sie lieb.“

Verständnißlos sah sie ihn an.

„Ich habe Sie lieb," sagte er leise, eindringlich.

Da fuhr sie auf, wie ein Kind aus dem Schlafe. Ganz verstört blickte sie ihn an. Mit der einen Hand machte sie eine Bewegung durch die Luft, als wolle sie ein Wahngebild verscheuchen, die andere entzog sie ihm. „Das ist ja unmöglich," stammelte sie dann.

Er ergriff ihre Hand wieder: „Können Sie mich nicht ein wenig lieb haben?"

Sie schüttelte traurig den Kopf: „Zu Denen, die man lieb hat, gehöre ich nicht. Ich — war immer allein."

„Man hat Sie nicht verstanden."

„Früher" — sie sprach noch immer wie im Bann der eigenen Gedanken, — „da hab' ich ja auch noch gehofft. Jetzt nicht mehr."

„Ich habe Sie aber lieb — über Alles."

Wieder entriß sie ihm die Hand: „Was haben Sie denn lieb an mir?"

„Dich."

„Mich?" wiederholte sie leise.

„Und wenn ich nichts von Dir wüßte, als was Du eben gesagt hast, ich müßte Dich ewig lieben."

„Mich . . ." wiederholte sie leise.

So gingen sie weiter, schweigend. Und dann nach einer Weile plötzlich sagte sie: „Es ist unmöglich. Ich bin Jüdin."

„Und darum solltest Du nicht mein sein können? Das sollte uns trennen, zwei trennen, die sich lieb haben? Das kannst Du selbst nicht glauben."

Sie erwiderte nichts, und so gingen sie weiter. Und dann: „Sie wissen ja noch gar nicht," sagte sie. „Mein Vater hat sich das Leben genommen."

„Ich habe etwas Derartiges gefürchtet."

„Er hat sich das Leben genommen, weil —"

„Nicht jetzt!"

„Ich hatte ihn lieb. Ich habe ihn noch lieber als alle andern Menschen."

„Ich will den Schmerz mit Dir tragen."

„Wie gut Sie sind."

Wieder nach einer Weile fuhr sie auf: „Aber Sie sollen kein Mitleid mit mir haben! Das vertrag' ich nicht."

„Mitleid? Ich begreife Sie nicht. Was wollen Sie wieder mit Ihrem Mitleid? Sie versündigen sich. Und noch nicht einmal gesagt haben Sie mir, ob Sie mir gut sind!"

„Ich weiß nicht. Doch, — ja."

So waren sie weiter gegangen, von den Leuten auf der Straße hier und da lachend und neugierig gemustert. Sie hatten es nicht bemerkt. Und nun waren sie in die Karlstraße eingebogen.

Von irgend etwas hatte er zu sprechen angefangen, sie hatte es überhört. Es war, als kämpfe sie mit einem Entschluß.

Sie blieb stehen und flüsterte: „Komm." Zögernd führte sie ihn mit sich auf ein Haus zu.

Und in dem Dunkel des Thorwegs fühlte er plötzlich auf seinen Schultern ihre Hände und leise, flüchtig auf seinen Lippen ihren Kuß. Aber da er sie an sich ziehen wollte, gewahrte er, daß ihr Gesicht naß war von Thränen.

Sie machte sich hastig los, und dann, nach ein paar Schritten, sagte sie: „Ich bin müde. Komm, laß uns fahren.“

Sie stiegen in die Pferdebahn, und er nickte ihr zu: „Zu Deiner Mutter!“

„Zu meiner Mutter,“ wiederholte sie und lächelte glücklich.

Und dann, wie sie das Haus erreicht hatten, lief sie hastig die wenigen Stufen hinauf, daß er ihr kaum zu folgen vermochte. Auch verlangsamte er nunmehr seinen Schritt absichtlich.

Er war an der Thür des Zimmers stehen geblieben, die sichtliche Bewegtheit der Frauen schonend. Dann näherte er sich ihnen leise. Die Mutter reichte ihm stumm die Hand, die er an seine Lippen führte.

Man hatte sich gesetzt. Mutter und Tochter verharrten noch immer Hand in Hand. Nach einer Weile sagte Frau Wolf: „Mir ist nicht bange. Sie werden Betty glücklich machen. Sie ist ja nicht eine von Denen, die blenden und verführen.“

Dr. Heuser blieb den Abend bei den Frauen. Viel Worte wurden nicht gewechselt. Und sprachen sie doch einmal über etwas Gleichgültiges, so geschah es mit einem Lächeln, denn sie wußten, daß ihre Gedanken ganz wo anders weilten. Sie dachten Gedanken der Liebe. Und es war, als deckte sie Alle die Liebe mit weichem Flügel. Andächtig saßen sie bei einander.

Und in Dr. Heuser's Seele war es wie Glockenklingen: Heimath! Heimath! Dies trauliche Zimmer — seine Heimath war es nun geworden. Er war nicht mehr einsam, nicht mehr in Bangen allein. Diese Zuflucht hatte er nun gefunden. Eine Heimath der Liebe.

Und als er beim Abschiednehmen die Geliebte auf die Stirn küßte, da traten ihm Thränen in seine Augen. Er selbst kam sich gewandelt vor, zum Mann geworden. Und ein unfaßbares Geheimniß dünkte es ihn, daß dieses Wesen, dies reiche Wesen, ihm ganz zu eigen gehören sollte. Und als begriffe er jetzt erst, wie viel sie ihm gegeben, sagte er ihr zum Abschied nichts als: „Ich danke Dir.“ —

Und dann durchschritt er wie ein Fremder seine alte Wohnung, mit hochgehobener Lampe leuchtend. Er sah sich Alles an, als sähe er's zum ersten Mal. Denn immer fragte er sich: was wird sie dazu sagen? Hier wird sie wohnen und Dich glücklich machen, und Alles wird bleiben, wie es ist, und doch ganz anders sein.

Vor den Bildern seiner Eltern blieb er lange stehen. Wie hätten sie mit ihm sich jetzt gefreut! Und es war wie ein stilles Gebet, das er an sie richtete: Ihr sollt sie segnen, — segnen!

Ihm schien im flimmernden Lampenlicht ein Lächeln über die Gesichter seiner Eltern zu gleiten. Aber kühl blickten sie auf ihn hernieder, kühl und hart. — —

IV.

Bei den Theilnehmern des „ethischen Kränzchens", nunmehr den Großen der „Auskunftei für Nothleidende", hatte Dr. Heuser's Verlobung die widersprechendsten Gefühle wach gerufen. Das übliche „Ich hab' es lange kommen sehen" wagte in diesem Fall Niemand zu sagen. Man stand wie vor einem Naturereigniß.

Am herzlichsten wußte Fräulein Else Schmidt ihre Freude zu bekunden. Ihre eigene Enttäuschung gestand sie sich selbst kaum ein. Frau Kammergerichtsrath Schmidt aber zuckte nur die eckigen Schultern, was besagen wollte, daß durch dieses Geschehniß wieder ein Theil ihres ohnehin nicht starken Glaubens an die Menschheit geschwunden sei. Sodann begab sie sich zu Frau Rechtsanwalt Dannenberg, — sie bedurfte der seelischen Aussprache. Und ihr Mann — Du lieber Gott! — der ging in sein Kammergericht und brütete da über Acten; für solche Sorgen hatte er natürlich kein Verständniß, so wenig wie für manches Andere.

Herr Borchardt saß am sorgfältig bereiteten Caffeetisch, als er die Nachricht empfing. „Ei, ei," meinte er, „dieser Dr. Heuser ist gar nicht so blond, wie er aussieht. Die Wolfs haben etwas."

„Man sollte wirklich glauben," sagte Frau Borchardt gekränkt, „daß für Dich Alles ein Zahlenbegriff geworden ist; wie häßlich!"

„Geliebte, Du darfst nicht von uns auf Andere schließen. Die Menschen sind nun einmal so." Und er stand auf und küßte sie auf die gebildete Stirn. — —

„Donnerwetter," sagte Professor Dr. Moller, auch seinerseits an einem freilich bescheidneren Caffeetisch sitzend, zu seiner Hausfrau, „dieser Dr. Heuser ist doch ein bewundernswürdig anständiger Mensch. Und es ist ein ganz ungewöhnlich Quantum Vernunft in seiner Narrheit. Das verstehst Du freilich nicht, Schäfchen."

Die Frau Professorin wollte eine Leidensmiene aufsetzen, aber der Stolz auf ihren klugen Mann siegte, und sie lächelte ihn zufrieden an. — —

Unterdessen spann Dr. Heuser selbst, der Vielberufene, in sein sonniges, junges Glück sich ein.

Er hatte zum ersten Mal ihr Zimmer betreten. Das war ein ganz gewöhnliches, kleines Zimmer, an dem nichts Auffallendes war. Ein unmodisch gewordener Damenschreibtisch, ein Sophachen und hinter grünem Wandschirm das Bett. An dem Fenster dieselben freundlichen, eigenhändig gehäkelten Gardinen, die in dem Wohnzimmer der beiden Frauen ihm aufgefallen waren. Nichts Merkwürdiges sonst. Es sei denn, daß all' die Spielereien fehlten, mit denen junge Mädchen gewöhnlich ihr Zimmer ausstaffiren.

Nichts Merkwürdiges an diesem Zimmer, und doch fühlte er sein Herz klopfen, als er zum ersten Mal es betrat. Es war, als zögerte sein Fuß auf dieser Schwelle. So unsäglich reich kam er sich vor, unnennbar glücklich. War es nicht unfaßbar, daß eine volle, reiche Persönlichkeit ihm nun gehören sollte, zu innigster Gemeinschaft? Knabenhaft, unfertig erschien er selbst sich, in Anbetracht dessen, daß sie sein eigen werden sollte. Und noch hatte kein Fremder diese Schwelle überschritten! Wie Andacht überkam es ihn.

Und sie auch mochte Aehnliches empfinden. Denn wie er eingetreten war, barg sie ihren Kopf an seiner Brust. Und leise küßte er ihr welliges, rothbraunes Haar.

Eine eigene Verlegenheit hatte Beider sich bemächtigt. Er war an ein kleines Bücherbrett getreten, das an grüner Schnur neben dem Schreibtisch hing. Da standen die Bücher, wie sie sich bei jungen Mädchen, wahllose Geschenke, stets zusammenfinden. Dann aber sah er ganz erstaunt sie an und zog ein Buch heraus. „Du liest Spinoza's Ethik?"

„Ich lese es, ja, aber verstehen thue ich es nur halb. Vielleicht lese ich grade darum so gern darin."

„Ich habe mich auch damit beschäftigen müssen," sagte er, „damals, zu meinem Examen. Ich habe mir auch ehrlich Mühe gegeben. Und das war das Seltsame: In den Vorlesungen, wenn der Inhalt erörtert und die Theorie analysirt wurde, das begriff ich Alles. Auch warum Spinoza's Ansichten überwunden und falsch sind. Aber wenn ich das Buch dann selbst lesen wollte, — es ging nicht. Und dann kommt mir das Alles auch so überflüssig und nutzlos vor."

„Es stammt noch von meinem Vater," sagte sie und stellte es zu den anderen Büchern zurück. „Es war sein Lieblingsbuch."

„Und das da ist sein Bild?" — Sie bejahte, und er zog sie leise an sich.

„Komm, erzähle mir von ihm," sagte er und führte sie zu dem kleinen Sopha. „Hier sehen wir sein Bild."

„Kannst Du Dir denken, daß Jemand — den Tod lieb gewinnen könnte?"

„Unsinn, Betty. Erzähle mir lieber von Deinem Vater."

„Was ist da zu erzählen?" Sie blickte eine Weile starr, wie abwesend vor sich hin. „Wir saßen zusammen, Mutter und ich, wie alle Tage, und ängstigten uns schon. Wir waren dann ganz selig, als es endlich draußen klingelte. Und ich lief hinaus, auf zu machen, und da brachten sie ihn, Fremde, und er war todt. Wenn man das erlebt hat — wie immer fortgegangen und so nach Hause gebracht — darüber kommt man nicht fort, da wird man hart und schlecht."

„Du, schlecht! Geliebte."

„Ja, schlecht. Siehst Du, das Herz für Andere, das hab' ich seitdem verloren."

„Und wenn Du mit mir es wieder finden könntest? Willst Du nicht?"

„Doch," sagte sie, „ich will. Ich will's versuchen."

„Und Du hast keine Ahnung, warum er das gethan?"

„Sie sagen, er hat es hier nicht ausgehalten. Seiner Thätigkeit — er war doch Arzt gewesen, beraubt, in ganz fremde Verhältnisse versetzt, heimathlos, dazu die Krankheit — er litt an Schlaflosigkeit — das Alles soll ihn dahin gebracht haben. Und doch hatte er sich immer danach gesehnt, Muße für seine Studien zu haben, ganz sich selbst zu leben. Er hätte sich ja auch hier um eine Praxis bemühen können. Aber er haßte die Menschen."

„Um Gottes willen, wie kann man die Menschen hassen?"

„Weißt Du, warum wir Ostrolenka verließen? Weil sie ihn fortgejagt hatten, oder ihm doch jedes Wirken, das bloße Leben unmöglich machten. Dieselben, denen er geholfen — nicht nur bei Krankheiten, tausendfach geholfen, mit Einsetzung all' seiner Kräfte."

„Aber warum das?"

„Wir sind Juden," sagte sie tonlos. Und dann schwiegen sie beide.

„Und doch hängen wir," fuhr sie nach einer Weile fort, „so wenig an unserer Religion und leben gewiß nicht anders als andere Menschen. Und daß wir schlechter wären, wüßt' ich auch nicht. Er war's gewiß nicht."

Er mochte ihr nicht antworten, wußte auch nicht, was er hätte sagen sollen, und so küßte er sie tröstend auf ihre niedere Stirn.

„Du bist so gut," sagte sie wieder.

Selige Stunden des ersten Sich-Anvertrauens zweier Herzen! Selige Stunden, da zum ersten Mal ein Wort, das nie noch auf die Lippen sich gewagt, Mittheilung findet. Selige Stunden, da ein Kuß noch Antwort gibt auf Unbeantwortbares.

Nunmehr hing er andächtig an diesen Zügen, die zuerst so wenig schön ihn dünkten. Den Inbegriff all dessen, was er je ersehnt, sah er darin. Und vielleicht hatte das Glück wirklich sie verschönt. In ihren tiefen, dunklen Augen suchte er nun mit Entzücken sein eigenes Bild.

Sie saßen viel allein in ihrem kleinen Zimmer. Frau Wolf mochte die Beiden nicht stören, hing wohl auch am liebsten ihren eigenen Gedanken nach. Längst lag die Welt mit den Verheißungen, die sie bieten mag, hinter ihr. Was sollte sie bei den Beiden mit ihrem alten Herzen? Mochten sie ihn in seligem Alleinsein träumen, den kurzen, kurzen Traum des Glücks.

Wieder und wieder hatte er in solchen Stunden trauten Beisammenseins ihr seine Pläne entrollt. Von seiner Arbeit über das Gewerbeinspectorat sprach er ihr und von den Studien, die er dazu in England gemacht — daß die Befolgung seiner Vorschläge einen fast sicheren Weg böte, das Vertrauen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern wieder herzustellen. In warme Begeisterung sprach er sich dann hinein. Und er schilderte ihr die Lebensaufgaben, die er sich gesetzt, die Einrichtung von gemeinsamen, großen Küchen, die Schaffung von Volksbibliotheken mit Bädern, Gesellschafts- und Unterhaltungsräumen, die Nutzbarmachung der großen todten Capitalien für die Massen ohne jede Schädigung ihrer Besitzer. Dann hörte sie ihm zu, mit einem süßen Lächeln um ihre schmalen Lippen, und hatte ihn lieb, wie er immer nur an Andere dachte, nie an sich selbst.

„Weißt Du," hatte sie eines Tages ihn gefragt (der Ernst ihres Seins linderte sich manchmal jetzt in Schalkhaftigkeit), „daß nunmehr die Zeit gekommen ist, da ich Dich an Dein Versprechen mahne, mich ohne Hinderung aus unserm Verein zu entlassen?"

„Das darfst Du jetzt nie mehr, so wenig wie ich selbst, denn Du bist ja mein," sagte er und bot ihr die Hand, in die sie lächelnd die ihre legte.

— — Frau Wolf hatte die Beiden auch nicht begleitet, als er zum ersten Mal mit ihr ging, seine Wohnung ihr zu zeigen. Er hatte vorher Alles vor-

bereiten lassen zu ihrem Empfang, und in jedem Zimmer hatte er sich ausgemalt, wie es auf sie wohl wirken würde. Doch war sie ein schweigsamer Gast gewesen, schweigsamer noch als sonst. Nur hatte sie ein paarmal gesagt: „Wie schrecklich düster ist es hier!“ Von einer kleinen Hobelbank aber, mit der er als Kind gespielt hatte und die noch in dem Spindenzimmer stand, hatte sie sich kaum trennen mögen. Und dann hatte sie lange vor den Bildern seiner Eltern gestanden. „Glaubst Du, daß sie mit Deiner Wahl einverstanden gewesen wären?“ hatte sie stockend, leise ihn gefragt.

„Wie sie sich gefreut hätten!“ sagte er jubelnd. „Wie lieb die Beiden Dich gehabt, wie sie Dich verwöhnt hätten! Du wärst ihr Glück gewesen.“

„Ich glaube nicht,“ meinte sie mit jenem leisen Erschauern, das oftmals über ihren Körper lief.

Zu Hause erst, als sie zur Mutter zurückgekehrt waren, war sie gesprächiger geworden, die ganze Wohnung schilderte sie ihr. Vorn sein Zimmer und das seiner Mutter und den Salon, das Eßzimmer dann in dunklem Eichen und hinten die Schlaf- und Wirthschaftsräume. Und aus jedem ihrer Worte klang es, auch unausgesprochen, wie diese Räume seine Kindheit und Jugend ihr vergegenwärtigt hatten. „Aber weißt Du,“ sagte sie zu ihm, „ich wundere mich, daß Du es in der Wohnung so lange ausgehalten hast. Es ist eine düstere Pracht. Ein wahres Glück, daß wir da nicht hinein zu ziehen brauchen.“

Er war ganz blaß geworden, gegen seine Gewohnheit. „Betty, ich hatte Dich bitten wollen — ich hatte es immer als selbstverständlich angenommen, daß wir da wohnen würden.“

„Aber das ist doch ganz unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Ich weiß nicht. Es scheint mir ganz unmöglich.“

„Ich hänge sehr an dieser Wohnung. Ich bin da aufgewachsen, meine Eltern sind da gestorben. Und dann — das Haus gehört mir. Ich habe mit der Verwaltung viel zu thun und muß als Wirth da wohnen.“

„Es ist so unfreundlich da, so — todt.“

„Vielleicht könnte man im Garten ein paar Bäume schlagen lassen. Und todt, sagst Du! Aber das bleibt es doch nicht, wenn wir hinein ziehen. Jetzt — ja jetzt ist es todt, das fühle ich selbst oft.“

„Liegt Dir denn so viel daran?“

„Ja, sehr viel. Nur nicht, wenn Du nicht willst.“

„Ich will es mir überlegen. Morgen früh sage ich Dir Bescheid.“

Und als er sie am andern Morgen wieder fragte, lächelte sie und sagte: „Natürlich, Lieber, wir ziehn in Deine Wohnung. Ich thu's auch gern. Aber — gehört die alte Minna zu der Wohnung auch?“

„Ich dachte mir schon, daß Du ihr den Laufpaß geben würdest.“

„Es ist nöthig. Sie macht sonst Alles selbst. Und wir wollen doch für uns anfangen. Ist es Dir nie aufgefallen, sie hat so starre Augen. Ich könnte mich vor ihr fürchten.“

„Natürlich hast Du Recht. — Sie war eine treue Seele. — Ich will schon dieser Tage mit ihr reden.“

„Thu das nicht. Ich thu' es selber. Es sieht sonst aus, als scheute ich mich davor."

Und wirklich, schon am nächsten Tage, als sie ihn auf der Bibliothek bei seiner Arbeit wußte, ging sie hinüber, mit Minna zu sprechen.

Die Alte mit dem von ihr unzertrennlichen Staubtuch führte sie in Dr. Heuser's Stube. Vor seinem Schreibtisch nahm Fräulein Wolf Platz und sagte: „Minna, ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber es wird mir schwer. Unsere Hochzeit ist doch nicht mehr fern, und da denke ich, ich spreche lieber heut schon mit Ihnen darüber. Es thut mir leid, sehr leid, aber — es ist wohl besser, wenn Sie dies Haus verlassen."

„Freilich ist es besser," nickte die Alte.

„Sie haben so lange allein die Wirthschaft geführt — käme ich und Sie blieben, ich wäre ganz überflüssig."

„Freilich, freilich."

„Und das möchte ich doch nicht," sagte sie mit einem leisen, traurigen Lächeln.

Die Alte nickte stumm.

„Aber natürlich soll für Sie gesorgt werden. Sie sind zu alt, eine neue Stellung sich zu suchen. Sie haben sich die Ruhe verdient. Ich werde mit meinem Bräutigam darüber sprechen."

„Für mich ist schon gesorgt. Und vielleicht — wenn Sie meiner doch 'mal wieder bedürfen, dann bin ich gleich zur Hand."

Fräulein Wolf war aufgestanden, aber die Alte schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. „Herr Doctor ist sehr genau," sagte sie zögernd. „Er kann für sich gar nicht wenig genug verwenden. Immer Alles fortschenken, das wär ihm das Liebste. Er braucht aber gute, kräftige Nahrung, die braucht er. Wenn Fräulein dafür sorgen wollten —"

Sie gab der Alten stumm die Hand und ging.

Als Dr. Heuser heim gekommen war, machte sich die alte Minna mit ihrem Staubtuch in seinem Zimmer zu schaffen. „Das wollt' ich nur sagen, Herr Doctor. Das Fräulein Braut ist heute Vormittag dagewesen. Da muß ich Herrn Doctor rein noch 'mal gratuliren. Die weiß, was sie will. Mit der werden Herr Doctor glücklich werden."

„Das werd' ich freilich," lachte er. „Ist auch das Klügste, was ich thun kann."

— — Weihnachten war heran gekommen. Allerlei hatte er für die Geliebte besorgt. Zunächst einen Stich nach dem Bilde von Rembrandt, das er liebte, und zu dem es ihn in der Londoner Nationalgalerie immer wieder gezogen hatte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Er wußte selbst nicht, was ihn an dies Bild fesselte. Vielleicht der Ernst, die Herbheit dieser Gestaltung; vielleicht auch nur, daß es wirkliche Proletarierkinder waren, zu denen der Heiland kam. Sie hatte sodann einmal den Wunsch geäußert, ganz gesprächsweise nur, Goethe vollständig zu besitzen. Das hatte er sich gemerkt, und eine schöne Ausgabe hatte er ihr besorgt. Am meisten Mühe aber hatte es ihn gekostet, einen Schmuck für sie ausfindig zu machen. Es durfte das

nichts Aufdringliches, Prahlerisches sein, das fühlte er selbst. Und doch sollte es etwas sein, sie zu schmücken, etwas, das sie immer tragen könnte. Nach langem Suchen hatte er sich für ein Armband entschieden, eine schlichte, silberoxydirte Schnur, die sich anschmiegte, und an der eine graue Perle hing. Freilich, er machte sich dann Gewissensbisse, so viel Geld dafür ausgegeben zu haben.

Es war am Heiligabend. In stiller Selbstgenügsamkeit saßen die Drei im Wohnzimmer beisammen. Er hatte einen Baum ausschmücken wollen, aber Frau Wolf hatte es abgelehnt. „Das ist nichts für uns," hatte sie nur gesagt, und er war nicht weiter in sie gedrungen. So saßen sie den Abend, wie alle Abende, still beim brodelnden Theekessel bei einander. Der aber brodelte so lustig und traut, als wäre er sich bewußt, allein für alle Festfreude aufkommen zu müssen. Wie „Heimath, Heimath" klang es Dr. Heuser wieder in die Ohren.

Und dann öffnete sich leise die Thür, und mit dem Mädchen zusammen trug die alte Minna den Tisch mit seinen Geschenken herein. Auch für die Mutter hatte er gesorgt. Die Frauen waren überrascht, Betty traten die Thränen in die Augen. Er selbst war wieder roth geworden wie ein Primaner.

Dann aber führte er die Geliebte an den Tisch und zeigte ihr Alles. Er hatte erwartet, daß sie laut ihrer Freude Ausdruck geben würde, doch sagte sie nichts. Nur als sie dann ihre Arme um seine Schultern schlang, ihn zu küssen, und er fühlte, daß ihre Backen naß von Thränen waren, da wußte er, wie sie's ihm dankte. „Und ich habe nichts für Dich," sagte sie traurig.

„So hast Du uns also doch gezwungen, lieber Sohn, Dein Weihnachten mit zu feiern," sagte Frau Wolf. „Hab' Dank dafür. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, noch einmal so glücklich zu sein, wie ich es nun mit Euch bin. Ich hätte es nicht einmal gewünscht. Man lernt ja auch seinen Schmerz lieb gewinnen."

„Aber nicht wahr, Mutter, es ist doch besser so?"

„Tausendmal besser. Es ist wie — wie jung sein," setzte sie lächelnd hinzu.

„Ich will Euch noch ganz zu meinem Weihnachten bekehren," jubelte Dr. Heuser. „Ihr glaubt nicht, wie schön es ist. Nächstes Jahr bleibt auch der Baum Euch nicht erspart. Aber — Ihr wißt, wie wenig ich auf all' das gebe — ist es nicht doch ein wundervoller Gedanke, den Tag, an dem der Sohn Gottes Mensch geworden sein soll, dadurch zu feiern, daß man die Andern beschenkt? Ihr könnt Euch nicht denken, wie wir uns als Kinder auf Weihnachten freuten! Euch ist daran etwas verloren gegangen."

„Das geht so mit dem Andern in eins," meinte Frau Wolf.

„Sag', Fritz, gibt es nicht eine Legende, daß Denen, die den Messias zuerst gefunden haben, ein Stern den Weg gewiesen?"

„Gewiß, aber warum?"

„Ich meinte nur so." Sie gab ihm die Hand, und er hielt sie in der seinen.

Wie behaglich dies Zimmer war! Es schien, als wäre die Zeit daran vorüber gegangen, um einer trauten, engen Stille das Dasein zu wahren.

Das gelbe Lampenlicht aus der Hängelampe warf freundliche Strahlen auf die alten Möbel und die vergilbten Bilder in schmalen, goldenen Leisten an der Wand. Hier vergaß man, daß es ein Elend gibt, das barfuß durch die winterlichen Straßen bettelt und daheim an kaltem Ofen fröstelt. „Heimath, Geborgensein,“ flüsterte es wieder dem Glücklichen in die Ohren.

Was war das für eine Gnade, daß er unter Tausenden, unter Millionen die eine Seele gefunden hatte, die ihn verstand!

„Siehst Du,“ sagte er, „das ist das große Weihnachten meines Lebens. In diesem Jahr habe ich das Geschenk bekommen, das mich für den ganzen Rest meines Lebens glücklich machen wird.“

„Mich?“

„Dich!“

Sie war noch einmal an den Tisch getreten, auf dem die Geschenke lagen. „Ich hätte es nie, nie für möglich gehalten. Immer hinten angesetzt und zurückgewiesen und unglücklich, und nun so, so reich.“

„Nun fängst Du wieder an, Dich selbst zu schmälen.“

„Nein. Es macht mir nur bange.“

„Oho!“ meinte er, „es gibt kein Schicksal. Unser Schicksal — das machen wir uns selbst.“

„Und die Elenden alle, für die Du sorgen willst?“

„Er hat ganz Recht,“ sagte Frau Wolf, „es gibt kein Schicksal. Aber es gibt etwas in uns, das uns zwingt, einen bestimmten Weg zu gehen. Auch wenn wir den Weg und das Ziel nicht wollen.“

„Kann ich nicht finden,“ sagte Dr. Heuser. „Ich bin noch immer den Weg gegangen, den ich wollte, und habe mir mein Leben nach meinem Willen eingerichtet. Werd' es auch fürder so halten. Aber was soll uns das Alles? Laßt uns doch heiter sein und uns der Stunde freuen.“

Und sie waren froh mit einander, ein warmes, beglücktes Frohsein, und die Stunde verrann. Es war Zeit für Dr. Heuser geworden, aufzubrechen, aber noch schien er etwas auf dem Herzen zu haben.

„Was hast Du, Geliebter?“

Wieder wurde er roth, von den blonden, ungebärdigen Haaren bis an den Vollbartansatz, und sagte: „Ich habe, seit meine Eltern todt sind, immer, um Weihnachten nicht allein zu sein, ein paar arme Kinder zu mir geladen und ihnen aufgebaut. Ich will es auch morgen thun, — wenn Du dazu kommen wolltest?“

Und sie war gekommen. Ganz festlich hatte die alte Minna Alles hergerichtet, und der Baum brannte. Auf langer Tafel im Eßzimmer lag für jedes Kind ein Packet, auf dem sein Name stand. Dr. Heuser war ganz Seligkeit mit den Kindern, freute sich mit ihnen, fand für jedes den rechten Ton. Ihre Lippen aber waren wie zugesiegelt. Und sie sah in den Augen dieser Kinder eine häßliche Begehrlichkeit und den Neid auf das, was die andern bekamen, und die freche Bettelei. Kleine Menschen auch diese Kinder schon. Und das schnitt ihr ins Herz. Wie ein Betrogener, frech Ueberlisteter kam er ihr vor.

Sie wandte ihre Augen fast ängstlich von den Kindern ab und sah nur noch ihn. Die Güte die aus seinen blauen Augen leuchtete, machte das Herz ihr warm. Und der eine Gedanke erfüllte sie ganz: ihm eine Freude machen, einmal eine große Freude!

Sie war nachdenklich nach Haus gekommen, und nachdenklicher noch als sonst und schweigsamer hatte sie den Abend mit ihrer Mutter verbracht. Der Rembrandt stand noch aufgebaut im Wohnzimmer, und sie hatte lange, die Hände im Schoß, darauf geblickt, als suche sie da irgend eine Auskunft. Dann war sie zeitig zu Bett gegangen.

Am andern Morgen früh trat sie, zum Ausgehen bereit, vor ihre Mutter. Daß sie die ganze Nacht über kaum geschlafen hatte, sah man ihr an.

„Mutter,“ sagte sie, „ich habe einen Entschluß gefaßt und bitte Dich, mich darin nicht irre zu machen. Ich will es. Ich will — mich taufen lassen.“

„Aber um Gottes willen, besteht er denn darauf?“

„Er weiß nichts davon und darf es auch nicht erfahren.“

„Und Du willst — Kind, Kind, aber in Gottesnamen, warum nur?“

„Ich will ihm ein Mal eine große Freude machen.“

„Aber Du selbst bist ja seine beste Freude.“

„Es ist auch nicht das allein. Ich hab' es jetzt gesehen, zu Weihnachten, wie anders er empfindet als ich. Das darf nicht sein. Das halt' ich nicht aus. Ich kann nicht ewig ein fremder Gast bei seinen Festen bleiben.“

„Und glaubst Du, daß das anders wird durch eine leere Ceremonie?“

„Wir stehen dann wenigstens auf dem gleichen Boden.“

„Und bedenkst Du denn nicht, abgesehen von allem Andern, daß es eine Lüge ist, die Du da begehst?“

„Wir hängen doch selbst so wenig an unserer Religion. Das bleibt sich gleich. Und ich würd' es dem Prediger auch offen sagen.“

„Und doch trennt man sich nicht so leicht von dem, was Einen von Kindheit an geleitet. Wenigstens überleg es Dir noch.“

„Ich hab' es überdacht, ruhig und reiflich. Und ich glaube nicht, daß Vater, wenn er noch lebte, mir abgerathen hätte.“

„Vielleicht nicht, — und doch, ich weiß nicht. Aber was ändert das? Ich denke doch dabei nur an Dich. Mir ist angst um Dich. Ich bitte Dich, thu's nicht, Du bereust es.“

„Ich muß, Mutter. Ich muß ihm Alles sein können, — das ist jetzt mein Leben. Und das kann ich so nicht. Ich muß.“

„Nun denn — mög' er Deiner Liebe werth sein, Kind.“ Sie lächelte: „Ich hoffe und glaube, er ist's.“

So schnell der Entschluß gefaßt worden war, so lange schon hatte sie in Gedanken sich damit getragen. Sie war sich auch ganz klar, an wen sie zunächst sich wenden wollte: an Hülfsprediger Wernecke, den sie aus dem Kränzchen kannte.

Sie fand ihn in einem unwohnlichen, großen Zimmer, in dem Tisch und Stühle mit Büchern bedeckt waren. Als hätte eine Bücherschlacht hier stattgefunden, so sah es aus. Er selbst an seinem Schreibtisch in abgetragner

Hausjoppe, in Bücher vergraben. Auf dem Sophatisch mitten unter Büchern stand das Caffeebrett, noch unberührt.

Sie war eingetreten, er sprang auf und streckte ihr herzlich die Hand hin. „Wie freu' ich mich, Sie zu sehen! Und verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen noch nicht einmal gratulirte. Aber“ — er fuhr mit der Hand über die Stirn, „ich war in letzter Zeit arg —“ er stockte — „arg beschäftigt,“ ergänzte er dann.

Etwas rathlos sah er sich im Zimmer um, trug dann von einem Stuhl die Bücher auf das Sopha und bat sie, Platz zu nehmen.

„Ich komme zu Ihnen, — ich will mich taufen lassen.“

Er fuhr überrascht in dem Schreibtischstuhl, in dem er saß, zurück: „Wünscht das Herr Dr. Heuser?“

„Nein, er weiß nicht einmal davon, und ich möchte auch nicht, daß er es schon jetzt erführe.“

„Ich konnt' es mir auch nicht denken,“ sagte Wernecke. „Also, die Sehnsucht nach Christi Verheißung ist in Ihnen lebendig geworden?“

„Ich will ganz offen sein, Herr Prediger. Ich weiß von der christlichen Religion wenig, ich habe mich nie darum bekümmert. Das ist es nicht. Aber ich denke, wenn ich meine Pflicht als Frau recht erfüllen will, dann muß ich auch die Religion meines Mannes theilen. Ich möchte in dem Allen mit ihm eines Sinnes sein.“

„Ja, ja,“ nickte Pastor Wernecke.

„Ich möchte Ihnen Alles sagen dürfen. Ich glaube,“ sie lächelte schämig, „daß das All die Wirkenssphäre eines höheren Wesens ist, in dem Alles seine Einheit findet. Aber ich glaube nicht,“ — sie lächelte wieder —, „daß es diesem höheren Wesen etwas ausmacht, ob Betty Wolf es so sich vorstellt oder anders. — Ist es Unrecht, daß ich Ihnen das sage?“

Auch Prediger Wernecke lächelte, dann sagte er sehr ernst: „Als bestellter Diener am Wort antworte ich Ihnen: Ihrer Taufe steht nichts entgegen. Und das würde Ihnen jeder andere Geistliche — wie verschieden die Auffassungen sonst sind — auch sagen. Wir taufen ja auch die Kinder. Jesus hat gesagt: ‚Lehret alle Völker und taufet sie.‘ Wir vertrauen der Kraft des christlichen Gedankens, daß durch ihn die Taufe zu innerer Wahrheit werde.“

Sie nickte still und erwiderte nichts.

Wieder fuhr er mit der Hand über die Stirn. „Das sage ich Ihnen als Prediger. Als Freund möchte ich Ihnen rathen: überlegen Sie es sich doch noch einmal. Gerade weil Sie eine tiefere Natur sind. Es handelt sich da doch nicht nur, wie Sie annehmen, um Vorstellungsformen und Bekenntnißarten. Jede Religion“ — er kniff die schmalen Lippen schmerzlich zusammen — „hat ihren eigenen Gewissenszwang. Und was Tausende ohne Weiteres thun, Sie könnten es bereuen. Ueberlegen Sie es noch einmal.“

„Ich habe es überlegt.“

„Nun denn — so werden Sie Unterricht erhalten, — das heißt: wollen Sie sich an mich wenden? Wir haben eine Anzahl hervorragender Prediger —“

„Ich kam zu Ihnen, weil ich Vertrauen zu Ihnen habe.“

„Ich danke Ihnen." — Sie verabredeten die Zeit für die Unterrichtsstunden, und dann war sie gegangen. Vor dem Hause blieb sie einen Augenblick stehen. Hülfsprediger Wernecke, der an der Jerusalemerkirche angestellt war, wohnte in der Charlottenstraße, dicht bei der Sternwarte. Auf die fiel ihr Blick, und sie mußte lächeln. Die runde Kuppel, zwischen den kahlen Bäumen, von denen der schmelzende Schnee herab sickerte, dünkte sie ein gutes Omen. Ihres Vaters dachte sie dabei.

Freudigen Schrittes ging sie durch die matschigen Straßen nach Hause. Ganz glücklich war ihr zu Muthe. Daheim angekommen, küßte sie ihre Mutter, die auf dem gewohnten Platz am Fenster saß, lächelnd auf die Stirn. Die aber zog sie bewegt in ihre Arme.

Als Dr. Heuser den Abend bei den Frauen sich einstellte, fand er seine Braut gesprächiger denn je. Sie hatte beinah etwas Ausgelaßnes. Und als er Abschied nahm, fuhr sie mit ihrer Hand durch sein blondes Haar und herzte ihn, anders als sonst.

Selige Stunden erster Liebe! Selige Stunden, an denen die Sorgen des Alltags keinen Antheil haben, in denen die Hoffnung kommende Zeiten verklärt.

Allabendlich fast saßen sie in dem trauten Zimmer der Geliebten nun beisammen. Sie hatten längst gelernt, mit einander zu schweigen, aber gern saßen sie Hand in Hand. Und immer wieder hatte er ihr erzählen müssen von seiner Kindheit, von der Strenge seiner Mutter, der peinlichen Genauigkeit, die bei ihnen geherrscht, der Eintönigkeit festloser Tage. Und dann das große Capitel in seinem Leben: Ferientage als Student in London! Wie ihm in diesem London die brutale Grausamkeit menschlichen Elends und damit seine Lebensaufgabe aufgegangen war. Ein Anderer war er damals in die Heimath zurückgekehrt, ein Anderer, als der er sie verlassen hatte. Alle kleinen Züge, sie hatten nun Wichtigkeit für sie. Und nichts aus seinem Leben hatte er, ein Glücklicher, der Braut zu verbergen.

Und sie auch erzählte ihm viel aus ihrer Kindheit, dieser Kindheit der Verschüchterung, und viel von ihrem Vater. Schwärmer, der er gewesen, hatte er träumend fort und fort die Einheit in allem Naturgeschehen gesucht, und diese erträumte Einheit hatte er Gott genannt. Dahin zielten all' seine Studien. Und manchmal war der verschloßne, ängstliche Mann seinen Patienten gegenüber gar gesprächig geworden, wenn auf Derartiges die Rede kam. — — Selige Stunden, wie schnell sie verflogen!

Oefters nun mußten sie ihr trautes Zusammensein durch langathmige und doch so hold verheißungsvolle Berathungen unterbrechen. Auf die ersten Tage des Aprils war die Hochzeit festgesetzt worden, und schon ging der Winter rasch zu Ende. Man sprach über die Einrichtung, die Ausstattung. Und immer machte Dr. Heuser geltend, daß ja im Grunde Alles von seinen Eltern her vorhanden, und daß es doch sinnwidrig sei, das gute Alte fortzuwerfen, nur um für Neues Geld aufzuwenden. Ihr war der Gedanke an diese alte Einrichtung, die von Menschen überkommen war, die sie nicht kannte, durchaus nicht sehr sympathisch. Aber es erschien ihr das Alles so nebensächlich

neben dem kommenden Glück! So beschränkte man sich im Grunde auf Wiederherstellen und Ausbessern der alten Möbel.

Die wenigen Gänge, die sie zu machen hatten, machten die Drei gemeinsam. Das war wie ein Spazierenschlendern durch die Straßen, mit fröhlichem Ziel. Allen Bettlern, die sie trafen, gab sie, jedem eine Kleinigkeit, obwohl er sie oft und ernsthaft deshalb zur Rede stellte. „Du ziehst damit das moralische Elend groß,“ sagte er tadelnd. Und sie darauf: „Ich kann nicht anders. Und es ist Deine Schuld. Warum hast Du mich so glücklich gemacht!“

Eines Tages, — es war bereits im März, — war Dr. Heuser ganz freudig erregt zu den Frauen gekommen: „Geliebte, ich habe ein Mädchen für uns.“

„Wieso denn das?“ fragte sie verwundert.

„Ich fand heut' beim Recherchiren bei einer Frau, die mir im höchsten Grade verdächtig vorkam, ein junges, fünfzehnjähriges Ding, die älteste Tochter. Das Mädchen geht in der Umgebung zu Grunde, nehmen wir uns ihrer nicht an. Ich sprach gleich mit der Frau darüber, und sie ging auf meine Pläne ein. Da kannst Du wirklich ein gutes Werk thun.“

„Aber das ist doch unmöglich,“ lachte sie. „Unser Haus ist doch kein Correctionshaus. Das Mädchen brauch ich zur Arbeit und nicht, um sie zu bessern.“

„Versuche es doch.“ Wieder lag dieser treuherzige Kinderausdruck in seinen blauen Augen. „Ist es nichts, so jagen wir sie fort.“

„Nein, lieber Sohn,“ mischte sich Frau Wolf sehr gegen ihre Gewohnheit in das Gespräch, „das ist unmöglich. Glaube das uns Frauen. Du würdest Betty damit eine Last auferlegen, die, namentlich im Anfang, zu schwer für sie wäre.“

„Doch, Liebster, ich will es versuchen.“ Der Widerspruch rief ihren Widerspruch wach. Und dann, es war das Alles ja so nebensächlich neben dem kommenden Glück!

Inzwischen hatte der Unterricht bei Wernecke seinen Fortgang genommen. Er war gewissenhafter zu Werk gegangen, als es sonst unter diesen Umständen üblich. Er hatte sie in die Bibel eingeführt und weite Abschnitte mit ihr eingehend durchgesprochen. Die Persönlichkeit Jesu rückte er in den Mittelpunkt all' seines Unterrichts. Das Dogmatische unterzog er selbst schärfster Kritik. Dem Wunderbaren ließ er nur symbolische Geltung. Doch machte er auch auf die verschiedene Entstehungszeit der biblischen Schriften aufmerksam, und zeitweise schien er Vieles nur in historischem Lichte sehn zu wollen. Offenbar war es ihm wohlthuend, eine Schülerin gefunden zu haben, zu der er offen sprechen konnte, die ihn verstand. Und wirklich hörte sie gern den Worten zu, die aus diesem scharfgeschnittenen, bartlosen Munde kamen. Ein paar Mal freilich konnte sie sich des Eindrucks nicht erwehren, als stamme diese übergroße Gewissenhaftigkeit aus eigenen Gewissenszweifeln.

Nicht immer legte sie den Weg von jener Sternwarte in der Charlottenstraße so leichten Herzens zurück, wie sie's das erste Mal gethan. Zunächst gewann der dichterische Zauber, der jenen Menschensohn verklärt, Eingang in ihre Seele. Dann aber ging eine Kraft von diesen neuen Vorstellungen aus, eine Kraft, die sie ängstete, unsicher machte und verwirrte.

Sie hatte auch noch immer ihrem Bräutigam von ihrem Vorhaben nicht gesprochen. Gewiß war es ein Reiz, ganz heimlich die große Freude ihm zu bereiten. Doch war auch Unsicherheit dabei. Nun hatte sie den Entschluß gefaßt, erst nach der Taufe ihm davon zu sagen.

Und dann hatte Hülfsprediger Wernecke still eines Sonntagsvormittags in seiner Wohnung die Taufe selbst vollzogen. Er hatte dem Glaubensbekenntniß nicht die Worte: „Ich bekenne hiermit meinen allerheiligsten Glauben" beigefügt. Ganz schlicht hatte er gesagt: „Das evangelische Glaubensbekenntniß lautet."

Sie hatte im Anschluß an die Taufe das Abendmahl in der Jerusalemerkirche genommen. Sie allein, unter einer fremden Gemeinde, unter Gebräuchen, die sie nicht kannte. Und immer hatten ihr dabei die Worte in den Ohren geklungen: „Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht." Zwar hatte Pastor Wernecke den Ausspruch als einen offenbar späten Zusatz charakterisirt, da er mit dem Geist des Urchristenthums in Widerspruch stände, doch klang er ihr in den Ohren. Es bedurfte für sie einer Verstandesanstrengung, den quälenden Eindruck, die peinigenden Gedanken los zu werden.

Als jenen Sonntag Nachmittag — es war im März — Dr. Heuser zu den Frauen kam, zog sie ihn hastig in ihr Zimmer: — „Ich bin Christin," sagte sie zu ihm.

„Die beste Christin," antwortete er und zog sie zärtlich in seine Arme.

Sie machte sich los und sagte: „Ich bin's in Wirklichkeit."

„In Wirklichkeit, Geliebte, und mir lieber als alle Christinnen zusammen."

„Ich habe mich taufen lassen, heut' Vormittag."

„Mach keine schlechten Scherze."

„Es ist mein heiliger Ernst."

„Aber um Gottes willen, warum denn?"

„Ich weiß nicht. . ."

Er sah sie ganz verständnißlos an, und beide schwiegen sie betreten. Widersprechende Gefühle, die Jedes Brust durchkreuzten.

„Fritz," sagte sie nach einer Weile mit einem Ausdruck, als habe sie eine Schuld einzugestehen, „ich dachte Dir eine Freude damit zu machen. Ich dachte, es wäre besser, wenn wir beide eine Religion bekennen."

„Aber Du weißt doch, daß ich gar nicht gläubig bin."

„Das weiß ich."

Wieder eine Pause, dann sagte er gezwungen: „Es ist aber lieb von Dir. Viel zu lieb. Ich danke Dir vielmals." Er wollte sie an sich ziehen, doch wehrte sie ihn ab. „Und nun mußt Du mir vor Allem erzählen, wie das gekommen ist. Davon hast Du mir noch kein Wort gesagt."

„Nicht heute. Es ist mir unmöglich."

„Ich glaube, ich habe Dir noch gar nicht genug gedankt. Es ist wirklich zu gut, zu lieb von Dir. Und es war doch wirklich nicht nöthig."

„Laß nur. — Ich glaube, Mutter erwartet uns."

Als Dr. Heuser den Abend die wenigen Schritte die Schellingstraße entlang zu seinem Hause zurücklegte, war er in Wahrheit verstimmt. Ein Glück, daß er ihr das nicht gezeigt hatte! Aber wie verfiel sie nur darauf? Und er konnte sich nicht einmal von seiner Mißstimmung Rechenschaft ablegen. Ohne daß es ihm zu Bewußtsein gekommen wäre, hatte es einen Reiz für ihn gehabt, eine Jüdin zu seiner Frau zu machen. Gleichviel, worin der Reiz bestand — er hatte so etwas empfunden. Und nun mußte man denken, er habe seine Braut zu dem Uebertritt bestimmt!

Sie saß in ihrem Zimmer und weinte bittere Thränen. Ihr war zu Muth wie Jemand, der ein ersehntes Ziel vor Augen gesehen, und plötzlich ist es in die Erde versunken. Es war die erste, große, bittere Enttäuschung. Und das Gefühl dieser Enttäuschung blieb, wie auch die Stunden, die Tage gingen. Es war wie ein leiser Druck, den man bei allem Thun und allem Empfinden an den Schläfen spürt; kein unerträglicher Schmerz, aber man steht damit auf, man geht damit zu Bett. Es war wie eine Last, die sie ihrem Glück entgegen trug. Und schon war der Hochzeitstag in naher Nähe.

Gerade in diesen Tagen übrigens sollte jene Begegnung, die zu ihrer Verlobung geführt hatte, für Dr. Heuser ein gerichtliches Nachspiel finden. Der Bursche, vor dem er seine Braut geschützt hatte, war in Folge der Behandlung, die er ihm hatte angedeihen lassen, erkrankt, er hatte in die Charité aufgenommen werden müssen. Dr. Heuser war wegen körperlicher Mißhandlung vor das Schöffengericht geladen worden.

Es war eine kurze Verhandlung, und sie endete durchaus befriedigend. Sobald Dr. Heuser den Sachverhalt dargelegt hatte, erklärte der Staatsanwalt selbst, daß er die Anklage fallen lasse. Dr. Heuser habe gleichsam nur aus Nothwehr gehandelt. Die rohen Burschen, vor denen kein weibliches Wesen sicher sei — hier habe es sich noch dazu um eine Dame gehandelt, die Noth zu lindern gekommen sei — verdienten durchaus nicht mit Sammetfingern angefaßt zu werden. Er, der Staatsanwalt, bedauere nur, gegen den schamlosen Gesellen nicht noch ganz anders vorgehen zu können. Und dieser Darlegung schloß sich der Gerichtshof vollkommen an, nicht ohne daß der Assessor, der den Vorsitz führte, erklärte, er bedauere auch seinerseits, daß der sehr zu Recht Abgewehrte mit einem so leichten Denkzettel davon gekommen sei.

Nur Einem war dabei in seinem Samariterthum etwas bange geworden — Dr. Heuser, dem Glücklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die weltgeschichtliche Krise der Religion[1]).

Von
Rudolf Eucken.

I. Das Problem der Religion.

Wer sich um den Wahrheitsgehalt der Religion bemüht, der braucht nicht ihren kümmerlichen Anfängen nachzuspüren und auch nicht ihr langsames Aufklimmen zu verfolgen, er darf sich sofort auf ihre Höhe versetzen. Denn erst hier erlangt das Wahrheitsproblem eine volle Klarheit, und erst hier gewinnt es eine zwingende Macht. Eine solche Höhe erreicht die Religion aber erst, wo sie aufhört, ein bloßes Stück einer Volkscultur zu sein, und wo sie sich zugleich von aller bloßen Naturmythologie befreit: sie muß dem ganzen übrigen Leben selbständig entgegentreten und den Anspruch erheben, es von sich aus neu zu gestalten, neu zu gestalten dadurch, daß sie dem Menschen inmitten der Zeit ein ewiges Sein, inmitten der Welt eine Ueberwelt erschließt, daß sie ihm eine Offenbarung göttlichen Wollens, ja göttlichen Wesens zuführt. Wie eine solche Offenbarung unser ganzes Leben unter einen neuen Anblick stellt, so ruft sie den Menschen auf zu einer großen Entscheidung, zur größten und folgenschwersten, die sein Dasein kennt. — Eine derartige, vermeintliche Offenbarung erscheint aber nicht nur an einer, sondern an mehreren Stellen der Geschichte, und verschieden ist auch der Inhalt der „geschichtlichen", der „positiven" Religionen. Aber durch alle Mannigfaltigkeit geht dasselbe Problem, und ein entschiedenes Nein wie ein freudiges Ja ist allen Religionen gemeinsam.

Nirgends kann die Religion den Affect und die Arbeit für eine neue Welt verlangen, ohne den Menschen energisch von der alten loszureißen, ohne ihm zu verleiden und zu vergällen, was ihn bis dahin erfüllte und beglückte. Keine wahrhaftige und hinreißende Wendung zur Ueberwelt ohne eine Zerwerfung mit dieser Welt, ohne ein tiefes Empfinden ihres Elends und ihrer Nichtigkeit. So stark aber wird die Verneinung erst, wenn in der Welt nicht nur dieses

[1]) Aus einem demnächst erscheinenden Werke: „Der Wahrheitsgehalt der Religion". (Veit & Co.)

oder jenes, sondern wenn sie in dem Ganzen ihres Seins und ihres Aufbaus mißfällt, wenn in ihr nicht nur viel Schmerz und Leid waltet, sondern auch alles von ihr verheißene Glück unzulänglich wird, wenn nicht nur von draußen her der Mensch bedroht und bedrängt wird, sondern ihn auch der Stand seines eignen Innern ängstet und quält. Nur aus einer völligen Erschütterung des nächsten Lebens, nur aus einer Weltflucht kann ein wahrhaftiges, wesenerfüllendes Verlangen nach Religion entspringen, und nur bei solchem Verlangen kann in der Seele des Menschen Religion geboren werden.

Je härter und entschiedener aber das Nein, desto kräftiger und freudiger wird das Ja, das sie ihm entgegensetzt. Als Mittheilung Gottes, der höchsten Macht und Vollkommenheit, bringt die Religion nicht bloß irgend welche Linderung des Schmerzes, irgend welche Erhöhung der Freude, sondern sie verheißt die gänzliche Befreiung von allem Uebel, die Versetzung in ein vollendet seliges Leben. Nicht bloß eine irgendwie höhere, sondern die allerhöchste, schlechthin abschließende Welt will sie eröffnen, an ihrer Unendlichkeit und Ewigkeit dem endlichen und sterblichen Wesen Antheil geben. Ihr genügt nicht die Vervollkommnung des Menschen in seiner Menschlichkeit, sondern zur Göttlichkeit selbst soll er aufsteigen, irgendwie soll eine Einigung von göttlichem und menschlichem Wesen vollzogen werden.

Indem die Religion so unermeßliche Aussichten eröffnet, ein so übermenschliches Ziel in alle Enge und Mühe des menschlichen Daseins hineinpflanzt, durch tiefsten Schmerz hindurch höchste Seligkeit verheißt, versetzt sie unser Dasein in die gewaltigsten Aufregungen, Bewegungen, Leidenschaften. Alles Streben concentrirt sich auf die eine Frage; das menschliche Leben erhält eine ungeahnte Größe und Würde, indem ganze Welten in seinem Bereiche zusammentreffen und zur Entscheidung aufrufen. Nach der Stellung zu jenem beherrschenden Mittelpunkte zerlegt sich die ganze Weite des Daseins in ein Für oder Wider; die sonstige Schätzung der Güter wird nicht nur verändert, sondern umgekehrt, indem als gut nunmehr nur das gilt, was die Empfänglichkeit für das Göttliche steigert, während mit allem Glanz seiner Erscheinung zum Uebel wird, was uns diese Welt werth macht und unser Herz an sie fesselt. „Wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein."

Bei solcher Erhebung über die Welt war die Religion zugleich die stärkste Macht innerhalb der Welt. Nichts hat die Menschen so eng verbunden, aber auch nichts sie so schroff entzweit wie die Religion; nichts hat die Individuen so in sich selbst vertieft, nichts den eigenthümlichen Charakter der Völker so zwingend hervorgetrieben als die Ueberzeugungen von göttlichen Dingen. Was immer das Leben an Heroischem enthält, das hat seine tiefsten Wurzeln in der Religion; ihren eigenthümlichen Heroismus aber entwickelt die Religion namentlich gegenüber dem Leiden, in dem willigen, ja freudigen Leiden für die Sache Gottes. Nichts konnte den Menschen bis zur letzten Tiefe erregen, nichts seine volle Hingebung gewinnen, was nicht an seine Religion anknüpft oder bei sich selbst zu einer Art Religion wird. Ja, es scheint aller Glaube der

Menschheit und des Menschen an sich selbst, alle Würde und Größe unabtrennbar von einem Glauben an das Innewohnen eines Göttlichen in seinem Wesen, an die Gegenwart ewiger und übernatürlicher Kräfte in seinem Wirken. Wen daher einmal das religiöse Problem in der Tiefe seiner Seele gepackt hat, den läßt es nicht wieder los, er mag es zurückdrängen, abschütteln, in weiteste Ferne verbannen, er kann nicht umhin, an die Verneinung den stärksten Affect zu setzen, die Entscheidung jener Frage für die allerwichtigste zu erachten; der Unglaube selbst wird ihm die Sache des Glaubens. So erweist sich in Wahrheit als die stärkste Macht innerhalb der Welt die Ueberzeugung von der Ueberwelt.

Aber zugleich war die Religion ein Zeichen, dem stets hart und leidenschaftlich widersprochen wurde. Und zwar nicht nur von außen her, sondern auch aus dem tiefsten Ernst ringender Seelen. Immer von neuem erhob sich die Frage, ob denn eine Mittheilung des Göttlichen an den Menschen, eine Erhebung des Menschen zu göttlichem Leben irgendwie möglich sei, ob nicht alle Behauptung dessen beim Versuch der Durchführung sicher scheitern müsse. Muß nicht alles, was zum Menschen wirken will, menschliche Art annehmen, in seine Begriffe eingehen, sich seinen Bestrebungen empfehlen? Wird es aber damit nicht herabgezogen in alle Enge und Trübe des irdischen Kreises und allen Schranken unseres Wesens unterworfen? Oft gerieth das Göttliche sogar in den Dienst kleinmenschlicher Absichten, die Starken der Welt rissen es an sich und erniedrigten es zum Mittel ihrer Zwecke. Die Religion verhieß dem Menschen ein neues Leben, ein reines Herz; aber hat sie nicht oft nur tiefer in die Interessen des natürlichen Lebens verstrickt und Haß und Neid, Eitelkeit und Heuchelei der Menschen noch raffinirter gemacht? Auch die große Welt entspricht nicht dem Bilde des religiösen Glaubens. Könnte sie sich so gleichgültig verhalten gegen das in ihr aufstrebende geistige Leben, könnte sie der Unvernunft und der Ungerechtigkeit so breiten Raum gewähren, stünde sie unter der Obhut einer allmächtigen Vernunft und einer unendlichen Liebe?

So greift der Zweifel um sich wie ein verzehrendes Feuer, er leckt nicht nur von außen an der Religion, er findet den Weg auch in ihr Allerheiligstes und erzeugt eine quälende Unsicherheit; gerade tief von der Sehnsucht nach dem Göttlichen ergriffene Gemüther empfanden den Widerspruch des Augenscheins besonders schmerzlich und konnten in den üblichen Beschwichtigungen keinen Trost finden; ja selbst unter den leitenden Geistern der Religion wurden manche von höchster Höhe des Schaffens immer wieder zurückgeschleudert in die tiefsten Abgründe des Zweifels. Ein Starrwerden des Zweifels verwandelt aber mit einem Schlage den Gesammtanblick: der freudige Aufschwung ist gehemmt, die aufstrebende Kraft gelähmt; was eben noch selbstverständlich dünkte, wird jetzt unmöglich; die Ueberwelt, dem Gläubigen das Allergewissesete und Allervertrauteste, weicht zurück in eine unzugängliche Ferne, ja sie verflüchtigt sich zu einer leeren Illusion. Die Religion erscheint dann als ein grandioser Irrthum des Menschengeistes, der bloße Spiegelbilder des eigenen Seins in das große All wirft und von solchen Spiegelbildern die Erfüllung aller Wünsche erhofft, welche ihm die rauhe Wirklichkeit versagt. Ein

solches Sichsonnen und -wonnen in erträumten Idolen wäre dazu kein harmloses Spiel. Denn es würde an nichtigen Schein die Kräfte und Empfindungen vergeuden, derer die wahren Aufgaben des Lebens aufs Dringendste bedürfen, es würde unser Dasein zerspalten, es würde den Sinn der ganzen Wirklichkeit verfälschen. Von solcher Fälschung, Spaltung, Schwächung unser Dasein zu befreien, müßte dann als eine besonders wichtige Angelegenheit gelten; der Kampf gegen die Religion würde die heiligste aller Pflichten. So ist hier alle Vermittelung ausgeschlossen: ist die Religion nicht die höchste und fruchtbarste aller Wahrheiten, so ist sie die schwerste und verderblichste aller Irrungen, ist sie nicht das Werk Gottes, so ist sie ein Kind der Lüge und Finsterniß. Wie nun bei diesem kritischen Punkt, an dem die Richtung des ganzen Lebens hängt, zu einer sicheren Entscheidung gelangen, wie dem unerträglichen Schwanken zwischen Glauben und Zweifel entrinnen?

Die geschichtlichen Religionen haben diese Frage in ihrer Weise beantwortet, sie haben sie beantwortet nicht durch speculative Theorien, sondern durch das Thatsächliche ihrer Leistung; sie haben nicht weitläufig darüber reflectirt und discutirt, wie göttliche Herrlichkeit in die menschliche Welt eingehen könne, sondern sie haben die Möglichkeit des Unmöglichen durch den Aufweis der Wirklichkeit zu erhärten unternommen. In den begründenden Persönlichkeiten sowohl als in den religiösen Gemeinschaften schien das Wunderbare anschauliche Gegenwart geworden, die Idee zu Fleisch und Blut verkörpert; im Besitz so überzeugender Thatsächlichkeit fühlten sich die Religionen aller Unsicherheit überhoben und gegen allen Zweifel gepanzert. Leider war aber die Sache nicht so einfach, wie sie sich den Gläubigen darstellte; vielmehr ward, was den Zweifel niederschlagen sollte, selbst ein Quell neuen Zweifels.

Es ist eine Thatsache geschichtlicher Art, woran sich Glauben und Leben befestigen sollen. Eine solche Thatsache ist nicht möglich ohne eine unterscheidende Besonderheit; je individueller sie sich ausprägt, mit desto größerer Kraft wird sie wirken. Aber als eine Grundlage religiöser Wahrheit muß dieselbe Thatsache zugleich von bleibender und allgemeiner Gültigkeit sein, ja sie muß sich klar und sicher über alles andere Dasein hinausheben und es unter sich bringen. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Enthält alle Individualität nicht auch eine Particularität, und muß die Festlegung und alleinige Verehrung dieses Particularen nicht vieles Berechtigte und Unentbehrliche ausschließen, wird sie das menschliche Leben nicht in einen zu engen Rahmen pressen, ihm nicht auch die Möglichkeit einer Weiterentwicklung rauben? Solche Verengung würde aber einen geistigen Druck bewirken, den früher oder später die Menschheit mit unwiderstehlicher Kraft abschütteln müßte. Erklärt sich hingegen die Religion bereit, ihre Thatsachen mit den anderen geschichtlichen Daten in eine Linie zu stellen und alle Wandlungen des Lebens zu theilen, wo bleibt dann die Göttlichkeit, wo das Vermögen aus dem Wandel der Zeit in eine ewige Ordnung zu erheben?

Daß hier in Wahrheit schwere Verwicklungen entstehen, bestätigt der rascheste Blick auf die Geschichte der Religionen. Jede geschichtliche Religion entnimmt ihrer Umgebung eigenthümliche Ueberzeugungen von der Welt, eigen-

thümliche Schätzungen vom Leben. Die Besonderheit dessen pflegt sich dem Anhänger zu verbergen, der Fremde bemerkt sie sofort und empfindet zugleich eine Grenze. So ruht z. B. in Indien alles religiöse Schaffen auf einem starken Gefühl der Flüchtigkeit und Nichtigkeit alles Daseins, auf der Ueberzeugung von dem Walten einer moralischen Causalität, welche jeder Handlung entsprechende Folgen gibt, auf der Annahme endlich der Seelenwanderung als eines Grundgesetzes für alle „athmenden" Wesen. Das zusammen erzeugt große Fragen, und diese Fragen weisen auch der Antwort ihre Richtung; kann die Antwort befriedigen, wo die Fragen nicht getheilt werden?

Den Mittelpunkt der geschichtlichen Religionen bildet das Leben und Wirken der begründenden Persönlichkeiten. Nichts gibt der Gegenwart einer Ueberwelt in unserem Kreise eine überzeugendere Kraft als die sichere Festigkeit, mit der solche Persönlichkeiten im Göttlichen wurzeln, ihr gänzliches Erfülltsein von dieser einen Beziehung, die schlichte Einfalt und die anschauliche Nähe, welche diese geheimnißvolle Tiefe in ihnen erlangt hat. Die Gemüther gewinnen und die Gedanken beherrschen hätten sie nun und nimmer gekonnt ohne eine mächtige Phantasie, welche dem Reich des Unsichtbaren sichtbare Gestalten abzuringen und alle Mannigfaltigkeit in ein zusammenhängendes Reich zu verbinden verstand. Nichts schien weiter hinaus über alles menschliche Vermögen, und nichts unterwarf mit zwingenderer Kraft die Geister, als der unauflösliche Zusammenhang und die eindringliche Vorhaltung einer solchen Gedankenwelt.

Aber dies Alles ist eben in dem, worin es groß ist, zugleich individuell und unterscheidend; so hat auch das religiöse Leben, das von dort ausströmt, einen durchaus individuellen Charakter; grundverschieden hat Jesus, hat Buddha, hat Muhamed auf die Menschheit gewirkt. Wird nun die besondere Art des einen allen Völkern und allen Zeiten zusagen, schließt sie nicht manches aus, was die Menschheit nicht aufgeben kann, nicht aufgeben darf? Und müssen damit nicht unerträgliche Verengungen, härteste Conflicte entstehen?

Auch die Gestaltung der Religion zu einer Weltmacht auf dem Boden der Geschichte kann sich nicht der Besonderheit vergänglicher Lagen entziehen. Jene Machtentfaltung verlangt vor Allem ein durchgebildetes Gedankenreich, für den Aufbau eines solchen kann nur die umgebende Cultur die Mittel bieten, und wenn bei dieser Arbeit die Cultur nur zu dienen scheint, so wirkt sie in Wahrheit zugleich stark auf die Religion zurück. Jene Cultur aber war die besonderer Völker und Zeiten, früher oder später wird das Ganze der Menschheit über sie hinausgehen; hat nun die Religion sich mit ihr untrennbar verkettet, so wird aus dem Bruch mit der alten Cultur nothwendig auch eine Entzweiung mit der überkommenen Religion.

So erwachsen Zweifel über Zweifel. Das Ewige scheint der Macht der Zeit zu verfallen, sobald es den Boden der Zeit betritt; besteht es aber auch hier auf seiner Unwandelbarkeit, so scheint es alle Bewegung zu hemmen und selbst die Möglichkeit einer Geschichte aufzuheben. Aber die Geschichte ist da und erzeugt unermüdlich Neues, ein unzerstörbarer Lebensdrang der Menschheit verwirft jenen aufgezwungenen Stillstand. Und von hier aus will es

leicht scheinen, als sei jene Thatsächlichkeit der geschichtlichen Religionen gar nicht göttlichen und ewigen Ursprungs, sondern sie sei nur die Festlegung einer besonderen menschlichen und zeitlichen Leistung, ein unberechtigtes Sichhinausheben aus dem Strom der Entwicklung, eine Bindung des gesammten Laufes der Geschichte an einen einzelnen Punkt. Das Durchschauen einer solchen Usurpation wäre zugleich ein Aufruf zu mannhaftem Widerstande im Interesse von Freiheit und Wahrheit.

So wird das geschichtliche Element, das die Religion stützen sollte, zu einer schweren Belastung; die Zweifel gegen die Realität des Göttlichen scheinen von hier aus nur noch verstärkt. Gleich den Eingang zur Religion versperrt daher die Frage nach der Wahrheit oder Unwahrheit des Ganzen; je mehr wir darüber grübeln und uns zergrübeln, desto weiter scheint alle sichere Antwort zurückzuweichen. „Gott ist das Leichteste und Schwerste, so zu erkennen; das Erste und Leichteste in dem Lichtweg, das Schwerste und Letzte in dem Weg des Schattens“ (Leibniz).

II. Die Eigenthümlichkeit des Christenthums.

Das allgemeine Problem der Religion wächst mächtig an Kraft und Anschaulichkeit mit der Wendung zum Christenthum. Dem Christenthum muß auch, wer es nicht vom Standpunkt des Gläubigen, sondern des Forschers betrachtet, eine überragende Größe zuerkennen. Zunächst gehört es in die höhere der beiden Gruppen, in welche die geschichtlichen Religionen zerfallen. Sie sind nämlich entweder Gesetzesreligionen oder Erlösungsreligionen. Jenen ist der Kern der Religion die Verkündigung und Verfechtung einer sittlichen Ordnung, welche aus überlegener Höhe die Welt beherrscht. Aus heiligem Willen ergeht an uns ein strenges Gesetz für das ganze Leben, für Werke, Worte, Gedanken; ein großer Lohn winkt seiner Erfüllung, eine schwere Strafe seiner Uebertretung, wenn nicht in dieser, so in jener Welt. So wird das Leben in seiner ganzen Ausdehnung fest an eine übersinnliche Welt gekettet und zu stündlicher Arbeit, zu unablässiger Entscheidung für oder wider Gott angehalten. Ein solcher Aufruf wäre unmöglich ohne die Ueberzeugung, daß der Mensch aus eigner Kraft die Wahl zu vollziehen vermag, daß sein Wille stark genug ist, dem Guten zu folgen. Diese Ueberzeugung aber erklären die Erlösungsreligionen für viel zu optimistisch, ja verkehrt; sie finden in dem, was dort selbstverständlich dünkte, das schwerste aller Probleme, die wichtigste Frage und Sorge. Ihnen gilt der Mensch als von Grund aus unfähig zum Guten, und zugleich scheint diese nächste Welt durchaus verfehlt; so verlangen sie eine völlige Umwälzung und Erneuerung, die alte Welt muß versinken, ein neuer Mensch geboren werden, dann erst läßt sich auch unser Thun für das Gute gewinnen. Damit erwachen unermeßliche Verwicklungen, und die ganze Schwere der Weltprobleme fällt unmittelbar auf die Seele des Menschen. Aber der Verwicklung entspricht eine Vertiefung, das Leben wird unvergleichlich stärker erregt, erschüttert, umgewandelt; schon das bloße Aufwerfen der Frage macht aus den Gesetzesreligionen, bei allen Vorzügen ihrer größeren Einfach-

heit, Durchsichtigkeit, Rationalität, eine niedere Stufe; diese mag äußerlich noch so viel Raum behaupten und sich weit culturfreundlicher gebärden, innerlich ist sie von der weltgeschichtlichen Bewegung gerichtet und überwunden.

Bei den Erlösungsreligionen aber scheidet sich ein indischer und ein christlicher Typus. Wie beide das Böse von verschiedenen Ursprüngen ableiten, so suchen sie auch die Heilung in verschiedener Richtung. Die indischen Religionen sehen in dem Dasein der Welt überhaupt ein Uebel, mit ihrer ganzen natürlichen Beschaffenheit erscheint sie als ein Reich des Bösen. Denn mit allem, was sie enthält, ist sie flüchtig und nichtig, nichts in ihr vermag sich bleibend zu behaupten, Glück und Liebe dauern einen bloßen Augenblick, auch die innigsten Verbindungen der Menschen gleichen flüchtigen Begegnungen von Holzsplittern im unermeßlichen Ozean. Fruchtloser Aufregung und unaufhörlicher Täuschung ist daher verfallen, wer solchem flüchtigen Schein eine Wirklichkeit beimißt und an ihm sein Glücksverlangen stillen will. So gilt es eine Befreiung von diesem unseligen Wahn; sie wird erfolgen, wenn wir mit ganzer Kraft unserer Seele den Schein als Schein durchschauen. Denn damit verliert er seine Macht über uns, es versinkt das ganze Reich der Täuschung mit seinen gleißenden Gütern, es erlischt aller ihm zugewandte Affect, und das Leben wird eine stille, heilige Ruhe, der Stand eines traumlosen Schlafes, sei es durch das Eingehen in das ewige Sein hinter dem Schein, wie in der brahmanischen Speculation, sei es durch die Auflösung in ein völliges Nichts, wie im strengen Buddhismus. Hier wie da eröffnet sich kein neues Leben mit neuen Gütern, hier wie da liegt die erlösende Kraft im Intellect und vollziehen die Entscheidung die einzelnen Individuen; die Führer können ihnen nur den rechten Weg zeigen, nicht die Arbeit abnehmen. Weltentsagende Weisheit, ruhige Sammlung des Gemüthes, voller Gleichmuth gegen alle Schicksale, darin liegt hier die Höhe des Lebens. „Wenn ich weiß, daß mein eigner Leib nicht mein ist, und daß doch die ganze Erde mein ist, und wiederum, daß sie beides mein und dein ist, dann kann kein Leid geschehen.“

Welch anderen Geist athmet das Christenthum! Auch das Christenthum findet die Welt voll Leid und Elend, und in seinem Aufstreben wie an seinen Höhepunkten gleitet es darüber nicht so rasch hinweg wie das zahme und bequeme Durchschnittschristenthum des Alltages. Aber wie es die Wurzel des Elends nicht in einer unwandelbaren Natur der Dinge findet, so kann es auch nicht die Welt schlechthin verwerfen. Ihr Grundbestand erscheint vielmehr als ein vollkommenes Werk göttlicher Weisheit und Güte. Aber dieser Grundbestand ist entstellt und verdorben durch moralische Schuld: eine freie That, der Abfall vernünftiger Wesen, hat schweres Elend, hat Tod und Verderben in die Welt gebracht. So tief geht dies Elend, und so sehr lähmt es die Kraft der Wesen, daß die Welt aus eignem Vermögen sich nun und nimmer zum Guten zurückfinden kann. So muß Gott selbst zur Hülfe kommen, er thut es, indem er dem moralischen Fall eine moralische Erneuerung entgegensetzt, er thut es durch die Eröffnung eines Reiches der Liebe und Gnade, welches das Gesetz in die innerste Gesinnung aufnimmt und zugleich in überschwänglicher Weise erfüllt. Durch dieses unmittelbar gegenwärtige Reich Gottes gewinnt

der Mensch jenseit aller Beziehungen zur Welt ein neues Leben, ja ein neues Wesen; über alles Leid und alle Schuld sieht er sich hinausgehoben zur göttlichen Seligkeit und Vollkommenheit. So ersteht hier aus aller Erschütterung und Vernichtung ein neuer, reinerer Lebensdrang; das Verhältniß zu Gott gibt dem Menschen wie der Menschheit wieder einen unvergleichlichen Werth; es versinkt unser Kreis nicht nach indischer Art in den Abgrund der Ewigkeit, sondern er erhält durch die nothwendige Entscheidung für oder wider Gott eine große Aufgabe und durch den ihm zugewiesenen Aufbau eines Reiches Gottes auf Erden eine große Geschichte; aus Wirkung und Gegenwirkung von Gutem und Bösem ergibt sich ein weltumspannendes Drama, voll schwerster Verwicklungen und dunkler Räthsel, aber auch voll unergründlicher Tiefen und unermeßlicher Hoffnungen.

Indem dies christliche Leben eine Weltverneinung und eine Welterneuerung mit einander verflicht, indem es von tiefstem Schmerz zu seliger Vollendung aufsteigt, zugleich aber für die menschliche Lage auch inmitten der Rettung das Bewußtsein von Schuld und Leid festhält, entwickelt es eine den anderen Religionen unbekannte Weite der Empfindung und gewinnt es eine unablässige innere Bewegung. Nichts liegt dem Christenthum ferner als ein Abschwächen und Ausreden des Schmerzes; wozu bedürfte es einer Erlösung, wenn das Leid nicht mit überlegener Schwere auf uns lastete? Aber alles Leid kann hier den Menschen nicht bezwingen und zur Verzweiflung treiben, wird er doch durch göttliche Liebe in eine neue Welt gehoben, der alle feindliche Macht nichts anhaben kann. Diese Welt ist jedoch immer neu dem Reich des Dunkels abzuringen, und auch in die Seligkeit hinein klingt ein tiefer Schmerz, sie behütend vor aller trägen Ruhe und allem schwelgenden Genießen. Die Sache liegt für den Menschen so, daß in einer Sphäre des Glaubens und Hoffens schon als sicherer Besitz ergriffen wird, was dem übrigen Leben erst als fernes Ziel vorschwebt. So wird das menschliche Dasein zugleich ein Haben und Entbehren, ein Ruhen und Streben, Freude und Schmerz, Gewißheit und Zweifel. Diese Zweiseitigkeit gibt dem christlichen Leben unvergleichlich mehr innere Bewegung und innere Weite, als sie die übrigen Religionen besitzen.

Auch insofern ist jenes Leben besonders reich, als es zwei Stufen in sich schließt: innerhalb des gesammten Christenthums wirken vereint der Glaube Jesu selbst und der Glaube der Gemeinde an Jesus Christus. Dort die Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, dieses Reiches der Liebe und des Friedens, die Begründung einer neuen Welt in der reinen Innerlichkeit des Gemüthes, ein Vertrauen auf das in Gott gegründete Menschenwesen, ein Einladen Aller zur Theilnahme an dem großen Werke. Jugendfrisches Empfinden, hülfsbereites Thun, weltüberwindende Liebe werden von hier aus die Träger der eigenthümlich christlichen Ethik. Der Glaube an Christus dagegen beginnt mit einem dunkleren Bilde vom Leben und einer geringeren Schätzung des menschlichen Vermögens. Das Böse ist hier bis zur Lust an der Zerstörung, zur teuflischen Auflehnung gesteigert; so muß auch die Gegenwirkung wachsen, und es wird ihre Seele das sühnende und erlösende Leiden, das Eintreten des Gottmenschen für die selbst zur Rettung unfähige Mensch-

heit. Damit wird das Leid in die Gottheit selbst aufgenommen, der Mensch ganz und gar auf ein Wunder unverdienter Gnade angewiesen, das Verhältniß von Gott und Mensch noch inniger gestaltet und das göttliche Leben noch tiefer der Geschichte eingesenkt. Hier entfaltet der religiöse Character des Christenthums seine volle Kraft, und die Liebe muß hier dem Glauben den Vorrang lassen. Das Zusammentreffen dieser beiden Stufen ergibt schwere Verwicklungen, aber ihr Miteinander bildet auch eine besondere Stärke des Christenthums. Denn so ist nicht nur von Gott her ein neues Leben entwickelt, sondern es wird dieses Leben auch in den Zusammenstoß mit der feindlichen Welt begleitet und dadurch zu noch weiterer Erschließung, zu noch siegreicherer Bewährung getrieben. So hat das Christenthum die Gegensätze und die Erfahrungen des Lebens in einem weiteren Umfange in sich aufgenommen und sie kräftiger verarbeitet als irgend eine andere Religion; es übertrifft zugleich sie alle durch die Fülle seiner Angriffspunkte, sowie durch eine fortlaufende innere Bewegung und das Vermögen einer unabläßigen Weiterbildung.

Daß sich aber Alles so mit einander entwickeln kann, und daß alles Mühen und Streben sich immer wieder zu einer sicheren Thatsächlichkeit zurückfindet, das gewährt dem Christenthum die überragende und beherrschende Persönlichkeit Jesu. Es ist kaum möglich, den tiefen Eindruck, mit dem diese Persönlichkeit das menschliche Gemüth ergriff, einigermaßen in Gedanken umzusetzen. Diese Gestalt erhält ein volles Licht nur aus den geschichtlichen Zusammenhängen, und ihr Vorstellungskreis ist eng verwachsen mit der Besonderheit eines einzelnen Volkes und seiner damaligen Lage; aber alle Besonderheit hindert nicht das kräftigste Durchscheinen einer allgemein-menschlichen Art, die mit unversieglicher Kraft zu allen Völkern und Zeiten wirkt. Eigenthümlich ist eine große Einfachheit und Schlichtheit, aber die Einfachheit selbst erweckt hier die Empfindung einer unergründlichen Tiefe, eines großen Geheimnisses. Bei äußerer Niedrigkeit erscheint eine überwältigende innere Hoheit, bei herzlicher Freude an allem Guten und Schönen der Welt die tiefste Empfindung des Schmerzes, bei weichstem Gefühl die männlichste Thatkraft, welche den Kampf gegen eine widerstrebende Welt muthig aufnimmt und tapfer besteht. Alle Mannigfaltigkeit der Lebensentfaltung wird getragen und beseelt durch das eine Grundgefühl der völligen Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater; die belebende Kraft dieses Gefühles ist es vornehmlich, welche allen Aeußerungen zugleich eine wunderbare Innigkeit und durchsichtige Klarheit verleiht. Dazu das ergreifende Schicksal dieser Persönlichkeit, das wir weniger in dem blutigen Tode finden als in der großen Einsamkeit, dem Mangel irgend welches tieferen Verständnisses das ganze Leben hindurch. Aber die unsagbare Wehmuth, die über dem Ganzen liegt, wird überwogen durch einen Heroismus neuer Art, der das Leid von innen her überwindet, und dessen Siegeskraft den sichersten Thatbeweis für die Wirklichkeit der neuen, dem Christenthum eigenthümlichen Welt erbringt. Mehr als bei irgend einer anderen Religion verschmilzt hier das Ganze der Gedankenwelt mit der begründenden Persönlichkeit; in dieser Persönlichkeit ist eine zwingende Hinaus-

hebung über die nächste Ordnung der Dinge vollzogen, zugleich aber ist durch sie ein schroffer Riß und mit ihm die Nothwendigkeit einer großen Entscheidung in das Dasein der Menschheit gekommen. Der unermeßliche Ernst, der von dem Wirken und Leiden Jesu ausgeht, verwandelt alles naive Auskosten der Freuden dieser Welt in Frivolität und alle Beruhigung bei dieser, wenn auch noch so ausgeschmückten und veredelten Welt in eine unerträgliche Flachheit. So wird von Jesus an nicht nur ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte gerechnet, es ist durch ihn in Wahrheit die größte Umwandlung des menschlichen Daseins vollzogen.

Endlich sei auch der Vorzüge gedacht, welche die Geschichte des Christenthums und die Entfaltung einer christlichen Welt aufweist. Jüdischem Boden entsprossen, fand das Christenthum seine Durchbildung vornehmlich bei den Griechen und Römern; hätte es ohne solche Verpflanzung leicht eine jüdische Secte bleiben können, so ward ihm durch sie rasch die Enge einer nationalen Art abgestreift und eine universale Wirkung eröffnet. Die Verbindung mit jenen Völkern ward für das Christenthum namentlich dadurch bedeutsam, daß hier zweierlei zu seinen Gunsten zusammenwirkte. Einmal begegnete die aufstrebende Religion einer großen und ausgereiften Cultur: ihr Wirken zur ethischen Erneuerung der Menschheit fand die werthvollste Ergänzung in dem Erkenntnißdrang und dem Schönheitssinn der Griechen, in der Willensenergie und dem Organisationsvermögen der Römer. Zugleich aber fand sie in der damaligen Menschheit trotz alles reichen Culturbesitzes eine entgegenkommende Stimmung. Denn die Herrlichkeit des alten Lebens hatte sich erschöpft, und der Anbruch des Abends verrieth sich in immer tieferen Schatten; namentlich seit Beginn des dritten Jahrhunderts unterdrückte ein tiefes Gefühl der Ermattung alles freudige Streben und erweckte zugleich bei minder entsagenden Naturen ein leidenschaftliches Verlangen nach übermenschlicher Hülfe. Indem das Christenthum diesem Verlangen entgegenkam, konnte seine Weltverneinung, sein Streben nach einer neuen Welt in den Gemüthern die vollste subjective Wahrheit erlangen. So entwickelte es sich zu einer weltumfassenden Organisation, zur Kirche, die dem unsichtbaren Gottesreich eine unmittelbare Gegenwart verlieh; es entstand ein großes, durchaus von der Religion beherrschtes Lebens- und Cultursystem, das die geistige Leitung der Menschheit zuversichtlich an sich nahm. In Wahrheit wurde die christliche Kirche der Halt des versinkenden Alterthums und die Erzieherin neu aufstrebender Völker; durch alle Wandlungen der Zeiten, inmitten der härtesten Anfechtungen und trotz aller inneren Spaltungen bleibt sie die gewaltigste geistige Macht des geschichtlichen Lebens.

So bildet das Christenthum mit dem Ganzen seines Wirkens und Seins die Religion der Religionen. Aber zugleich enthält es weit mehr Probleme, geräth es in mehr Kampf nach außen und in mehr Zwist bei sich selbst, hat es eine irrationalere Art als alle übrigen Religionen. Das lassen alle Hauptpunkte deutlich erkennen.

Das Christenthum entwickelt aus dem Verhältniß von Persönlichkeit zu Persönlichkeit eine neue Welt und macht diese zum Kern aller Wirklichkeit.

Die seelische Tiefe dieser Welt ist unbestreitbar, aber wird sie nicht zu eng für den Reichthum des Daseins, kann sie auch nur alle Seiten des ethischen Lebens umspannen? Ja, droht nicht immer die Gefahr, daß das hier eröffnete Reich der Liebe und des Friedens, bei Ablösung von der übrigen Welt, eine Sache bloßer Stimmung werde und gegen die harte Realität der Weltmächte nicht genügend aufkomme? — Im Christenthum wird der Mensch durch die Wesensgemeinschaft mit Gott besonders hoch gehoben, höher als in irgend einer anderen Religion. Aber bringt die Vergöttlichung des Menschen nicht eine Vermenschlichung des Göttlichen mit sich, hat nicht eine anthropomorphe Fassung der höchsten Dinge im Christenthum besonders weit um sich gegriffen? — Keine Religion ist so eng wie das Christenthum mit der Geschichte verflochten, keine hat daher auch so schwer an dem Problem zu tragen, wie historische Vorgänge mit ihrer Individualität zugleich ewig und allgemeingültig sein können. — Keine Religion umfaßt so große Gegensätze und so verschiedene Stufen, keine hat daher um die Einheit ihres Charakters so hart zu kämpfen, keine ist so sehr der Gefahr ausgesetzt, daß sich die einzelnen Seiten gegen einander isoliren und verfehlte Bildungen erzeugen. Bald wurde der Bruch mit der Welt nicht entschieden genug vollzogen und nicht kräftig genug festgehalten; dann blieb der natürliche Lebenstrieb ungebrochen, und es gab bequeme Kompromisse mit allen weltlichen Interessen; bald aber entstand eine starre Weltverneinung, welche alle Arbeit an der Wirklichkeit stocken ließ und in ihren äußersten Konsequenzen selbst das Gemüth mit eisiger Leere bedrohte. Auch die beiden Stufen fanden sich nicht leicht zusammen; bei einer Spaltung aber drohte einerseits eine Verkennung der übernatürlichen Grundlagen der Religion und eine Ueberschätzung der bloßen Moral, auf der anderen aber eine trübselige Verfinsterung des Lebens und eine Erdrückung aller eigenen Thätigkeit des Menschen. So hat das Christenthum fortwährend seine eigene Einheit schweren Verwicklungen abzuringen.

Am meisten Sorge und Streit aber brachte die religiöse Fassung der begründenden Persönlichkeit Jesu. Bei ihrer einzigartigen Stellung konnte es dem Christenthum nicht genügen, mit Jesus zu glauben, es bedurfte auch eines Glaubens an Jesus Christus. Und dieser Glaube mußte zum Ausdruck bringen, daß in dem Erlöser Gott nicht nur mit einzelnen Erweisungen und Kräften, sondern mit der ganzen Tiefe seines Wesens gegenwärtig sei, daß in seiner Person sich Göttliches und Menschliches zu untrennbarer Einheit verbinden. Insofern ist die Ueberzeugung von der göttlichen Natur Christi dem Christenthum unentbehrlich, es kämpft an dieser Stelle um nichts Geringeres als um seine absolute Wahrheit und seine bleibende Geltung. Aber wie läßt sich jene Einigung irgend denkbar machen, und ist nicht die kirchliche Lehre von der Gottheit Christi als der zweiten Person der Dreieinigkeit schon deshalb wenig glücklich, weil sie eine unerläßliche Wahrheit der Religion mit metaphysischen Speculationen verquickt und dabei die Vorstellungsweise eines besonderen Zeitalters festlegt, die späteren Geschlechtern mythologisch zu werden droht?

Auch in der Geschichte des Christenthums entsprachen den dargelegten Vortheilen große Gefahren und Verwicklungen. Der antike Lebenskreis, den

das Christenthum seiner Gedankenwelt einverleiben wollte, war ihm viel fremder und feindlicher, als den ersten Jahrhunderten zum Bewußtsein kam, die ihn durch das Medium einer tiefreligiösen Stimmung betrachteten. Denn die alte Cultur wird getragen von einem kräftigen Glauben an eine Vernunft der Welt, und es ist die Arbeit in der Welt, wofür sie die ganze Kraft des Menschen aufbietet. Verstrickt ferner nicht das Griechenthum mit seiner Gleichsetzung von Geist und Intellect das Christenthum in einen Intellectualismus, der seiner innersten Art widerspricht, und ist seine Formenfreude, sein Drängen nach anschaulicher Darstellung und künstlerischer Gestaltung so leicht vereinbar mit jener Herrschaft der reinen Gesinnung, welche das Christenthum verkündet? Auch die römische Art mit ihrem Begehren weltlicher Macht, ihrem Voranstellen der Organisation, ihrer juridischen Behandlung aller Verhältnisse paßt wenig zu dem Gottesreich der Liebe und des Friedens. Zur Ueberwindung solcher Widersprüche hätte es einer gigantischen Kraft bedurft, die jene müde und matte Zeit nicht besaß; so entstand die Gefahr, daß das Fremde das Christenthum, wenn nicht überwältigte, so doch weit von seiner Bahn ablenkte.

Auch sonst war jene Müdigkeit ein großer Mißstand für eine in der Bildung begriffene und zur Weltherrschaft aufstrebende Religion. Denn es kam damit ein Mehlthau des Greisenalters gleich in ihre Anfänge; das Freudige, Muthige, Mannhafte, worauf eine zur Universalität berufene Religion nicht verzichten darf, erlitt hier eine enge Verkümmerung, die passive Seite der Religion überwog weit die active. Nach verschiedenen Richtungen erhielt hier die christliche Welt eine Gestalt, welche keineswegs aus dem Wesen des Christenthums nothwendig folgt, und welche, als das Erzeugniß einer besonderen Zeit, unmöglich alle Zeiten binden kann. Die religiöse Empfindung jener kraftlosen und hyperraffinirten Zeit stand vornehmlich unter dem Bewußtsein der Verderbniß und der Hülflosigkeit des Menschen, sie suchte vor Allem Rettung und Ruhe, sie wollte völlige Entlastung von eigener Verantwortung. Aus solcher Stimmung glaubte man das Göttliche um so höher zu ehren, je tiefer man den Menschen herabsetzte, je mehr man ihm Alles eigene Vermögen nahm; zugleich suchte man zur Beschwichtigung des Zweifels möglichst handfeste Daten, brachte dem Miraculösen, dem Magischen den bereitesten Sinn entgegen und ließ ohne eine sinnliche Verkörperung nichts als wirklich gelten. Solche Bestrebungen hat namentlich Augustin in ein großes System gebracht; jene schroffe Entgegensetzung von Göttlichem und Menschlichem und jene Bindung des Geistigen an das Sinnliche, des unsichtbaren Gottesreiches an die sichtbare Kirche, sie wirken aus seiner Gedankenwelt fort auf die Jahrhunderte und Jahrtausende.

Zugleich aber ergab sich ein eigenthümliches Verhältniß von Religion und Cultur. Jene besaß den ganzen Affect des Menschen; diese konnte um so weniger die Kräfte bewegen, als sie mit der Leistung des Alterthums als fertig und abgeschlossen galt. So fand sie nur so weit Anerkennung, als sie sich der Religion unterwarf und in den Dienst ihrer Zwecke stellte; es erwuchs ein specifisch religiöses, ja kirchliches Lebenssystem, das, mit seiner energischen

Concentration alles Strebens, in der Sintfluth jener Epoche der Menschheit eine schützende Arche bot, das aber eine geistige Verengung enthielt, welche lebensfroheren und selbständigeren Zeiten unerträglich werden mußte.

So konnte jene erste Gestaltung des Christenthums für die Dauer nicht ohne Anfechtung bleiben. Die erste Gegenbewegung großen Stiles erfolgte auf dem eigenen Boden der Religion: in der Reformation. Ein Theil der römischen und griechischen Einflüsse wird hier ausgeschieden, die Bindung des Geistigen an das Sinnliche theils aufgehoben, theils gemildert, Religion und Cultur erhalten mehr Selbständigkeit gegen einander. Theilweise ist das ein Zurückgreifen auf das Christenthum vor jener mittelalterlichen Gestaltung, andererseits aber bildet es einen Ausfluß moderner Denkweise. Bei aller Größe der Leistung bleibt das Ganze in einem unfertigen Stande und kann nicht verhindern, daß in der Neuzeit eine Bewegung aufkommt, welche nicht nur die kirchliche Form des Christenthums, sondern das Christenthum selbst, ja darüber hinaus alle und jede Religion angreift und in einen Kampf um Sein oder Nichtsein verwickelt.

Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrich's des Großen.

Von
Wilhelm Dilthey.

(Zweiter Artikel.)

VI.

Das Denkwürdigste, was in dieser Akademie Hertzberg's geschah, waren doch seine eigenen Reden und Abhandlungen. Durch sie erhielt in diesen letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die preußische Akademie der Wissenschaften eine Function, welche in der Geschichte der Akademien ganz einzig dasteht. Sie wurde das Auditorium, vor welchem der preußische Staat seine Verfassung, seine Lebenszwecke und seine einzelnen Handlungen zu erklären und zu rechtfertigen unternahm und den Patriotismus seiner Unterthanen auf den festesten Grund zu stellen suchte, den es gab, auf den der politischen Bildung. Diese Function der Akademie entsprach der Staatspädagogie Friedrich's des Großen und der Art, wie er in ihren Dienst das wissenschaftliche Denken und seine Organisation in der Akademie gestellt wissen wollte. Sie entsprach auch dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, welches den großen König erfüllte, seiner nie verborgenen, nie aufgegebenen Anschauung, daß die Souveränität ursprünglich bei dem Volke ruhe. Es war als ob man jetzt dieses Volk nach einer langen, strengen Erziehung für mündig erklären und ihm einen Einblick in den Apparat dieser Erziehung gewähren wollte, in der Hoffnung, es werde denselben dankbar begreifen und nun an dem weiteren Werke selbstthätig mitwirken. So reicht denn auch der Anfang dieses neuen Amtes der Akademie in die letzten Jahre Friedrich's des Großen zurück. Und derjenige Minister, der sich in einer langen Reihe gemeinsam durcharbeiteter Jahre am tiefsten mit dem Geist des großen Königs erfüllt hatte, Ewald von Hertzberg, stellte sich selber in den Dienst dieses Amtes. Er that es vielleicht auf den ausdrücklichen Befehl Friedrich's, er konnte es jedenfalls nur mit seiner Erlaubniß und Billigung thun. Und als dann in Friedrich Wilhelm II. eine Persönlichkeit den Thron bestieg, deren Denken und Wollen in einer so ganz anderen Richtung lagen, hielt wieder Hertzberg auch in Bezug auf diese neue

Stellung der Akademie die Fridericianischen Traditionen aufrecht. Bis die entgegengesetzten Tendenzen allenthalben die Oberhand gewannen und mit dem Einfluß des Ministers des Auswärtigen auch den des Curators der Akademie vernichteten.

Hertzberg hatte sich schon als junger Legationsrath an den Arbeiten der Akademie betheiligt. Durch zwei sehr gelehrte Abhandlungen. Als er nun auf der Höhe seines Lebens in die Akademie zurückkehrte, bewegten sich seine Vorlesungen und Abhandlungen auf einem ganz anderen Gebiet; sie bildeten jetzt geradezu einen Theil seiner Ministerwirksamkeit. Mit dem Jahre 1780 übernahm er es, die Festreden in den öffentlichen Sitzungen zu halten, welche die Akademie an den Jahrestagen der Geburt und der Thronbesteigung ihrer königlichen Protectoren veranstaltete. Nie sind wohl die Festtage einer gelehrten Gesellschaft mit gleichen Reden begangen worden.

Hertzberg geht immer, bald stillschweigend, bald ausdrücklich, von der Kritik aus, die den Staat Friedrich's nun immer schärfer traf. In der physiokratischen Schule waren Principien der politischen Oekonomie zur Geltung gelangt, welche die Einseitigkeit des mercantilistischen Systems, auf dem die Wirthschaftspolitik Friedrich's beruhte, an den Tag brachten. Diese Principien machte Mirabeau in seiner unbarmherzigen Schrift über die preußische Monarchie geltend. Und eine ganze Schar kleinerer und schmutzigerer Nachahmer richtete ihre spitzen Pfeile gegen den bestehenden preußischen Staat. Neue Anschauungen von Staatsrecht und Staatswirthschaft hatten sich mit Rousseau und Adam Smith durchgesetzt. Die großen politischen Thatsachen selber, die Verwaltung Turgot's, die Kämpfe des englischen Parlaments gegen die absolutistischen Tendenzen des Königs, der amerikanische Freiheitskrieg, all' das forderte zur Kritik des preußischen Systems heraus. Und nun schienen die Grundsätze selber, auf denen die alten Monarchien beruhten, durch die französische Revolution erschüttert zu werden.

Die Summe aller Bedenken, aller Kritik diesem preußischen Staatswesen gegenüber war: der Staat Friedrich's des Großen ist ein ephemeres Gebilde, die unnatürliche Schöpfung eines großen Genies; sein kleiner Umfang und seine spärliche Bevölkerung widersprechen der großen Rolle, die er unter den europäischen Mächten zu spielen wagt; nur indem er die Kräfte seiner Unterthanen rücksichtslos anspannt, vermag er diese Rolle einstweilen zu behaupten; so muß er mit Principien und mit Mitteln regieren, welche Freiheit, Wohlstand, Würde und Glück der Unterthanen zerstören: er lebt in der beständigen Gefahr des Unterganges.

Sagen wir es immer wieder: was uns heute wie Sonnenglanz über diesem 18. Jahrhundert zu liegen scheint, ist die großartige Selbstzuversicht, die seine handelnden Personen erfüllt, ihre feste Ueberzeugung, daß sie die Zwecke des Lebens richtig bestimmt und in klaren, unwidersprechlichen Principien ausgedrückt haben, so daß sie nun in der harten Arbeit des Augenblicks immer von dem Bewußtsein erfüllt sind, Bleibendes, Zukünftiges zu schaffen. Wir mögen noch so deutlich zeigen, wie einseitig, wie optimistisch und in seinem Optimismus wie kurzsichtig oft dieses Jahrhundert war, im

Gegensatz zu ihm ist ja das neunzehnte des Rechtes seiner historischen Auffassung sicher geworden — etwas wie stiller Neid bleibt als Bodensatz jeder historischen Analyse zurück: es war doch eine glückliche Zeit. Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt brach, was an diesem Fridericianischen Staate überlebt war, in einer Katastrophe ohne Gleichen zusammen. In den Reden, die hier Hertzberg zwanzig Jahre vorher in dem Festsaal der Akademie hielt, klingt auch nicht der leiseste Ton durch, den wir heute als eine Ahnung solcher Schicksale deuten könnten. In stolzer Zuversicht führt Hertzberg das Thema durch: diese Monarchie ist unter den möglichen Formen politischer Existenz diejenige, in welcher mit Wohlfahrt und Macht des Ganzen Sicherheit, Freiheit und Glück der einzelnen Bürger am besten verbunden sind, und so trägt dieser Bau, wie er dasteht, in allen seinen Theilen den Stempel der Beständigkeit.

Es war eine Illusion; gewaltsam, in seiner Einseitigkeit blind, biegt Hertzberg die Thatsachen des Lebens und der Geschichte, bis sie seiner Beweisführung sich fügen. Aber es liegt seiner Betrachtungsweise ein Princip zu Grunde, das in der politischen Wirklichkeit selber gegründet ist — das Princip der dynamischen Auffassung der politischen Welt. Es gibt den Staatsreden Hertzberg's in der Akademie ihre Bedeutung. Durch Friedrich den Großen ist es zuerst in klarer Formulirung auf Politik und Geschichte angewandt worden. In der universalhistorischen Auffassung Ranke's hat es dann seine ganze Fruchtbarkeit entfaltet.

Die Erörterung politischer Probleme in der naturrechtlichen Literatur der Zeit war vornehmlich aus der Opposition des zum Selbstbewußtsein gelangten Individuums gegen die Einrichtungen und Maximen seines Staates erwachsen. In diesem Ursprung lag der Hauptgrund dafür, daß die Politik des Naturrechts von dem Individuum ausging. Sie stellte die Natur dieser Individuen fest, ließ sie zum Staat zusammentreten und bestimmte das Maß von Freiheit und Glück, dessen der Einzelne hier fähig wäre. Dergestalt erschien der Staat als das Erzeugniß der natürlichen Kräfte, sonach unter einem dynamischen Gesichtspunkt. Selbst Recht und Moral werden in der consequenten politischen Dynamik von Hobbes und Spinoza erst durch das freie Spiel dieser Kräfte hervorgebracht. Die Principien der neuen mechanischen Naturerklärung, Kraft, Druck, Gleichgewicht, werden hier auf das politische Leben übertragen. Aber diese Betrachtungsweise versuchte noch nicht, diese Principien auf das Verhältniß der Staaten unter einander auszudehnen. Sie war jedenfalls, wenn sie in Grotius, Spinoza und Bolingbroke einen Anlauf zu einer solchen Erweiterung ihrer Methode unternahm, außer Stande, beide Seiten der Erörterung zu verbinden und zu einander in Beziehung zu setzen. Der Staat als Träger einer bestimmten Verfassung und Verwaltung blieb doch schließlich für diese Betrachtungsweise ein Einzelwesen, das unabhägig von allen äußeren Einflüssen seinen inneren Zwecken lebte. Das Verhältniß der Bürger zu einander und zur Staatsgewalt und, seit Montesquieu, nun auch dasjenige der verschiedenen Factoren dieser Staatsgewalt blieb der vorzüglichste Gegenstand, die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen diesen mannigfaltigen

Kräften das vornehmste Problem der naturrechtlichen Politik. Und diese Auffassungsweise hat unter dem Einfluß der Theorien der französischen Revolution ihre Herrschaft behauptet bis tief in das 19. Jahrhundert hinein. In engem Zusammenhang mit den politischen Kämpfen des Tages hat sich auch die historische Betrachtung der Vergangenheit in diesem Gedankenkreis bewegt, bis die Metaphysik auf diesem Gebiete durch die historische Schule und die geniale Lebensarbeit Ranke's überwunden wurde.

Die Erweiterung, deren die dynamische Staatsauffassung des Naturrechts bedurfte, um zu einem dauernden Element für die Erklärung des politischen Lebens zu werden, wurde ihr zunächst in der praktischen Politik zu Theil. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts treten die wirklichen Beziehungen der europäischen Staaten unter das Gesetz des natürlichen Egoismus. Dieser Gesichtspunkt war gewiß zu jeder Zeit ein mächtiges Motiv gewesen. Doch Ideen allgemeiner Art, die, nicht unmittelbar aus diesem Sonderinteresse entspringend, demselben immer wieder entgegen getreten waren, hatten diesem ursprünglichsten Motiv beständig eine besondere Färbung gegeben, wenn sie dasselbe nicht gar unterdrückten. Wie das Mittelalter, so stehen auch das 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Vorstellung von der Einheit des religiösen Bekenntnisses über den besonderen Interessen der einzelnen Staaten. Aber wie nun doch schon im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation eine Macht, das Frankreich Franz' I. und Heinrich's II., Heinrich's IV. und der beiden Cardinäle, ihre Stellung in der europäischen Politik vornehmlich aus ihren natürlichen Interessen, unabhängig von allen confessionellen Schranken bestimmt: mit dem Widerstand, den die Eroberungskriege Ludwig's XIV. allenthalben hervorrufen, wird der Selbsterhaltungstrieb nun auch für die anderen Staaten immer energischer das Princip der auswärtigen Politik. Es kam hinzu, daß die religiösen Gedanken überhaupt die erste Stelle unter den Motiven der Menschen verloren; andere Mächte, zunächst das wirthschaftliche Interesse, lösten sie ab. Sie sind deshalb nicht untergegangen, wie sie denn auch in der Politik der Staaten immer wieder ihre Rolle gespielt haben, in dem ganzen Zeitalter Ludwig's XIV. und selbst noch in dem Friedrich's des Großen, in der Epoche des Siebenjährigen Krieges. Aber die Zeit ihres überlegenen Einflusses ist seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorüber. Das Machtrecht der Staaten hat sich zur Anerkennung durchgerungen, und keine andere allgemeine Idee, die später die Menschen über die Grenzen der Staaten und Völker hinaus verbunden hat, hat dieses Recht wieder beeinträchtigen können. Und wie immer, wenn große Gedanken sich praktisch durchsetzen, so strebt auch dieser neue Grundsatz der Politik sogleich nach seiner Formulirung und Rechtfertigung in der Theorie. Die publicistische Literatur, welche die Kämpfe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begleitet, proclamirt demnach das Sonderinteresse als den zureichenden Grund der auswärtigen Politik der europäischen Staaten und betrachtet das Gleichgewicht als den natürlichen Zustand zwischen ihnen gegenüber allen Tendenzen zu einer Universalmonarchie. Leibniz, der Stifter unserer Akademie, hat auch an dieser Arbeit seinen guten Antheil gehabt. In seinen und seiner

Zeitgenossen Staatsschriften haben wir die Anfänge einer allgemeinen, von den Bedürfnissen des Augenblicks losgelösten, dynamischen Betrachtung der europäischen Staatenwelt zu suchen.

Indem nun aber die praktische Politik die europäische Staatenwelt als ein System rücksichtslos mit einander ringender Kräfte betrachtet, kommt sie auch zum vollen Bewußtsein der Wechselwirkung zwischen der inneren und äußeren Politik. Die ganze gewaltige Entwicklung im Inneren der europäischen Staaten im 17. und 18. Jahrhundert steht unter diesem Gesichtspunkt. Mittel für den Kampf nach außen zu gewinnen durch die intensivste Förderung aller materiellen und geistigen Kräfte des Staates: das ist vielleicht das mächtigste Motiv für die großartigen inneren Reformen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Dieses Motiv tritt jetzt gleichwerthig, wenn nicht überlegen neben die beiden anderen, welche in derselben Richtung wirken, das persönliche Kraftgefühl des Herrschers und das Pflichtbewußtsein, das ihm aus der religiösen Begründung seines Berufes oder aus den Sätzen der modernen Philosophie erwächst. Am frühesten hat dieses Princip wieder in Frankreich seine gewaltige Kraft entwickelt. Die inneren Revolutionen, die sich hier im 17. Jahrhundert vollzogen, die Beseitigung der politischen Rechte der Feudalherren und die Unterdrückung der Generalstände, die Unterwerfung der Hugenotten und die Constituirung der gallicanischen Kirche, die Errichtung des stehenden Heeres und die Organisation des centralisirten Beamtenstaates: alles das geschah unter dem fortwährenden Druck der äußeren Lage. Und wie nun das Uebergewicht, zu dem das Frankreich Ludwig's XIV. gelangte, gerade darauf beruhte, daß es zuerst seine innere Kraft so straff zusammenfaßte, gingen die anderen Staaten nothgedrungen zu den gleichen Reformen über. Keiner so energisch und so erfolgreich wie der brandenburgisch-preußische Staat. Seitdem einmal das Haus Brandenburg im Anfang des 17. Jahrhunderts zuerst einen Theil der Jülich'schen Erbschaft und dann das Herzogthum Preußen erworben hatte, mußte es immer wieder in den großen Fragen, welche die Welt bewegten, seine Stellung nehmen: am Niederrhein stießen die Interessen Frankreichs und Spaniens, Hollands und Englands auf einander, wogte der Streit zwischen Katholicismus und Calvinismus am heftigsten; im Osten rangen seit Jahrhunderten Deutschthum und Slaventhum ihren harten Kampf, kreuzten sich die politischen und commerziellen Interessen Schwedens, Polens und Rußlands, Dänemarks, Hollands und Englands. Dazu sah sich dieser Staat durch seine protestantische Natur und durch seine Besitzungen im Innern des Reiches auf den lebhaftesten Antheil an den deutschen Ereignissen hingewiesen. Ungeheure Aufgaben, würdig des größten Staates. Indem sie an das kleine Brandenburg-Preußen herantraten, wurde für diesen Staat die Erweiterung seiner schmalen Basis, die Eroberung Norddeutschlands, gewissermaßen zu einer Pflicht der Selbsterhaltung. Bis aber dieses Ziel erreicht wurde, galt es die äußerste Anstrengung und die kunstvollste Organisation aller im Inneren vorhandenen Mittel unter dem rücksichtslos regierenden Gesichtspunkt des Kampfes nach außen. Die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit hat die innere Thätigkeit des Großen Kurfürsten, des zweiten Königs

und dann, mit den wachsenden Aufgaben in gesteigertem Maße, diejenige Friedrich's des Großen bestimmt. Und was in diesem kleinen preußischen Staat an Kraftconcentration geleistet wurde, ließ das französische Vorbild weit hinter sich zurück.

Die Bedeutung Friedrich's des Großen für die Entwicklung der politischen und historischen Literatur liegt nun darin, daß er die so gegebenen Grundsätze dynamischer Auffassung von Staaten und Staatenverhältnissen, so weit ich sehe, zuerst bewußt und consequent in die allgemeine politische Theorie und in die historische Betrachtung der Vergangenheit eingeführt hat. Die beiden Schriften der Jugendzeit, die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des politischen Körpers von Europa" und der „Antimachiavell", die „Memoiren zur Geschichte des Hauses Brandenburg", die großen Werke zur Geschichte der eigenen Regierung, die zahlreichen politischen Abhandlungen — diese ganze schriftstellerische Thätigkeit richtet sich auf das eine Ziel: Die Erörterung der politischen und historischen Erscheinungen auf den breiten Boden der Wirklichkeit zu stellen, wie sie sich der unbefangenen Betrachtung und der eigenen Erfahrung darbot. Die preußische Monarchie steht ihm immer im Mittelpunkt des Interesses und der Darstellung. Aber sie steht nicht allein in der Welt. Nicht einen Staat, sondern Staaten und Staatensysteme zeigt die Wirklichkeit. In diesem allgemeinen Zusammenhang stellt sich jeder Staat als eine in der Person seines Regenten repräsentirte Einheit dar. Er ist ein Individuum im Großen, mit allen Eigenschaften eines solchen, mit dem Gefühl seiner Selbständigkeit und seiner Kraft und mit der Bethätigung dieses Gefühls in dem Streben, sich zu behaupten und durchzusetzen, sich zu verstärken und zu vergrößern auf Kosten der anderen Staaten. Druck und Gegendruck, Action und Reaction: unter diesem Gesetz stehen die Erscheinungen der politischen Welt, unter ihm werden sie von dem wirkenden Staatsmann behandelt und von dem politischen und historischen Schriftsteller begriffen. Der Krieg ist das natürliche Verhältniß zwischen den Staaten. Der Friede selbst ist nur eine „Forsetzung des Krieges mit anderen Waffen". Das Streben, die Machtmittel ihrer Staaten für den rastlosen Kampf nach außen zu verstärken, regiert deshalb die ganze innere Thätigkeit der Fürsten und Minister. Alle Einrichtungen und Verbesserungen dienen diesem Zweck oder werden doch mehr oder weniger auf ihn bezogen. Das Maß von Freiheit und Glück, dessen sich die Unterthanen erfreuen, hängt in erster Linie von dieser Rücksicht ab. Die innere Geschichte ist eine Function der äußeren.

Diesem König der Aufklärung, der Alles, was er thut und was er schaut, dem Raisonnement unterwirft, war es nun Bedürfniß, dieses Kräftesystem, in welchem sich die Geschichte der Staaten und Völker bewegt, immer wieder, bald in seinen gegenwärtigen, bald in seinen vergangenen Erscheinungen, zu beschreiben, zu untersuchen, in seine letzten Factoren zu zerlegen, bis er die einfachen Gesetze gefunden hätte, die dasselbe beherrschen, und die festen Normen, die sich daraus für das praktische Handeln ableiten ließen. Das war nur möglich, weil er nicht nur Genie der That und politischer und historischer Schriftsteller, sondern auch Philosoph war.

Die Individuen, so lehrt ihn seine Philosophie, welche die Gesellschaft bilden, sind alle von einer Triebfeder zu ihren Handlungen bestimmt: ihrem Eigeninteresse. Dieses ist der „Hüter unserer Selbsthaltung, der Bildner unseres Glückes, die unversiegliche Quelle unserer Laster und unserer Tugenden, das verborgene Princip aller Handlungen der Menschen". Dies Princip der Selbsterhaltung war seit einem Jahrhundert von verschiedenen Denkern anerkannt worden. Es war die Bejahung des Lebens gegenüber allen Abnegationen der christlichen Vergangenheit. Staatsmänner und Weltleute dieser höfischen Epoche kamen in ihm überein. Und die abstracte Philosophie fand ihre Rechnung in einer so einfachen Triebfeder, welche die Deduction der Entstehung von Recht und Staat, der Regeln des wirthschaftlichen Lebens und der Maximen der Politik gestattete. Alles dies wirkte in dem Geiste dieses Königs, der zugleich in der Fülle diesseitigen Daseins sich auszuleben begehrte, der inmitten der politischen Intriguen stand, die Europa umspannten, der Literaten, Höflinge und „gekrönte Bösewichter und Dummköpfe aller Sorten" genugsam kennen gelernt hatte, und der endlich als Philosoph an der Erbsünde der Abstractionen und des „Princips" seinen gut gemessenen Antheil hatte. Auch sein Selbstinteresse schließt freilich, wie einst die Eudämonie des Sokrates, Alles in sich, was Befriedigung und Erhöhung des Seelenlebens zu erwirken vermag, eine Abstufung der Werthe von Freude, von Steigerung des Daseins im Gefühl: der höchste und der einzig sichere Werth ist „die vollkommene Stille der Seele, die auf die Zufriedenheit mit uns selbst sich gründet, darauf, daß unser Gewissen unsere Handlungen billigen darf".

Wie aus einzelnen Steinen ein Palast, so setzt sich der Staat zusammen aus den Individuen, die in ihm vereinigt sind. Er ist ein erstes System von Kräften, der Ausdruck eines dynamischen Verhältnisses einzelner Kräfte, die nach Natur und Geschichte enger zusammengehören. Friedrich hält in Bezug auf den Ursprung des Staates an den Lehren des Naturrechts fest. Ein erster Vertrag begründet die Rechtsordnung, dann wird das obrigkeitliche Verhältniß, das den Staat ausmacht, in einem zweiten gegründet: ganz wie ältere Naturrechtslehrer das aufstellten. Aber Friedrich denkt nicht juristisch, sondern politisch. Ihm gilt es nicht Abgrenzungen von Rechten, sondern lebendige functionelle Verhältnisse. Denn er ist tief davon durchdrungen, daß es die lebendigen psychologischen Kräfte des Interesses sind, welche den Zusammenhang des Staates erwirken. Die Rechtsordnung ist in dem Princip der Gegenseitigkeit gegründet. Unser Verhalten gegen Andere steht unter der Regel, dem entsprechen zu müssen, was wir selbst von ihnen fordern. Aus den Leistungen eines Rechtsstaates, in welchem das Streben der Einzelnen nach Glück ihnen durch eine feste, gesetzliche Ordnung garantirt ist, entspringt der Patriotismus seiner Bürger. Und wenn nun der Unterwerfungsvertrag hinzutritt und das Unterthanenverhältniß schafft, so empfängt in ihm die Obrigkeit nur die Function, die Herrschaft des Gesetzes im Staat und die höchste Steigerung des allgemeinen Wohles zu erwirken. Ihr Existenzrecht ruht darin, wie sie die Gesetze schützt, die Justiz übt, die guten Sitten erhält und den Staat nach außen vertheidigt. Aber dieser Rechtsstaat ist zugleich Wohl-

fahrtsstaat. Seine Bedingung ist, daß das Interesse der Obrigkeit zusammenfalle mit dem Wohl des Ganzen. Sie ist am vollkommensten erfüllt in der erblichen Monarchie, in welcher eine für das Staatswohl erzogene Beamtenschaft unter dem König als oberstem Beamten nach Gesetzen im Sinne des allgemeinen Interesses regiert. Alle Thätigkeiten der Verwaltung sind hier in einer Hand zusammengefaßt. Die größte Concentration der Macht in Politik und Krieg ist gesichert. Die Interessen aller Theile des Staates wirken im Sinne der Erhaltung und Stärkung des Ganzen, ohne die Reibungen der Parteien, die in allen anderen Verfassungsformen unvermeidlich sind.

So ist die gesetzliche Monarchie unter einem echten König die vollkommenste unter den Verfassungen. In ihr ist die Erziehung des Eigeninteresses zur Vaterlandsliebe auf eine aristokratische Stufenfolge der Motive des Handelns gegründet. Denn auf dem aristokratischen Bewußtsein der tief greifenden Werthunterschiede unter den Menschen, wie es Plato, die Stoiker, Goethe erfüllte, beruht die ganze Staatsauffassung des Königs. Die Masse ist von den Eigeninteressen niederer Art regiert. Eben darin offenbart sich nun aber die Kraft des Rechts- und Wohlfahrtsstaates: indem er das ganze Dasein seiner Unterthanen durch seine wohlthätige Fürsorge umfaßt und bestimmt, bindet er sie gänzlich an seine segensreiche Existenz, wie der Vater seine Kinder. Ehrgeiz, Verlangen nach Ruhm und die Freude an machtvollem Wirken sind die Beweggründe der vornehmen Seelen. Aus ihrer Zahl treten die Menschen höchster Ordnung hervor, welche von Geburt so glücklich angelegt sind, daß ihr Herz sie treibt, wohl zu thun; sie üben die Tugend aus Neigung. Geburt, Familie und Tradition, Erziehung, die Philosophie und das Leben mit den Alten müssen zusammen wirken zur Züchtung dieser vornehmen Rasse: denn auf ihr beruht doch schließlich die Regierung des Staates, der Zusammenhang seiner Theile in der Oligarchie des Beamtenthums. Und darin äußert sich nun der Wirklichkeitssinn des Königs, seine Erfahrung geschichtlicher Größe im Gegensatz zu allen verwaschenen Tugendidealen, daß er auf allen Stufen von Menschendasein die bewegende Kraft zum Handeln in dem Gefühl und der Neigung erkennt, welche den Willen bestimmen. Daß er die Aufgabe erfaßt, Vaterlandsliebe als die zusammenhaltende Kraft im Staate aus dem Eigeninteresse hervor zu bringen. Wie der platonische Sokrates im Gefängniß den Gesetzen mahnenden Rede verleiht, so läßt Friedrich einmal das Vaterland sprechen „zu den Encyklopädisten des ganzen Universums“: „Entartete, undankbare Kinder, denen ich das Leben gab, werdet Ihr immer unempfindlich gegen die Wohlthaten bleiben, mit denen ich Euch überhäufe?“ Es zählt diese auf in einer prachtvollen Rede, welche aus dem tiefsten Lebensgefühl des Königs strömt. „Verzeihen Sie, mein Freund,“ so schließt er, „der Enthusiasmus reißt mich fort; ich habe Ihnen meine Seele ganz nackt gezeigt.“

Aus diesem seinem Staatsbegriffe fließt die Verurtheilung der unhistorischen Constructionen von Montesquieu; er hat diese Abneigung den Beamten, die mit ihm arbeiteten, insbesondere Zedlitz und Hertzberg, mitgetheilt. Wenn der französische Theoretiker in der Tugend die Haupttriebfeder der republikanischen

Verfassungen, in der Mäßigung die der aristokratischen und in der Ehre die der monarchischen erblickt, so erkannte Friedrich hierin richtig eine doctrinäre Schrulle: wie sollte nicht die Monarchie auf die tugendhafte Gesinnung ihrer Beamten rechnen müssen! Vor Allem aber ist seine Theilung der Gewalten und das künstliche Gleichgewicht, das er construirt, in Widerspruch mit dem Begriff einer starken monarchischen Spitze, einer gesammelten Staatseinheit. Denn darauf beruht doch vor Allem jede andere nützliche Eigenschaft dieses Staates, daß er unter den anderen sich sicher und mächtig zu erweisen die Kraft habe. Und aus solchen lebendigen Gesichtspunkten fließen nun die merkwürdigen Aeußerungen des Königs, welche mit der seit Aristoteles üblichen Eintheilung der Verfassungen sehr rücksichtslos verfahren. Diesen Formenbetrachtungen setzt er überall die Function und die unendliche Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Entwicklung gegenüber.

Sein Ideal der Monarchie ruht ganz auf der Person des Fürsten. Er ist zunächst auch nur das Individuum, das sich selbst behauptet, seine Größe, seinen „Ruhm“ sucht. Denn das „erste Princip der heroischen Handlungen ist der glückliche Instinct, welcher den Menschen den Wunsch einflößt, eine gute Reputation zu genießen. Er ist der Nerv der Seele, welcher sie aus ihrer Lethargie erweckt, um sie zu nützlichen, nothwendigen und rühmlichen Thaten zu treiben.“ Indem nun aber der Fürst den Staat darstellt, muß er seinen eigenen Ruhm in dem des Staates suchen. „Das wahre Verdienst eines guten Fürsten ist die aufrichtige Hingebung an das öffentliche Wohl, die Liebe zum Vaterlande.“ „Der Fürst ist der erste Diener des Staates.“ So wird der Charakter der leitenden Personen, die Kraft, mit welcher sie das Interesse ihres Staates zu erkennen und sich mit demselben zu identificiren wissen, zu einem weiteren Factor für die Entwicklung und Erklärung der Geschichte. Wo in den Fürsten und unter ihnen in ihren Beamten und Generalen dieser Zusammenklang stattfindet, da entspringen daraus die großen Entschlüsse und Thaten, steigen die Staaten empor zu Macht und Ruhm; sie sinken und gehen unter, wo die persönlichen Neigungen die Forderungen des allgemeinen Interesses kreuzen, hemmen, unterdrücken. Das Preußen der Hohenzollern ist für Friedrich das Beispiel für die eine, das Frankreich Ludwig's XV. das für die andere Seite dieses Satzes.

Die Politik bedarf keiner anderen Triebfedern als derjenigen, die hieraus folgen: Eigeninteresse, Machtstreben, Ruhmbegierde, Vaterlandsliebe. Es sind die Kräfte, aus denen auch die großen alten Schriftsteller, welche Friedrich beständig gegenwärtig waren, alle heroischen Handlungen der Geschichte ableiten. Gerade das ist der Hauptsatz des viel verkannten „Versuchs über die Eigenliebe“, daß der Staat nur zählen darf auf ein so starkes, immer und überall reges Princip, als das Eigeninteresse ist. Aus ihm ist er entsprungen, ihm verdankt er seine Erhaltung und so nun auch sein Streben nach Expansion. Weder irgend eine theologische Moral noch irgend ein historisches Recht sind Kräfte, mit denen der Staat ernstlich rechnen darf. Das Interesse des Staates ist demnach der einzige Maßstab für die Handlungen eines Fürsten. Indem Friedrich denselben an die eigenen Thaten legt, findet er sie gerecht und noth=

wendig. Vorab die großen, folgenschweren Entscheidungen, den „Schritt über den Rubicon" im Jahre 1740, die Convention von Klein-Schnellendorf und ihren Bruch, den Frieden von Breslau, die Schilderhebung von 1744, den Frieden von Dresden, den gewaltigsten, verhängnißvollsten Entschluß, das „Prävenire" von 1756, die polnische Theilung, den bayerischen Erbfolgekrieg. Wie hart und bitter lautete das Urtheil der Zeitgenossen, der Freunde nicht weniger wie der Feinde, über alle diese „Treulosigkeiten und Gewaltthätigkeiten"! Die praktischen Rücksichten des Augenblickes mochten es nothwendig erscheinen lassen, die wahren Motive einer solchen Politik durch juristische Gründe im alten Stil zu verhüllen, und Hertzberg hat sich immer viel darauf zu gute gethan, daß er das „Recht" selbst der rücksichtslosesten Handlungen seines Monarchen „deducirt" hätte. Vor dem Erben seiner Krone, für den er seine politischen Testamente, und vor der Nachwelt, für die er seine historischen Werke schrieb, verschmähte Friedrich diese Verstellung. Frei und stolz bekennt er sich zu dem Princip des Staatsinteresses als der wahren Triebfeder seiner Politik, und seine letzten Wünsche gelten dem Fortleben dieses Grundsatzes in den Herrschern Preußens, in seinen Officieren, seinen Beamten, in allen seinen Unterthanen.

Friedrich bemerkt die Schwierigkeiten, welche die dynamische Auffassung menschlicher Dinge wie auf dem Gebiet des einzelnen Staates so nun auch auf dem der Beziehungen der Staaten zu einander zu lösen hat. Dort betrifft das größte dieser Probleme die Verbindlichkeit des bürgerlichen Gesetzes, hier entsprechend die Gültigkeit des Völkerrechtes, wie dasselbe in bestimmten Verträgen und in allgemein beobachteten Gebräuchen vorliegt. Friedrich scheut sich nicht, die härteste Consequenz zu ziehen. „Der Leser wird," so führt das Vorwort der „Geschichte meiner Zeit" vom Jahre 1746 aus, „in diesem Werke Verträge geschlossen und gebrochen finden. Ich sage dazu: wenn sich unsere Interessen ändern, müssen sich unsere Allianzen mit ihnen ändern. Unser Amt ist, über dem Glück unserer Völker zu wachen; so bald wir für sie in einer Allianz eine Gefahr sehen, müssen wir dieselbe brechen. Hierin opfert sich der Fürst für das Wohl seiner Unterthanen. Diejenigen, welche diese Handlungsweise so hart verdammen, betrachten das gegebene Wort als etwas Heiliges. Sie haben Recht, und ich denke wie sie, soweit es sich um den Einzelnen handelt. Der Fürst dagegen setzt durch sein Wort das Glück Aller auf das Spiel; es ist also besser, daß er einen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe." Und bei der zweiten Redaction seines Werkes im Alter hat der König wohl die Fälle, in denen er den Bruch des gegebenen Wortes als Pflicht angesehen wissen will, näher zu bezeichnen unternommen. Aber das Princip wird dadurch nicht berührt: „Das Interesse des Staates dient dem Fürsten zum Gesetz, und dieses Gesetz ist unverletzlich." So schließt er auch in der Geschichte des siebenjährigen Krieges die Beweisführung, daß der Angriff des Jahres 1756 ein Act der Nothwehr gewesen sei, mit den bezeichnenden Worten: „Kurz, es handelte sich um das Wohl des Staates und um die Erhaltung des Hauses Brandenburg. Wäre es nicht in einem so schweren, so wichtigen Fall ein unverzeihlicher politischer Fehler gewesen, wenn

man sich an leere Formalitäten gehalten hätte? In dem gewöhnlichen Lauf der Dinge darf man sich von diesen nicht entfernen; in außerordentlichen Lagen muß man sich darüber hinweg setzen."

Alle Mittel sind im Dienst des Staates erlaubt. Friedrich erzählt mit naiver Unbefangenheit, wie er österreichische und sächsische Beamten bestochen habe, um in den Besitz der Schriftstücke zu kommen, die ihm die Absichten der Gegner aufdeckten. Er macht nur eine Einschränkung: daß die Fürsten, wie die Helden der französischen Tragödie, selbst im heißesten Streit die äußeren Formen wahren und den Scandal vor der Welt meiden sollen. Die wüsten Scenen am Reichstag von Regensburg im Frühling 1757 und die rohen Preßfehden, die darauf folgten, erregen seine Indignation. „Der König ließ der Kaiserin-Königin bemerken, daß es für die Herrscher genüge, ihre Streitigkeiten mit den Waffen zum Austrag zu bringen, ohne sich vor der Welt durch Schriften zu prostituiren, die für die Hallen, nicht für die Throne paßten." Aber dieser aufrichtigste aller Geschichtschreiber erkennt nun die Berechtigung des Princips, aus dem er die eigenen Handlungen begründet, auch für die seiner Gegner an. Kein Tadel, keine Entrüstung, wenn er die österreichische Politik schildert. Er betrachtet es als selbstverständlich, daß Oesterreich nach der Wiedereroberung Schlesiens oder nach dem Ersatz dieses Verlustes durch Bayern strebt. Die Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, mit welcher Kaunitz an der Herstellung der Constellation arbeitet, die für Preußen die Leiden und Gefahren des siebenjährigen Krieges herauf führt, wird anerkannt und bewundert; wenn eine bittere Stimmung hindurch klingt, so ist's angesichts des grausamen Verhängnisses, nach welchem aus jeder einmal vollzogenen Störung des politischen Gleichgewichtes immer neue Erschütterungen hervorgehen. Und das harte Urtheil über Josef II. richtet sich nur dagegen, daß er seine Unternehmungen hastig und ohne Verständniß für die politische Lage beginnt, um sie darauf in der Stunde der Gefahr ebenso eilig und grundlos wieder aufzugeben. So wird auch dem kleinsten und gehässigsten in der Schar der Gegner sein Recht: Graf Brühl that recht daran, sich zweimal mit Oesterreich gegen Preußen zu verbünden; denn er begriff, daß Preußen ein selbständiges Sachsen nicht dulden konnte. Sein Fehler und seine Schuld lagen nur darin, daß er es unterließ, der sächsischen Politik den nothwendigen Rückhalt in der sächsischen Armee zu geben. Er erwartete Alles von den guten Diensten Oesterreichs und Rußlands. „Jeder Staat täuscht sich, der, anstatt sich auf die eigene Kraft zu stützen, auf diejenige seiner Verbündeten zählt." Denn noch ein Mal: nicht Gefühle der Freundschaft und Erkenntlichkeit regieren die Politik der Staaten, sondern die Rücksicht auf den eigenen Vortheil. Immer wieder zeigt Friedrich dieses mächtige Agens auf, selbst bei Entschlüssen, die, wie das französisch-österreichische Bündniß von 1756, auf den ersten Blick mehr eine Verletzung als eine Wirkung des natürlichen Interesses zu sein scheinen. Und wenn er nun am Vorabend großer Erschütterungen wie vor dem ersten Angriff auf Schlesien, vor der Eröffnung des siebenjährigen Krieges, oder in den Epochen der polnischen Theilung und des bayerischen Erbfolgekrieges die politische Lage des Welttheiles überblickt und die viel verschlungenen

Fäden aller dieser egoistischen Interessen entwirrt, dann verbindet sich der schärfste politische Blick mit der höchsten Kunst der Geschichtschreibung zu Gemälden, wie sie nach ihm nur Ranke geschaffen hat.

Daß der Staat Macht sei — zu diesem Satz von Machiavelli und Hobbes hatte sich Friedrich schon in seinem Anti-Machiavell bekannt. Es war die größte und zusammenhängendste Erfahrung seines ganzen Lebens. Eine Erfahrung, die Tag und Nacht in seiner Seele gegenwärtig war und seine ganze lange Heldenlaufbahn bestimmte. Der Staat, der sich in dem allgemeinen Kampfe behaupten und durchsetzen will, darf keinen Augenblick ruhen, die in seinem Inneren gelegenen Mittel zu stärken, zu organisiren, zu centralisiren. So erfaßt Friedrich den Zusammenhang, in welchem die äußere Politik die innere Verwaltung des Staates bestimmt. Unter diesem Gesichtspunkt schildert er seine Friedensarbeit vor und nach dem Siebenjährigen Kriege. Militärwesen, Finanzverwaltung, Wirthschaftspolitik, Förderung der geistigen Interessen, Alles dient demselben klar erfaßten Zweck; in dieser Verbindung hat er auch die Reform der Akademie beschrieben. „Alle Zweige der Staatsleitung stehen unter einander in innigem Zusammenhang; Finanzen, Politik und Kriegswesen sind untrennbar; es genügt nicht, daß eines der Glieder wohl besorgt wird; sie wollen es alle gleichermaßen sein. Sie müssen gelenkt werden in gradgestreckter Flucht, Stirn bei Stirn, wie das Viergespann im olympischen Wagenkampf, das mit gleicher Wucht und gleicher Schnellkraft die vorgezeichnete Bahn durchmaß, den Wagen zum Ziel trug und seinem Lenker den Sieg sicherte.“ Friedrich Wilhelm I. ist das „erste Beispiel eines großen Fürsten, denn er setzte all' sein Thun zu dem Gesammtentwurf seiner Politik in Beziehung“. Preußen ist vor allen anderen Staaten auf diese Nothwendigkeit stärkster Anspannung und Zusammenfassung seiner inneren Kraft angewiesen. Denn dieses Zwitterwesen zwischen Königreich und Kurfürstenthum ist plötzlich in die Reihe der großen Mächte empor gestiegen, ohne doch schon nach Umfang und Bevölkerung die „Autarkie“ im Sinne des antiken Staatsbegriffes zu besitzen. Hier setzt Friedrich die Aufgaben seiner Nachfolger; die Erwerbung Sachsens soll der erste Schritt auf der Bahn zur Herstellung der „natürlichen Schwere“ des preußischen Staates sein. Bis man dieses Ziel erreicht hat, gilt es, in der inneren Verfassung einen Ersatz zu suchen. „Die großen Staaten gehen ihren Weg von selber, trotz eingerissener Mißbräuche; sie halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke; die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, so bald nicht Alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist.“

Eigeninteresse als das leitende Motiv der Menschen und der Staaten, allgemeine Wechselwirkung dieser Kräfte in der Form von Druck und Gegendruck, Abhängigkeit der inneren Zustände der Staaten von ihrer äußeren Geschichte — dieses Schema, welches seit den Tagen der Hobbes und Spinoza vorbereitet war und dem Zeitalter der d'Alembert und Lagrange so nahe lag, hat für Friedrich sein Leben lang seine Gewißheit behauptet. Die Maximen für das praktische Verhalten, die er aus demselben ableitete, haben sich unter dem Einfluß der historischen Erfahrung geändert. Als er die Geschichte seiner

beiden ersten Kriege schrieb, stand er noch unter dem Eindruck der glänzend gelungenen Improvisation des Jahres 1740. Der Gedanke der Expansion, in einem günstigen Augenblick der europäischen Lage gefaßt und energisch durchgeführt, besitzt für ihn noch etwas Aussichtsreiches, Verlockendes. Aber wie nun schon die unendlich viel besser vorbereitete Unternehmung des zweiten schlesischen Krieges nach den gewaltigsten Wechselfällen am Ende zu keiner neuen Erweiterung der preußischen Grenzen geführt hatte: mit der wachsenden eigenen und fremden Erfahrung setzte sich in seiner Seele immer stärker die Ueberzeugung fest, daß, wie zur Zeit Macht und Interesse in der europäischen Staatenwelt geordnet seien, ein Gleichgewicht bestände, welches wohl durch einen verwegenen Entschluß einmal erschüttert, nie aber dauernd geändert werden könne. Denn jeder Krieg theilt den Welttheil sogleich in zwei ungefähr gleich starke Lager, und die gewaltigsten Erschütterungen führen immer wieder im Wesentlichen zur Wiederherstellung des früheren Zustandes. Eine Festung, wenige Quadratmeilen Landes, deren Ertrag nicht einmal die Kosten des Krieges deckt: das ist im günstigsten Falle der karge Lohn der größten Anstrengungen. So wird die Aufgabe der praktischen Politik dahin beschränkt, diese nutzlosen Erschütterungen rechtzeitig zu verhüten oder doch gleich im Beginn zu unterdrücken.

Ist sie auch nur dieser Aufgabe gewachsen? Wir würden nur eine Seite der politischen und historischen Schriftstellerei Friedrich's berücksichtigen, wollten wir an seinen Betrachtungen über diese Frage vorüber gehen. Das letzte Wort hat in dem Leben jedes handelnden Menschen ein Etwas — Machiavelli hat, wie die Renaissance überhaupt, immer wieder mit diesem Etwas sich beschäftigt: das Irrationale, das durch keine Rechnung aufzulösen ist. Friedrich weiß nicht, soll er es Vorsehung oder Schicksal nennen. Er neigt doch immer wieder zu der letzten Auffassung. Es ist eine „dunkle Gewalt, die voll Verachtung der Projecte der Menschen spottet“. Sie ist „stärker denn die Helden, die Könige und Feldherren“. Sie treibt die Menschen, immer wieder ihre stolzen Pläne zu fassen, und macht sie immer wieder zu Schanden. „Diese Narren werden nicht müde, in diese Laterna magica zu starren, die ohne Unterlaß ihre wesenlosen Bilder vor ihren Augen hervorbringt.“ Diese grausame Macht gibt „jedem Alter sein Steckenpferd, dem Jüngling Liebe, den Ehrgeiz dem Manne, den politischen Calcül dem Greis“. Und täuscht sie doch alle. Dieser skeptischen Stimmung in Bezug auf die Erfolge der gewaltigsten Anstrengungen entspricht es, wie der greise Held immer mehr sich zurückzieht in das stoische Bewußtsein der Pflichterfüllung, unangesehen die äußeren Wirkungen unseres Handelns. Eine Stille der Seele, in welcher sie aus dem Zusammenhang der Welthändel heraus tritt, deren Ausgang immer unsicher ist. Die Lebensverfassung der großen römischen Imperatoren, welche in der größten Machtfülle, die jemals da war, es doch empfanden, daß wir am Ende nur unser selbst sicher sind. Friedrich schließt in seinen späteren Jahren keines seiner Werke ohne diese Skepsis. Am 20. Juni 1779 unterzeichnete er in Potsdam die Memoiren zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. Es war der Abschluß seiner Geschichtschreibung

überhaupt. „Das ist nun die Bestimmung der menschlichen Dinge, daß die Unvollkommenheit allerorten darin herrscht. Das Loos der Menschheit ist, sich mit dem Ungefähr zu begnügen. Was ist das Ergebniß dieses Krieges, der ganz Europa in Bewegung gesetzt hat? Daß für dieses Mal Deutschland vor dem imperialen Despotismus gerettet worden ist, daß der Kaiser eine harte Demüthigung erfahren hat, indem er zurückgeben mußte, was er sich angemaßt hatte. Aber welche Wirkung wird dieser Krieg für die Zukunft haben? Wird der Kaiser vorsichtiger werden? Wird Jeder ruhig seinen Acker bauen können? Wird der Friede sicherer sein? Wir können auf diese Fragen nur als Pyrrhonianer antworten. In der Zukunft liegt jedes Ereigniß in dem Reich des Möglichen. Unser Blick ist zu beschränkt, um die zukünftigen Verkettungen der Dinge voraus zu sehen. Es bleibt uns nur übrig, uns der Vorsehung — oder dem Fatum zu überlassen. Diese Mächte werden die Zukunft regieren, wie sie die Vergangenheit regiert haben und die Ewigkeiten, die vor dem Erscheinen der Menschen dahin gegangen sind."

VIII.

Das Gedächtniß des großen Königs der Nachwelt zu erhalten, mußte seinen Dienern als eine der vornehmsten Aufgaben der Akademie erscheinen. Wer fühlte nicht heute noch mit ihnen! Carlyle, ein Fremder, doch mit dem höchsten Sinn für historische Größe begnadigt, hat in diese Aufgabe sich anhaltender und enthusiastischer vertieft als in irgend eine andere. Luther, Friedrich, Goethe, Bismarck: das sind die höchsten geschichtlichen Besitzthümer unserer Nation.

Die Festsitzung der Akademie vom 25. Januar 1787 stand unter dem Eindruck des großen Verlustes, den Preußen erlitten hatte. Hertzberg hielt, wie immer, die Festrede. Sie wirkt nicht durch die Pracht der Diction oder durch das Pathos der Begeisterung. Sie ist nüchtern sachlich, wie Alles, was Hertzberg spricht und schreibt. Aber eben in dieser Form macht sie den tiefsten Eindruck. Denn ihr Thema ist zu groß für jede Rhetorik. Hertzberg berichtet von der Thätigkeit des Königs in dem letzten Jahre seiner Regierung. Dasselbe rastlose und erfolgreiche Streben, wie es der Redner schon so oft hatte schildern können. Der äußere Friede ist durch den Ausbau des Fürstenbundes gesichert, die innere Cultur wieder ein gutes Stück weiter gebracht worden, trotz schlechter Ernten und verwüstender Ueberschwemmungen, und neue, umfassende Pläne für das Jahr 1787 haben den König bis zu seinem letzten Augenblick beschäftigt. Und wie heilig still wird es an diesem Friedrichstage in dem Saal der Akademie geworden sein, als nun Hertzberg als Augenzeuge die letzten fünf Wochen des großen Lebens zu schildern begann! Die furchtbare Krankheit ist schon so weit entwickelt, daß der König sich nicht mehr bewegen kann; er bleibt Tag und Nacht in seinem harten Lehnstuhl. Und doch verräth kein Laut des Schmerzes, nicht einmal ein ungeduldiges Wort, wie grausam er leidet. Er zeigt immer dieselbe heitere Ruhe. Er spricht nie von seiner Krankheit oder von seinem Ende; er unterhält seine Gesellschafter in der interessantesten Weise von Politik, Literatur, Geschichte, vor Allem immer

wieder von seinen wirthschaftlichen Plänen. Die durch Jahre lange Gewohnheit festgestellte Eintheilung des Tages wird nicht geändert. Früh um 4 oder 5 Uhr sind die Cabinetsräthe zur Stelle. Der König dictirt ihnen seine Entscheidungen auf die Masse von Berichten und Eingaben aller Art, die ihm jeder Abend und jeder Morgen bringt. Es sind die wichtigsten Geschäfte des Staates; der König widmet ihrer Erledigung regelmäßig sieben bis acht Stunden. Er empfängt darauf den Commandanten von Potsdam, um mit demselben den Dienst der Garnison festzustellen. Nun erst findet er Zeit zu einer kurzen, auf das Nothwendigste beschränkten Consultation des Arztes. Die letzte Stunde des Vormittags vergeht im Gespräch mit Hertzberg und den anderen vier ständigen Gästen von Sanssouci in diesen denkwürdigen Tagen. Das Diner nimmt der König allein. Am Nachmittag werden zunächst die inzwischen ausgefertigten Befehle durchgesehen, ergänzt und unterzeichnet. Die Stunden von 5—8 Uhr sind wieder der Unterhaltung gewidmet. Der König speist dann wieder allein zu Nacht und schließt sein Tagewerk — indem er sich Cicero und Plutarch vorlesen läßt, die großen Alten, in deren stoischen Maximen er auch jetzt, am Ziel seines Lebens, das Gegengewicht findet gegen den bitteren Skepticismus, mit dem er alles Wollen und Wirken begleitet. So gehen die Tage hin, einer dem anderen gleich, bis am 16. August die Agonie und in der folgenden Nacht der Tod eintritt. Und nun gibt Hertzberg, gleichsam an der Bahre des großen Todten, einen Ueberblick über die sechsundvierzig Jahre dieser beispiellosen Regierung, in großen Zügen, mehr erinnernd als erzählend: er will den Totaleindruck hervorrufen. So kommt er auch in seinen späteren Reden immer wieder darauf zurück, was Friedrich für Preußen bedeutet. Er hat Preußen in die Reihe der großen Mächte gestellt: „der Preuße wird fortan seinen eigenen Namen führen und bei dem Klange dieses Namens aufflammen wie einst der Macedonier und der Römer.“ Er hat die Aufgaben, die dem preußischen Staate aus dieser neuen Stellung erwachsen, klar erkannt und rastlos zu erfüllen gesucht; er hat in diesem Zusammenhang zugleich das Höchste geleistet, was ein Fürst für das Wohl seines Volkes leisten kann. Und wie er sein eigenes Leben bis zu seinem letzten Athemzug in den Dienst des Staates gestellt hat, so hat er seine Officiere und Beamten, sein ganzes Volk zu dem gleichen Patriotismus erzogen. Sein Geist ist es, der in dem preußischen Staate lebt, der Geist des rastlosen, aber doch auch fest consequenten Handelns, des aufgeklärten, aber doch auch sittlich ernsten Denkens. Es ist zuletzt, wie Hertzberg das klar erkennt, der „kühle und feste Geist der deutschen Philosophie“, im Gegensatz zu dem revolutionären Leichtsinn der französischen Bildung. Friedrich hat so in dem preußischen Staate das Vorbild geschaffen, dem die Fürsten des Jahrhunderts überall nacheifern, es doch nie erreichend, und die Nachwelt wird nur gerecht sein, wenn sie das 18. Jahrhundert als das Zeitalter Friedrich's des Großen bezeichnen wird.

Ebenso groß wie der Curator der Fridericianischen Akademie hat der Philosoph der Fridericianischen Epoche über den König gedacht. Wenige Jahre vor dessen Tode veröffentlichte Kant seine Abhandlung: „Was ist

Aufklärung?" — „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Sapere aude!" Und in diesem Zusammenhang spricht er von seinem König. „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als Derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von Seiten der Regierung, entschlug, und Jedem frei ließ, sich in Allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen." Er zuerst erwies allen Regierungen durch sein Beispiel, daß von der Freiheit des Denkens nichts zu fürchten sei für die Ruhe und Einheit des Staates. Von allen Seiten ertönt der Ruf: „Raisonnirt nicht!" Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: „Raisonnirt, so viel Ihr wollt, und worüber Ihr wollt; aber gehorcht!" Der größte König des Jahrhunderts hat einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsidee des größten unter den Philosophen desselben ausgeübt.

Hertzberg ist, wie Friedrich der Große, erfüllt von dem praktischen Werth der Geschichte. Eben weil diesen Söhnen des 18. Jahrhunderts der wahre historische Sinn, das Bewußtsein des Eigenartigen und Relativen in jeder Epoche und jeder Persönlichkeit abging, konnten sie die Geschichte gleichsam als eine große Beispielsammlung betrachten, deren Studium unmittelbar unterrichtend und erziehend wirke. Die Beschäftigung mit der Geschichte des eigenen Landes bringt außerdem noch einen besonderen Nutzen: sie stählt und stärkt den Patriotismus. Vor Allem, wenn es sich um einen Staat mit der Vergangenheit des preußischen handelt. Deshalb wird für Hertzberg noch mehr als für Friedrich den Großen die Pflege der vaterländischen Geschichte ein wichtiger Factor in dem allgemeinen pädagogischen System des Staates. Und dem Beruf, der ihr in diesem Staate zukommt, entsprechend, soll die Akademie auch hier das Organ sein, durch das der Staat die Wissenschaft seinen Zwecken dienstbar macht. Die Akademie kann, so erklärt Hertzberg, ihre Mémoires nicht besser füllen und ihre Preise nicht nützlicher austheilen, als indem sie die Biographien aller der Männer veranstaltet, welche dem preußischen Staat im Heer, in der Verwaltung und in den Künsten und Wissenschaften gedient haben. Plutarch und Nepos sollen das Muster sein. Denn Jeder kennt den gewaltigen Eindruck, den diese Schriftsteller machen, zumal auf die heranwachsende Generation. Und er entwirft auch sogleich die stolze Tafel der Namen, deren Gedächtniß so die Akademie der Zukunft zur Nacheiferung überliefern soll.

Da faßte denn Hertzberg schon damals den Gedanken einer officiellen Biographie des großen Königs. Wie weit seine Absicht ging, ersieht man aus dem Plane, den unter seinem Einfluß das neue Mitglied der Akademie, Verdy du Vernois, der Körperschaft einmal auseinandergesetz. hat. Das Werk soll den einfach-stolzen Titel „Annalen" führen und seinen Gegenstand in vier großen Abtheilungen behandeln, als politische, militärische, civile und

literarische Annalen. Als Quellen sollen neben den Schriften Friedrich's des Großen die reichen Schätze der Archive dienen. Und zwar will man mit der eigentlichen Biographie überall die Publication der Quellen selbst verbinden. Denn nicht die Schönheit des Kunstwerkes, sondern Zuverlässigkeit und Vollständigkeit soll der höchste Gesichtspunkt sein. Die Ausführung dieses monumentalen Werkes aber gebührt der Akademie. Wie sie durch ihre Personen und Einrichtungen am besten zu einer solchen Aufgabe geeignet ist, so kann sie damit auch am schönsten ihre Dankesschuld gegen ihren zweiten Stifter und ihr größtes Mitglied einlösen. Sie soll die Arbeit unter ihre fähigsten Mitglieder vertheilen, und dem Curator fällt die Leitung des Ganzen zu. Hertzberg unterläßt es in keiner seiner Festreden, auf die Bedeutung einer solchen actenmäßigen Geschichte der Fridericianischen Regierung hinzuweisen. Er legt dabei schon damals besonderes Gewicht darauf, daß auch die innere Verwaltung in ihrem ganzen Umfange behandelt werde. Denn er ist überzeugt, daß erst hier, vor Allem in der gewaltigen Culturarbeit nach dem Frieden von Hubertusburg, die ganze Größe Friedrich's zu Tage tritt. Und als er dann den Staatsdienst verlassen mußte, im Grunde doch, weil er an den Ideen seines Meisters zu eifrig festhielt, da fand er in der liebevollen Versenkung in die Geschichte Friedrich's des Großen den Trost, dessen er bedurfte. Er verkündete jetzt der Akademie seinen Entschluß, selber die Biographie des Königs zu schreiben. Aber Friedrich Wilhelm II. verweigerte ihm die Benutzung der Archive. Wie hätte auch unter dem Regiment Wöllner's eine wahre Geschichte Friedrich's erscheinen können? Doch der Plan Hertzberg's lebte fort. Als die Regierung Friedrich Wilhelm's III. Schiller nach Berlin zu ziehen suchte, hoffte sie in ihm namentlich auch den Biographen Friedrich's des Großen zu gewinnen; Johannes Müller hat dann einen besonderen Auftrag in dieser Richtung empfangen. Und auch darin erhielt sich der ursprüngliche Gedanke, daß beide Männer ihre Aufgabe im Verbande der Akademie lösen sollten. Den Einen hat der Tod, den Anderen der Wechsel seiner politischen Beziehungen und Gesinnungen an der Leistung verhindert, die man von ihm erwartete. Erst in unseren Tagen ist die Akademie dahin gekommen, das Lebenswerk Friedrich's des Großen dem Verständniß zu erschließen, nun aber umfassender und eindringender, als Hertzberg und seine Freunde je denken konnten.

Ein Drittes noch mußte für das Andenken des großen Königs gethan werden. Von seinen Schriften war Einiges in dieser Akademie vorgelesen und in ihren Mémoires veröffentlicht worden; Anderes war sonst erschienen; seine großen Werke zur Geschichte seiner eigenen Regierung, seine ganze reiche Correspondenz, wichtige politische, militärische und philosophische Abhandlungen, ein großer Theil seiner Poesien: das Alles ruhte noch ungedruckt in den königlichen Schlössern und Archiven oder zerstreut in fremder Hand. Es war eine denkwürdige Stunde in der Geschichte der Akademie, als Hertzberg ihr das Manuscript der „Histoire de mon temps“ präsentirte und das berühmte Vorwort vorlas. Das Kostbarste, was von Friedrich nun übrig war, zu sammeln, zu ordnen und in einer würdigen Gestalt der Welt zu überliefern,

das war die Pflicht und gewissermaßen auch das Recht der Akademie. Sie trägt nicht die Schuld daran, daß ihr diese Aufgabe entging. Gleich nachdem die Existenz der Manuscripte und die Absicht der Regierung, dieselben zu veröffentlichen, bekannt geworden waren, hat sie durch die Vermittlung Hertzberg's Schritte gethan, sich die Publication zu sichern. Es war zu spät. Wöllner hatte bereits auf seine Bitte den ganzen literarischen Nachlaß des verstorbenen Königs „als Geschenk“ erhalten. Ein Theil desselben, und, so weit wir sehen, gerade der gefährlichste, befand sich in den Händen Villaume's, des letzten Vorlesers Friedrich's; der alte König hatte ihm diese Schriften noch selbst übergeben, ebenfalls „als Geschenk“. Wöllner wurde jetzt in den Stand gesetzt, gegen eine ansehnliche Geldsumme auch diese Sammlung in seine Gewalt zu bringen. Er hat darauf an dem ganzen Raub jene Revision vorgenommen, bei der alles Mißliebige zurückgehalten wurde und Vieles für immer verschwunden ist. Der Rest wurde dann an die beiden Firmen Decker und Voß verhandelt, und damit hielt man sich aller weiteren Sorge um das Schicksal dieser Handschriften für überhoben. Es war eine bloße Form, wenn nicht ein offenbarer Hohn, wenn Wöllner den französischen Prediger Moulines — er saß leider auch in der Akademie — zum Leiter der Publication bestellte. So konnte es geschehen, daß die Werke des gekrönten Schriftstellers in einer Ausgabe erschienen, die durch ihre empörenden Nachlässigkeiten vielleicht einzig dasteht. Es war wie eine Schändung des großen Todten. Die Entrüstung war allgemein, im Auslande vielleicht noch größer als in Deutschland. „Was würde England gethan haben, wenn je ein britischer König seinem Volke ein solches Erbe hinterlassen hätte?“ So fragt Gibbon, und er antwortet: „Das Parlament würde jede Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem literarischen Apparat versehene, durch die größte Genauigkeit und die prächtigste Ausstattung hervorragende Ausgabe zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert, zu diesem Zwecke mitzuwirken. Diese Ausgabe wäre an alle europäischen Fürsten und Regierungen als Geschenk der englischen Nation, zu ihrer Ehre, geschickt worden. Eine andere, billige Ausgabe hätte dafür gesorgt, daß Schriften dieser Art in allen Schichten des Volkes gelesen würden.“ Es ist der Akademie Friedrich Wilhelm's IV. vorbehalten geblieben, den Frevel dieser ersten Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen einigermaßen zu sühnen. Der König hat gleich nach dem Antritte der Regierung eine neue Ausgabe durch die Akademie angeordnet. Unter den Mitgliedern der Commission befanden sich Boeckh, Raumer und Jacob Grimm. Die Arbeit selbst lag in den Händen von Preuß. Der Versuch, den die pietistische Umgebung des Königs machte, die Edition der philosophischen Schriften zu hindern, ist damals doch durch Alexander von Humboldt verhindert worden. Die Zeit wird kommen, in welcher die Akademie dem Bedürfniß einer ganz vollständigen und unseren strengeren kritischen Grundsätzen entsprechenden Ausgabe wird genügen müssen.

IX.

Hertzberg hat nun die Gedanken Friedrich's des Großen über Politik und Geschichte ganz zu den seinigen gemacht; in ihnen findet er das stärkste Rüst=

zeug für seine Vertheidigung der preußischen Monarchie. Nur jenen bohrenden Drang, die menschlichen Dinge bis in ihre letzten Beziehungen zu durchdenken, ohne Rücksicht darauf, ob sie darüber den gleißenden Schimmer der Oberfläche verlieren, und jene stoische Resignation, welche die Ohnmacht des menschlichen Wirkens in dieser der unberechenbaren Macht des Schicksals unterworfenen Welt erkennt und erst in den Tiefen der eigenen Seele Freiheit und Würde wieder findet: diese Züge wird man bei Hertzberg nicht suchen dürfen. Er ist Zeit seines Lebens der große Optimist gewesen, der den Glauben an die Allmacht der menschlichen Vernunft nie verloren hat. Das dynamische Princip, nach welchem Friedrich die Probleme des politischen Lebens betrachtet, reicht für Hertzberg zu einer vollständigen Erklärung der menschlichen Geschehnisse aus, und so ist ihm auch der Erfolg des darauf gegründeten Handelns gewiß. Er hält sich mit der glücklichen Beschränktheit des Epigonen an die eine Seite der Gedanken seines großen Meisters; ihm fehlt die tragische Zwiespältigkeit der universalen Naturen.

So erscheint auch in den akademischen Reden Hertzberg's der Staat zunächst als ein Ganzes, als ein Individuum, und sein heißes Streben nach Macht und Ruhm als das primäre Motiv seiner Handlungen. Und zwar liegt auch für Hertzberg das Recht, diesem Motiv zu folgen, zuletzt in der bloßen Existenz desselben: es ist ein natürliches Recht. Aber es ist der Friedrich nach dem Siebenjährigen Kriege, dessen Anschauungen Hertzberg aufgenommen hat — oder war es ein Zugeständniß an das humane Ideal der Aufklärung — Hertzberg erkennt zwar, wenn er die Eroberungspolitik der beiden ersten schlesischen Kriege vertheidigt, dieses Recht in seinem vollen Umfang an, beschränkt es aber für die Gegenwart und Zukunft auf den Entschluß, die einmal gewonnene Stellung zu behaupten oder — den Frieden zu bewahren. Wollte man diesen preußischen Minister nur nach diesen vor der großen Welt gehaltenen Reden beurtheilen, man könnte ihn kaum als den wahren Nachfolger des großen Königs bezeichnen, so wie dieser ihn sich in seinem politischen Testament gewünscht hatte. Ja Hertzberg hat einmal die seitdem immer wieder ausgenutzte Bemerkung gemacht, daß Friedrich den Siebenjährigen Krieg eigentlich zu Unrecht begonnen hätte; denn er hätte erkennen müssen, daß der allgemeine Angriff, von dem er sich bedroht glaubte, nur für den Fall geplant sei, daß er dazu selber den Anlaß geben würde. Und so gründet er auch die Pflicht zu dieser conservativen Politik nun doch wieder am liebsten auf die andere, dem einzelnen Menschen die Möglichkeit zu einem glücklichen, der friedlichen Bethätigung aller seiner Kräfte gewidmeten Leben zu gewähren.

Aber sehen wir von diesen Schranken ab, so hält Hertzberg das große Princip consequent fest, und es ist der eigentliche Zweck seiner Reden, die Zuhörer, die hier im Festsaale der Akademie und die anderen alle im ganzen Lande, mit dem Bewußtsein der nothwendigen Beziehung zu erfüllen, in welcher alle inneren Einrichtungen und Anordnungen eines Staates zu den Aufgaben stehen, die ihm aus seiner Stellung in dem System der großen Mächte erwachsen. Unter diesem Gesichtspunkt vertheidigt Hertzberg mit Friedrich dem Großen die Monarchie als die natürliche Verfassung des

modernen Staates. Denn nur die Regierung, in der schließlich ein Wille das Ganze bestimmt, kann hier leisten, was die auswärtige Politik verlangt. Hertzberg erklärt überhaupt einen großen Staat mit einer republikanischen Verfassung für eine Chimäre. Rom und Carthago sind eigentlich nie Republiken gewesen. Wenigstens knüpft sich in ihrer Geschichte jede große Epoche an eine thatsächliche Monarchie. Hamilkar und Hannibal sind Monarchen von Carthago, die beiden Scipionen, Pompejus und Cäsar Monarchen von Rom gewesen. Die moderne englische Geschichte lehrt dieselbe große Wahrheit, gegen Montesquieu und Diejenigen, die mit ihm für eine Theilung der Gewalten schwärmen, und dem neuen republikanischen Frankreich prophezeit Hertzberg schon im Jahre 1793, daß es sich nach den furchtbarsten Leiden glücklich schätzen werde, zur Monarchie zurückkehren zu können. In derselben Weise rechtfertigt er die großen stehenden Heere seiner Zeit. Nicht der Eitelkeit der Fürsten, sondern dem Druck von außen verdanken sie ihr Dasein, und wie dieser Druck nie aufhört, so wird sich auch der militärische Charakter der modernen Staaten behaupten, allen humanen Declamationen zum Trotz. Und diese harte Nothwendigkeit erklärt mehr oder weniger auch alle anderen Institutionen, welche diesen Staaten ihren Charakter geben. Besonders auch ihre Tendenz zur Leitung des ganzen wirthschaftlichen und geistigen Lebens des Volkes. Der Anspruch des Einzelnen auf Selbstbestimmung kann nur so weit Berücksichtigung finden, als es das Machtbedürfniß des Staates gestattet. Das kleine Preußen kann auf eine solche Concentration seiner Mittel am wenigsten verzichten; nur auf diese Weise kann es ersetzen, was ihm an natürlichem Gewicht abgeht.

Hertzberg bleibt nun aber bei diesem einen Mittel, die Schöpfung der Hohenzollern zu vertheidigen, nicht stehen. Indem er seinen Gegnern auf den Boden der Anschauungen und Bestrebungen des Jahrhunderts folgt, unternimmt er den Nachweis, daß, selbst wenn man die europäische Stellung des preußischen Staates außer Acht ließe, die Menschen in diesem Staate sicherer, glücklicherer und freier leben als irgendwo sonst. Erst in seiner letzten, im Jahre 1793 gehaltenen Rede, als er bereits in der Stimmung des entlassenen Ministers sprach, sieht er in England den verhältnißmäßig vollkommensten Staat.

Nichts bot dem Kritiker des Fridericianischen Staates so viel Anlaß zu heftigem Tadel als die schwere Last, die gerade hier die Armee für den Bürger bedeute. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein ministerieller Sachkenntniß setzt dem gegenüber Hertzberg die Eigenthümlichkeiten der preußischen Armeeverwaltung aus einander, dieses ganze künstliche System der Recrutirung, Ausbildung, Unterhaltung und Vertheilung der Truppen, durch welches man dahin gelangt sei, daß die Armee die wirthschaftliche Kraft der Bevölkerung nicht nur nicht schädige, sondern vielmehr steigere. Und die bloße Existenz dieser starken Armee verhindert den Krieg. Die großen europäischen Staaten besitzen alle ungefähr dieselbe militärische Kraft, so daß keiner von einem Angriff auf den anderen lohnenden Gewinn erwarten darf; ein Gleichgewicht ist zwischen ihnen hergestellt, welches zum Frieden zwingt. Die Zeit der großen

äußeren Revolutionen, da ganze Staaten zerstört und ganze Völker unterjocht wurden, ist vorüber. Hertzberg überspannt diesen Gedanken so weit, daß er bis zu dem Augenblick, da auch ihm die französische Revolution die lieb gewordenen Ideenzirkel zu stören begann, den Krieg überhaupt nur noch als das traurige Merkmal der Vergangenheit behandelt. „Der ewige Friede, der Traum Heinrich's IV. und St. Pierre's", ist zur Wahrheit geworden, nicht durch besondere Verträge oder kirchliche Autoritäten, sondern durch die allgemeine Kriegsrüstung. „Die Geschichte wird nicht mehr interessant sein durch das glänzende, aber betrübende Bild der Revolutionen, Eroberungen, Schlachten und alles dessen, was man mit Unrecht die großen Ereignisse nennt. Die Könige werden ihre Namen nur noch dadurch unsterblich machen können, daß sie Ackerbau, Handel und das ganze innere Glück ihrer Staaten fördern." Die Aufgabe des wahren Staatsmannes beschränkt sich unter diesen Umständen auch für Hertzberg darauf, dieses Gleichgewicht so, wie es in diesem Augenblick besteht, vor Störungen zu bewahren. Und zwar gilt es zunächst, die Verfassung des Deutschen Reiches — die bei aller ihrer „Monstrosität" eine Nothwendigkeit und ein Glück für Deutschland ist — gegen die absolutistischen Tendenzen des Kaisers zu schützen: durch die Stiftung eines „Fürstenbundes" unter preußischer Führung. Es ist immer ein Lieblingssatz Hertzberg's gewesen, daß auf dem Gleichgewicht in Deutschland dasjenige des Welttheils beruhe. Wenn es dem österreichischen Kaiserthum gelingt, sich zur wirklichen Herrschaft in Deutschland zu erheben, so wird ihm bei der centralen Lage dieses Landes in Europa und bei der überwältigenden Macht, die eine Zusammenfassung aller in diesem deutschen Volke ruhenden Kräfte repräsentiren würde, die europäische Universalmonarchie nicht entgehen. Die Zeiten Otto's des Großen und Karl's V. würden wieder kehren. Und das würde das größte Unglück sein, nicht nur für den preußischen Staat, sondern für die Cultur der Menschheit überhaupt. Denn das ist die letzte Ueberzeugung Hertzberg's, daß diese Cultur auf dem freien Wetteifer der selbständigen Nationen beruhe.

Und wie nach außen so gewährt der preußische Staat auch nach innen seinen Unterthanen die größte denkbare Sicherheit. Die Criminalstatistik zeigt, daß die Zahl der Verbrechen in den preußischen Landen außerordentlich gering ist. Das ist das besondere Verdienst der schnellen Polizei und gerechten Justiz dieses Staates. Seine monarchische Verfassung besitzt allein die Einheit und Stetigkeit, den Willen und die Macht, die dazu gehören, den inneren Frieden aufrecht zu erhalten. Und so besitzt sie auch allein die Fähigkeit, durch solchen äußeren Zwang die Menschen moralisch zu erziehen, so daß die Rechtsübung des Staates ihren starken Rückhalt in dem Rechtssinn des Volkes findet. Es ist nicht wahr, was Montesquieu sagt, daß die Tugend das Privileg der Republik sei; die wahre Tugend gedeiht nur in der Monarchie. Die Republik weckt und nährt vielmehr die Leidenschaften; sie ist jedenfalls außer Stande, dieselben im Zaum zu halten. Der Bürgerkrieg ist daher der beständige Begleiter der republikanischen Verfassung. Die Geschichte lehrt diese furchtbare Wahrheit auf jedem ihrer Blätter, am gewaltigsten an dem Beispiel des alten Rom. Die Idealisten der Gegenwart aber, die da glauben, der historischen

Weisheit entrathen zu können, mögen auf das blutige Schauspiel blicken, welches der Welt das junge Frankreich gewährt. Und wenn die Völker nur zu oft unter der Ruhmsucht oder unter der Willkür ihrer Fürsten geseufzt haben: die Wunden, die ihnen ihre inneren Kriege geschlagen haben, sind doch immer die schwersten gewesen. Aller Despotismus eines Tiberius und Nero hat über Rom und seine Provinzen nicht so viel Elend gebracht als der Hader der Triumvirn, und Frankreich hat am meisten zur Zeit der Ligue, Rußland zur Zeit des falschen Demetrius gelitten. Die Fehler der Monarchie liegen außerdem immer nur in der Person; sie verschwinden mehr und mehr, da die Könige jetzt wirklich Philosophen werden. Die Fehler der Republik liegen in dem System.

So bietet der preußische Staat seinen Unterthanen mehr wie jeder andere die beiden großen Voraussetzungen alles individuellen Schaffens und Genießens: Schutz gegen äußere und gegen innere Gewalt. Jeder weiß indessen, daß sich dieser Staat auf solche Leistung nicht beschränkt. Er stellt sich vielmehr in den unmittelbaren Dienst der Wohlfahrt seiner Bürger; seine beständige und erfolgreiche Sorge überwacht und leitet sie in Allem, was sie thun und lassen, ihre Leiber und ihre Seelen. Denn die Fürsten dieses Staates haben zuerst und vollkommen ihren hohen Beruf erfaßt: die Erziehung des Volkes durch die Cultur für die Cultur. Der Staat Friedrich's des Großen, und nicht derjenige Rousseau's und der neuen französischen Gesetzgeber ist deshalb der moderne Staat, der wahre philosophische Staat. Diese „Pseudophilosophen" werfen die Menschheit zurück in den Zustand der Natur, das heißt in den der thierischen Roheit und Wildheit. Die letzte Gewähr aber dafür, daß der preußische Staat seine große Mission bewahrt, findet Hertzberg wieder in seinem Verhältniß zu den anderen europäischen Mächten. Der Nachtheil, der für den Staat in seiner geringen natürlichen Kraft liegt, wird so für den Bürger zum Vortheil. Denn in einem großen Staate fällt in der Regel mit dem äußeren Antriebe auch der Entschluß zu solcher Culturarbeit fort. „Man kann," so formulirt Hertzberg einmal diesen Gedanken, „auf diesen moralischen Gegenstand wie auf die Physik das berühmte Princip der kleinsten Action anwenden. Wie die Natur für ihre Operationen nur die kleinste Kraft anwendet, welche erforderlich ist, so machen die mittleren Staaten zu ihrem Glück von allen Kräften Gebrauch, deren sie bedürfen und fähig sind, während die großen kaum Diejenigen geltend machen, die sie unerläßlich nöthig haben, und dem Schicksal die Anderen überlassen, die ihnen überflüssig erscheinen."

Die interessantesten Erörterungen Hertzberg's betreffen das Thema, „daß die preußische Regierung nicht despotisch sei". Der Beweis beruht zunächst auf der hergebrachten Unterscheidung der despotischen und der gesetzmäßigen Monarchie. Wenn irgend ein Staat, so wird der preußische gesetzmäßig regiert. Der König stellt fest, was Recht sein soll, und überläßt dann die Ausübung der Justiz ganz den ordentlichen Tribunalen. Er unterzeichnet keine Lettres de cachet; Spandau ist nicht, wie die thörichte Verleumdung will, eine preußische Bastille. Der König mischt sich nicht in den Gang der

Processe, auch dann nicht, wenn er selber Partei ist, so wenig, daß er es vielmehr den Gerichten zur Regel gemacht hat, in allen zweifelhaften Fällen gegen den Fiscus zu entscheiden. Er hat nur das schöne Recht, die Todesurtheile zu revidiren, seiner Gewalt vorbehalten. Und jetzt hat dieser preußische Rechtsstaat in einem allgemeinen Gesetzbuch seine Krönung empfangen; welcher andere Staat kann sich einer gleichen Arbeit rühmen? Aber Hertzberg geht doch noch tiefer. Er stellt die preußische Monarchie der französischen des alten Régime gegenüber, und es macht seinem Scharfblick Ehre, wie er ihren Unterschied erfaßt. Das alte Frankreich war eigentlich keine Monarchie, sondern eine Aristokratie. Adel und Clerus waren es, welche wirklich regierten; das Königthum übte seine Gewalt gewissermaßen nur im Auftrag dieser beiden Stände. In den Grenzen aber, die so der Wirksamkeit der französischen Krone gesteckt waren, waltete dieselbe mit allen Zeichen des Despotismus. Das hatte seinen tiefen Grund darin, daß hier die Leitung und Führung der Geschäfte in der Hand allmächtiger Minister und Intendanten lag. Denn jeder Beamte, der sich selber überlassen bleibt, trägt in sich den Keim zum Despoten; er vergißt über der Freude an der eigenen Macht das Interesse des Staates. In Preußen dagegen ist der König der wahre Monarch, in der vollen, durch keinen Adel und keinen Clerus beschränkten Freiheit seines Entschlusses, in der Energie seiner eigenen, alle Zweige der Verwaltung zusammenhaltenden und immer wieder in das Detail hinab steigenden Thätigkeit, in seiner beständigen Verbindung mit allen Stufen der Behördenorganisation und allen Schichten der Bevölkerung. Diese Selbstherrschaft des Fürsten bürgt dafür, daß das gemeine Wohl das höchste Princip der Regierung bleibt. Denn darin stimmt Hertzberg ganz mit seinem großen König überein, daß das eigene Interesse das letzte Motiv alles Handelns ist, und daß dasselbe nur in der Person des Fürsten — wenn es wirklich verstanden wird — mit dem Interesse des Staates zusammenfällt. In dem Charakter des preußischen Beamtenthums ist ein weiteres Bollwerk gegen die Gefahr des Despotismus gegeben. Auf der einen Seite durch die Selbstregierung des Monarchen und die collegialische Verfassung der Behörden, auf der anderen durch seine mannigfaltigen Beziehungen zu der eingesessenen Bevölkerung des Landes fortwährend überwacht und geleitet, hat dieses Beamtenthum in einer langen Tradition einen Geist entwickelt, der es zum Organ des reinen Staatswillens macht. Wie jedes andere persönliche Interesse, so würde auch die Willkür des Fürsten an diesem Wall ihr Ziel finden. Dazu besitzt nun das preußische Volk selber einen wesentlichen Antheil an der Regierung: in den Ständeversammlungen der Provinzen und Kreise und in dem specifisch preußischen Institut des Landrathes. Hertzberg entwickelt geschickt den mannigfaltigen Nutzen dieser ständischen Organe. Derselbe ist um so größer, als in ihnen das Volk eine Vertretung findet, wie sie seiner natürlichen Gliederung entspricht. Hertzberg polemisirt von diesem Standpunkt gegen die verführerischen Theorien, die in seinen Tagen die Welt in Bewegung setzten. Sie ist eine Chimäre, die Behauptung, daß alle Menschen gleich seien; sie führt, wenn man sie in die Wirklichkeit überträgt, wenn man wesentliche Functionen der Regierung einer aus allgemeiner Wahl hervorgegangenen Ver-

sammlung überläßt, zu dem ärgsten Despotismus, der denkbar ist, zu dem Despotismus demokratischer Parteiführer. Und wenn Montesquieu vielmehr in der Erweiterung der Befugnisse der Justizcollegien das geeignetste Mittel zur Sicherung der Gesetzmäßigkeit die Regierung erblickt, so ist das eine unzulässige Verallgemeinerung der besonderen Verhältnisse des alten Frankreich, wie denn auch hier der Antheil der Parlamente an der Gesetzgebung nur einen unvollkommenen Ersatz für die unterdrückten Generalstände bildete. Hertzberg findet auch jetzt wieder die Bestätigung seiner Sätze in der Geschichte. Freilich wieder nur durch einen Gewaltact: indem er das, was diese ständischen Institutionen dem preußischen Staat in der Noth der Sieben Jahre geleistet haben, in das hellste Licht stellt, die harten Kämpfe dagegen, in denen einst der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. den rocher de bronze ihrer Monarchie etablirten, nur andeutet, als die kleinen, zeitgemäßen Verbesserungen einer im Wesentlichen seit den Tagen des Tacitus bewährten Verfassung. Hertzberg legt demnach auf die Erhaltung und Entwicklung dieser ständischen Einrichtungen den größten Werth. Er will dem Bauernstand den seiner Bedeutung entsprechenden Antheil an ihnen gewährt wissen, vorausgesetzt, daß die Befreiung der Landbevölkerung durchgeführt würde. Desgleichen ist ihr Wirkungskreis der Ausdehnung fähig. Wenn auch Hertzberg dem ständischen Element bei der Gesetzgebung immer nur eine berathende Stimme zugestehen will und als das eigentliche Gebiet, auf dem es seine segensreiche Mitarbeit entfalten könne, im Einklang mit der besonderen Constitution des alten preußischen Staates, die Executive bezeichnet. So wäre in seinen Augen auch eine allgemeine Ständeversammlung für die ganze Monarchie nur ein zweckloses, vielleicht sogar ein gefährliches Experiment. Gleichviel, die Anschauungen, die Hertzberg hier entwickelt — und alles deutet darauf hin, daß er auch hier nur diejenigen Friedrich's des Großen in der zweiten Hälfte seiner Regierung interpretirt — bezeichnen einen bemerkenswerthen Fortschritt gegenüber dem Absolutismus der voraufgegangenen Zeiten. Sie kündigen zugleich die Richtung an, in welcher nun die preußische Monarchie ein halbes Jahrhundert lang das Bedürfniß ihres Volkes nach einer „Verfassung" zu befriedigen suchen wird.

Wer den preußischen Staat despotisch schalt, unterließ nicht, als Beweis dafür auch die sogenannte Leibeigenschaft der Bauern zu benutzen. Wie ja denn in der That kein anderes Verhältniß den Idealen des Jahrhunderts so schroff widersprach als diese neue „Sklaverei". Hertzberg sucht zu zeigen, daß auch dieser Vorwurf auf der Unwissenheit oder auf der Böswilligkeit der Tadler beruhe, daß auch hier das ehrliche Studium der Wirklichkeit ein ganz anderes Urtheil ergebe. Eine wirkliche Leibeigenschaft gibt es zunächst in Deutschland überhaupt nicht, und was man so zu nennen liebt, ist weder so allgemein verbreitet noch so allgemein verhaßt, wie man gern behauptet. Aber ihre Eigenart und Bedeutung empfängt diese Auseinandersetzung doch wieder erst durch die politische Würdigung, die der Minister Friedrich's des Großen dem angegriffenen Institut widerfahren läßt. Dieses Verhältniß ist mit den wichtigsten Einrichtungen und Vorzügen des preußischen Staates so

eng verwachsen, daß seine Erhaltung schon deshalb einstweilen eine Nothwendigkeit ist. Unter demselben Gesichtspunkt vertheidigte in denselben Tagen Justus Möser die Leibeigenschaft. Hertzberg gehörte denn auch zu dem kleinen Kreis auserlesener Geister, die den Anschauungen und Bestrebungen des Patriarchen von Osnabrück ihren Beifall zollten. Was der preußische Minister an diesem Mann schätzte, war eben der gleiche praktische Blick für das politisch Mögliche und Nothwendige und dann die gleiche Begeisterung für das Deutschthum. Damals, als Möser in den Streit eingriff, den die Schrift Friedrich's des Großen über die deutsche Literatur entfachte, hat Hertzberg seinen Mitkämpfer durch einen schönen Brief und durch die Uebersendung einiger Erzeugnisse seiner Feder -- wir bemerken darunter auch die ersten seiner akademischen Reden — ausgezeichnet.

So ruht denn der preußische Staat auf Grundlagen, welche seinen Bestand und seine Ruhe sichern, auch in dieser bangen Zeit, wo die älteste der europäischen Monarchien in schreckenvollen Ereignissen zusammenbricht und die Anzeichen sich mehren, daß sich die Katastrophe nicht auf Frankreich beschränken wird. So nothwendig und gerecht die Revolution auf dem Boden Frankreichs ist, wo Königthum und Stände Jahrhunderte lang ungestraft an der Nation gesündigt haben — Hertzberg verräth selbst in diesen akademischen Reden seine bekannte Opposition gegen die preußisch-österreichische Allianz von 1791 und die europäische Bekämpfung der Revolution — so sorglos kann der preußische Staat in die Zukunft blicken. Wenn er nur seinen eigenthümlichen Principien treu bleibt. Und daß diese Principien in der That weiter leben, das sucht Hertzberg, so lange er Minister ist, immer wieder seinem Auditorium darzuthun. Deshalb verbindet er mit seinen Reden regelmäßig eine Uebersicht über die Politik der preußischen Regierung in dem voraufgegangenen Jahr, über die auswärtige sowohl wie über die innere, und er geht in diesen Enthüllungen so weit, daß er als Anhang gewöhnlich eine Aufstellung über die Verwendung der Staatseinnahmen hinzufügt, wenigstens soweit, als dieselben der Förderung der großen inneren Culturaufgaben gedient haben. Schon die Zeitgenossen verglichen diese Nachweisungen mit den Rechenschaftsberichten Necker's.

Alles das ein unerhörter Vorgang, unerhört in dem absoluten Staatswesen Preußen und unerhört in einem Zeitalter, in welchem das Geheimniß als die erste Regel aller Politik galt. Auch hebt denn Hertzberg immer wieder den Fortschritt hervor, der in diesem Entschluß der Regierung lag. Der Vorwurf, daß auf diese Weise die Sicherheit des Staates preisgegeben werde, rührt ihn nicht: eine preußische Regierung könne nur gewinnen, wenn sie in das helle Licht des Tages hinaus trete; die Oeffentlichkeit sei nur für diejenigen Regierungen eine Gefahr, welche die dunklen und unterirdischen Pfade liebten. Freilich, wer daran dachte, in welchem Maße in England seit einem Jahrhundert ein großer Staat seine Handlungen der Kritik der Nation unterbreitete, oder wie sich jetzt das französische Volk in den Schrecken der Revolution das gleiche Recht errang, dem konnte, was Preußen hier als ein neues Geschenk seiner aufgeklärten Monarchie empfing, karg genug erscheinen. Preußen

erhielt kein Parlament und keine Nationalversammlung, es mußte sich bei den Aufschlüssen bescheiden, welche die Regierung nach ihrer Wahl in einer gelehrten Körperschaft machte. Und doch, es war immer ein Anfang, und wenn man diese That des Fridericianischen Staates recht würdigen will, so soll man nicht vergessen, wie schon nach wenigen Jahren dieser schwache Lichtschimmer von Publicität wieder erlosch und nun lange Zeiten folgten, da sich die preußische Regierung scheuer denn je in ihre Cabinette und Sitzungszimmer zurückzog. Und selbst als dann die Landtage und Reichstage Wirklichkeit wurden: Eines kam in diesen aus den Massenbewegungen der modernen Zeit hervor gestiegenen Gebilden doch nicht zum Ausdruck: Jene tiefe Ueberzeugung, die doch auch dieser politischen Function unserer Akademie zu Grunde gelegen hatte, daß wissenschaftliche Bildung die Bedingung aller politischen sei.

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe
von
Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Im Urwald von Tjibodas.

Am Schlusse des Jahres 1900 hatte ich meine biologischen Studien im Laboratorium von Buitenzorg beendigt. Zu Weihnachten, das in Indien nicht besonders gefeiert wird, packte ich meine hier gemachten Sammlungen ein. Da waren die zahlreichen kleinen Gläser, die vorzugsweise Gliederthiere (Insecten und deren Larven, Scorpione, Spinnen, Tausendfüße und Crustaceen) enthielten; die Glasröhren mit werthvollen Embryonen von Wirbelthieren (Fischen, Amphibien, Reptilien), die Blechkästen mit den größeren Wirbelthieren, Fischen, Riesenfröschen (doppelt so groß als unsere gewöhnlichen deutschen Frösche), meterlangen Rieseneidechsen (Monitoren), mächtigen Schnappschildkröten, javanischen Schuppenthieren u. s. w.; und als alle diese Hunderte von Objecten nebst den vielen zu ihrer Präparation nöthigen Instrumenten und Gläsern endlich in sechs großen Kisten untergebracht waren, genoß ich jenes wohlthuende Gefühl, welches jeder reisende Naturforscher am glücklichen Abschlusse einer solchen mühseligen Campagne empfindet. Ich genoß es doppelt, weil ich mir sagte, daß von den zahlreichen Seereisen, die ich im Laufe eines halben Jahrhunderts zum Zwecke biologischer Forschungen angestellt hatte, diese malayische nicht nur die weiteste, sondern auch die letzte bleiben wird.

Der Monat, den ich nun für meinen Aufenthalt auf Java noch übrig hatte, sollte einer Landreise durch den schönsten und interessantesten Theil dieser herrlichen „Smaragdinsel“, durch das Hochland der Preanger-Provinz, und besonders einer gründlichen Bekanntschaft mit dem Urwalde von Tjibodas gewidmet werden. Ich wollte nicht von dieser Perle der niederländischen Colonien in Ostindien scheiden, ohne wenigstens ihre berühmtesten Punkte gesehen zu haben. Bisher war ich aus dem schönen Buitenzorg und seiner nächsten Umgebung kaum heraus gekommen. Selbst die Hauptstadt Batavia hatte ich erst kennen gelernt, nachdem mir von der dortigen „Naturkundigen Vereinigung“

als ihrem Ehrenmitglied die Aufforderung geworden, daselbst einen populär-wissenschaftlichen Vortrag zu halten. Dies geschah am 17. December 1900; ich versuchte „die Geschichte und das Leben der Protisten", der niedersten einzelligen Lebewesen, einem größeren Zuhörerkreise zu erklären und die großartigen Fortschritte, die auf diesem Gebiete während des letzten halben Jahrhunderts gemacht worden sind, zusammen zu fassen. Um den Vortrag anschaulicher zu gestalten, hatte ich dabei eine größere Anzahl von Abbildungen ausgestellt, auch jene Tafeln aus meinen „Kunstformen der Natur", auf denen sowohl von Urpflanzen (Protophyten) als von Urthieren (Protozoen) die zierlichsten Gestalten zusammen gestellt sind.

Der Präsident der „Koninklijke Natuurkundige Vereeniging", Major Johann Müller — Chef des topographischen Bureaus von Niederländisch-Indien — gewährte mir zugleich die liebenswürdigste Gastfreundschaft in seinem Hause und machte mich in der kurzen Zeit von drei Tagen mit den interessantesten Theilen von Batavia bekannt. Unter der trefflichen Führung dieses wissenschaftlich hoch gebildeten Genie-Officiers besuchte ich das reiche Museum von Batavia, das eine Fülle der interessantesten ethnographischen Objecte enthält: Kleider und Waffen der verschiedensten Völker des malayischen Archipels, schöne Modelle ihrer Wohnungen und Schiffe, seltsame Fetische und andere Idole des Aberglaubens, grauenhafte Marterinstrumente, historische und archäologische Merkwürdigkeiten aller Art; auch eine werthvolle Bibliothek, die viele indische Raritäten enthält.

An einem anderen Vormittage geleitete mich Dr. Jensen, ein dänischer Botaniker, der jetzt in Buitenzorg angestellt ist, und dem ich für viele freundliche Dienste dankbar bin, in das ausgezeichnete Institut Pasteur. Hier werden nicht nur die in Insulinde besonders häufig von tollen Hunden gebissenen Personen nach Pasteur's Methode geimpft und geheilt: von hier wird auch in großem Maßstabe die Kuhpocken-Lymphe zur Impfung der Kinder nach allen Theilen des malayischen Archipels und darüber hinaus nach Neu-Guinea, dem Bismarck-Archipel, den Karolinen u. s. w. versandt. Bewunderungswürdig ist die Sorgfalt und Sauberkeit, mit welcher hier alle Einrichtungen für Vaccination getroffen und alle septischen Einflüsse, dem Tropenklima zum Trotze, ausgeschlossen sind. Geräumige Kühlkammern, deren doppelte hohle Wände täglich mit Eis gefüllt werden, erhalten zahlreiche, mit Lymphe gefüllte Flaschen auf niederer Temperatur. In sauberen Ställen sind die Kühe untergebracht, welche die Lymphe liefern. Andere Ställe enthalten die Kaninchen, Hunde und Affen, an denen die unentbehrlichen Versuche angestellt werden.

Der Fischmarkt von Batavia gab mir eine lehrreiche Uebersicht über den großen Reichthum des malayischen Meeres an eigenthümlichen Fischen; viele von ihnen sind durch absonderliche Gestalt ausgezeichnet, die meisten durch mannigfaltige Färbung; Bleeker hat in seinem großen Werke über die „Indischen Fische" davon sehr gut colorirte Abbildungen gegeben. Auch mir ward eine reiche Auswahl davon zu Theil: abenteuerlich gestaltete Hammerhaie und Flügelrochen, bunt gefleckte Aale und Lippfische, schön gestreifte Schuppenflosser

und Spritzmäuler, sowie andere Knochenfische, die unseren nordischen Gewässern fremd sind.

Ein besonders interessantes größeres Gliederthier des malayischen Meeres ist der seltsame Molukkenkrebs (Limulus moluccanus), von den Javanern „Mimi" genannt. Sein flacher, stattlicher Körper scheint, vom Rücken gesehen, nur aus drei einfachen Stücken zu bestehen: aus einem halbkreisrunden Kopfschild, das einen Fuß Durchmesser erreicht und hinten halbmondförmig ausgeschnitten ist; einem sechseckigen Hinterleib und einem spießförmigen, langen Schwanzstachel. Erst wenn man den ungefügen Körper umdreht, gewahrt man auf der Bauchseite die sechs gegliederten Beinpaare, deren Schenkelköpfe zugleich zum Kauen dienen, und dahinter sechs Paar Kiemenfüße, welche die Athmung vermitteln. Bei meinem zweimaligen Besuche des Fischmarktes von Batavia traf ich den Limulus, der dort nicht selten ist und von den Chinesen gegessen wird, leider nicht an. Um so mehr war ich erfreut, als mir schon wenige Tage später Herr Major Müller zwei große lebende Exemplare nach Buitenzorg hinauf schickte, ein Männchen und ein Weibchen. Die anatomische und mikroskopische Untersuchung derselben nahm den ganzen folgenden Sonntag (23. December) in Anspruch und machte den wichtigsten Theil meiner diesjährigen Weihnachtsfeier aus. Am Abend derselben hatte die Frau Generalgouverneur die Güte, mich durch Zusendung von drei Körbchen Erdbeeren zu erfreuen, die in ihrem Berggarten zu Tjipannas gezogen waren: hier eine seltene und sehr geschätzte Delicatesse, obschon sie einen säuerlichen Geschmack und nicht das köstliche Aroma unserer Thüringer Walderdbeeren besitzen.

Von der Anatomie des Limulus möchte ich noch erwähnen, daß sein farbloses Blut mehr als einen großen Tassenkopf erfüllte und bald zu einer festen Gallertmasse gerann, die nach einer Stunde hellblau, nach vier Stunden dunkelblau wurde. Da das „blaue Blut" als sicheres Kennzeichen hohen Adels geschätzt wird, könnte man in dieser chemischen Thatsache einen neuen Beweis für unsere phylogenetische Annahme finden, daß der „Molukkenkrebs" kein echtes Krebsthier (Caridonia) ist, sondern der einzige lebende Ueberrest einer älteren, nächstverwandten, sonst ausgestorbenen Crustaceenclasse, der Schildthiere (Aspidonia). Diese schön gewappneten „Ritter" unter den Krustenthieren bevölkerten in ungeheuren Massen, vor vielen Millionen Jahren, die paläozoischen Meere; ihre harten Panzerreste und Abdrücke sind uns in den cambrischen, silurischen und devonischen Schichten und auch in Steinkohlengebirge, in zahlreichen Gattungen und Arten, vortrefflich erhalten geblieben. Eine Anzahl derselben habe ich im fünften Hefte meiner „Kunstformen der Natur" mit dem Limulus zusammen gestellt.

Batavia selbst, die weitläufig gebaute Hauptstadt von Java und ganz Niederländisch-Indien, ist so oft und so ausführlich geschildert worden, daß ich nur mit wenigen Zeilen meine Eindrücke mittheilen will. Die Stadt besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen, aus der ursprünglichen, nüchternen Geschäftsstadt Alt-Batavia und aus den umfangreichen, später angebauten Vorstädten von Neu-Batavia. Alt-Batavia wurde von den holländischen Colonisten zuerst am sumpfigen, flachen Meeresufer nach dem Muster holländischer

Seestädte angelegt: lange, aus Stein gebaute Häuserreihen, die sich längs der Ufer von Kanälen oder Grachten weit hinziehen, berüchtigt wegen des ungesunden Klimas und besonders des gefährlichen Sumpffiebers, welches vielen tausend Europäern das Leben gekostet hat. Gegenwärtig werden diese feuchten, moderigen Steinhäuser von den Europäern nicht mehr als Wohn- und Schlafstätte benutzt, sondern nur als Contore, Geschäfts- und Lagerräume. Tagsüber entwickelt sich hier das regste Geschäftsleben, Abends wird es still, und in eignen Equipagen, Droschken oder Pferde- und elektrischer Bahn fahren die Kaufleute in ihre freundlichen und gesunden Wohnungen nach den Vorstädten von Neu-Batavia hinaus. Unter diesen ist die größte und vornehmste Weltevreden („Wohlzufrieden"). Die schönen und geräumigen Villen derselben liegen an schattigen Alleen, von großen, blumenreichen Gärten umgeben. Die Ausdehnung dieses Stadttheils ist sehr groß und seine Bauart so weitläufig, daß man ziemlich eine Stunde braucht, um den viereckigen, inmitten desselben gelegenen Exercirplatz (Koningsplein) zu umgehen.

Unweit dieses Platzes (in Kebra Sirih) lag auch die freundliche Wohnung meines verehrten Gastfreundes, Major Müller; etwas weiter entfernt, im Schatten eines mächtigen Waringinbaumes, diejenige des deutschen Generalconsuls, Herrn von Syburg. In diesem, einem geborenen Schlesier, lernte ich einen sehr liebenswürdigen und gefälligen Landsmann kennen, der mit seiner reichen Erfahrung und seiner gründlichen Kenntniß von Land und Leuten meine Reisepläne vielfach förderte. Ein humorvoller Abend, den ich im Kreise deutscher Landsleute in seinem gastfreien Hause verlebte, gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. In einem witzigen Toaste, mit dem ich beehrt wurde, spielten nicht nur die bösen „Welträthsel" eine heitere Rolle, sondern auch die Radiolarien und andere „Protisten", bis zu der untersten Stufe derselben, den „Moneren", deren einfacher Plasmaleib das Wunder des organischen Lebens zu schaffen begonnen hat.

Von öffentlichen Bauten, die sich architektonisch auszeichnen, und sonstigen besonderen Sehenswürdigkeiten Batavia's ist wenig zu sagen. Als Curiosum mag das alte Thor erwähnt werden, welches (in der Nähe des Fischmarktes) früher in die Citadelle führte. In zwei Nischen desselben stehen, zu beiden Seiten des Thorbogens, zwei Colossalfiguren, die sich durch höchst üppige Ernährung und große Glotzaugen in den schwarzen Gesichtern auszeichnen. Ich hielt sie erst für ein fürstliches Negerpaar, hörte aber dann, daß sie Mars und Athene, als Götter des Krieges und Friedens, darstellen sollen. In der Nähe dieses Thores liegt außen im Grase ein altes eisernes Kanonenrohr (Mariam), vor dessen Fußstück, eine eigenthümlich gestaltete Faust mit „Lingam"-Daumen darstellend, beständig Weihrauchwolken emporsteigen. Diese Opfer werden von malayischen Frauen (angeblich auch europäischen Damen) gebracht, welche mittelst derselben Kindersegen zu erzielen wünschen.

Der ausgedehnte Hafen von Batavia — sowohl der schlechte alte als der gute neue (Tandjon Priok) — bietet wenig Besonderes; ebenso wenig das flache Vorland, das sich weit nach Süden gegen das Gebirge hin erstreckt; von letzterem ist meist wenig oder nichts zu sehen. So bald man aber von Welte-

vreden nach Buitenzorg hinauffährt (mit dem Schnellzuge in fünf Viertelstunden), beginnen sich die beiden großen Vulcane zu zeigen, welche für die Landschaft von Buitenzorg den charakteristischen Hintergrund abgeben: westlich der stolze Salak mit seiner fünfzackigen Krone (2253 Meter hoch), östlich der höhere Gedeh mit seinem Doppelgipfel, dem Pangerango (2935 Meter) und dem eigentlichen Gedeh (2700 Meter). Ueber den tiefen Sattel zwischen Salak und Gedeh führt (von Norden nach Süden) die Eisenbahn in das herrliche Preanger-Land.

An dem nördlichen Abhang des Gedeh, auf halber Höhe, liegt (1425 Meter über dem Meere) der berühmte Gebirgsgarten von Tjibodas (d. h. „Weißenbach"). Er bildet ohne Zweifel die Krone alles dessen, wodurch die tropische Zauberwelt von Java den europäischen Naturforscher entzückt; denn er bietet ihm — in bequemster und angenehmster Form — die in ihrer Art einzige Gelegenheit, die Wunder des tropischen Urwaldes gründlich kennen zu lernen. Das vortrefflich eingerichtete „Urwald-Laboratorium", das oberhalb des Gartens gebaut ist, gestattet ihm, nicht nur an dem Rande des Urwalds oberflächlich seinen märchenhaften Formenreichthum zu schauen, sondern mit den raffinirten Hülfsmitteln der modernen Technik tief in seine erstaunlichen Geheimnisse einzudringen. Die zehn glücklichen Tage, welche ich hier mit meinem Freunde, Professor Treub, verleben durfte, werden immer zu den schönsten und reichsten Erinnerungen meines Lebens zählen.

Nachdem ich am zweiten Weihnachtsfeiertage mit meinem Freunde seinen neunundvierzigsten Geburtstag gefeiert hatte, bestieg ich mit ihm am 29. December in der Morgenfrühe den leichten dreispännigen Wagen, welcher uns über den Puntjakpaß in vier Stunden an den Fuß des Gedeh bringen sollte. Eine ganze Schar von Kulis war mit unserem umfangreichen Gepäck schon Tags zuvor hinauf geschickt. In einem zweiten Wagen folgte uns Dr. Palla aus Graz, ein österreichischer Botaniker, der seit zwei Monaten im Laboratorium von Buitenzorg arbeitete. Unser Weg führte uns anfangs durch das lange Chinesendorf, dann zwischen ausgedehnten Reisfelder-Terrassen auf der schönen, von General Daendels durch ganz Java gelegten Heerstraße gegen Süden nach dem Megamendung-Gebirge. Den prächtigen Urwald, der es bedeckt, konnten wir leider nur theilweise genießen, da in gewohnter Weise nur die ersten Morgenstunden heiter und sonnig waren, später aber schwere Regenwolken sich vom Gedeh herab wälzten. Die langen, zarten Nebelschleier, welche sie um die Kronen der riesigen Urwaldbäume wanden, und das Wogenspiel der unteren Nebelschichten, die sich in wechselnden geisterhaften Gestalten zwischen den Bäumen und Felsen durchdrängten, gewährten übrigens ein unvergleichliches Schauspiel.

Als die Straße im Gebirge zu steigen begann, wurden vor jeden unserer beiden leichten Wagen fünf Pferde gespannt. Dazu kamen noch je zwei Pferdejungen, welche die Aufgabe hatten, den Kutscher zu unterstützen, die Pferde anzufeuern, auch an besonders schwierigen Stellen die Räder mit fortschieben zu helfen. Auch unsere beiden Diener betheiligten sich an dieser Aufgabe, die inzwischen durch strömenden Regen erschwert wurde. So wurden wir beide

Insassen des Wagens auf die steile Paßhöhe des Puntjak hinauf befördert durch fünf dienstwillige Malayen und fünf kleine malayische Pferdchen, die mit jenen an Verständniß für die Situation und an ostensibler Aufopferung wetteiferten.

Auf der Paßhöhe (1500 Meter über dem Meere) rasteten wir eine Viertelstunde; man genießt von hier eine wundervolle Aussicht auf die weite grüne Preanger-Regentschaft im Osten und den nahen Gedeh im Süden; leider war ein großer Theil des Bildes heute durch Wolken bedeckt. Einen grünen Rahmen um dasselbe bildet die Fülle von zierlichen Baumfarnen, die den nahen Urwald säumen. Vor dem Luftcurorte Sindanglaja verließen wir unseren Wagen und hatten nun noch anderthalb Stunden zu Fuß nach Tjibodas hinauf zu steigen. Der ziemlich steile Pfad ist schattenlos und war durch den Regen tüchtig aufgeweicht. Der Boden zwischen den schwarzen Lavablöcken war theils mit bunten Blumen (Lantanen, Verbenen, Rosen) verziert, theils mit dem gemeinen, kosmopolischen Adlerfarn bedeckt (Pteris aquilina); diesen treuen Reisebegleiter habe ich in merkwürdiger Constanz auf allen meinen Reisen wieder gefunden: er wächst in derselben Form im Sande der märkischen und der Lüneburger Haiden wie in den Hochgebirgsschluchten von Tirol und Savoyen, auf dem Aetna wie auf dem Pik von Teneriffa, in Ceylon wie auf Java.

Bald nach ein Uhr überschritten wir den tiefen Einschnitt des „Weißenbaches“ und betraten damit das Terrain des Gebirgsgartens von Tjibodas, welches über 31 Hektaren umfaßt; es werden hier zahlreiche wichtige Pflanzen der kühleren Zone cultivirt, welche unten im warmen Buitenzorg nicht aushalten. Der Urwald, welcher daran anstößt, und welchen die Regierung ganz sich selbst überläßt, umfaßt nicht weniger als 283 Hektaren; er steigt hoch an dem Nordabhange des Gedeh empor, von 1425—1575 Meter, und wird durch die tiefen, felsigen Schluchten von zwei schäumenden Wildbächen eingeschlossen: Tjibodas und Tjikundul. Am unteren Rande desselben liegt auf einer freien Terrasse, mit prächtiger Aussicht, das freundliche Stationshaus, in dem wir gegen 1½ Uhr — kurz vor Ausbruch eines mächtigen Gewitters — anlangten und uns behaglich einrichteten.

Das Areal von Tjibodas wurde zuerst von dem hoch verdienten Gärtner Teijsmann 1852 zur Anlage einer China-Plantage erworben, vierzehn Jahre später aber in einen botanischen Gebirgsgarten verwandelt. Die unvergleichliche heutige Einrichtung aber, die Verbindung mit einem ausgedehnten und leicht zugänglichen Urwalde und vor Allem die Ausstattung eines wissenschaftlichen Institutes mit allen modernen Hülfsmitteln der Forschung verdanken wir wiederum Professor Treub. Er hat es mit seinem genialen praktischen Blick und seiner zähen zielbewußten Energie verstanden, hier 1889 ein tropisches Urwald-Institut zu schaffen, das auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hat und dem Naturforscher die schönste Gelegenheit gibt, die zahlreichen Probleme, welche der Urwald dem Botaniker und Zoologen, dem Geologen und dem Physiker darbietet, in der bequemsten und fruchtbarsten Weise zu studiren.

Das hübsche und sehr zweckmäßige Stationsgebäude enthält zu beiden Seiten des mittleren Corridors links vier bequeme Wohn- und Schlafzimmer für die hier arbeitenden Forscher, rechts ein schönes, helles Laboratorium mit vier Arbeitsplätzen und mit großen Schränken, angefüllt mit allen nöthigen Instrumenten für botanische und zoologische, anatomische und physiologische Untersuchungen. Am hinteren (südlichen) Ende des Corridors liegt ein freundlicher Speisesaal, am vorderen (nördlichen) Ende ein gemüthlicher Salon mit reichhaltiger, wissenschaftlicher und belletristischer Bibliothek. Die große, freie Veranda, auf welche man aus dem Salon tritt, ist ein reizender Platz zum Ausruhen von der Arbeit, mit der Aussicht auf den Berggarten, rechts und links das Dickicht des Urwaldes auf den Abhängen des Gedeh, in der Ferne die lichtgrünen Reisfelder und die blinkenden Wasserflächen der Preanger-Landschaft und darüber in blauem Dufte die malerischen Contouren des fernen Hochgebirges. Bei klarem Wetter erblickt man über den niedrigen Abfällen des letzteren im Norden einen feinen Silberstreifen, das Meer an der Küste von Batavia.

Als ich bei Tische meine Bewunderung über die ebenso gefällige wie zweckmäßige Einrichtung des Stationshauses aussprach und Freund Treub nach den Kosten des Baues fragte, antwortete er lächelnd: „Der Bau hat nichts gekostet; Sie finden in keiner unserer umfangreichen Gouvernementsacten eine Zeile darüber!“ — Wie löst sich dies Räthsel? Bis vor zwölf Jahren hatten die wenigen Botaniker, die den Gebirgsgarten und Urwald von Tjibodas besuchten, ihre Arbeiten in den bescheidenen Räumen des kleinen Gärtnerhauses ausgeführt, das etwas oberhalb des jetzigen Stationshauses liegt. Als Professor Treub sah, daß bei steigendem Besuche diese ganz ungenügend und nicht entfernt der Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit angemessen seien, die Regierung aber keine Mittel für einen Neubau disponibel hatte, benutzte er mit seinem diplomatischen Talente eine günstige sich darbietende Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes. Es wurde damals in Tjipannas (= Warmbrunn), eine Stunde unterhalb Tjibodas, im Parke des Generalgouverneurs ein neues Lustschloß für denselben gebaut. Das kostbarste Baumaterial, eine Anzahl von Stämmen des hochgeschätzten Rasamalah-Baumes, aus dem Urwalde von Tjibodas, versprach Treub dem befreundeten, den Bau leitenden Architekten gratis zu liefern und erhielt dagegen von ihm die Zusage, daß die Abfälle vom Schloßbau zur Errichtung eines einfachen Stationsgebäudes verwendet werden sollten. Das geschah, und der damalige Generalgouverneur, als später Treub selbst ihn in den also entstandenen Räumen umher führte, war ebenso überrascht wie erfreut über das, was aus seinen Bauresten geworden. Die Ausstattung des Innern besorgte Treub theils aus eigenen Mitteln, theils aus denjenigen des Buitenzorger Gartens.

Was ich bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten an Professor Treub besonders bewunderte und hochschätzte, das ist die volle ideale Hingabe an die Sache, deren Förderung er als seine Lebensaufgabe betrachtet. Die Stellung, welche er als Director der botanischen Institute in Buitenzorg und Tjibodas

seit zwanzig Jahren mit so großartigem Erfolge bekleidet, ist ebenso schwierig und verantwortungsvoll als fruchtbar und lohnend. Auf der einen Seite hat er beständig mit dem Generalgouverneur in Buitenzorg und dem Ministerium im Haag zu verhandeln, auf der anderen mit den zahlreichen Beamten, welche im Dienste der Institute stehen, mit den reichen Privatleuten, welche freiwillig zu deren Ausstattung beitragen, mit den Pflanzern und Gärtnern, welche dieselben reichlich benutzen und wichtige Vortheile für ihre Pflanzungen daraus ziehen. Dazu nun die finanzielle und administrative Direction eines so gewaltigen Institutes und endlich die eigene originelle wissenschaftliche Arbeit, wie sehr auch zu bedauern ist, daß er nur selten dafür die nöthige Zeit findet, da diese von dringenderen praktischen Aufgaben in Anspruch genommen wird.

Die wissenschaftlichen Arbeiten im Urwald-Institute am Tjibodas werden durch die Gunst der äußeren Verhältnisse in der vortheilhaftesten Weise gefördert. In erster Linie gilt das von dem Umstande; daß man unmittelbar aus den Hintergebäuden der Station in den unberührten Urwald tritt; jederzeit kann man sich aus demselben das reichste Material in wenigen Minuten holen und sofort im Laboratorium der mikroskopischen, physiologischen, chemischen Untersuchung unterwerfen. Während der echte Urwald, der „Virgin Forest", sonst fast überall nur sehr schwer zugänglich ist und man viele Leute braucht, um mit Axt und Hackmesser sich langsam Bahn durch denselben zu brechen, führen in den von Tjibodas gebahnte Pfade, die ihn nach allen Richtungen durchziehen und durch beständige Revision der Gartengehülfen frei und gangbar erhalten werden. Sowohl die großen Hauptwege als die vielen kleinen Seitenpfade (oft blind endend) sind nummerirt und mit den Ziffern der einzelnen Bezirke bezeichnet. Man kann also an der Hand des gedruckten Planes hier Stunden lang allein umher wandern, ohne sich zu verirren; immer wieder kommt man auf die Hauptpfade zurück, die abwärts zur Station führen.

Sehr zu statten kommt ferner der Arbeit in Tjibodas das herrliche, kühle Klima dieser Bergstation, die fast 1200 Meter höher als Buitenzorg liegt. Jetzt, Ende December, hatten wir ungefähr dieselben angenehmen Verhältnisse wie bei uns in Thüringen im schönen Juni. Früh Morgens, zwischen 6 und 7 Uhr, betrug die Temperatur im Schatten 15—16° C., Mittags zwischen 1 und 2 Uhr 20—21° C., Abends zwischen 9 und 10 Uhr 16—18°. Von entzückender Frische sind die frühen Morgenstunden, von 5—8, die ich zum Entwerfen von Aquarellskizzen benutzte: entweder von dem freien Kartoffelfelde hinter dem Kuhstall, wo man (oberhalb der Station) einen vollen Blick auf die nahen, großartigen Vulcankegel hat, tief zu Füßen die wilde Schlucht des Weißenbaches mit seinen Wasserfällen; oder von der Terrasse (unterhalb der Station), wo Treub einen reizenden kleinen See angelegt hat. Oberhalb seiner Ufer blickt man auf Schluchten mit der mannigfaltigsten Vegetation, besonders zierlichen Lianen und Farnbäumen, im Mittelgrunde unten schimmern die hellgrünen Reisfelder und die silberglänzenden Teiche des weiten Thalgrundes, über dem sich mehrere Reihen von langgestreckten Gebirgs-

zügen erheben, die hinterste, blaue Kette mit zackigem, schön geschnittenem Profile. Zwischen 7 und 8 Uhr begannen gewöhnlich schon die beiden mächtigen Vulcan-Zwillinge, Gedeh und Pangerango, Wolkenscharen um sich zu sammeln und ihr Haupt zu verhüllen. Ich kehrte dann zur Station zurück, um mit meinen beiden Genossen das Frühstück einzunehmen. Nach demselben begann sofort die Wanderung in den Urwald, dessen unerschöpfliche Reize wir drei bis vier Stunden lang genossen. Zwischen 12 und 2 Uhr brach gewöhnlich der schon lange drohende Gewitterregen los, der oft drei bis vier Stunden anhielt, bisweilen in Wolkenbrüchen, deren Stärke denjenigen von Buitenzorg nichts nachgab. Nach dem Mittagsessen blieben wir den Nachmittag im Laboratorium, um die eingesammelten Schätze zu untersuchen und zu conserviren, von den interessantesten Formen Zeichnungen und Aquarelle anzufertigen. Um 5 oder 6 Uhr hatte sich das Wetter wenigstens so weit geklärt, daß wir noch einen kleinen Abendspaziergang zusammen machen konnten. Wirklich schöne Abende hatten wir nur zwei; diese aber auch von seltener Herrlichkeit. Die Abendsonne übergoß nicht nur die schön geformten Haufenwolken und Cirrhen mit den wärmsten Farben, sondern übermalte auch die fernen Bergketten im Norden und Osten mit den zartesten rothen und violetten Tinten. Das ferne Traumbild schimmerte um so wirkungsvoller, als der breite Rahmen des Urwaldes zu beiden Seiten bereits tief schwarz geworden war.

Doch nun zur Betrachtung unseres Urwaldes selbst, zur Wanderung durch den tropischen Urwald des Gedeh-Gebirges! So weit eine allgemeine Schilderung desselben möglich ist, findet sie sich bereits bei Haberlandt im fünfzehnten Capitel seiner trefflichen, mehrfach erwähnten „Tropenreise". Desgleichen hat Jean Massart in seiner kleinen Schrift „Un Botaniste en Malaisie" seinen Charakter gut gezeichnet. Den eigenthümlichen, tiefen Eindruck, welchen der Urwald gerade in Tjibodas, vermöge der besonders günstigen Bedingungen seines Studiums, hervorruft, hat Richard Semon wiedergegeben im fünfzehnten Capitel seiner ausgezeichneten Reisebeschreibung: „Im australischen Busch und an den Küsten des Corallenmeeres" — einer der besten, gediegensten und anziehendsten Reiseschilderungen, welche ich kenne [1]). Auch von anderen Naturforschern, welche den Urwald von Tjibodas besuchten, sind dessen Wunder bald allgemeiner, bald specieller geschildert worden. Ich kann mich daher hier darauf beschränken, von der gewaltigen Wirkung zu sprechen, welche derselbe auch auf mich ausgeübt hat.

Denn freilich vermag die Feder immer nur ein ungenügendes Bild zu liefern, wenn die dürftige Beschreibung nicht zugleich durch Betrachtung zahlreicher Photographien, Zeichnungen und Aquarellskizzen anschaulich illustrirt wird. Indessen bleiben auch diese bildlichen Darstellungen, selbst wenn sie der Hand eines wirklichen Künstlers entstammen (und nicht, wie bei mir, bloß Dilettanten-

---

[1]) Wir haben das Werk seiner Zeit ausführlich besprochen; vergl. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. XCV, S. 139 ff.: „Forschungsreisen in Australien, Neu-Guinea und den Molukken". Die Redaction.

versuche sind) mehr oder weniger unvollkommen. Der tropische Urwald gehört ebenso wie die tropische Corallenbank zu jenen großartigen Wunderwerken der Natur, welche man selbst gesehen haben muß, um sie zu begreifen und zu verstehen. Die bunte, überreiche Zusammendrängung von Hunderten der merkwürdigsten Objecte in den engen Raum eines einzigen Bildes, das verwegene und verwirrende Durcheinanderwachsen von tausend schönen Einzelformen, die unglaublichen Licht- und Farbeneffecte der Tropensonne in diesem märchenhaften Gestaltenchaos — das muß selbst die Hand des genialsten Künstlers bei dem kühnen Versuche ihrer Wiedergabe erlahmen lassen.

Zunächst sollte man von der Photographie erwarten, daß sie im Stande sein müßte, den Charakter des tropischen Urwaldes vollkommen objectiv und exact wiederzugeben. Das ist indessen durchaus nicht der Fall, wie schon Jean Massart richtig hervorgehoben hat (a. a. S. 211). Sie reicht höchstens aus, um aus weiterer Entfernung die Umrisse, die allgemeine oberflächliche Zusammensetzung des Urwaldbildes getreu wiederzugeben. Ein solches Photogramm, wie es z. B. Semon auf S. 456 seiner australischen Reise gebracht hat, kann bei guter Retouche Vieles zeigen. Sobald man dagegen näher tritt, sobald man die schönen Einzelheiten des überreichen Bildes mittelst der Camera einigermaßen groß und deutlich zu fixiren versucht, versagt dieselbe. In dem bunten Wirrwarr der durch einander geflochtenen Pflanzenmassen sucht das Auge vergebens nach einem Ruhepunkte. Entweder ist die Beleuchtung gedämpft, und dann stören die Tausende von gekreuzten Stamm-, Ast- und Blattgestalten — noch dazu mit einem Chaos von Epiphyten belastet! — sich gegenseitig. Oder das Licht der hochstehenden Sonne scheint von oben grell durch die Lücken der hohen Baumkronen und erzeugt auf den spiegelnden Flächen der lederartigen Blätter Tausende von grellen Reflex- und Glanzlichtern, die keinen einheitlichen Gesammteindruck aufkommen lassen. Vollends im Innern des Urwaldes sind die Beleuchtungsverhältnisse ganz wunderbar und mittelst der Photographie schlechterdings nicht wiederzugeben.

Ich besitze zahlreiche Photogramme des Urwaldes, die, technisch betrachtet, als wohlgelungen zu bezeichnen sind, insbesondere auch sehr gute Bilder, welche der treffliche Photograph Lang (aus Eßlingen) in Buitenzorg und Tjibodas aufgenommen hat. Doch ist unter diesen und vielen anderen Photogrammen des Urwaldes, die ich gesehen, kein einziges, welches dem damit unbekannten Beschauer ein richtiges Bild geben könnte. Zudem fehlt immer der eigenthümliche Reiz der Farbe, insbesondere der hundertfachen, zarten und bunten Abstufungen, in denen die vorherrschende grüne Farbe auftritt und sich mit anderen Tönen verbindet.

Auch durch sorgfältige Zeichnung gelingt es immer nur theilweise, den Charakter des Urwaldes richtig wiederzugeben. Zu den besten derartigen Darstellungen gehören die „Vegetationsansichten“ von Kittlitz, die derselbe auf seiner Weltreise (in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts) naturgetreu entworfen und dann mit genialer Künstlerhand selbst in Erz radirt hat; schon Alexander von Humboldt rühmt ihre „unnachahmliche Naturtreue“. Dagegen sind die vielfachen Bilder des Urwaldes, die neuerdings in

modernen Reisebeschreibungen und illustrirten Zeitschriften publicirt werden, zum großen Theil wenig getreu und geben, zumeist der subjectiven Phantasie des Zeichners entsprungen, eine ganz falsche Vorstellung. Die Bleistiftskizzen, durch welche Haberlandt seine Beschreibung illustrirt hat, geben zwar die charakteristischen Umrisse von einzelnen Pflanzen und deren Theilen getreu wieder, sind aber im Ganzen doch zu dürftig: nur wer diese herrlichen Pflanzengestalten selbst gesehen hat, vermag mittelst der Phantasie aus jenen flüchtigen Skizzen die ursprüngliche Gestalt zu reconstruiren.

Als die zweckmäßigste Methode zum Festhalten eines charakteristischen Bildes erweist sich nach meiner Ansicht beim Urwald — ebenso wie bei den meisten anderen Landschaften —, das Aquarell; nur muß eine sorgfältige Zeichnung der wichtigsten Gestalten des Bildes und eine kritische Auswahl der vorzugsweisen typischen Formen vorausgehen. Doch sind auch hier die Schwierigkeiten nicht gering; besonders wenn — wie gewöhnlich — die disponible Zeit beschränkt und von der Gunst des rasch wechselnden Wetters abhängig ist. Ich habe selbst eine große Anzahl solcher farbiger Aquarellskizzen angefertigt, welche wenigstens mir persönlich vollkommen das subjective Bild lebendig erhalten, das ich beim unmittelbaren Schauen dieser zaubervollen Natur und bei der Vertiefung in dieselbe während des Malens in mich aufnahm.

Um ein größeres, völlig ausgeführtes Bild des Urwaldes in Farben zu erhalten, ist allerdings das Oelmalen dem Aquarell noch vorzuziehen, und ich habe sehr bedauert, daß ich auf dieser malayischen Reise meinen Apparat dazu nicht mitgenommen hatte, entmuthigt durch die geringen Erfolge, die ich damit vor neunzehn Jahren in Ceylon erzielte. Freilich gehört viel Zeit und Ruhe dazu, um ein gutes Oelbild fertig zu bringen, viel mehr, als dem Tropenreisenden gewöhnlich zu Gebote steht. Die Technik der Oelmalerei besitzt bekanntlich vor derjenigen des Aquarells den großen Vorzug, daß man nach Entwurf des Bildes jeden einzelnen Theil desselben sorgfältig ausmalen, dann aber beliebig abändern und übermalen kann. Helle Lichter müssen in Aquarell sorgfältig ausgespart werden; sie lassen sich meistens mit hellen Deckfarben aufsetzen oder mit dem Messer auskratzen. Dagegen kann man sie mit heller Oelfarbe leicht und wirkungsvoll über die dunkelsten Schattenpartien legen. Das ist bei den vielen hellen Glanzlichtern im dunkeln Urwald, für die Wiedergabe der hellen Aeste, Lianen u. s. w. besonders werthvoll. Ueberhaupt kann man das Oelbild, wenn schon längst abgeschlossen, immer wieder übermalen, neue Farben und Formen aufsetzen u. s. w. Ein guter Landschaftsmaler — besonders wenn er botanische Kenntnisse besitzt — wird im Stande sein, in einem größeren Oelbilde dem Beschauer die phantastische Zauberwelt des Urwaldes wirklich vor Augen zu stellen. Da das Interesse an dem letzteren wie an den Wundern der Tropennatur überhaupt in jüngster Zeit beständig gewachsen und durch die Ausdehnung unseres Colonialbesitzes und die Zunahme der großen Reisen nur noch gesteigert worden ist, so sollte man denken, daß die Herstellung solcher Tropenbilder, die volle Naturtreue mit künstlerischer Auffassung vereinigen, eine sehr lohnende und

dankbare Aufgabe für unsere jungen Landschaftsmaler sein müßte. Trotzdem begegnen wir noch heute, ebenso wie früher, auf unseren Kunstausstellungen nur sehr selten einer Tropenlandschaft. Ausgeführte Oelbilder des Urwaldes habe ich nur von Königsbrunn, Bellermann, Goering und einigen englischen Malern gesehen. Und doch wies schon Alexander von Humboldt darauf hin, wie wichtig „die Landschaftsmalerei als Anregungsmittel zum Naturstudium“ sei.

Die bedeutenden Schwierigkeiten, welche einer naturgetreuen bildlichen Darstellung des tropischen Urwaldes entgegen stehen, sind durch mehrere Charakterzüge desselben bedingt: durch die große Zahl der ihn zusammensetzenden Pflanzenarten, durch ihre sehr verschiedenen, vielfach riesenhaften Dimensionen, durch das Ueberwiegen holziger Stämme, die massenhafte Entwicklung von Parasiten und Epiphyten, durch die eigenthümlichen localen und klimatischen Bedingungen des Wachsthums u. s. w. Was dem Europäer beim ersten Eintritt in den tropischen Urwald am meisten auffällt, ist die außerordentlich große Zahl und Mannigfaltigkeit der Arten, die ihn zusammensetzen. Bei uns in Europa finden wir vorwiegend reine Waldbestände; unsere schönen Buchenwälder sind aus einer einzigen Buchenart gebildet, die Tannenwälder aus einer Tannenart u. s. w., und selbst in unseren gemischten Waldbeständen sind meistens wenige Arten ganz vorherrschend, hinter denen die zwanzig oder dreißig einzeln dazwischen stehenden anderen völlig zurücktreten. Hier in dem tropischen Urwald dagegen beträgt die Zahl der verschiedenen holzigen Baumarten oft über tausend, und diese sind so bunt durch einander gemischt, daß man oft nach wenigen Schritten ein Dutzend anderer sieht und lange suchen kann, bis man ein zweites Exemplar von ein und derselben Art findet.

Die Größe der einzelnen Baumarten, Höhe und Durchmesser ihrer Stämme und Aeste, Ausbreitung der Wurzeln, ist im Durchschnitt sehr beträchtlich und derjenigen unserer europäischen Waldbäume weit überlegen. Alte Prachtexemplare unserer Linden, Eichen, Buchen, Tannen, die wir ihrer „riesigen Größe“ wegen sehr bewundern, würden im Urwalde von Tjibodas nur einen mittleren Rang einnehmen; höhere und stärkere Stämme finden sich hier zu Tausenden vor. Ueber alle anderen empor ragt der berühmte Rasamalah-Baum, welchen Junghuhn mit Recht den „Fürsten der javanischen Wälder“ nennt (Liquidambar Altingiana). Sein glatter, silberfarbiger Stamm gleicht einer Marmorsäule und erreicht bis zu 3 Meter Durchmesser und 50 Meter Höhe; er steigt gerade und einfach 25—30 Meter empor, ehe er sich zu verästeln beginnt. Die eichenartige Krone ist reich verästelt, aber spärlich belaubt; sein schweres, hartes Holz wird als Bauholz sehr geschätzt. Lange, graue Bartflechten (Usnea) hängen von seinen Aesten in Masse herab; die mächtigen Bretterwurzeln, welche unten den Riesenstamm stützen, strahlen, wie bei vielen Feigenarten und anderen Urwaldbäumen, auf dem Boden nach allen Richtungen gewunden aus und lassen zwischen sich tiefe Nischen, in denen sich eine größere Zahl von Personen aufrecht stehend wie in einem Schilderhause verbergen kann. Zur Höhe von 30—40 Meter und einem Durchmesser von

2 Metern und darüber erheben sich aber auch viele andere Urwaldbäume aus sehr verschiedenen Familien. Die Kastanien und Eichen, die hier vorkommen, sind von den unsrigen grundverschieden; sie haben ebenfalls säulenartige, ganz gerade Stämme, einfache, nicht gelappte, immergrüne Blätter und kurze, dicke, fast kugelige Früchte. Die eigenthümlichen Nadelhölzer dazwischen (Podocarpus) sind ähnlich gestaltet und haben statt der Nadeln breite Schuppen oder einfache lederartige Blätter. Höher hinauf am Gedeh sind es namentlich die Lorbeergewächse (Laurineen), mit glänzenden, lederartigen Blättern, und Melastomaceen, mit höchst zierlichem und regelmäßigem Netzwerk der Blattnerven, welche in vielen schönen Arten die Zierde des Bergwaldes bilden. Dagegen sind die Palmen hier nur durch wenige kleine Arten vertreten, Areca und Pinanga, Stämmchen von wenigen Metern Höhe.

Wenn man im Urwalde von Tjibodas mehrere Stunden an dem Abhange des Gedeh aufwärts steigt, ändert sich der Vegetationscharakter wesentlich: die Bäume werden niedriger, knorriger und gehen allmählich in dichtes Buschwerk über, das die höchsten Abhänge bekleidet. Auch in der Zusammensetzung des Unterholzes zeigen sich beträchtliche Veränderungen. Unten zeichnet sich dasselbe besonders durch den Reichthum an wildem Pisang und verschiedenen anderen Gewürzlilien aus (Marantaceen); dahin gehören die Ingwerarten, die Canna unserer Gärten, die Bananen und die stattlichen Elettarien. Ihre einfachen, hellgrünen Blätter sind meist sehr ansehnlich, oft riesengroß, die Blüthenkolben prächtig gefärbt. Weiter oben erscheint dagegen die „Alpenrose von Java“, das Rhododendron retusum, mit feuerrothen Blumen: sie thront oft als Epiphyt hoch oben in den Kronen anderer Bäume. Sonst sind bunte und schön gezeichnete große Blumen im Urwalde meistens selten. Orchideen gibt es zwar auf den Bäumen viel; aber selten trifft man eine Blüthe derselben. Die häufigste Blume am Wegesrande ist eine hübsche rothe Balsamine (Impatiens latifolia); ihre Purpurfarbe wird um so heller, je höher sie am Berge emporsteigt.

Einer der auffallendsten und überraschendsten Charakterzüge des Urwalds von Tjibodas ist der unglaubliche Reichthum an Kryptogamen, sowohl was die Zahl der Arten als die Masse der Individuen betrifft. Das hängt mit dem ununterbrochenen Wasserüberfluß dieser „Regenwälder“ zusammen, der auch die so fabelhafte Entwicklung der Epiphyten und Parasiten bedingt. Auf jedem Schritt begegnen wir zahlreichen Arten von Farnen und Bärlapparten, Laub- und Lebermoosen, Pilzen und Flechten.

Die imposanteste Rolle unter diesen „blumenlosen Pflanzen“ spielt die Classe der Farne (Filicinae). Fast Alles, was diese Classe von Gefäß-Kryptogamen auf unserem Erdenballe Wunderbares hervorbringt, finden wir in den niederen und höheren Regionen des Tjibodas-Waldes vereinigt, und zwar in solcher massenhaften Fülle, daß die meisten anderen Pflanzen (abgesehen von den großen Bäumen) dagegen ganz zurück treten. Die zahlreichen Farnkräuter, die in unserem gemäßigten Klima den feuchten Wald schmücken, geben nur ein schwaches Bild von dem allgemeinen Charakter dieser herrlichen Kinder der Flora. Ueber alle Beschreibung schön sind die Baumfarne, die

hier in dem ewig feuchten Regenwald am Gedeh die günstigsten Bedingungen für ihre volle Entwicklung finden. Sie vereinigen in sich den schlanken Wuchs der Palme und die zierliche Fiederbildung der Doldenpflanzen (Umbelliferen). Der einfache, ungetheilte, wenigstens 5—15 Meter hohe, braune Stamm ist hübsch gezeichnet, indem die Ansätze der abgefallenen älteren Blätter rhombische Figuren bilden. Oben trägt er die breite und flach gewölbte, schirmförmige Krone, zusammengesetzt aus einer Zahl von zwanzig bis dreißig langgestielten mächtigen Fiederblättern. Während bei den Palmen die einzelnen Blattfiedern meistens einfache, starre, lederartig derbe Blätter von Eiform oder Lanzettform darstellen, sind dieselben dagegen bei den Farnbäumen selbst wieder mehrfach gefiedert und in unzählige kleine Blättchen symmetrisch getheilt. Dabei ist ihr Gewebe viel zarter und durchsichtiger, so daß das von oben einfallende Sonnenlicht mehr oder weniger hindurch scheint. Steht man unter einem solchen Schirme, so meint man über sich einen zarten, hellgrünen Schleier zu haben, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit“. Bewegt aber ein Windhauch leise die anmuthig herabgebogenen Blätter dieser glockenförmigen Krone, so glaubt man, daß die schöne, darin wohnende Dryade uns Kühlung und Erquickung zufächelt. Am schönsten erscheinen die Farnbäume im Silberlichte des Vollmondes. Unterhalb der anmuthigen Krone hängen die abgestorbenen braunen Baumblätter und Blattstiele gleich langen Haaren herab, was den poetischen und malerischen Eindruck noch erhöht.

Viel derber als diese wundervollen Fiederblätter der Alsophilen sind die colossalen Blätter des stammlosen Farnkrauts, Angiopteris Teysmanniana; sie erreichen über 4 Meter Länge; ihre steifen Blattstiele werden 10 Centimeter dick. Auch viele andere Farnkräuter — bald unseren europäischen Arten ähnlich, bald sehr verschieden gestaltet — imponiren uns durch gewaltige Dimensionen. Daneben fehlt es aber auch nicht an solchen, die viel zarter und kleiner sind. Das winzige Monogramma gleicht einem Grasbüschelchen. Betrachtet man aber die Rückseite der feinen, fadenförmigen Blättchen, so sieht man die Reihe der braunen Sporangien, welche die Farnnatur verräth. Steigen wir weiter am Gedeh aufwärts, so nimmt immer mehr die Zahl und Mannigfaltigkeit der Schleierfarne zu (Hymenophylleen). Sie können leicht mit gewissen Moosen verwechselt werden; die kleinsten unter ihnen sind kleiner und schwächer als die riesengroßen Laubmoose, die sich über sie erheben. So liefern die Farne mehrfache Beweise für den Satz, daß die reiche Gestaltungskraft des Tropenwaldes in einer und derselben Classe nicht allein die größten und gewaltigsten, sondern auch die kleinsten und zartesten Gestalten hervorzubringen vermag. Wir finden diesen Satz hier auch für die Moose und Flechten, die Orchideen und Liliaceen, die Palmen und Feigen und viele andere Pflanzengruppen bestätigt.

Ein großes stammloses Farnkraut von eigenthümlicher Trichterform nimmt an der Physiognomie des Urwaldes von Tjibodas einen bestimmenden Antheil: das ist der seltsame Vogelnestfarn (Asplenium nidus avis). Die regelmäßig kreisrunde Krone desselben wird durch sehr zahlreiche, einfache, zungenförmige Blätter gebildet, welche über 2 Meter Länge erreichen und, in

zierlichem Bogen aufsteigend, außen nach abwärts gekrümmt sind. In dem Trichter, welchen die dicht gedrängten Riesenblätter bilden, sammelt sich das Regenwasser und das abfallende Laubwerk der Bäume. Durch Zersetzung desselben wird reichliche Humuserde gebildet, und in dieser hausen nicht nur Insecten, Spinnen und Tausendfüße, sondern auch colossale, hellviolette Regenwürmer von 30 Centimeter Länge und 1 1/2 Centimeter Dicke. Die Nährwurzeln des Farnkrautes selbst wachsen in dies von ihm gebildete Humusbeet hinein. Die braunen, abgestorbenen Blätter hängen unter der hellgrünen Krone frei herab; auch wenn sie vermodern, bleibt noch ihr starker, glänzend schwarzer Mittelnerv übrig und betheiligt sich an der Decoration dieses seltsamen Pflanzengebildes. In Tausenden von großen und kleinen Exemplaren ziert dasselbe die Stämme und Aeste der Urwaldbäume von oben bis unten. Besonders schön nimmt das Vogelnest sich aus, wenn es frei in der Mitte eines Lianenbogens sitzt, der sich von einem Stamm zum anderen schlingt. Bisweilen erscheint es auch oben auf dem Stumpfe eines abgebrochenen Stammes und gedeiht dann besonders üppig. Man glaubt beim ersten Anblick einen eigenthümlichen Farnbaum mit starkem Stamm und einer Krone von eigenthümlich einfachen Bogenblättern vor sich zu haben.

Nächst den echten Laubfarnen (Filicinae), müssen wir auch der zierlichen Schuppenfarne (Lycopodinae oder Selagineae) gedenken. Sie bedecken in unserem Urwalde ebenfalls einen großen Theil des Bodens und der Pflanzen, die sich aus ihm erheben, sowohl die Stämme als die Blätter. Außer den zierlichen Selaginellen, die ausgedehnte Rasen bilden, begegnen wir auch vielen Arten von echten Bärlapparten (Lycopodium); manche Species sind unseren einheimischen sehr ähnlich, andere, zum Theil sehr große, unterscheiden sich durch bogenförmige Gestalt des aufsteigenden Stengels.

Unübersehbar groß ist die Masse der Moose, denen wir in Tjibodas auf Schritt und Tritt begegnen. Die Stämme und Aeste der meisten Bäume, besonders in den höheren Regionen, sind damit bedeckt. Aber auch auf den Blättern der verschiedensten Gewächse haben sie sich ebenso wie Flechten angesiedelt. Der Formenreichthum dieser Muscinen, der Laubmoose (Phyllobrya) wie der Lagermoose (Thallobrya), ist außerordentlich groß. Auch hier wieder treffen wir die auffallendsten Differenzen in Größe und Massenentwicklung an; einerseits äußerst feine, leicht übersehbare Zwergformen, andererseits Riesenformen, welche die uns gewohnten Dimensionen weit übertreffen. Rhodobryum giganteum ahmt die elegante Form der Baumfarne nach und trägt auf seinen 3—5 Centimeter hohen Stämmchen eine zierliche Rosette von lanzettförmigen, zurück gebogenen Blättern von 1 1/2 Centimeter Länge. Einige große Hypnum-Arten gleichen den Farnkräutern, die in ihrem Schatten wachsen, aber beträchtlich zarter sind. Erstaunlich lang werden die Moosbärte, die oben von den Aesten der Bäume herab hängen (Aerobryum u. a.).

Die Mehrzahl dieser Moose und Farne sind Epiphyten; d. h. sie siedeln sich nicht auf der Erde an, sondern auf anderen Gewächsen. Die meisten ziehen die Rinden der Bäume vor, andere ihre Wurzeln, andere die Oberfläche der Blätter (Epiphyllen). Unzählbar sind aber auch die phanerogamen

Blüthenpflanzen, die sich an diese epiphytische Lebensweise gewöhnt haben; viele Arten nehmen sie nur gelegentlich an, die meisten aber beständig. Sehr oft begegnen wir complicirten Gesellschaften von Epiphyten. Niedere Algen wohnen auf Moosen und Farnen, diese auf kleinen Blüthenpflanzen, die ihrerseits sich auf größeren ansiedeln. Man beschreibt oft diese Ansiedler als „Schmarotzer“; allein echte „Parasiten“ sind nur diejenigen, welche von ihren Wohnpflanzen nicht nur Wohnung, sondern auch Nahrung beziehen.

Den Reichthum des Urwaldes an Epiphyten sieht man am besten, wenn ein alter Baum zusammen gebrochen oder vom Sturme umgerissen ist. Um die Hunderte von verschiedenen Pflanzenarten, die sich in vielen tausend Exemplaren auf demselben angesiedelt haben, von einander zu sondern und zu ordnen, würde man mehrere Tage, um sie zu studiren und zu bestimmen, mehrere Wochen brauchen. Das gilt zunächst nur von den größeren, mit bloßem Auge leicht zu unterscheidenden Formen. Wenn man aber erst mit Lupe und Mikroskop auch alle die kleinen und kleinsten Formen bestimmen wollte, die einzelligen Urpflänzchen (Protophyten), die winzigen Algen, Pilze, Flechten und Moose, die in den unzähligen Lücken der Rinde und des Holzes zwischen den Blättern und Wurzelfasern versteckt sind, so würde eine noch viel längere Zeit dazu erforderlich sein. Ein einziger solcher Urwaldbaum beherbergt eine ganze Flora; und dieser Flora entspricht eine ebenso reiche epiphytische Fauna, zusammengesetzt aus mehreren hundert Arten von Insecten, Spinnen, Tausendfüßen, Schnecken, Würmern u. s. w.

Die mächtige Entwicklung der Epiphyten im tropischen Urwalde, mit der die schwache Ausbildung derselben in unseren europäischen Wäldern gar nicht zu vergleichen ist, hängt zusammen mit ihren ganz verschiedenen Durchleuchtungsverhältnissen und mit dem dadurch bedingten Streben nach möglichster Ausnutzung des Raumes. In unseren schönsten deutschen Buchenwäldern ist der Boden oft ausschließlich mit dem abgefallenen rothen Laube bedeckt. Die wenigen kleinen Pflänzchen, die sich daraus erheben, suchen vergeblich einen der schwachen Lichtstrahlen zu erhaschen, welche oben durch das dicht geschlossene grüne Blätterdach brechen. Der weite Schattenraum zwischen den aufstrebenden hellen Säulenstämmen bleibt leer. In dem mystischen Halbdunkel dieser „heiligen Hallen“ empfinden wir die ganze Herrlichkeit unseres deutschen Hochwaldes. Und dasselbe gilt von den dichten Beständen unserer schönsten Tannenwälder, wo noch tieferes Dunkel herrscht und der ganze Waldboden mit hoch aufgeschichteten Tannennadeln gepolstert ist; hier finden wir kein Unterholz, nur hier und da ein bescheidenes kleines Pflänzchen, das sich mit diesem einsamen Schattenstand begnügt.

Ganz anders im tropischen Urwald, wo das „Unterholz“ ein hohes, undurchdringliches Dickicht bildet und mehr als tausend verschiedene Pflanzenarten über und durch einander wachsen, jeden Kubikmeter Raum ausnutzend. Unten am Boden wie über demselben, zwischen den Sträuchern und Stämmen und hoch oben in den Kronen der Bäume finden wir die denkbar größte Raumausnutzung. Der ausgezeichnete Monograph der javanischen Natur, der deutsche Arzt Junghuhn, hat diese Erscheinung in dem Satze ausgedrückt, daß

der Urwald einen „Abscheu vor dem leeren Raum“ habe, einen horror vacui. Als die Ursachen derselben erkennen wir einestheils die dürftigere Belaubung der Baumkronen und anderentheils die stärkere Durchleuchtung des ganzen Waldes. Die Strahlen der senkrecht durchfallenden Tropensonne bedingen nicht allein an sich eine viel größere Lichtfülle, sondern sie dringen, wegen der spärlicheren Blattentwicklung in den Baumkronen, leichter nach unten in die Tiefe und liefern Licht genug, um auch unten am Boden die üppigste Vegetation zu ermöglichen. Wir finden daher auch in den meisten tropischen Urwäldern nicht jenes „tiefe Dunkel“, welches in poetischen Schilderungen derselben eine Rolle spielt, sondern vielmehr ein eigenthümliches gebrochenes „Helldunkel“, zusammengesetzt aus Tausenden von kleinen Lichtstrahlen, die zwischen den Bäumen, Aesten und Blättern hindurch ihren Weg bis zum Boden finden.

In auffallendem Gegensatze zu der schwächeren Laubentwicklung steht die viel stärkere Holzbildung des Urwaldes. Zahlreiche Pflanzengattungen, die in unserer gemäßigten Zone nur durch kräuterartige Pflanzen vertreten sind, erscheinen hier als Sträucher oder Bäume mit holzigem Stamme. Am auffallendsten ist dies bei den Lianen, die auf die besondere Physiognomie des Urwaldes einen so bestimmenden Einfluß üben. Wir fassen hier unter dem Begriffe „Lianen“ alle kletternden und klimmenden, rankenden und schlingenden, würgenden und windenden Pflanzen zusammen. In unserem Mitteleuropa ist deren Zahl und Massenentwicklung überhaupt sehr beschränkt, und nur wenige Gattungen haben verholzte Stengel, wie der Epheu, die Waldrebe, das Gaisblatt. In den Tropen dagegen treffen wir mehr als zweitausend verschiedene Lianenarten an, und die große Mehrzahl derselben hat verholzte, oft sehr starke Stämme.

Die „Lianenbäume“ spielen in den landschaftlichen Physiognomien des tropischen Urwaldes namentlich deshalb eine so hervorragende Rolle, weil ihre holzigen Stämme meistens nackt und unbeblättert zu beträchtlicher Höhe an anderen Baumstämmen emporsteigen und erst hoch oben ihre Blätter und Blüthen entfalten — meistens in so schwindelnder Höhe, daß der unten stehende Beobachter in dem grünen Blätterdach die durchflochtenen Zweige, Blätter und Blüthen des Lianenbaumes und des Stützbaumes, an den er sich anlehnt, gar nicht unterscheiden kann. Der Durchmesser dieser nackten, aber oft mit Moosen, Farnen und anderen Epiphyten dicht bedeckten Lianenbäume steigt von wenigen Millimetern bis zu 20—30 Centimetern und darüber, während ihre Länge mehr als 100 Meter erreichen kann. Ein typisches Riesenexemplar einer solchen colossalen Baumliane steht unten in Buitenzorg gleich rechts hinter dem Haupteingang des botanischen Gartens, die berühmte Eutoda scandens, eine Leguminose. Aber auch oben im Urwalde von Tjibodas begegnen wir überall, zwischen Tausenden von dünneren Lianentauen, stärkeren Stämmen, die 10—15 Centimeter oder mehr dick sind, sich dennoch in kühnen Bogen von einem Stützbaum zum anderen schwingen und deren Aeste spiralig umwickeln, als ob sie dünne Reben wären. Zwischen den aufstrebenden Stämmen der Baumlianen erblicken wir allenthalben andere, die von den

Zweigen der Stützbäume wie Luftwurzeln herabhängen. Viele Lianenstämme gleichen Schiffstauen, indem sie, schnurgerade ausgespannt, in schräger Richtung zu dem senkrechten Säulenm ast des Stützbaumes empor streben. Andere schwingen sich in anmuthigen Bogen von einem Mast zum anderen. Sind diese Guirlanden dann mit Vogelnestfarnen und anderen Epiphyten oder gar mit blühenden Orchideen geschmückt, so ergeben sich reizende Decorationen für den Vordergrund eines Urwaldbildes. Einmal sah ich eine ganze Affenherde, gleich einer wohl dressirten Akrobaten-Gesellschaft, in langem Gänsemarsch über einen solchen hoch gespannten Lianenbogen voltigiren, — ein höchst amüsantes Bild. Stürzen nun später die tragenden Stützbäume zusammen oder brechen ihre Aeste ab, so können sie, zugleich mit den Lianenkabeln, die ganze Gesellschaft von Epiphyten auf den Boden hinabnehmen; und das gibt wieder Veranlassung zu neuen Combinationen von Formen in dem wirren, phantastischen Gestaltenchaos des Urwaldes. Unten am Waldboden liegen dann oft die Lianenstricke, in vielen Schleifen und Windungen locker zusammengerollt, über und durch einander, gleich den Windungen eines aufgezogenen Ankertaues.

Die auffallende Aehnlichkeit, welche die ausgespannten und gewundenen Baumlianen mit Schiffstauen und Kabeln besitzen, wird dadurch noch erhöht, daß sie, gleich diesen, aus vielen einzelnen, um die Achse gedrehten Strängen zusammengesetzt erscheinen. Thatsächlich ist auch die innere Structur oft dieselbe. Wie bei einem dicken Ankertau sind viele Faserbündel derart um die Achse spiralig gewunden, daß gleichzeitig ein hoher Grad von Festigkeit und von Biegsamkeit erreicht wird. Diese Elasticität und Dehnbarkeit ist deshalb sehr wichtig, weil die Festigkeit der Lianen bei den Bewegungen der Stützbäume (besonders beim Sturme) stark in Anspruch genommen wird. Viele Lianen enthalten auch weite, mit Wasser gefüllte Röhren, so namentlich die großen Stämme des kletternden „wilden Weines“ (Vitis, Cissus). Dieses Lianenwasser ist gewöhnlich ganz rein, bakterienfrei und trinkbar. Es liefert mitten im Urwalde, wo man kein genießbares Wasser findet, ein vortreffliches, erquickendes Getränk, wie ich mich selbst öfters überzeugte. Wenn man einen solchen starken Lianenstamm einfach mit dem javanischen Hackmesser durchschneidet, so fließt in der Regel wenig Saft aus den Schnittenden. Wenn man aber 1—2 Meter oberhalb nochmals durchschneidet und dann das ausgeschnittene Stammstück senkrecht hält, so fließt eine überraschende Menge Wasser aus seinen Holzröhren. Aus einem Stück von ungefähr 2 Meter Länge und 6—8 Centimeter Dicke erhielt ich etwa ein Liter erfrischenden, reinen Trinkwassers.

Das Wasser in den zahlreichen kleinen Bächen, die den Urwald von Tjibodas durchrauschen, ist meistens stark verunreinigt durch die Erde und die Pflanzentheilchen, welche beständig von den abfallenden Aesten und Blättern in dasselbe hinein gelangen. Größere Ansammlungen von stehendem Wasser sind bei der starken Neigung der abfallenden Gedeh-Abhänge selten. Trotzdem ist der Urwald, da fast täglich Nachmittags (und oft auch in der Nacht) mächtige Regengüsse niederstürzen, überaus wasserreich. Sobald Abends die

Lufttemperatur sinkt und der Wasserdunst sich verdichtet, dampft der ganze Waldboden; seine dicke Humusdecke, auf welcher die abfallenden Blättermassen und die wuchernden Moospolster sich schichtenweise durch einander ablagern, saugt die Wassermassen wie ein Schwamm auf. Früh Morgens tropft der ganze Urwald von blinkendem Thau, und wenn man durch das dichte Unterholz geht, ist man in wenigen Secunden völlig durchnäßt. Dagegen erscheinen die Oberflächen der meistens lederartigen Blätter Tags über trocken; das auffallende Regenwasser fließt über ihre schief geneigte, glatte Fläche leicht ab. Bei sehr vielen Laubblättern hat sich zur Beförderung des Abflusses eine besondere Einrichtung entwickelt, die wir auch bei Pappeln und einigen anderen bei uns einheimischen Pflanzen finden: die Blattspitze läuft in eine fadenförmige Verlängerung aus. Mein lieber College und Freund Ernst Stahl, Professor der Botanik in Jena, der vor zehn Jahren diese und andere bionomische Einrichtungen im Urwalde von Tjibodas zuerst eingehend studirte, hat jene verlängerten Blattspitzen, von denen das Regenwasser rasch abträufelt, die „Träufelspitzen" genannt und auf ihre große physiologische Bedeutung für den Stoffwechsel der Pflanze hingewiesen. Durch die rasche Abtrocknung der Blätter wird deren baldige Transpiration ermöglicht, die Abgabe von Wasserdampf und die Aufnahme von Bodenwasser, welches die Nährsalze des Bodens den Blättern zuführt. Besonders stark ist die Ausbildung der Träufelspitze an den großen Blättern vieler Aroideen, Orchideen, Scitamineen und anderer Monokotylen, aber auch bei vielen Dikotylen, z. B. den Begonien, vielen Arten von Cissus und Ficus (namentlich dem indischen Buddhabaum, Ficus religiosa).

Unter den weiteren Ausflügen, die ich von Tjibodas aus in den Urwald unternahm, steht mir in angenehmster Erinnerung der Besuch von Tjiburrum (= Rothenbach). Am 4. Januar 1901 brach ich mit Dr. Palla früh Morgens in Begleitung von mehreren Kulis auf; wir gelangten nach zwei Stunden, in denen viel botanisirt wurde, nach dem westlich höher gelegenen Tjiburrum. Das ist ein einfacher Thalkessel am Fuße des Pangerango-Vulcans, westlich und nördlich von 130 Meter hohen Felswänden eingeschlossen, die beinahe senkrecht sich erheben. Ueber diese stürzen drei prächtige Wasserfälle herab, die sich unten größtentheils in Staub auflösen. Die größte von diesen drei Cascaden (südlich) erinnert an den „Staubbach" im Lauterbrunner Thal. Der schönste Wasserfall ist der mittlere, eingerahmt von dichten Vegetationsmassen; sein Wasser sammelt sich unten in einem Becken, das von großen Felsblöcken umgeben ist. Der kleinste Fall (nördlich) ist fast völlig durch Bäume und Buschwerk verdeckt. Der ganze Thalgrund, in welchem sich die Abflüsse der drei Cascaden sammeln, und aus welchem der „Rothenbach", wild über rothbraune Felsblöcke tosend, abfließt, ist mit herrlichen Farnbäumen und wilden Bananen bewachsen. Mächtige, braune und schwarzgrüne Moospolster bedecken die Felsen und die modernden Stämme. Der graziöse Vogelnestfarn decorirt mit seinen glänzenden, oben beschriebenen Kronen alle Baumstämme; viele Exemplare wachsen auch unten am Bache. Eine Masse anderer Farne und Moose füllen die Lücken aus und gedeihen unter dem beständigen Sprühregen der Wasserfälle in reichster Ueppigkeit. An der erhabensten und (relativ) trockensten Stelle

des nassen Thalbodens sind ein Tisch und eine Bank errichtet, welche mir gestatteten, ein paar Stunden trocken zu sitzen und zwei Aquarellskizzen von den Wasserfällen aufzunehmen, während mein Gefährte in der Umgebung botanisirte. Der Reiz dieser märchenhaft schönen und großartigen Urwaldscenerie wird dadurch erhöht, daß über den Wasserfällen und zu beiden Seiten derselben die dunkelgrünen Waldhänge des Pangerango hoch emporsteigen, während die tiefe Einsamkeit des Ortes durch das ewige Plätschern der Bäche und das Rauschen der Wasserfälle in poetischer Weise belebt ist. Dann und wann hörte ich auch den Schrei eines einsamen Vogels und ein Mal den Ruf des Oa, des grauen javanischen Menschenaffen (Hylobates leuciscus).

Gegen Mittag trennte ich mich schweren Herzens von dem Tjiburrum. Allein die dunklen Gewitterwolken, die der Vulcankegel des Pangerango schon lange um sich gesammelt hatte, sanken immer tiefer und drängten zu schleunigem Aufbruch. Auf dem Rückwege sammelte ich noch Prachtexemplare der rothen Kannenpflanze, die hier am Ufer des Rothenbaches üppig wuchert (Nepenthes melamphora). Jedes einzelne Blatt derselben läuft in eine Spitze aus, an der ein sehr zierliches, kleines Bierseidel hängt, eine cylindrische Kanne von 12 Centimeter Länge und 3 Centimeter Durchmesser. Die nach oben gerichtete Oeffnung der Kanne ist von einem Deckel geschlossen, der erst bei voller Entwicklung des Blattes aufspringt. Ameisen und andere Insecten, welche unvorsichtig in die Kanne eindringen und ihren innen ausgeschiedenen Saft genießen wollen, können zwar leicht an der glatten, wie mit Wachs gebohnten Innenfläche hinein, aber nicht wieder heraus gelangen; sie fallen in den Grund der Kanne und werden hier von der ausgeschiedenen schleimigen Flüssigkeit verdaut. Nepenthes gehört zu jener merkwürdigen Gruppe von „insectenfressenden Pflanzen“, über deren wunderbare Anpassungen uns erst der große Charles Darwin belehrt hat; sie sind in unserem deutschen Vaterlande nur durch kleinere und zartere Pflanzen verschiedener Familien vertreten, den Sonnenthau (Drosera), das Fettkraut (Pinguicola) und den Wasserschlauch (Utricularia). Unter den zahlreichen kleineren und größeren Arten von Nepenthes, welche die indische Flora charakterisiren, gibt es einzelne, deren Kannen über fußlang werden. Die rothe Kannenpflanze des Tjiburrum (Nepenthes melamphora) zeichnet sich durch ihre prächtige Färbung aus: dunkel purpurrothe und braune Flecken auf einem hellen Grunde, dessen gelber Grundton durch die zartesten Abstufungen in Hellgrün und Hellroth übergeht. Die abgestorbenen Kannen werden purpurbraun und dann schwarz. Ich habe davon ein sorgfältig ausgeführtes, möglichst naturgetreues Bild gemalt, das ich in einem der nächsten Hefte meiner „Kunstformen der Natur“ veröffentlichen werde.

Während ich die Nepenthes und einige schöne Farnkräuter am Ufer des Rothenbaches sammelte, hörte ich hoch oben über mir abermals den wohlbekannten Schrei des Oa. Als ich hinauf blickte, sah ich hoch oben im Wipfel eines Rasamalah-Baumes zwei erwachsene Exemplare dieses Gibbon, die sich mit größter Gewandtheit von Ast zu Ast schwangen und rasch im Dickicht des Urwaldes verschwanden. Da diese Thiere äußerst scheu und vor-

sichtig sind, bekommt man sie selten zu Gesicht, während man ihren Schrei häufig hört. In Buitenzorg hielt ich einen jungen Oa seit zwei Monaten lebend und werde später darüber berichten.

Größere Säugethiere sieht man überhaupt in den Urwäldern von Java — so weit sie zugänglich sind — nur selten. Königstiger und Rhinoceros, die beide früher auch hier am Gedeh und Salak häufig waren, sind längst verschwunden und haben sich in unzugängliche Districte zurückgezogen. Der Bergsattel oberhalb Tjiburrum, zwischen Gedeh und Pangerango, von dem aus man die Besteigung dieser beiden Vulcanspitzen unternimmt, heißt noch heute „Kadang badak“, das Rhinoceros-Lager. Ich hätte diese Besteigung gern ausgeführt; sie erschien aber jetzt, auf der Höhe der Regenzeit, zwecklos, da man oben auf jenem Sattel übernachten muß; jeden Nachmittag stellte sich strömender Gewitterregen ein, und nicht einmal die Spitzen beider Vulcane waren jeden Tag auf kurze Zeit wolkenfrei.

Von anderen Säugethieren des javanischen Urwaldes habe ich nur noch zwei Arten von Affen zu Gesicht bekommen, den gemeinen, überall häufigen, gelbgrauen Macaco (Macacus cynomolgus) und den schwarzen Lutung (Semnopithecus maurus); ferner ein paar Arten von Eichhörnchen und von Fledermäusen. Die Wildschweine, die in diesen Wäldern häufig sind, habe ich zwar öfter gehört, aber nie gesehen, ebenso wenig Hirsche und Moschushirsche (Tragulus javanicus). Die großen Flederfüchse (Kalongs) oder fliegenden Hunde (Pteropus), die zu anderen Jahreszeiten in Scharen erscheinen, fehlten jetzt. Von Nagethieren wurde mir ein paarmal das javanische Stachelschwein gebracht, weniger schön und stattlich als unsere südeuropäische Art. Den Panther habe ich nicht gesehen und ebenso wenig den Zwergpanther (Felis minuta), der nicht größer als eine Wildkatze ist und oben in den Bäumen, sehr geschickt kletternd, Eichhörnchen und Vögel jagt. Dagegen erblickte ich in den Baumgipfeln mehrmals den gemeinen, kletternden Palmenmarder (Paradoxurus musanga).

Von Vögeln habe ich in diesen Urwäldern öfter schöne, bunte Waldtauben bemerkt, deren Gurren man am Vormittag täglich vernimmt, einmal auch ein paar schöne, grüne Papageien. Bisweilen tönt aus der Ferne der Glockenton des javanischen Kuckucks. Am Tjiburrum erspähte ich hoch oben ein Adlerpaar kreisen. Früh Morgens hört man schon gleich nach Sonnenaufgang die Stimmen verschiedener Singvögel, ohne sie zu sehen. Sonst ist es im Ganzen in diesen Bergwäldern sehr still. Von Eidechsen empfing ich mehrmals einen braungelben Leguan (Calotes), dessen chamäleongleicher Farbenwechsel nicht weniger lebhaft war als derjenige der verwandten grünen Art in Buitenzorg. Schlangen waren selten. Von Amphibien fing ich öfter einen großen, braunen Frosch, ausgezeichnet durch zwei spitze dreieckige Hautlappen, die sich über den Augen wie Hörner erheben. Fische konnte ich in den rasch fließenden Gebirgsbächen nicht entdecken.

Auch das Insectenleben machte sich im kühlen Urwalde von Tjibodas bei Weitem nicht so laut und so auffallend bemerkbar wie tausend Meter tiefer im warmen Buitenzorg. Je weiter man am Vulcan hinauf steigt,

desto weniger tritt dasselbe hervor. Bei genauerem Suchen findet man zwar überall zahlreiche Arten von Käfern, Schmetterlingen, Fliegen, Heuschrecken, vor Allem Massen von Ameisen und Termiten. Aber Schmetterlinge und andere Insecten, die sich durch besondere Größe und Färbung auszeichnen, sind nicht häufig. Von größeren Tagfaltern nahm ich bloß ein halbes Dutzend Arten wahr; eine von diesen saß häufig auf den braunen Waldwegen, deren schützende Farbe sie genau nachahmte. Ebenso war von Spinnen nicht viel zu sehen. Einige kleinere Arten fielen durch seltsame Gestalt des querbreiten, mit harten Stacheln bewehrten Chitinpanzers auf (Acanthosoma).

Eine unangenehme alte Bekanntschaft, die mir vor neunzehn Jahren in Ceylon den Aufenthalt im Walde verdarb, traf ich auch im Urwalde von Tjibodas wieder, die Landblutegel, hier Padjet genannt; sie sind jedoch weit seltener als dort. Wir wurden gleich am ersten Tage von ihnen angefallen, schützten uns dann aber gegen ihren Biß erfolgreich dadurch, daß wir uns vor dem Waldgang die Unterschenkel mit dem stark duftenden Nelkenöl einrieben.

Im großen Ganzen genommen trägt das Thierleben überhaupt im indischen, westlichen Theile des malayischen Archipels bei Weitem nicht den interessanten und auffallenden Charakter wie im australischen, östlichen Theile. Die eingehenden Untersuchungen über diese Erscheinung und ihre Ursachen, die zuerst vor vierzig Jahren Alfred Wallace in seinem ausgezeichneten Werke angestellt hat, sind in der Hauptsache von allen neueren Forschern in diesem Gebiete bestätigt, wenn auch im Einzelnen vielfach modificirt worden, so neuerdings besonders von Max Weber und von meinen beiden trefflichen Schülern, den Jenenser Professoren Richard Semon und Willy Kükenthal.

Die wundersame, weltabgeschiedene Einsamkeit von Tjibodas, das ungestörte und ungefährdete Leben im unberührten Urwalde, das anregende und hoch interessante Studium seiner Erzeugnisse im anstoßenden Laboratorium, das erquickende, kühle Klima, der herrliche Blick in die grünen Thäler und auf die blauen Grenzgebirge des entfernten Unterlandes, das bequeme und behagliche Leben in dem einfachen Stationshause — das Alles zusammen übt auf den Naturforscher und Naturfreund schon nach einigen Tagen einen ganz eigenen, märchenhaften Reiz aus. Semon, Haberlandt, Graff und Andere haben diesen Empfindungen dankbaren Ausdruck gegeben. Was mich selbst betrifft, so fand ich hier einen meiner sehnsüchtigsten Jugendträume in schönster Form erfüllt, und ich werde meinem verehrten Freunde, Professor Treub, immer dafür dankbar bleiben, daß er mich dieses zauberhafte, von ihm zugänglich gemachte Urwald-Paradies in angenehmster Form hat genießen lassen. Die zwanzig Aquarellskizzen, die ich von dort mitnahm, werden mich immer lebendig an jene „zehn glücklichen Tage“ erinnern.

Uebrigens will ich nicht das materialistische Geständniß unterdrücken, daß an der Wärme dieser Erinnerungen auch die vortreffliche culinarische Verpflegung betheiligt ist, die mir mein edler Gastfreund hier oben zu Theil werden ließ. Er hatte seine alte malayische Köchin mit hinauf geschickt, die

ihre erstaunliche Erfahrung in der feineren französischen Küche (wie in der landesüblichen „Reistafel") hier oben unter erschwerenden Umständen ebenso glänzend leuchten ließ wie unten im warmen Buitenzorg. Ein Hôtel gibt es zum Glück in Tjibodas nicht. Fremde Besucher müssen ihren Proviant mitbringen. Ständig dort arbeitende Naturforscher vereinbaren die Beschaffung ihres einfachen Unterhaltes mit dem Gärtner, der täglich Lebensmittel aus dem eine Stunde entfernten Sindanglaja holen läßt.

Den Sylvesterabend 1900, den letzten Tag des scheidenden Jahrhunderts, verschönte uns der gütige Himmel dadurch, daß er ausnahmsweise seinen üblichen Gewitterregen schon um 4 Uhr Nachmittags aufhören ließ, und daß diesem ein herrlicher Abend folgte; der ganze Himmel war mit phantastischen Wolkenzügen von den zartesten Farbentönen bedeckt, und die scheidende Sonne vergoldete die Rauchwolke, die aus dem Gedehkrater aufstieg, so wunderbar schön, daß ich noch in der letzten Viertelstunde des Sylvestertages in aller Eile eine Aquarellskizze davon entwarf. Den Abend saßen wir traulich bei einer Flasche beisammen; wir gedachten mit Dankbarkeit und Stolz der unermeßlichen Fortschritte in der Erkenntniß der Natur und der natürlichen Wahrheit, welche durch die vereinten Bemühungen unzähliger trefflicher Forscher in dem scheidenden 19. Jahrhundert errungen worden sind. Blicken wir auf den primitiven Zustand unserer allgemeinen Weltanschauung im Beginne dieses „Jahrhunderts der Naturwissenschaften" zurück, auf die rapide Entwicklung namentlich der biologischen Forschung seit der Mitte desselben, so dürfen wir sagen, daß wir an seinem Ende uns der Lösung der großen „Welträthsel" in einem Maße genähert haben, das in seinem Anfang nicht geahnt werden konnte.

Auch der Beginn des 20. Jahrhunderts machte in Tjibodas ein sehr freundliches Gesicht. Als ich in früher Morgendämmerung, gleich nach 5 Uhr, auf die östlich gelegene Anhöhe hinaufstieg, um die aufgehende Sonne zu begrüßen, war der Himmel fast ganz klar, und die Fernsicht auf die grünen Ebenen und blauen Berge der Preanger-Regentschaft leuchtete verheißungsvoll. Nicht nur der dampfende Krater des Gedeh, sondern selbst der gewöhnlich verhüllte Gipfel des Pangerango war völlig wolkenfrei. Als ich um 8 Uhr zum Stationshause hinabstieg, überraschte mich dort, als besondere Neujahrsfreude, der Besuch eines alten Freundes, des Herrn von Rautenfeld aus Riga. Derselbe hatte im Sommer des verflossenen Jahres die berühmte Belagerung von Peking mitgemacht, wo er als erster Secretär von Sir Robert Hart seit längerer Zeit im Dienste des Seezollamtes thätig gewesen war. Um sich von den ungeheuren physischen und moralischen Strapazen dieses denkwürdigen Kriegsdramas zu erholen, hatte er einen zweijährigen Urlaub nach Europa genommen. Auf einer mehrstündigen Vormittagswanderung durch den Urwald konnte ich ihm die zahlreichen hier zusammengehäuften Naturwunder zeigen und erklären, für welche derselbe eine so lebhafte und feine Empfindung besitzt.

Ehe mein Freund Nachmittags sein Pferd bestieg, um nach Sindanglaja hinabzureiten, leistete er uns noch angenehme Gesellschaft beim Mittagmahl.

Er machte dabei viele sehr interessante Mittheilungen über die merkwürdigen Einzelheiten der Vertheidigung der in Peking eingeschlossenen Europäer. Er selbst hatte Wochen lang die schwersten Entbehrungen zu erdulden gehabt und durch Einäscherung seines Hauses seine große, werthvolle Bibliothek verloren, sowie eine ausgezeichnete Sammlung von Naturalien, von historischen und ethnographischen Merkwürdigkeiten. Was den Ausgang der chinesischen Wirren und die zukünftige Gestaltung des Verhältnisses von Europa zu Ostasien betrifft, so neigte er, auf Grund genauer Sachkenntniß, jener pessimistischen Perspective zu, welche die meisten gründlichen Kenner von China mit Sir Robert Hart theilen.

Am 7. Januar machte ich noch den Versuch, von unten her, in der tiefen, waldigen Schlucht von Tjibodas, weiter hinaufzusteigen. Allein das reißende Wildwasser des Weißenbaches war zu stark angeschwollen, um in demselben über das wüste Geröll der angehäuften Felsblöcke vordringen zu können. Durch das Lianengewirr in dem dichten Urwalde, der die beiden steilen steigenden Wände der wilden Schlucht bedeckt, sich durchzuarbeiten, war ganz unmöglich. So mußte ich mich damit begnügen, in einem Aquarell den Charakter dieser großartigen Scenerie festzuhalten.

Am Nachmittage desselben Tages packten wir unsere Sachen und Sammlungen zusammen, und in der Frühe des 8. Januar nahmen wir Abschied von dem uns so lieb gewordenen Tjibodas. Niemand war froher als unsere Diener und Kulis aus Buitenzorg. Sie sind nur höchst ungern einige Tage hier oben in dem einsamen Waldgebirge; nicht allein, weil sie elend frieren und keine Unterhaltung finden, sondern namentlich, weil sie sich vor den bösen Geistern im Urwalde wie Kinder fürchten. Gegen 6 Uhr brach unsere kleine Karawane auf, und schon bald nach 7 Uhr waren wir unten in Sindanglaja. Hier trennten sich unsere Wege; Professor Treub und Dr. Palla kehrten nordwärts über den Puntjakpaß nach Buitenzorg zurück; ich fuhr südwärts nach der Eisenbahnstation Tjandjoer, um von da meine Reise nach Mitteljava anzutreten.

V. Durch das Preanger-Land.

Die Reise durch die Preanger-Regentschaft und ostwärts bis Djokjakarta, dann zurück nach Buitenzorg umfaßte nur zwölf Tage (vom 8. bis 19. Januar). Aber sie gehörten zu jenen kostbaren Tagebuchblättern in der mühseligen „Reise durchs Leben“, die der müde Wanderer nie vergißt; zu jenen Festtagen, die ihn für so viele harte Erfahrungen und bittere Enttäuschungen reichlich entschädigen. In der That vereinte sich Alles, um mir diese kurze Zeitspanne zu einem besonders reizvollen Stück meiner achtmonatlichen Malayenfahrt zu gestalten: schönes Wetter, Naturgenuß ersten Ranges, glückliche Begegnung mit freundlichen Menschen, ungestörte und erfolgreiche Ausführung des zweckmäßigen Reiseprogramms.

Seit dem Jahre 1895 ist die große, centrale Eisenbahnlinie vollendet, welche jetzt ganz Java durchzieht, von Serang im Westen bis Probolingo im

Osten. Die meist benutzte Strecke ist die mittlere, von Batavia bis Surabaya, der zweiten Hauptstadt der Insel. Diese Strecke wird in zwei Tagen zurückgelegt, da Nachtzüge nicht existiren und man in Maos, halbwegs zwischen beiden, übernachten muß. Bei der Kürze der Zeit, die mir noch zu Gebote stand, mußte ich auf den Besuch von Ostjava verzichten und mich auf den schönsten Theil von Mitteljava beschränken. Hier zogen mich vor allem Anderen zwei berühmte und vielbesuchte Punkte an: Garut mit seiner großartigen vulcanischen Gebirgsnatur und Djokjakarta mit den berühmten Hindutempeln.

Nachdem ich mich von meinen beiden Reisegefährten getrennt hatte, stattete ich dem nahen Tjipannas einen kurzen Besuch ab, dem Lustschlosse des Generalgouverneurs, das in einem hübschen Park am Fuße des mächtigen Gedeh gelegen ist. Der Name Tjipannas bedeutet „Warmbrunn“ und kehrt in Java, wo so viele heiße Quellen von den zahlreichen Vulcanen gespeist werden, häufig wieder. Dann setzte ich mich in den leichten, mit drei munteren malayischen Pferdchen bespannten Wagen, der mich durch freundliche, gut cultivirte Landschaft in drei Stunden nach der Eisenbahnstation Tjandjon brachte. In dem ansehnlichen Orte Patjet, den ich passirte, war gerade Markt, der mir Gelegenheit bot, eine große Anzahl von hübschen Figuren und bunten Trachten aus diesem nördlichsten Theil des Preanger-Landes zu sehen.

Die Preanger-Regentschaft gilt als eine der schönsten und reichsten Landschaften, nicht nur in Java, sondern im ganzen malayischen Archipel. Sie enthält in ihrer nördlichen Hälfte, einem malerischen Gebirgslande, zahlreiche große Vulcane, in der südlichen Hälfte, die gegen den Indischen Ocean abfällt, viele größere und kleinere, in diesen mündende Flüsse. Die Eisenbahn, welche von Batavia südwärts zwischen den Vulcanen Salak und Gedeh durchgeht, bildet vor Sukabumi einen rechten Winkel und schlägt nun die Richtung nach Osten ein; sie durchschneidet den schönsten Theil des Preanger-Hochlandes. In kühnen Bogenlinien steigt sie an den bewaldeten Bergwänden empor, überschreitet auf schwindelnd hohen Brücken und Viaducten herrliche Thäler und gewährt wechselnde Blicke in das höchst fruchtbare und vortrefflich bebaute Tiefland. Rasch eilt der Zug zwischen diesen anmuthigen Landschaftsbildern hindurch, und man bedauert, sie nicht in größerer Muße genießen zu können.

Hier dürfte es gestattet sein, Einiges über die javanische Landschaft im Allgemeinen zu sagen, und über die charakteristischen Bestandtheile, welche deren Reiz bedingen. So weit ich dieselbe kennen gelernt habe, finde ich, daß ihre besondere Schönheit in der wechselvollen Vereinigung von drei wirksamen Theilen besteht: im Hintergrunde ein großartiges, meist blau oder violett erscheinendes Gebirge, dessen vulcanischer Charakter sich in der vorherrschenden Kegelform seiner Erhebungen kund gibt, oft auch in der Rauchwolke, welche aus dem Gipfel der Kegel aufsteigt; im Mittelgrund ein gut gepflegtes Culturland, in welchem die Terrassen der lichtgrünen Reisfelder überwiegen; im Vordergrunde die unendlich mannigfaltigen Schaustücke der tropischen Flora, welche die Hütten und Dörfer der Eingeborenen umgeben. So in dem wasserreichen West- und Mitteljava. In dem trockenen Ostjava, das ich nicht be-

sucht habe, soll die Landschaft einförmiger sein und der Weg theils durch monotone Wälder von Teakholz, theils durch ebenso langweilige Pflanzungen von Zuckerrohr führen.

Im Gegensatze zu Borneo und Sumatra, und zu den meisten kleineren Inseln des malayischen Archipels ist die Insel Java sehr dicht bevölkert und seit Jahrtausenden vortrefflich angebaut. Wilde Waldgegenden, in denen noch heute Königstiger und Rhinoceros hausen, beschränken sich auf die unzugänglichen Theile des Gebirges und auf einzelne, besonders ungesunde Gegenden, zu denen ein großer Theil des sumpfigen Küstenlandes und die wüste, schwach bevölkerte Provinz Bantam im äußersten Westen gehört. Während im Beginn des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung der Insel sich nur auf 3 Millionen belief, zählt sie gegenwärtig mehr als das Achtfache, 25 Millionen. Doch ist von den unzähligen Dörfern, Kampongs und Dessas, in denen dieselbe wohnt, wenig zu sehen, da diese meistens im dichten Schatten von hohen Fruchtbäumen versteckt liegen. Die zahlreichen Gruppen solcher Bäume, die wie dunkelgrüne Inseln aus den hellgrünen Reisfeldern auftauchen, bezeichnen ebenso viele Dörfer; sie geben dem ganzen Bilde den idyllischen Charakter einer freundlichen Parklandschaft. Daneben jedoch sind überall einzelne Hütten zerstreut, die mit ihren Gärten und der bunten Staffage von Eingeborenen dem Vorüberfahrenden stets interessante Bilder bieten.

Die Hütten der Javanen sind größtentheils oder fast ganz aus Bambus gebaut, jenem schönen und unendlich nützlichen Baumgrase, von dem alle Theile zu mehr als hundert Zwecken ihre praktische Verwendung finden. Als echte, einstöckige „Pfahlbauten" ruhen sie auf Bambusstämmen, die entweder direct in den Erdboden eingerammt sind oder von einem untergelegten Stein getragen werden. An diesen senkrecht stehenden Bambusstämmen werden in ½—1 Meter Höhe über den Boden andere, horizontale Stämme befestigt, welche parallel neben einander liegen und den Boden der Hütte bilden. Ueber diesen erheben sich in gleicher Anordnung die senkrechten Rohrwände des einfachen Wohnraumes, an dem eine einzige große Oeffnung Thür und Fenster zugleich repräsentirt; in größeren Hütten ist der Wohnraum in zwei oder drei Kammern durch Scheidewände getheilt. Matten, aus Bambus- oder Palmblättern geflochten, sind über Boden und Wände gelegt; sie decken auch das Dach, falls dieses nicht aus Atap, der besonders dazu geeigneten, zerfaserten Blattscheide der Zuckerpalme (Arenga) gebildet wird. Unter dem stark vorspringenden, weiten Regendach liegt geschützt eine offene Vorgalerie.

Die Gärten oder Haine, in deren schattigem Schutze die javanischen Hütten versteckt liegen, weisen fast immer dieselben wesentlichen Charakterpflanzen auf: die leichten, anmuthigen Federkronen des Bambus, die lichtgrünen Stauden des Pisang oder der Banane (Musa) mit ihren breiten, schön zurückgebogenen Riesenblättern und die edle Cocospalme, die auf ihrem schlanken Stamme hoch darüber ihre stolze Federkrone erhebt. Außerdem sieht man dazwischen noch sehr häufig die Zuckerpalme (Arenga), die Betelpalme (Areca), die Manihot (Jatropha) und verschiedene Fruchtbäume, als da sind: Durian, Mango, Mangostin, Rambuttan u. s. w.; desgleichen bunte Blumen, Croton und andere

Ziersträucher. Die wechselvolle Combination dieser verschiedenen Gartenpflanzen mit ihrer farbenreichen Staffage der Eingeborenen-Familien, der Büffel, Hunde, Ziegen, Hühner und sonstigen Hausthiere, ferner die Gruppirung mehrerer Hütten zu kleinen Gemeinden liefert dem Auge des Malers beständig reizende Vorwürfe für sein Skizzenbuch.

Den auffallendsten Charakterzug der javanischen Landschaft bilden die Reisfelder oder Sawahs, die in gewaltiger Ausdehnung den weitaus größten Theil des Culturlandes bedecken und den Eingeborenen ihr wichtigstes Nahrungsmittel liefern. Seit Jahrtausenden sind die Javanen gewohnt, den Reisbau mittelst eines eigenthümlichen, höchst zweckmäßigen Terrassensystems zu betreiben. Da das Reisgras (Oryza), eine tropische Sumpfpflanze ist, findet es in den besonderen klimatischen Verhältnissen von Java die denkbar günstigsten Bedingungen für ertragreiche Entwicklung. Täglich sammeln die unzähligen Gipfel der gewaltigen Vulcankette die Wasserdünste, welche der Indische Ocean, unter dem Einflusse der glühenden Tropensonne, verdampft; täglich entladen die ausgedehnten so entstehenden Wolkenlager das befruchtende Naß in starken Gewitterregen. Auf dem hügeligen, mehr oder weniger geneigten Terrain nimmt das abfließende Regenwasser stets große Quantitäten von Humus aus den Bergwäldern und von mineralischen Nährsalzen aus dem vulcanischen Boden mit sich fort. Dieser Wasserschatz wird nun von den Javanen über die weiten Flächen der Reisfelder dadurch möglichst gleichmäßig vertheilt, daß dieselben in viele horizontale, über einander gelegene Terrassen getheilt sind. In den Dämmen, welche diese trennen, sind kleine Oeffnungen oder Schleusen angebracht, durch welche das Wasser jeder Terrasse in die darunter gelegene abfließt. Zahlreiche, meist parallele Querdämme, senkrecht auf den Längsdämmen stehend, theilen die weiten, wasserbedeckten Flächen in kleinere Felder. Das Gitterwerk, das so entsteht, gibt der Reislandschaft ihren eigenthümlichen Charakter. Die braunen Dämme, — die Stäbe des Gitters — heben sich scharf ab von den spiegelnden Wasserflächen oder von dem lichtgrünen Grasteppich, der daraus hervor wächst. Die Farbe dieses Sammetteppichs, in weiter Ferne mehr smaragdgrün, in der Nähe freudig gelbgrün, steht in reizendem Contrast zu dem mannigfach gestalteten dunkelgrünen Pflanzenschmuck des Vordergrundes, zu dem violett blauen Gebirgshintergrunde und zu den dunkelgrauen Monsunwolken, welche in mächtigen Haufen über den lichtstrahlenden Himmel ziehen. Besonders hübsch erscheinen die Reisfelder des niederen Gebirges, die bis zu tausend Meter aufsteigen und oft in halbrunden Thalmulden die Bildung eines riesigen griechischen Amphitheaters nachahmen; die braunen Dämme, in gleichen Abständen sich über einander erhebend, entsprechen den Sitzreihen, wie man sie z. B. im Amphitheater von Syrakus so schön erhalten sieht.

Da in dem „ewigen Sommer“ von Java der Unterschied der Jahreszeiten größtentheils fortfällt, dauert auch die Reiscultur das ganze Jahr hindurch; oft folgen sich auf denselben Sawahs zwei Ernten in verschiedenen Jahreszeiten. Daher hat man auf der Eisenbahn, niedere und höhere Gegenden rasch nach einander durcheilend, Gelegenheit, die altgewohnte Reiscultur der Javanen in allen Stadien der Entwicklung zu beobachten. Zuerst werden

kleine Saatfelder angelegt; ganze reife Reisähren werden in diese Wasserbecken gelegt, in denen die jungen Pflänzchen vierzig bis achtzig Tage Zeit zur Keimung haben. Da sie viel zu dicht stehen, werden sie dann heraus genommen und auf die gut vorbereiteten Felder übertragen. Die Arbeiten der Männer an dieser Vorbereitung sieht man überall im Gange; der javanische Bauer erscheint bei dieser Thätigkeit von ferne wie ein wandelnder Hutpilz, indem seine dünne, halbnackte Figur von einem mächtigen, verschieden gefärbten, flach tellerförmigen Strohhute bedeckt wird, dessen Durchmesser 1 Meter und darüber erreicht; gleichzeitig Schutzdach gegen Sonnenbrand und Regenguß. Mit leichter Jacke und kurzer Kniehose bekleidet, wandelt er so hinter dem schweren Pfluge hin, welchen zwei mächtige Büffel durch den Schlamm ziehen, ebenfalls bis an die Knie im Wasser watend. Nachher wird der Boden, aus welchem Frauen und Kinder sorgfältig das Unkraut ausjäten, noch geeggt, dann das Wasser abgelassen.

Nun beginnt die mühsame Arbeit der Frauen und Kinder; sie nehmen die jungen Keimpflanzen aus den Saatbeeten und übertragen sie auf das so vorbereitete Sawah; dabei werden immer mehrere Pflänzchen in je ein Pflanzloch gesetzt, ganz regelmäßig in gleichen Abständen in Reihen geordnet. Nachdem jetzt die Felder wieder unter Wasser gesetzt sind, gleichen sie eine Zeit lang flachen Teichen. Bald aber wachsen aus der Wasserfläche die zarten, gelblichen Reishalme empor und erheben sich zur Bildung der wogenden Felder, deren lichtes Sammetgrün das Auge erfreut. Geht dann die Frucht der Reife entgegen, so werden überall Vogelscheuchen aufgestellt: Blätter von Cocos und Arengpalmen, deren Fiedern rauschend im Winde flattern. In besonderen kleinen Wächterhäuschen, auf hohen Bambuspfählen sich erhebend, sitzen Feldhüter, welche lange, nach allen Seiten ausgespannte Schnüre in Bewegung setzen. Die bunten Kleiderfetzen und Puppen, die an diesen Schnüren befestigt sind, dienen zum Verscheuchen der Reisfinken und sonstiger Diebe aus der Thierwelt. Ganz anders sehen die Sawahs wieder einige Wochen später aus, wenn die Erntezeit naht; die Felder werden wieder trocken gelegt, und nun beginnt das Fest des Erntens. Alt und Jung wandelt zu den reifen, goldenen Schätzen hinaus, schneidet mit kleinen Messern sorgfältig die einzelnen Aehren ab und bindet sie zu kleinen Büscheln und diese zu Garben zusammen. An den beiden Enden einer langen, elastischen Tragstange — wieder eines Bambusrohres — aufgehängt, werden die Lasten von den Männern über die Schultern genommen und auf den Markt oder in die kleinen, niedlichen Reisscheuern gebracht, die man zwischen den Hütten sieht: zierliche Miniaturhäuschen mit steilem, überhängendem Dach, auf vier hohen Pfählen ruhend, die nach unten convergiren. Die bunten Kleider, welche die Javanen bei der Reisernte anziehen: die rothen, violetten und grünen Jacken (Kabayas) und Röcke (Sarongs) der Frauen, die weißen, gelben und blauen Jacken und breiten Schüsselhüte der Männer, erhöhen den malerischen Reiz des bunten Bildes, das ein solches Erntefeld gewährt.

Ein sehr wesentliches Element in der reichen Staffage dieser heiteren javanischen Landschaft sind die Karbans, die mächtigen javanischen Büffel,

die nicht allein beim Bebauen der Reisfelder, sondern auch als wichtigste Last- und Transportthiere überall Verwendung finden. Sie sind bedeutend plumper und stärker als unsere schwarzen europäischen Büffel, von lichtgrauer Farbe, die oft in Rosenroth übergeht, wenn die röthliche Haut durch das spärliche Haar schimmert; der breite, flache Kopf ist mit zwei mächtigen, einwärts gekrümmten Hörnern bewaffnet. Mit Vorliebe sich im Schlamme wälzend, erinnern diese plumpen Karbaus an ausgestorbene Riesenhufthiere der Tertiärzeit. Ein besonders niedliches Bild geben oft nackte, kleine Jungen von sechs bis zehn Jahren ab, welche der Länge nach auf dem Rücken eines im Wasser stehenden Büffels gelagert sind, den Kopf auf die Ellbogen gestützt.

Diese und ähnliche Bilder beschäftigten Auge und Phantasie in stetem Wechsel und in angenehmster Weise während der Fahrt von Tjandjur nach Garut. Die Wagen zweiter Classe, in denen ich fuhr, sind sehr bequem und luftig gebaut, mit langen Rohrbänken, oben mit doppeltem Schattendach, seitlich mit Glasfenstern und dicht schließenden Jalousien, so daß man sich vor der Gluth der Tropensonne gut schützen kann. Ich habe darin von der Hitze weniger gelitten als in unseren gepolsterten deutschen Eisenbahnwagen zweiter Classe. Ein Gang, der durch die Mitte des Wagens oder auf einer Seite der Länge nach durchführt, gestattet, den Sitz öfter zu wechseln und die Aussicht nach beiden Seiten zu genießen. Die kleineren Coupés erster Classe, mit wenigen großen Lehnsesseln, fand ich nicht so angenehm. Die großen Wagen dritter Classe, sehr einfach, sind mit braunen Eingeborenen und gelben Chinesen gefüllt, beide große Freunde des Eisenbahnfahrens, und die Conducteure sind sehr höfliche Javanen.

Nachmittags passirten wir Bandjong, die Hauptstadt der Preanger-Provinz, herrlich auf einer rings von Vulcanen umgebenen Hochebene gelegen. Von der Station aus sieht man wenig von der weit ausgedehnten Stadt, deren Häuser und Villen zwischen Gärten und Fruchtbäumen versteckt sind. Eine Stunde später erreichen wir, abermals aufsteigend, das malerische Tjitjalengka, von wo die Bahn bis Nagrek noch 177 Meter steigt, um sich dann in vielen Windungen 264 Meter tief nach Tjibatu zu senken. Von hier geht die Hauptbahn in östlicher Richtung nach Maos weiter; rechts führt eine Zweigbahn in südlicher Richtung nach Garut, das wir in einer Stunde erreichen. Bei Tjisat überschreiten wir eine 40 Meter tiefe Kluft auf einem 180 Meter langen Viaduct; überall, rechts und links, bewaldete Vulcane über den fruchtbaren, gut bebauten Thälern; so kommen wir, in beständigem Genusse der wilden Gebirgslandschaft, nach Garut (geschrieben Garoet).

Heine und Christiani.

Nebst fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heine's und einem Briefe Immermann's.

Von
Ernst Elster.

Am 12. Mai 1823 verließ der Studiosus juris Harry Heine Berlin, wo er während eines Zeitraumes von mehr als zwei Jahren eine Fülle bedeutender Eindrücke gewonnen hatte. Er hatte hier, gespornt von vielseitiger Wißbegier, zuerst die Schwingen seines Geistes kräftig geregt, seinen jungen Dichterruhm begründet, aber auch manche Bitterniß physischer und seelischer Leiden erfahren. Er unterbrach seine Studien, zunächst ohne sich exmatriculiren zu lassen, und große Zukunftspläne bewegten sein Herz. Er wollte schon damals Deutschland verlassen und in Paris sein Heil suchen — eine Absicht, die er erst acht Jahre später verwirklichen konnte; er hoffte, zu Paris in die diplomatische Laufbahn eintreten zu können, wollte zugleich als Schriftsteller wirken und ein Vermittler des deutschen und französischen Geistes werden; vor Allem aber gedachte er seine unseligen Rechtsstudien an den Nagel zu hängen, mit denen er sich so nutzlos abplackte. Doch es kam Alles anders.

Zunächst eilte er zu den Seinen, die er seit dem Herbst 1820 nicht gesehen hatte. Aber nicht mehr am heiteren Rhein durfte er sie suchen: Samson Heine, des Dichters Vater, hatte sein Geschäft liquidiren müssen und hatte sich im Frühjahr 1822 nach Lüneburg zurückgezogen. Während sich sein Bruder Salomon, der Hamburger Bankier, zum Millionär aufgeschwungen hatte, verbrachte Samson den Rest seiner Tage in sehr bescheidenen Verhältnissen. So erschloß sich für den Dichter in der einstigen Residenz der Fürsten von Lüneburg ein neues, eigenartiges Milieu: freilich mit geringem Behagen betrachtete er die engen Straßen der alterthümlichen Stadt, die schwerfällig gebauten Häuser, die Festungswerke mit ihrer hannöverschen Besatzung in der weithin sichtbaren rothen Uniform; ein Milieu, das er in dem Liede „Mein Herz, mein Herz ist traurig, Doch lustig leuchtet der Mai" in vielen Einzel-

heiten geschildert hat. Und hier in Lüneburg, das er doch nur als eine Zwischenstation betrachtete, verweilte er fast drei Vierteljahre; neue Fäden spannen sich an, die sich durch sein ganzes Leben hindurch ziehen sollten, und denen wir hier für kurze Zeit unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden beabsichtigen.

Der Aufenthalt in Lüneburg bot wenig Erfreuliches. Heine litt wie seine Familie unter dem Judenhaß der Bewohner; er lebte zunächst ganz zurückgezogen. Und auch daheim, welche Theilnahmlosigkeit, welches Unverständniß gegenüber dem, was seine Seele beschäftigte! Er hatte bereits einen Band „Gedichte" und die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" veröffentlicht. Die Familie kümmerte sich jedoch wenig darum. „Was die Aufnahme derselben (der Tragödien) bei meiner Familie betrifft," schreibt er, „so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutirt, meine Schwester tolerirt sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen."

Noch weit bittrere Stunden verbrachte er im Juli und September zu Hamburg, in der Stadt seiner „jungen Leiden", seiner ersten Liebe, seiner Liebe zu Amalie Heine. Die Schöne war längst vermählt, ihr begegnete er nicht; aber die Stätte einstiger Hoffnungen und Freuden erweckte marternde Erinnerungen. Der Onkel Salomon, der launische Pascha, durch dessen Unterstützung dem Dichter das Studium allein möglich geworden war, zeigte sich abwechselnd gnädig und ungnädig: er war bereit, noch weiter zu helfen, er schenkte dem Neffen sogar die Mittel zu einer Badereise nach Cuxhaven, aber er bestand auf der Fortsetzung der juristischen Studien. Das hätte ihm passen können, daß er sich mit Harry abermals in ein Geschäft einließ, bei dem gar nichts herauskäme! Schon einmal hatte er mit ihm schlimme Erfahrungen gemacht, damals, als er mit seinem schönen Gelde die Firma „Harry Heine & Co." zu Hamburg begründet hatte, die dann bereits 1819 in Folge der kaufmännischen Unfähigkeit des Neffen so kläglich gescheitert war. Nein, nun galt es, das neue Unternehmen reinlich durchzuführen. Harry sollte sein Examen machen und sich dann in Hamburg als Advocat niederlassen. Wenn nicht, so zog Onkel Salomon seine hülfreiche Hand von ihm ab. — Heine hat den Oheim später sein Schicksal, sein Fatum genannt, wie er in seinen letzten Jahren auch Salomon's Sohn Karl als „junges Fatum", freilich zugleich als Herrn „Schofeles" bezeichnete. Die Schicksalshand Salomon's führte ihn, wie in anderen Fällen, so auch jetzt auf falsche Wege. Und doch, er erhoffte von ihr noch das reinste Glück. Er überwand den Schmerz, den sie ihm zufügte, er überwand die bösen Zwischenträgereien der Verwandten und manches andere Leid, das ihn in Hamburg befiel: denn neue Hoffnungen bewegten sein Herz; „auf die alte Thorheit" seiner Liebe zu Amalie war die neue Thorheit der Liebe zu Salomon's jüngster Tochter Therese „gepfropft", zu Therese, die ihm die herrlichsten Lieder der „Heimkehr" eingab: „Sie liebten sich beide, doch Keiner Wollt' es dem Andern gestehen", „Du bist wie eine Blume", „Du hast Diamanten und Perlen" u. s. w., und die doch eben nur durch Salomon's Schicksalshand die Seine werden konnte.

Heine kehrte im September 1823 nach Lüneburg zurück, schrieb hier etliche seiner vollendetsten Gedichte und bemühte sich zugleich, so schwer es ihm wurde,

dem ihm so verhaßten Rechtsstudium ein Interesse abzugewinnen: hatte er doch während seines in Bonn, Göttingen und Berlin verbrachten Trienniums, wie es scheint, auch noch nicht die ersten Anfangsgründe der Institutionen und Pandecten „losgekriegt". So entschieden wies ihn sein Genius nach ganz anderer Richtung. Schließlich schien es hier in Lüneburg mit dem „Rischeß", dem Judenhaß, doch nicht ganz so schlimm bestellt zu sein, wie Heine Anfangs befürchtet hatte: denn er gewann jetzt Beziehungen zu der Familie des dortigen Superintendenten Christiani, mit dessen Sohn, dem Dr. jur. Rudolf Christiani, ihn bald herzliche Bande der Freundschaft, später auch solche der Verwandtschaft verknüpfen sollten. Es war in dieser Zeit mannigfaltiger Herzensnöthe, in diesem engen Milieu der Lüneburger Langenweile, wo Heine dem liebenswürdigen jungen Advocaten und Schriftsteller mit freudigem Vertrauen entgegen kam, dem Schicksal dankbar, das ihn in dieser geistigen Wüste zu einer erfrischenden Oase führte.

Das Bild Rudolf Christiani's steht uns ziemlich scharf vor Augen, und wenn es einige Widersprüche und schwerer verständliche Züge aufweist, so verliert es dadurch nicht an Lebenswahrheit. Christiani, fast ein Jahr älter als Heine, war am 27. Januar 1797 in Kopenhagen, wo sein Vater als deutscher Hofprediger wirkte, geboren; hier blieb er bis zu seinem zwölften Lebensjahre, und diese frühen Beziehungen zu Dänemark und zum dänischen Hofe wurden für ihn noch in reifen Jahren von erheblicher Bedeutung. Seit 1810 besuchte Christiani die Schule zu Lüneburg, wo der Director Wagner, ein ausgezeichneter Kenner des classischen Alterthums, besonderen Einfluß auf ihn ausübte; er studirte die Rechte in Göttingen, erhielt bereits 1818 den Doctorhut und ließ sich hierauf als Advocat in Lüneburg nieder, bald darnach auch mit dem anspruchslosen Aemtchen eines Stadtsecretärs betraut, das er bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1846 inne hatte. In seiner Jugend machte sich eine entschiedene Neigung zur Schriftstellerei bei ihm geltend, und er war während seines Göttinger Aufenthaltes an der Herausgabe einer Zeitschrift im Stillen betheiligt, welche die romantisch-altdeutschen Bestrebungen jener Zeit mit Glück vertrat. Es war die „Wünschelruthe. Herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. v. Hornthal. Januar bis Juni 1818, und Zugabe 1—4" (Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht), eine Zeitschrift, die uns schon deshalb interessirt, weil sie Heine zu einem Sonett („An H[einrich] S[traube]") begeisterte, das er später auch in das „Buch der Lieder" aufnahm (Werke, Bd. I, S. 57). Daher sei es gestattet, einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Unter den Mitarbeitern der „Wünschelruthe", dieses „Zeitblattes", das wöchentlich zweimal erschien, finden wir sehr klangvolle Namen; von Dichtern sind Achim v. Arnim, Wilhelm Müller, Gustav Schwab, Graf Loeben, Carové, Helmina von Chézy u. A. vertreten, und von Gelehrten lieferten Benecke und die Brüder Grimm werthvolle Beiträge: Benecke gab „Lose Blätter, zu der Sammlung von Minnesingern gehörig", die sich durch etliche Nummern hindurch zogen; Wilhelm Grimm theilte aus einer Heidelberger Handschrift ein mittelhochdeutsches Gedicht mit (Nr. 10) und erzählte aus mündlicher Ueberlieferung das bekannte „Märchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen"

(Nr. 4); sein Bruder Jakob steuerte das Volkslied bei „Ich lieb', ich lieb' und darf's nicht sagen" (Nr. 5) u. dgl. mehr. Und außerdem finden wir hier Sprüche, Legenden, Erzählungen, Gedichte, Kritiken u. s. w., die fast durchweg im Geiste der volksthümlichen und altdeutschen Bestrebungen der jüngeren Romantik gehalten sind; daneben die interessante Quelle von der „Judenbuche" der Annette von Droste-Hülshoff: „Geschichte eines Algierer Sklaven" von A. Freiherrn Haxthausen, auch Uebersetzungen aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" u. A., Theaterberichte, Aufsätze „Ueber die Einführung des Chores auf unserer Bühne", Mittheilungen aus dem Leben, kleine Anekdoten. Insbesondere interessant ist aber ein durch fünfzehn Nummern fortgesetzter, warmer und lehrreicher Artikel „Ueber altdeutsche Gemälde"; an ihn wird Heine vor Allem gedacht haben, wenn er die „Wünschelruthe" eine „Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst" nannte. Und wenn er in dem Sonett schreibt:

> Wie ich Dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
> Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
> Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
> Im Knabentraum und in den Kindertagen.
> Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
> Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute . . . .,

so dürfen wir vielleicht auch daran erinnern, daß das berühmte Muttergottesbild des Cölner Doms in jenem Aufsatz ausführlich gewürdigt wird, und daß Heine bald darauf, gewiß mit unter dem Einfluß dieser Schilderung, sein herrliches Lied „Im Rhein, im schönen Strome" dichtete, in welchem er das Bild der heiligen Jungfrau mit dem der Geliebten vergleicht. Doch dürfte ihn gleichzeitig, wie Karl Hessel in seiner verdienstvollen Ausgabe ausgewählter „Dichtungen von Heinrich Heine" (Bonn 1887, S. 313) nachgewiesen hat, ein von ähnlichem Geiste wie die „Wünschelruthe" durchdrungenes „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" (1816) angeregt haben, das einen Kupferstich jenes Bildes und zehn Gedichte zu seinem Preise enthält[1]). Dazu kam die Erinnerung an das Originalwerk.

Genug, wir sehen, daß sich zwischen Heine und Christiani bereits geistige Beziehungen angeknüpft hatten, bevor sie einander persönlich begegnet waren; denn die „Wünschelruthe", die unseren Dichter so sehr ansprach, verkündete ja auch Christianis ästhetische Ueberzeugungen, und hier waren auch zwei Gedichte von diesem abgedruckt, denen Heine wohl Beachtung schenken mochte. Sie mögen, da es die einzigen sind, die uns von Christiani vorliegen, und da sie nicht nur ein achtbares Talent verrathen, sondern auch zur Charakteristik des Mannes beitragen, hier des Abdrucks für werth gelten. Das erste „Liebesbild" betitelt, findet sich in Nr. 11 der „Wünschelruthe":

---

[1]) Hessel bezieht auch das Sonett an Straube auf das „Taschenbuch"; ich glaube, mit Unrecht. Vergl. meine Ausgabe von „Heinrich Heine's Buch der Lieder nebst einer Nachlese", S. XLVI. Heilbronn 1887.

Liebesbild.

Vieles wohl hab' ich erlebt, und Vieles wohl hab' ich erlitten,
Mühsam nach Vielem gestrebt, wenig nur aber erreicht;
Nichts schien dem Geiste zu weit, und Alles wohl dacht' ich erreichbar
Mir in der lieblichen Welt, die ich als Kind mir erbaut.
Fröhlich begann ich das Ringen mit Schicksal und Welt und den Menschen,
Aber sie trieben mich bald heim in das eigene Haus.
Hier nun ordnet' ich Alles mit Mühe und Fleiß in der Stille,
Baute dem einigen Gott Tempel und Altar darin,
Und so trieb ich mein Wesen, in heiliger Stille und Andacht,
Kehrte mich nicht an die Welt, lebte nur ruhig für mich.
Rings in dem Stübchen bemalt' ich die Wände mit lieblichen Bildern,
Die aus der Kindheit mir noch lebten im kindlichen Sinn;
Dachte, ich könnte allein so glücklich wohl leben und sterben,
Meinte, ich brauche nun nichts weiter zum ruhigen Glück.
Aber da sah ich im Traum ein Wesen voll lieblicher Anmuth,
Das ich als Kind einst gesehn draußen, in brausender Welt;
Freundlich winkte sie mir und zeigte hold lächelnd gen oben, —
Als ich zu Füßen ihr fiel, schwebte sie — weiß nicht, wohin.
Aber es war meine Ruh' mit ihr entschwunden, und ewig
Blieb mir das liebliche Bild fest in den Busen gebannt —
Alle die Bilder der Wand, sie waren verblichen vom Schimmer,
Welcher die Hehre umfing, die mir im Busen nur lebt. —
Aber, ich will noch ins Weite, will einmal die Welt noch durchpilgern.
Kehr' ich, mein Hüttchen, einst heim, birgst Du ein glückliches Paar!

Rud. Christiani.

Das zweite Gedicht, ein Sonett, ist in Nr. 26 enthalten:

Licht und Leben.

Oft kam die Schwalbe schon vom Süd geflogen,
Oft schon der Lerche Frühlied mir erklang;
Die Nachtigall schon oft mir Wehmuth sang,
Wenn licht die Sterne an dem blauen Bogen

Vom Westen hin zum goldnen Osten zogen,
Bis daß der graue, trübe Nebel sprang
Und durch das goldne Thor die Sonne drang,
Mild lächelnd ihrer Erde und den Wogen.

Die Schwalbe kam und jauchzte heimwärts wieder,
Es tönten und verstummten jene Lieder,
Und Sonn' und Sterne zogen auf und nieder. —

Licht war's im All, in meiner Brust war's trübe,
Doch, daß nicht ewig Nacht im Busen bliebe,
Entglomm in mir das Licht der ew'gen Liebe.

Christiani.

In dieser Göttinger Zeit veröffentlichte Christiani, dem das Dänische eine zweite Muttersprache war, noch eine größere Arbeit, die Uebersetzung von Oehlenschläger's Trauerspiel „Hugo von Rheinberg" (Göttingen 1818) und begleitete sie mit einer begeisterten Vorrede an den großen dänischen Romantiker. Andere poetische Werke, die zum Theil auch erst in den nächsten Jahren reiften,

z. B. ein Drama, das das Ende der unglücklichen Karoline Mathilde von Dänemark behandelte, hat der zaghafte Verfasser niemals dem Druck übergeben.

Allmählich fügen sich die freundlichen Züge von Christiani's Wesen zu einem greifbaren Bilde zusammen. Er steht unter dem segensreichen Einfluß des protestantischen Pfarrhauses; der wohlthuende, Leben weckende Idealismus dieser Sphäre erwärmt sein Herz, festigt seinen stillen Bildungseifer. Die engen Grenzen, die dem Blick hier leicht gezogen werden, erweitern sich unwillkürlich dadurch, daß der deutsche Knabe in Dänemarks Hauptstadt aufwächst, und daß ihm die Vergleichung deutschen und dänischen Wesens zu denken gibt. Dann, in den entscheidenden Entwicklungsjahren, erfreut er sich der fördernden Ruhe der deutschen Kleinstadt, in der sich die Innerlichkeit des Gemüths ungehemmt entfalten kann. Gesund an Leib und Seele, bezieht der frühreife Jüngling die Universität Göttingen, und er wird hier von dem erfrischenden Hauch der jüngeren Romantik tief bewegt. In seinem ganz nach innen gekehrten Streben wird auch er von dem Gegensatz, der sich zwischen der Welt und den Forderungen des Herzens aufthut, schmerzlich berührt; er zieht sich mit elegischer Klage in „sein Hüttchen" zurück und träumt, wie Klopstock und die Sänger des Hains, von der künftigen Geliebten. Ueberaus früh vollendet er seine Studien, und der harmonisch herangereifte, zurückhaltende junge Mann mit dem von reinem Idealismus tief erwärmten Gemüth tritt im Alter von einundzwanzig Jahren hinaus in das Leben, um als Advocat zu wirken.

Da vollzieht sich allmählich eine merkliche Wandlung. Seit dem Beginn der zwanziger Jahre wuchs die Begeisterung für Goethe in weiten Kreisen des deutschen Publicums immer mächtiger heran. Vor Allem in Berlin, und insbesondere im Varnhagen'schen Kreise verbreitete die „stille Gemeinde" das weltliche Evangelium des „Befreiers" der Deutschen; hier wurde eine Saat gestreut, die köstliche Früchte zeitigen sollte. Die Bangen und Halben hielten sich freilich zweifelnd zur Seite. Aber unter Denen, die den ganzen, unverlierbaren Gewinn der Kunst- und Weltanschauung Goethe's von vornherein tief begriffen, befand sich Rudolf Christiani. Er bohrte sich mit der zähen Kraft seiner gesunden Natur in des Meisters Gedanken hinein, er wurde einer seiner unbedingtesten Verehrer; in Goethe fand er das Ideal, das ihm zielweisend vor Augen schwebte. Wer zu Goethe ein innerliches Verhältniß gewonnen hat, weiß, was das bedeutet. Für Christiani war es eine entscheidende Veränderung seines ganzen Seins. Jetzt mußten die romantisch-altdeutschen Ideale der Göttinger Zeit verblassen. Hatte doch Goethe, so sehr er in seiner Vielseitigkeit auch diesen Bestrebungen Achtung zollte, nichts unterlassen, um die Grenzlinie zwischen seinem Reich und dem jener rückwärts gewandten Propheten scharf zu bezeichnen: der Artikel „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" im zweiten Heft von „Kunst und Alterthum" (1817), der wie eine Bombe im romantischen Lager einschlug, war zwar nicht von ihm selbst, sondern von Heinrich Meyer verfaßt, aber er wurde von fast allen Seiten dem Meister zugeschrieben, und er war auch in seinem Geiste gehalten. Für Christiani mußte er, sobald er sich des hier so scharf hervorgehobenen Gegensatzes klar bewußt geworden war, von entscheidender Bedeutung sein. Goethe führte ihn in eine neue Welt

ein; sein Evangelium der That, seine Ueberzeugung, daß die Gottheit sich in der wirkenden Kraft der Natur und des Geistes alltäglich und allstündlich offenbare, daß beide „ein Abglanz“ seien „jenes Urlichts droben, Das unsichtbar alle Welt erleuchtet“, seine Ermahnung zu praktischem Thun „ohne Rast, doch ohne Hast“, „zu schwerer Dienste täglicher Bewahrung“, sein tiefes Divans-Wort von dem „stirb und werde“ und nicht zuletzt sein Alles versöhnender Schönheitssinn nahmen Christiani ganz gefangen. So schaute er andächtig zu Goethe empor und wurde ein gründlicher Kenner all' seiner Werke. Das war die zweite Epoche seines inneren Lebens, die Zeit seiner frühesten Bethätigung als Rechtsanwalt. Und jetzt, wo er dem überwiegenden Umgang mit Büchern entrückt war und dem praktischen Leben diente, jetzt mußten auch diese neuen Verhältnisse seinen Geist vom Innenleben hinweg und nach außen lenken, ihn also in ähnlicher Weise beeinflussen, wie es die praktische Lebensweisheit seines gefeierten Dichters that.

In dieser Zeit traten sich Heine und Christiani persönlich nahe. Und das Schicksal fügte es, daß auch Heine damals mit dem großen Räthsel des Goethe'schen Geistes innerlich rang. Er war ja in Berlin ein bevorzugtes Mitglied des Varnhagen'schen Kreises gewesen; Rahel würdigte frühzeitig sein bedeutendes Talent. An Goethe hatte Heine seine „Gedichte“ und seine „Tragödien“ gesandt, freilich ohne eine Antwort zu erhalten. Er gehörte aber nicht zu den geschworenen Bewunderern des Meisters, auch kannte er nicht alle Werke von ihm, nicht einmal den „Werther“. Ein Aufsatz, den er für Varnhagen's Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ (Berlin 1823) geschrieben hatte, wurde nicht des Abdrucks gewürdigt und ist uns verloren gegangen. Heine fühlte den tiefen Gegensatz zwischen seinem und Goethe's Wesen doch schon frühzeitig heraus; er wollte Alles thun, um sich ihm zu nähern, und er trat ihm wirklich einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüber, worüber wir noch später interessante Einzelheiten hören werden. Mit kühnem Wort stellte er sich ihm wohl geradezu an die Seite; aber bei der tiefgehenden Zwiespältigkeit seiner Natur, die sein Denken mit Contrasten und Dissonanzen durchsetzte, dringen doch auch in die Urtheile über Goethe, bald leise, bald laut, die Mißtöne hinein. Indessen, wenn er später, in der „Romantischen Schule“, schreibt: „Nur von einer Person kenne ich dieses Motiv [der Abneigung gegen Goethe] genau, und da ich dieses selber bin, so will ich es jetzt ehrlich gestehen: es war der Neid“ —, so müssen wir ihm doch widersprechen und sagen, daß der verwickelte Sachverhalt mit solch einem Worte nicht abgethan wird. Der Grund lag tiefer; Goethe und Heine nahmen in den mannigfaltigsten Fragen des Lebens einen ganz verschiedenen Standpunkt ein.

„In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr gelehrten und literarisch gebildeten Mann gefunden,“ schreibt Heine bald nach der ersten Begegnung, am 21. October 1823. Bald entrollte Christiani eine Reihe wichtiger Gesprächsthemata: von Goethe kam man zu Oehlenschläger, dessen „Helge“ Christiani inzwischen gleichfalls verdeutscht hatte. Auch die äußere Erscheinung des neuen Bekannten mochte auf Heine wohl Eindruck machen; Christiani war

„sehr schön", wie Maximilian Heine berichtet. Aber die etwas weit getriebene Eleganz und die fast allzu liebenswürdigen Manieren Christiani's — Züge, die wir bei der strengen Gediegenheit und geringen Weltläufigkeit des Mannes kaum erwartet hätten — erweckten in Heine sein bekanntes satirisches Lächeln. Wie der Bruder des Dichters versichert, sei das Gedicht

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft tractirt er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören — —

dieses Gedicht, sagt Max Heine, sei geradezu eine gereimte Photographie des Mannes, unvergleichlich wahr in den Worten:

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde.

Frensdorff leugnet in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", daß sich das Gedicht auf Christiani beziehe, und ich würde ihm gerne zustimmen, da Christiani nicht der Laffe war, dessen ergötzliche Fratze uns Heine's Spottlied vorführt. Aber Max Heine ist in diesem Abschnitt seines im Uebrigen ebenso unsympathischen wie unzuverlässigen Buches offenbar gut unterrichtet, und es wird außerdem schwer sein, ein anderes Modell für jene lustige Caricaturzeichnung zu finden. Daher wollen wir der überlieferten Angabe Glauben schenken, wollen uns aber auch der Thatsache erinnern, daß unser Dichter die Worte nicht abwog, wenn ihn der Teufel der Spottlust ritt. Ein Gran Wahrheit auf zehn Gran Dichtung — so mag das Lied verstanden und für unsere Zwecke beachtet werden. „Der Dr. Christiani hat mich in ganz Lüneburg berühmt gemacht, und meine Verse rouliren," schreibt Heine seiner Schwester am 7. November 1823. Und so kam es denn schnell zu einem freundschaftlichen Verhältniß der beiden Männer, das auch durch die räumliche Trennung nicht gelöst und gelockert werden konnte.

Vor mir liegen fünfzehn bisher ungedruckte Briefe und Briefchen Heine's an Christiani, die uns manchen werthvollen Beitrag zur Biographie des Dichters liefern. Es sind unter denen, die er an nahe stehende Personen schrieb, wohl die letzten, die uns noch verschlossen waren, und auch jetzt hat mich nur ein freundlicher Zufall in das Haus des ungenannten Besitzers geführt, der seinen wohlverwahrten Schatz in liebenswürdigster Weise vor mir ausbreitete und ihn schließlich trotz mancher Bedenken meinen Händen anvertraute. Ungern verschweig' ich's, wem mein aufrichtiger Dank gilt.

I.

Im Januar 1824 verließ Heine Lüneburg, um in Göttingen seine leidigen juristischen Studien wieder aufzunehmen, in Göttingen, von wo er vor drei Jahren relegirt worden war, und wo ihn alles Andere hinzog, nur nicht sein Herz. Am 23. stand er vor den Thoren der gelahrten Georgia Augusta, nachdem er einige Tage in Hannover Aufenthalt genommen hatte, und der erste Brief, den er hier schrieb, war an Christiani gerichtet. Er lautet:

I.

Gottingen d 26 Januar 1824.

Christiani!

Wenn ich mir Mühe gebe, so möchte es mir vielleicht gelingen daß ich einige zierliche Perioden ächter großherzogl Weimarscher Hofprosa zu Stande brächte, um geziemend auszusprechen die herzlichen Gesinnungen die ich gegen Sie hege und ins Besondere meinen Dank für so viel Artiges u Liebes das Sie in Lüneburg erzeigt, u das ich noch mit keinem verbindlichen Worte bis jetzt erwähnt u dennoch im tiefsten Gemüthe empfinde. Aber Sie wissen wohl dergl wird mir sauer, u ich mache es mir gern bequem, u Sie werden es mir nicht verübeln daß ich auch jetzt in meinem gewöhnlichen abgehakten, konfusen Jargon schreibe. Von meinem Schriftstellerruhm will ich doch wenigstens das haben, daß ich so schreiben darf wie es mir einfält, ohne daß ich ein stylistisches oder grammatisches Ketzergericht zu befürchten habe. Außerdem bis [bin] ich in diesem Augenblick — es ist 8 Uhr dunkel — zu sehr abgespannt um mich nur im mindesten anstrengen zu können, u ich will mich auch nicht anstrengen, u ich habe Sie zu lieb um einen bloßen Formenbrief zu schreiben. Ich will daher ganz kurz Ihnen bemerken, daß Madame Zwicker ein Engel ist. Engel? Ohnmächtiger Vergleich! Sie ist die Quintessenz aller Himmlischen Heerschaaren! Auf ihren Lippen hat der Liebesgott sein rothes Siegel gedrückt, in ihren Augen ist Untergang u Auferstehung, sie ist die fleischgewordene Liebenswürdigkeit selbst, u. so weiter. Zwicker hat zuerst keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn in seinen Akten — ich gab mich ihm für einen reisenden Studenten aus — gab ihm Ihren Brief — er legte ihn noch ungelesen bey Seite — wir sprachen von der berliner Gesellschaft — ich empfahl mich. Den andern Morgen machte er mir seinen Gegenbesuch in der Hasenschenke, wo ich logirte, u war sehr liebenswürdig, wir sprachen viel von deutscher Literatur, viel von Christiani, welchen jungen Menschen er recht zu lieben scheint, viel von Arnim, Straube, Brentano, Romantik — von mir hatte er noch nichts gelesen, da er seit langer Zeit gar nichts neues liest — und er lud mich ein zum Mittagsbrodte, wozu er auch Arnswald geladen. Arnswald erschien mir zuerst ebenfalls in keinem günstigen Licht, aber allmählig ward er mir lieber, er wurde sichtbar erwärmt, mittheilend, gegen mich höchst zuvorkommend, u las einige Lieder von Falk. Ungünstiges Organ, aber sein Lesen gefiel mir doch. Von Zwickers Sachen war nichts aufzufinden. Ich hatte in meinem Coffer die Tragödien von Heine, welche ich Zwickern zum durchsehn mitbrachte — es ist Schade daß Sie ihm sein Ex. noch nicht geschickt hatten — und ich saß vis a vis von Me Zwicker u las den William Ratkliff. Arnswald kannte die Tragödien ebenfalls noch nicht, er hatte sie bloß in Paris mahl bei einem Freunde liegen sehen. Wir waren von 1/2 3 bis 1/2 12 Uhr beysammen: Arnswald war so gütig mich bis an mein Logis zu begleiten u ich versprach auch ihn zu besuchen. Aber den Andern Tag war ich zu elend um zu der bestimmten Stunde ausgehen zu können — den übrigen Theil des Tags war Arnswald mit einem Leichenbegängniß u drgl beschäftigt — u ich sprach nur noch Zwicker, dessen Frau sich nicht wohl befand, brachte den Abend bei Meyer zu u reiste um 5 Uhr des Morgens ab. Ich bitte Sie machen Sie doch daß Zwicker bald das Ex der Tr. bekömmmt. Er hat mir eine engl Prachtausgabe der Lady of the Lake geschenkt, so wie auch eins seiner Gedichte ins Mspt. Arnswald hat sich mit vieler Theilnahme nach Ihnen erkundigt, ich sagte ihm daß wir oft von ihm gesprochen u das schien ihn zu freuen. Auch Me Zwicker sprach mit vielem Interesse von Dr Christiani, den sie nur wenig gesehen u der ihr gefallen. — Meyer hat sich sehr gefreut mich wiederzusehen, u ich habe mich auch über den guten Jungen recht herzlich gefreut. Ihr beyde würdet freylich nicht zusammen passen, Ihr würdet oft streiten; denn Meyer ist noch immer Disputeur u Sie, guter Christiani, würden ihm nichts nachgeben. Bey mir ist das anders, ich gebe den Leuten gern recht wenn sie nur gut sind; und im Grunde haben auch alle

Leute Recht. Meyer ist mir noch interessanter seitdem ich seine Schwester gesehen.
55 O die Jochma! die schöne Oase in der Lüneburger Wüste! Ich sehe Ihnen schwebt die Frage auf der Zunge ist die Zwicker schöner! O wie wollte man ein inniges indischdurchsichtiges Mondschein-Gemälde vergleichen mit dem sieghaften Sonnenaufgang auf der Rosenebene zu Chiras! Wie kann man Sakontola vergleichen mit der unvergleichlichen Zoraide in ihrem goldenen Harem! O die Sultanin zu Lüne
60 wie ist sie schön! Nur Dschami könnte dieses beschreiben! Ich müßte durchaus bey Eichhorn ein Privatissimum im Persischen nehmen wenn ich mich an einer solchen Beschreibung versuchen wollte! — Genug des Unsinns — ich will nur sagen daß ich Sie beneide die schöne Frau oft zu sehen. In diesem Schönheitdürftigen Göttingen werde ich noch lange zehren müssen von der bloßen Errinnerung an
65 Sacontala u Zoraide. Bitte: vergessen Sie nicht das Bewußte nach Berlin einzuschicken. Sonst blamir ich mich wahrhaftig u es ist mir überdies hochst nützlich. — Ich sitze hier schon ganz eingerichtet u athme Pandektenluft u Langeweile. Letztere treibt mich zum Arbeiten u ich hoffe was los zu kriegen. Ich wohne, oder besser, meine Adr. ist: H. H. stud. Juris bey Witwe Brandissen auf der Rothenstr
70 zu Göttingen.

Ich kenne hier niemand außer die paar Professoren. Sartori kann noch immer kein deutsch sprechen u Beneke lächelt noch immer so ledern wie sonst. Ich hab mir ein paar Studierschlingel, erzdumme Kerle, angeschaft, mit denen ich kneipe, die mich umgeben wenn ich vom Arbeitstisch aufstehe, die gleichsam keinem ver-
75 nünftigen Gedanken den Zugang zu mir gestatten, die gleichsam meine Paladine sind u mich als Primus inter pares verehren. Die Kerle sprechen vortrefflich über Eier u Käse u ihre Conversazion ist mir wahrlich lieber als das ästhetische Theegewäsche in der Hauptstadt der Brennen. — Ich befinde mich nicht ganz schlecht u befinde ich mich mahl ganz gut so will ich auch wieder einige unsterbliche Verse
80 machen. — Ich werde mir Mühe geben daß ich hier nicht von der poetischen Seite bekannt werde, u wer mir vom Ratkliff spricht dem stürze ich einen dummen Jungen. Überdies zweifle ich ob man hier noch einen anderen Heine kennt als der Philolog dieses Namens auf dem Weender Kirchhof. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir alle Bekannte, u
85 seyn Sie überzeugt daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund H. Heine.

Der Brief bezieht sich auf Heine's kurzen Aufenthalt in Hannover vom 20. bis 22. Januar 1824 und erwähnt mehrere Personen, über die uns nur spärliche Nachrichten erhalten sind. Von Heinrich Straube (Zeile 27 des Briefes), dem einstigen Mitherausgeber der „Wünschelruthe“, haben wir schon gesprochen: sein jugendlicher Eifer für altdeutsche Literatur und Kunst ist zeitig verraucht; er ist als thatenloser Philister früh verschollen. Heine gedenkt seiner ausführlich, aber wenig schmeichelhaft noch in späteren Briefen an Christiani. Ueber Zwicker, den Freund Christiani's, wissen wir auch sehr wenig. Er gehörte wahrscheinlich schon als Göttinger Student einer literarischen Gesellschaft an, „die poetische Schustergilde“ genannt, die von August von Haxthausen und dessen späterem Schwager August von Arnswaldt gegründet wurde [1]), und aus deren Kreise die „Wünschelruthe“ hervorging. Mehrere Gedichte von Zwicker finden sich in dieser Zeitschrift unter der Chiffre Z. [2]). – Der eben

[1]) Vergl. Hermann Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. S. 25. Gotha 1887.

[2]) Goedeke, Grundriß. Erste Auflage. Bd. III, S. 248. Dresden 1881.

genannte Arnswaldt ist zweifellos derselbe, dessen Heine (Z. 29) gedenkt. A. Meyer (Z. 43, 49) war ein Studienfreund Heine's aus seiner ersten Göttinger Zeit (1820—21); ein an ihn gerichtetes Billet unseres Dichters vom 1. Febr. 1821 hat sich erhalten; er war zuletzt Oberjustizrath in Hannover. Bei Falk (Z. 31), dessen Lieder Arnswaldt vorlas, werden wir wohl an den Satirendichter Johannes Daniel Falk (1768—1826) zu denken haben, der seit 1798 als Privatgelehrter in Weimar lebte und von Carl August 1806 zum Legationsrath ernannt wurde; er ist vor Allem durch sein Buch „Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt" (Leipzig 1832) in weiteren Kreisen bekannt geworden, ein Werk, das neben unzuverlässigen Angaben, die Riemer's Zorn erregten, doch auch manches Beachtenswerthe enthält.

Die schöne Jochma (Z. 55), A. Meyer's Schwester, war die Gattin eines Oberamtmanns Jochmus zu Lüne, nahe bei Lüneburg. Wir erfahren über sie Ausführlicheres aus der später noch genauer zu erwähnenden Biographie Philipp Spitta's von dessen Sohne Ludwig, die einem Neudruck von „Psalter und Harfe" als Einleitung vorausgeschickt ist (Gotha 1890). Philipp Spitta lebte viereinhalb Jahre, von Mai 1824 bis Ende 1828, in Jochmus' Hause als Erzieher von dessen beiden Söhnen, und er ward mit der innig verehrten Mutter seiner Zöglinge bald durch die Bande einer idealen Freundschaft verknüpft. Freilich, von der Schönheit seiner Herrin verräth der religiöse Sänger kein Wort, während Heine, das Weltkind, an der „Jochma" nur diese Seite zu erkennen scheint. Er wird allerdings die Gefeierte auch nur oberflächlich gekannt haben. Und er zaubert die schönsten Bilder orientalischer Frauengestalten vor seine Phantasie, um beiden, der Zwicker und der Jochma, gerecht zu werden. Kalidasa's Sakontala, das Ebenbild der Ersteren, ist allbekannt. Aber ihr gegenüber steht Zoraide; dem „indisch durchsichtigen Mondschein-Gemälde" läßt sich „der sieghafte Sonnenaufgang auf der Rosenebene zu Schiras" nicht vergleichen. Ich gestehe, daß ich lange Zeit glaubte, unter Zoraide müsse eine Gestalt der persischen oder arabischen Literatur zu verstehen sein. Dahin weist der Sonnenaufgang auf der Rosenebene zu Schiras, dahin die Versicherung, daß nur Dschami, der bekannte persische Dichter des 15. Jahrhunderts, das Lob dieser einzigen Schönheit ergründen könne, und endlich die scherzhafte Versicherung Heine's, daß er, um die Beschreibung dieser Schönheit zu wagen, erst ein Privatissimum im Persischen nehmen müsse. Vollends bestärkt wurde ich in meiner Ansicht durch Heine's dem unserigen unmittelbar vorausgehenden Brief an Moser vom 21. Januar 1824, worin er sich in drolliger Begeisterung über die persische Literatur, von der er doch sehr wenig gekannt haben wird, ausläßt und sich selbst, da er doch nach der Meinung von Rühs, Fries und anderen Antisemiten kein Deutscher sei, als Perser hinstellt. „Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein! . . . . O Firdusi! O Nisami! O Saadi! wie elend ist Euer Bruder! Ach! wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras!" Ich zweifelte also nicht länger, wo Zoraide zu suchen sei, und da ich wußte, daß Heine nur Uebersetzungen persischer Dichtungen gekannt haben konnte, so war die Zahl der in Betracht kommenden Werke nicht groß. Nach dem Erscheinen von Olearius' „Persianischem Rosenthal" (1654), einer Uebersetzung

von Saadi's „Gulistan“, vergingen wohl über hundertundfünfzig Jahre, ohne daß uns Deutschen neue Zufuhr aus jenem poesieverklärten Lande des Orients zu Theil wurde. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts regte sich's lebhafter. Dschami's „Medschnun und Leila“ verdeutschte Hartmann 1808, Nisami's „Chosrau und Schirin“ Hammer 1809, und derselbe schenkte uns die anfechtbare, aber für unsere Literatur so bedeutungsvolle Uebertragung von Hafis' „Diwan“ (1812—13), ohne welche wir Goethe's unvergleichliche westöstliche Dichtungen nicht besitzen würden. In all' diesen Werken fahndete ich auf das schöne Urbild der Frau Jochmus; auch Goethe's „Noten und Abhandlungen“ wurden neu geprüft und die Märchen der arabischen Scheheresade nicht vergessen. Doch Alles vergeblich, — Zoraide blieb verborgen. In dieser Verlegenheit erbat ich Rath von dem Leipziger Orientalisten Herrn Professor August Fischer, der mir freundlichst mittheilte, daß der Name Zoraide „den Persern völlig fremd und selbst im Arabischen der uns bekannteren östlichen Gegenden unbekannt sei“. Damit eröffnete sich ein ganz neuer Ausblick. Die Perser wurden verlassen und andere Länder im Fluge durcheilt. Der Name Zoraide ist nun nicht ganz selten in Werken spanischer Herkunft und in solchen, die spanisch-maurische Stoffe gestalten. Die Heldin in Immermann's „Thal von Ronceval“, einem Drama, das Heine genau kannte, war zweifellos nicht gemeint. Ebenso wenig durfte an die Zoraide im „Don Quixote“ gedacht werden, die schöne Geliebte des Hauptmanns Rui Perez von Viedma, des „Sklaven“, die von Diesem unter ergreifenden Abenteuern entführt und nach dem Lande gebracht wurde, wo „Leila Marien“, die Jungfrau Maria, der Neubekehrten Glück und Segen verhieß („Don Quixote“, Cap. 39—42). Aber eine Zoraide ist auch die Hauptperson in der tragischen Geschichte von dem Untergang des maurischen Geschlechtes der Abencerragen. Nicht in Chateaubriand's berühmter Erzählung „Les aventures du dernier des Abencérages“ (der Quelle von Heine's „Mohrenkönig“), die zwar 1805 entstand, aber erst zwanzig Jahre später, nach der Abfassung unseres Briefs, erschien. Der Held Chateaubriand's ist ein Nachkomme der aus Spanien vertriebenen Abencerragen. Die gräßlichen Erlebnisse Dieser selbst, an die noch jetzt die „Halle der Abencerragen“ in der Alhambra erinnert, spielen etwa fünfundzwanzig Jahre früher und sind durch die Sage mannigfach ausgeschmückt. Die Abencerragen, hochangesehen bei den Königen von Granada, so daß sie in der Alhambra wohnen durften, waren mit den Zegris in schweren Familienzwist gerathen, der ihnen zur Zeit politischer Verwicklungen verhängnißvoll wurde; sie erlagen dem Groll dieser Feinde, als sie sich in eine Verschwörung gegen den König Abu-Hassan eingelassen hatten. Indessen, ihr schlimmster Feind, schuldig und unschuldig zugleich, erstand ihnen in ihrer eigenen Mitte; einer der Ihren, Abd-el-Hamet, liebte des Königs bildschöne Schwester Zoraide; in der Stille der Nacht stieg er in den rothen Palast, wo er die Geliebte zu finden hoffte, aber er wurde entdeckt und verfiel grausigem Schicksal. Doch nicht genug: der Königssohn Boabdil, selbst in Liebe zu Zoraide entbrannt, wußte mit Unterstützung der Zegris auch die übrigen Abencerragen durch listige Vorspiegelungen herbei zu locken, und nicht weniger als sechsunddreißig wurden in der Halle getödtet;

nur Wenige fanden Rettung durch die Flucht. Dieser Kampf ward in einer spanischen Dichtung „Historia de las guerras civiles de Granada“ (Madrid 1694) verewigt und drang durch mannigfache Canäle auch in die Literatur anderer Völker ein. In Deutschland wurde er z. B. in einer Oper behandelt: „Zoraide, oder die Mauren von Granada“, aus dem Französischen, Text und Musik von B. Blum; sie wurde am 7. Mai 1817 in Berlin aufgeführt (vergl. J. V. Teichmann's „Literarischen Nachlaß“ S. 419, Stuttgart 1863), und vermuthlich hatte auch Heine noch während seines Berliner Aufenthaltes Gelegenheit, einer Vorstellung beizuwohnen. Doch wie dem auch sei, schwerlich ist daran zu zweifeln, daß wir in dieser Geliebten des Abd-el-Hamet die Zoraide Heine's zu erkennen haben, einerlei, in welcher Fassung ihm die Sage entgegentrat. Wäre es diejenige Blum's, so müßten wir freilich lächelnd gestehen, daß es uns sonderbar ergangen ist; wir wollten Rosen pflücken in den Gärten von Schiras und müssen nun zufrieden sein, wenn wir in Thespis' Rumpelkammer einige zerrissene Papierblumen entdecken.

Sehr viel einfacher erklären sich die übrigen Anspielungen des Briefes. Eichhorn (Z. 61) ist natürlich nicht der sonst oft von Heine genannte Rechtsgelehrte Karl Friedrich Eichhorn, sondern dessen Vater Johann Gottfried (1752—1827), der seit 1788 als Orientalist und Historiker in Göttingen wirkte und eine Leuchte der Wissenschaft war. Sartori (Z. 71), der in Heine's Briefen und Schriften gleichfalls oft erwähnt wird, ist der bekannte Historiker Georg Freiherr Sartorius von Waltershausen (1765—1828). Der „ledern lächelnde“ Georg Friedrich Benecke (1762—1844), der sonst besser bei Heine wegkommt, hat als fleißiger Germanist sich verdient gemacht; der auf dem Weender Kirchhof begrabene Heine (Z. 83) ist der große Philolog Christian Gottlob Heyne (1729—1812). Die Hauptstadt der Brennen, deren ästhetisches Theegewäsche der Dichter verspottet (Z. 78), ist natürlich Berlin; mit Absicht spielt er auf das alte slawische Wort an: Brennibor oder Brennabor = Brandenburg. Die Hasenschenke (Z. 24) in Hannover hieß eigentlich „Das Wappen von England oder die neue Schenke“; den Namen Hasenschenke verdankte sie ihrem Besitzer, einem Herrn Haase. B. C. v. Spilcker sagt von ihr in seiner „Historisch-typographisch-statistischen Beschreibung der königl. Residenzstadt Hannover“ (Hannover 1819): „Dieses Gebäude war ursprünglich zum Rathhause für die Neustadt bestimmt,“ und führt sie unter den „vorzüglicher besuchten“ auf.

II.

Nest-Göttingen d 29' Febr 1824.

Lieber Christiani!

Wer von uns beiden ist der faule Briefschreiber? Ich oder der große Göthejaner? Aber ich denke nicht daran es ist ein neues Heft für K. u A. erschienen u das mag Sie ausschließlich beschäftigen. Dennoch habe ich eine Nachricht für Sie, 5
die Ihnen lieb seyn mag, nemlich: mit H. Heines Gesundheit bessert es sich erstaunlich! Und dies verdanke ich dem ledernen, schweinsledernen, doppelschweinsledernen Ritter Hugo, der von meinen Kopfe täglich 2 Stunden alle Geistesanstrengungen verscheucht; Und dieses ist mir wohlthätig, so wie auch die freye Luft und das Göttinger Bier. Ich arbeite viel und denke wenig. Ich lebe sehr 10

obskur, solide und sogar tugendhaft. Oft denke ich an Sie, sehr oft, u es ist mir so sehr leid daß Sie mich nicht im gesunden Zustande kennen lernen konnten. Ich habe Ihnen so wenig seyn können u war auch in jenem trüben Zustande gar zu wenig im Stande all das viele Erfreuliche, das in Ihrer Persönlichkeit steckt u das
15 mir erst gestern auf der Weender Chaussee ganz aufging, zu erkennen, zu verdauen u zu genießen. Ja, ich merke es erst jetzt, Sie gehören zu den wenigen Menschen die für mich passen. Das übrige Volk ist zu dumm, zu klug für mich, zu anspruchsvoll, zu sehr von oben herein. — Ja, die Gesundheit regt sich, u mit ihr der alte Muth. Ich bin der alte Tannhäuser noch, u mit geheimnißvoller Melodie
20 lockt es mich wieder nach dem Wohlbekannten Venusberge: und es ist sehr wahrscheinlich daß ich in 4 Wochen die Ferien dazu benutze, einen Sprung nach Berlin zu machen. Wie sehr ich des Nestes überdrüssig war u ärgerlich ausgerufen:

O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seyd ein Teufelinne!

25 So ziehts mich doch wieder hin zu dem Wunderberge, "zu Venus, meiner Frauen zart.„ Ich habe wieder Sehnsucht nach gebildeten Menschen: außerdem kann mir diese Reise in politischer Hinsicht nützlich seyn. Ich muß einigen Menschen, von denen meine künftige Stellung abhängt, wieder mahl den Hof machen, u mich überhaupt wieder unter den Lebendigen Zeigen. Sagen Sie aber niemanden etwas von
30 diesem Vorhaben, denn ich habe meine Gründe zu wünschen daß meinen Eltern nichts davon zu Ohren komme. Ich schreibe es Ihnen bloß, weil ich mich errinnere es Ihnen versprochen zu haben wenn ich nach Berlin reisen würde, es Ihnen vorher zu sagen. Obzwar ich nun zweifle ob Sie mitreisen wollten, so denke ich es doch möglich daß ich Ihnen in Berlin irgend einen Auftrag ausführen könnte, besonders
35 wenn es etwas literarisches beträfe. Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. — Ich will auch jetzt bey Gubitz einen Theil meiner kleinen neuen Gedichte, besonders der Seestücke abdrucken lassen. Dann sieht man doch in Berlin daß ich noch Verse machen kann: aber welche! Hilf Himmel, nicht allein daß das Volk jene neue nonschalante Weise, worin ich jetzt dichte, nicht würdigen wird, so wird man
40 außerdem mit Recht mir vorwerfen daß ich jetzt Schwaches zu Markt bringe. Jetzt da sich wieder viel Kraft bey mir äußert, merke ich das leider selbst. Dennoch schreibe ich jetzt nicht. Der Karton zum neuen Trauerspiel wird noch lange liegen bleiben. Ich habe jetzt zu viel mit meinem Jus zu thun. — Von Rousseau hab ich endlich Brief gehabt, er beklagt sich über mein Stillschweigen, schreibt rührend
45 herzlich: Gott weiß woher die Mißverständnisse entstanden. — Leben Sie wohl u schreiben Sie bald, u seyn Sie überzeugt daß ich Sie achte u liebe.

H. Heine.

Wie fast alle Briefe Heine's, so gibt auch dieser einen Widerhall schnell verrauschender Stimmungen, und er berichtet Manches, was sich mit einem vier Tage zuvor an Moser gerichteten Schreiben nur schlecht vereinigen läßt. Eins freilich ist gewiß: der rechtsbeflissene Studio war fleißig. „Ich lebe jetzt sehr still. Das Corpus juris ist mein Kopfkissen" — so schreibt er auch an Moser. Aber von dem Göttinger Biere, das er hier „wohlthätig" nennt, redet er dort ganz anders: „Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich!" Der Bericht über das „tugendhafte" Leben findet einen eigenthümlichen Commentar durch das Geständniß an Moser, daß er nicht mehr Monotheist in der Liebe sei, sondern sich, wie zum Doppelbier, so auch zur Doppelliebe neige, indem er sein Herz nicht nur der mediceischen Venus, die auf der Bibliothek stehe, sondern auch der „schönen Köchin des Hofraths Bauer" zuwende. Hier, in dem Briefe an Christiani, rühmt er Gesundheit und heitere Laune, dort,

gegenüber Moser, erscheint er „verdrießlich“. Das ist der echte Heine in seinem rastlosen Wandel zwiespältiger Stimmungen.

Aber wenn er sich durch Moser's Stillschweigen — reizbar, wie er war — beängstigt fühlt, so weiß er den Lüneburger Freund zu entschuldigen: ein neues Heft von Goethe's „Kunst und Alterthum“ (Z. 4) war erschienen! Dieses 3. Heft des 4. Bandes enthielt nun freilich keine epochemachende Beiträge, die Christiani's Geist dauernd hätten in Anspruch nehmen können. Es brachte, außer Rezensionen und kleineren Aufsätzen zur Kunstgeschichte, eine Reihe zahmer Xenien und vor Allem den tiefsinnigen „Paria“, Goethe's letzte Ballade; daneben noch den berühmten Aufsatz „Von deutscher Baukunst“, der jedoch bereits vor einundfünfzig Jahren in Herder's fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ abgedruckt worden war.

Fühlte sich Heine durch Moser vernachlässigt, weil er ihm zu selten schrieb, so war er andererseits selbst mit schuld daran, wenn sich die Beziehungen zu einem anderen Freunde, zu Jean Baptiste Rousseau (Z. 43), schon jetzt zu lockern schienen. Rousseau (1802—1867), ein mäßiger Literat, der schließlich im Elend verkam, hatte in Bonn zu Heine's nächstem Kreise gehört, und damals, als beide noch mitten in der Entwicklung standen, mochten die Gegensätze ihres Talentes und ihrer Anschauungen nur wenig hervor treten. Heine hielt lange Zeit treu zu dem hastig arbeitenden Freunde, der seine Kraft in aussichtslosen literarischen Unternehmungen verzettelte; er lieferte ihm Beiträge zu dem von ihm herausgegebenen „Westdeutschen Musenalmanach“ und den Zeitschriften „Agrippina“ und „Rheinische Flora“, rührte auch wacker bei Anderen die Trommel für den nach Manuscripten verlangenden Redakteur. Aber Rousseau's hohles Treiben ward ihm bald zuwider; der Briefwechsel wurde immer spärlicher, und es war wohl vor Allem die Sorge um seine Zeitschriften, was Rousseau veranlaßte, sich Heine zu Anfang 1824 wieder mit einem „rührend freundschaftlichen“ Brief zu nähern. Heine dankte durch die That: er sandte weitere Beiträge für die „Agrippina“ und die „Flora“, darunter das berühmte Lied „Du bist wie eine Blume“. Als er ihm aber nicht lange darauf, Ende 1825, die Zwecklosigkeit seiner schriftstellerischen und redactionellen Bemühungen unumwunden vorhielt, kündigte der beleidigte Literat die Freundschaft auf, um später in den Reihen erbitterter Feinde Heine's gegen Diesen mit rücksichtsloser Erbitterung das Schwert zu führen[1]).

Schlimm verfährt Heine mit seinem Lehrer, dem „schweinsledernen Ritter“ Gustav Hugo (1764—1844), dem Begründer der historischen Rechtsschule, der seit 1792 als ordentlicher Professor eine Zierde der Georgia Augusta bildete. Der von Examensorgen bedrängte Dichter schreibt einige Monate später (am 25. October 1824): „Wenn Meister das diesmalige Decanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Decan. Du mußt wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.“ Und Hugo wurde

---

[1]) Ausführliches bei Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heine's. S. 107—125. Berlin 1878. Vergl. auch J. Nassen, Neue Heine-Funde. S. 14—39. Leipzig 1898.

Decan; an ihn richtete Heine am 16. April 1825 das lateinische Gesuch um Zulassung zur Promotion, die am 20. Juli stattfand. Aber der gefürchtete Geheimrath erwies sich trotz nur mäßiger Kenntnisse seines Candidaten (Heine erhielt die Censur III) wider Erwarten sehr freundlich und human. Heine schreibt: „Der Decan machte mir bei dieser feierlichen Scene die größten Elogen, indem er seine Bewunderung aussprach, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sei. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauisch gegen dieses Lob gemacht hätten, so würde ich mir nicht wenig darauf einbilden, daß man vom Katheder herab, in einer langen lateinischen Rede, mich mit Goethe verglichen und auch geäußert, daß nach dem allgemeinen Urtheil meine Verse den Goethe'schen an die Seite zu setzen sind." In drolliger Caricatur tritt uns Hugo auch in der „Harzreise" entgegen. Heine erzählt von einem schweren juristischen Traum, in dem ihm die hohe Titanin, die gewaltige Themis, erschienen sei: „an ihrer linken Seite humpelte, gar galant und wohlgelaunt, ihr Cavaliere servente, der Geheime Justizrath Cujacius (Hugo), und riß beständig juristische Witze und lachte selbst so herzlich, daß sogar die ernste Göttin sich mehrmals lächelnd zu ihm herab beugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte und freundlich flüsterte: ‚Kleiner, loser Schalk, der die Bäume von oben herab beschneidet'"[1] (Werke, Bd. 3, S. 21 f.). Wir wissen, daß Heine der „ganzen historischen Schule", als deren Häupter Hugo, Savigny und Eichhorn gelten, zeitlebens seine treue Abneigung bewahrt hat.

Interessant ist die Anspielung auf das Lied vom Tannhäuser, das Heine zuerst aus Kornmann's „Mons Veneris" (1614) kennen gelernt hatte. „Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheste Herzblut," so schrieb der Dichter nach Jahren. Aber gewaltiger als in der „Stadt der Brennen" sollte ihn später am Seinestrand, in der Liebe zu Mathilde, der Zauber des Venusbergs umrauschen, und da erweckte er das alte und knüpfte daran sein neues Tannhäuserlied (Bd. 4, S. 429—430), durch beide Richard Wagner's Genius beflügelnd.

Wir sahen: schon jetzt stand sein Sinn nach Paris. Und er wollte hier nicht nur als literarischer Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich auftreten, sondern sich auch den Weg in die diplomatische Laufbahn zu ebnen versuchen. Dahin zielen die Worte (Z. 26): „außerdem kann mir diese Reise in politischer Hinsicht nützlich seyn." So hat er denn, stets eifrig bemüht, seine Beziehungen zu erweitern, in Berlin manche öde Stunde antichambrirend verbracht, ohne doch irgend welchen Vortheil dadurch zu gewinnen.

Mehr interessiren uns die literarischen Pläne. Hatte Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870), der rührige Volksschriftsteller und Redacteur, schon früher manches prächtige Lied Heine's in seinen „Gesellschafter" aufgenommen, so sollte er diese Zeitschrift Ende März 1824 mit den köstlichsten Blüthen der „Heimkehr" schmücken dürfen, mit dreiunddreißig Gedichten, die unserem Dichter im Sommer 1823 beim Wiedersehen Hamburgs, der „Wiege seiner

[1] Bezieht sich auf eine noch jetzt strittige Corpus juris-Stelle.

Leiden", durch die Erinnerung an die vermählte Geliebte und durch die neue Liebe zu Therese aufgingen (vgl. Werke, Bd. 1, S. 522). Fast einstimmig war der Beifall, den diese Lieder fanden, und die Welt war nicht wie Heine der Ansicht, daß er „jetzt Schwaches zu Markt bringe". Dagegen werden wir dem Plan einer Tragödie (Z. 42), deren Gegenstand wir nicht kennen, keine Thräne nachweinen: der Dichter des „Almansor" und „Ratcliff" ist nicht der echte Heine; verschmerzen wir doch auch den Verlust des „Faust", der noch in demselben Jahre 1824 jenen älteren (schon im August 1823 erwogenen) Tragödienplan verdrängte.

III.

Verfluchtes Nest-Göttingen d 7 Merz 1824.

Lieber Christiani!

Nebenstehender Brief vom 29 war im Begriffe auf die Post zu spatzieren, als ich Ihren Brief v 26 Feb. erhielt, und mich ganz göttlich freute u nebenbey höllisch ärgerte daß ich Ihnen jetzt einen neuen Brief schreiben muß. Ich schicke Ihnen dennoch den Alten, weil er ergänzen mag was in dem jetzigen Brief nicht stehen möchte u besonders weil bey mir immer der Brief den ich schreibe ein Thermometer ist woraus man meine Gemüthsstimmung erkennen kann. Das ist doch am Ende die Hauptsache die man aus Briefen der Freunde ersehen will, u darum ist mir der Brief im Negligee-Gewand tausendmahl lieber als der Galla-Brief. Zwar kann ich die augenblickliche Stimmung der Freunde sehr gut errathen wenn sie im Briefe reflecktiren, u Stoff und Weise geben mir manchen Wink. Doch ist es mir lieber wenn ich individuelle Züge, unbedeutende facta finde; u obzwar es mich hinreichend interessirt wie Dr Christiani über das Volksthümliche denkt, so würde es mich dennoch eben so stark, ja noch mehr interessiren wenn ich erfahre: ob er auf jener Redoute (abgeleitet von redoutable) in Lüneburg seine unästhetischen Trikothosen getragen, ob er noch oft nach Wienebuttel geht, u Gott weiß was noch mehr. Aber was ich hier sage ist eigentlich gegen einen Berliner Freund gerichtet, wovon ich gestern einen langen Brief erhielt, worin nichts über den Freund selbst, da doch dieses mich mehr interessirte als seine ellenlangen Contemplazionen. Ja, ich habe eben Ihren lieben Brief wiedergelesen, das obige trifft Sie nur in gringem Maße, u es mag für die Folge stehen bleiben.

Mit meiner Gesundheit sieht es wieder schlecht aus; ich mag wohl des Nachts zu viel an der Medizäischen Venus von der Bibliothek u an Hofrath Bauers Magd denken. Bey diesem höre ich diesen Sommer Criminalrecht u bey Meister Pandekten. Ich treibe immer Jus, aber, verflucht, ich kann nichts los kriegen. Noch immer kenne ich die Titel der skottschen Romane und die Novellen der Bockaz oder Tieks viel besser als die Titel und Novellen im Corpus Juris. O heiliger Justinean, erbarme dich meiner! So mancher Schöps hat dich kapirt, u ich muß verzagen! O all Ihr römischen Imperatoren erbarmt Euch meiner! O Gajus, Paulus, Papinianus, Ihr verfluchten Heiden, Ihr müst in der Hölle dafür brennen daß Ihr das Jus so weitläuftig gemacht. Und welches jean paulische d. h. schwere Latein! Täglich verwünsche ich den Arminius und die Schlacht im Teutoburger Walde. Wäre diese nicht vorgefallen, so wären wir jetzt alle Römer, u sprächen Latein, und das Corpus Juris wäre uns so geläufig u leicht wie Claurens Mimili. — Ich will nicht weiter schreiben, ein alt-Deutscher könnte mich überraschen, und mir den Dolch ins undeutsche Herz stoßen mit einem pathetischen: Stirb verfehmter Zwingherrnknecht und Vaterlandsverächter! Aber ich ergreife dann das neben mir liegende Nibelungenlied u halte es als Schild dem jenäischen

40 Donquixote entgegen, u der Dolch entfält ihm, u er faltet betend die Hände: O sancta Chrimhilda, Brunhilda & Uhta ora pro nobis! — Edle schwarze Narren, ich kann nicht mit Euch harmonieren weil meine eigne Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint u singen:

45 Was ist des Deutschen Vaterland,
Mit Veilchenblauer Seide?
Ists Preußenland ist's Schwabenland,
Mit Lust u Liebesfreude?
Chor: Schönes, grünes Vaterland &c &c &c

50 Sie sagen in Ihrem Briefe daß es mir so schwer werde mich des deutschen Wesens ganz zu entäußern. Obige Worte möchten Sie noch darin bestärken, daß dieses ein absichtliches Bestreben bey mir sey. Sie irren sich dennoch. Ich weiß daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebens-55 element nicht heraus kann, u daß ich — um das Fischgleichniß beyzubehalten — zum Stockfisch vertrocken muß wenn ich — um das wäßrige Gleichniß beyzubehalten — aus dem Wasser des deutthümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust u Freude dran, u meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwey 60 Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind. Mein erstes Buch ist auch in seiner Äußerlichkeit ganz deutsch, damals war die Liebe zum Deutschen noch nicht in mir getrübt; mein 2tes Buch ist nur innerlich deutsch, doch fremdartiger ist seine Aeußerlichkeit. Daß aus Unmuth gegen das deutsche meine Muse sich ihr deutsches Kleid etwas fremdartig zuschnitt, ist wahrscheinlich. Zu diesem Unmuth haben triftige 65 Gründe, gerechter Ennui Anlaß gegeben. Und dann die Donquixoterie der Kerle! Ich sehe ich bin selbst in den Fehler verfallen, den ich gerügt, u bin in's aschgraue Raisoniren gerathen u sollte doch lieber kurz zusammenfassen was ich zu sagen habe. Hören Sie also: ich reise nach Berlin, wenn ich mich Anfang nächsten Monaths wohlbefinde. Ich denke daß es der Fall seyn wird, widrigenfalls reise 70 ich nicht. Es ist also bloß höchst wahrscheinlich. Wenn ich Ihnen also in Berlin etwas besorgen kann, etwa in Ihren göthischen Umtrieben oder in Verlegerangelegenheiten, oder Erfragungen u drgl, so müssen Sie es mir bis zum 1ten April wissen lassen. — Drey u dreyzig Gedichte lasse ich im Gesellschafter drucken, meistens sind sie Ihnen bekannt. Denken Sie mein Unglück, das Paquetchen See-75 stücke habe ich durch Hin u Herpacken verloren, u ich habe nur drey Stück aus dem Gedächtnisse — u wie hielt das schwer! — erneuern können. Lachen Sie nicht, es ist ein großes Unglück. — Ich aber habe gelacht u herzlich gelacht. Hören Sie mahl, habe ich Ihnen nicht mahl mitgetheilt ein groß Gedicht, es fängt an

80 Am Werfte zu Kuxhaven
Da ist ein schöner Ort,
Der heißt "die alte Liebe„
Die meinige ließ ich dort. &c &c &c

Nun stehe ich auf der "alten Liebe„ u betrachte den Sturm, das Gewitter, die 85 Schiffe u. s. w. Es ist ein famoses Gedicht u ich kann trotz aller Anstrengung, mich nur noch der ersten Strophe erinnern. — Jetzt dürfen Sie lachen. — Diese Woche schicke ich die Gedichte an Gubitz, u wenn diese Gedichte durchfallen beim großen Publikum — u das werden sie sicher — so sind Sie Schuld, denn Sie haben mich verführt noch Gedichte zu machen. Es werden wohl die letzten seyn, 90 die der Holzschneider u Theaterkritikmacher Gubitz in diesem Leben von mir erhalten wird.

Was Sie mir in Betreff Gubitzens u Ihres Aufsatzes für dens. sagen, sollte ich wohl in Stillschweigen übergehen, weil es sich schickt. Da dieses Schweigen aber etwas unnatürliches wäre, u ich meinen Freunden immer unbefangen heraus- sage was ich denke, so will ich Ihnen gestehn daß ich aus Ihrem Briefe gern ersah 95 daß es Ihnen mit jenem Aufsatz noch immer Ernst ist. Dabey muß ich Ihnen eben so freymüthig sagen daß ich es lieber sehe daß Sie sich denselben ganz aus dem Kopf schlagen, oder seine Abfassung auf Sankt Nimmermehr aufschieben, wenn dieselbe Ihnen nur im mindesten gène macht. Aus leichtbegreiflichen Gründen hätte ich ihn bey meiner Ankunft in Berlin gern gedruckt vorgefunden. 100 Da ich aber weiß daß dieses nicht geschehen wird, so mag er immerhin ganz un- gedruckt bleiben, da in späterer Zeit sein Abdruck keine äußere wichtige Bedeutung für mich haben wird. Und überdies ist es mir immer lästig wenn ich mich meinem Freunde gar zu sehr verpflichte, und Sie, lieber Christiani haben mir bereits so viel Erfreuliches u Liebes erzeigt, daß ich nicht weiß wie ich mich je revangiren 105 soll. Ich hoffe daß ich auch von Ihnen nächstens ein poetisches Opus gedruckt sehe, u dieses will ich mit Liebe u Fleiß lesen — u das ist ja das Verbindlichste u Liebreichste was man einem Poeten erzeigen kann. Ich danke Ihnen für den St. Johannis; ich habe meine Gründe Sie heute nicht zu loben; aber wahrschein- lich geschieht es nächstens. — Ob meine Trag. u Ged. dem Zwicker zugesagt, be- 110 zweifle ich sehr. Der Ton der darinn herrscht muß seinem ganzen Wesen zuwider seyn. Ich weiß nicht mehr ob er sich geäußert hat. Vielleicht irre ich mich aber. Ich bin wirklich kein eitler Poet, u es ist mir nicht unglaublich daß ich miß- fallen kann. — Me Zwicker war sehr von meinen Versen erbaut. — O sie ist lieblich u liebreich! Grüßen Sie mir meine Freunde u Gönner in Lüneburg. 115 Empfehlen Sie mich gelegentlich der schönen Sultanin zu Lüne. — Ich habe an August Meyer geschrieben. — Grüßen Sie den Hauptman Meyer recht herzlich. — Einliegenden Brief schicken Sie gleich an meine Eltern; ich schreibe denselben nicht viel, aber oft. Ich glaube nicht daß mich jemand in der pietas übertrifft. Still, still. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb u seyn Sie überzeugt daß ich Sie 120 schätze u liebe. H. Heine.

Dazu am Rande, auf S. 6 des Briefes:

Ich bemerke nochmals daß Sie meinen Vorsatz nach Berlin zu reisen gegen niemand erwähnen sollen. — Den Cassanova (5tr Th.) habe ich noch nicht gelesen.

„Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken," schreibt Heine zwei Tage nach Absendung dieses Briefes. Unausstehlich gelehrt! Wie er im Herbst dieses Jahres die Leser der „Harz- reise" von Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn, von der Corpus juris-Stelle „De arboribus caedendis" und von der lex Falcidia unterhält, so spricht er hier (Z. 30) von dem berühmten römischen Rechtsgelehrten Gajus, der um 161 n. Chr. seine „Institutiones" verfaßt hatte, das wichtigste Lehr- buch des römischen Rechtes bis auf Justinian, das ihm durch die „Scholien zum Gajus" (Berlin 1821) von seinem Freunde Eduard Gans in Berlin (1798—1839), dem namhaften Vertreter der philosophischen Rechtsschule, be- sonders nahe gerückt sein mochte; er spricht von Aemilius Papinianus (140—212), gleichfalls einer Leuchte der Rechtswissenschaft, die durch sieben- unddreißig Bücher „Quaestiones" und neunzehn Bücher „Responsa" den Scharfsinn römischer Juristen spornte, und von Julius Paulus (um 170 bis 228), der sich durch einen Commentar zum Edict und einen solchen zu Massurius Sabinus (dem Haupt einer Juristenschule zur Zeit des Augustus und Tiberius)

bekannt gemacht hatte, und von dem sich über zweitausend Fragmente im Corpus juris finden; er spricht endlich von den „Titeln“, d. h. den Capitelüberschriften der Gesetzsammlungen, und den „Novellen“, d. h. der letzten Abtheilung des Corpus juris, enthaltend Einzelgesetze Justinian's, die er nach Abschluß des großen Codex in der Zeit von 535—563 erließ. Unausstehlich, wir wissen's, war ihm diese Gelehrsamkeit, wenn er auch ihren Verkündigern, den Professoren Bauer (1772—1843), der seit 1813 als Criminalist in Göttingen docirte (dem „dünnen Hofrath Rusticus, dem Lykurg Hannovers“ der „Harzreise“), und dessen Fachgenossen Meister, einem bejahrten Herrn, im Gegensatz zu Gustav Hugo, Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Verflucht, ich kann nichts loskriegen!“ Welch anderes Interesse brachte er dem Verfasser des „Phantasus“ entgegen, dem romantischen Heerführer Ludwig Tieck, den er später zwar grausam gezaust, aber im Grunde doch immer geliebt hat! Soeben hatte Tieck durch seine Novellen, durch die „Gemälde“, „Die Reisenden“, „Die Verlobung“, die „Musikalischen Leiden und Freuden“ u. a. die „dritte Manier“, die reifste Periode seines Schaffens eröffnet, die Heine's entschiedensten Beifall fand, wenn er auch weit geht, den zum Realismus bekehrten deutschen Romantiker mit dem großen Verfasser des „Decamerone“ in einem Athem zu nennen.

Doch weder die juristische noch die literarische unausstehliche Gelehrsamkeit fesselt uns an diesem Briefe. Auch wenn Heine den Heun oder Clauren (1771—1854) wegen seiner süßlich-lüsternen „Mimili“ (Dresden 1816) oder den Professor der Philosophie Johann Friedrich Fries (1773—1843), den „jenäischen Donquixote“ (Z. 39), wegen seiner Schrift „Ueber die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“ (Heidelberg 1816) oder wenn er Jean Paul wegen seines schwerfälligen Stils verspottet, so sind dies Aeußerungen ohne Belang. Bemerkenswerther ist schon der Witz über die Folgen von Arminius' Sieg im Teutoburger Walde (Z. 33), denn er prägte sich so tief in des Dichters Geiste ein, daß er ihn noch zwanzig Jahre später in dem Wintermärchen „Deutschland“ (Werke, Bd. 2, S. 453) genau wiederholte:

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

In unserem Vaterland herrschten jetzt
Nur römische Sprache und Sitten,
Vestalen gäb' es in München sogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Und so fort, in langer Ausführung! Wichtiger ist uns Heine's Ausführung über sein Nationalgefühl und seine Versicherung, daß er „eine der deutschesten Bestien“ sei. Ja, trotz allem Spott, den er über das Land seiner Geburt ausgegossen hat, er hing an ihm mit oft gekränkter, oft wankender, aber dennoch unauslöschlicher Liebe. Wie sein erstes Gedicht vom Jahre 1815[1])

[1]) Von mir veröffentlicht in K. E. Franzos' „Deutscher Dichtung“, Bd. XXV, S. 6 ff. Berlin 1898.

in deutschnationalem Pathos erglüht, wie er viele Jahre später in der freiwilligen Verbannung klagt:

> O Deutschland, meine ferne Liebe,
> Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!

Oder wie er, dreißig Jahre vor der Errichtung des Reichs, von Deutschland, dem „täppischen Rieselein", prophetisch jubelt:

> Ja, Du wirst einst wie Siegfried sein
> Und tödten den häßlichen Drachen ....
>
> Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
> Die Reichskleinodien, besitzen.
> Heisa! wie wird auf Deinem Haupt
> Die goldne Krone blitzen! ...

Ebenso sagt er auch hier, „daß ihm das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist". Diesen Worten steht freilich eine nicht geringe Anzahl geradezu antinationaler Aeußerungen gegenüber, und solches Schwanken der Gesinnung muß leider als ein ebenso unerfreulicher wie tief wurzelnder Zug von Heine's Seelenleben hervorgehoben werden. Dieser Zug verräth sich auch in dem nicht ganz gesunden Spott, mit dem er das Geständniß in unserem Brief begleitet. Nicht dadurch allein erklärt er sich, daß Heine schnell wechselnden Stimmungen unterlag, auch nicht dadurch, daß er an jeder Sache, und so auch am Deutschthum, mit weitschauender Vielseitigkeit das Gute und Anfechtbare zugleich erkannte, sondern er ist in letzter Linie durch die einfache Thatsache begründet, daß Heine, der hochbegabte Jude, sich vielfach im Gegensatz zur deutschen Cultur jener Tage fühlte, und daß er im ungleichen Kampf mit ihr auf das Schwerste litt. Er gehörte etwa der zweiten Generation deutscher Juden an, die an dem modernen Geistesleben Antheil hatte: begreiflich ist es, daß bei ihnen der Ausgleich zwischen eigenem Erbtheil und äußeren Einflüssen nicht ohne Weiteres und nicht in wenigen Jahrzehnten zum Abschluß kam; weit erstaunlicher sind die schnellen Fortschritte, die er machte. Und Heine hat diesen ungeheuren Zwiespalt wie kein Anderer durcherlebt, wenigstens wie kein Anderer zum Ausdruck gebracht. Was Mancher im Stillen ertragen, auch wohl innerlich überwunden hatte, das offenbarte er, einer der subjectivsten aller Dichter, mit rücksichtslosen Worten. Freilich hat auch er der Sache letzten Grund niemals aufgedeckt; und wer wollte ihm das verargen? Er hat sich der Jungfrau Germania mit glühenden Liebesschwüren zu Füßen geworfen, aber sie wies ihn spröde zurück. Und der Verschmähte hat es dann an höchst bitteren Worten nicht fehlen lassen. Aber der Gegensatz zwischen ihm und ihr bestimmte all sein Denken und Thun, und in seiner letzten Zeit, während seines langen Krankenlagers, wurde er in seinen Anschauungen über sie immer härter und kälter. Er hat sich in diesem tragischen Conflict seines Lebens nicht als starken Charakter erwiesen, und seine Schwäche verräth sich in dem Schwanken und Schillern seiner Gesinnungen. Aber ohne diese Erfahrungen, ohne den Gegensatz seines Ichs zu der Umwelt wäre er auch schwerlich der Dichter von charakteristischer Bedeutung geworden, als den wir ihn schätzen. Unzählige sind von zwiespältigen Leiden zu Boden gedrückt: er hat ihren Gefühlen be-

strickenden Ausdruck verliehen; Unzählige murren im Stillen gegen Druck und Verfolgung: er hat auch ihren Unmuth und Groll in blendenden Witzen entladen. Ebenso wie seine schwankende Gesinnung, so wurzelt auch Heine's Weltschmerz und seine geistvoll-boshafte Satire in jenem furchtbaren Zwiespalt, der die Brust des deutschen Juden jener Zeit erfüllte, und der sich in den mannigfaltigsten Beziehungen geltend machte. Dazu kommt dann, daß er als subjectivster Lyriker in leidenschaftlichem Affect Alles heraus sprudelt, was ihn jeweils bewegt; beachtet man zugleich jene tiefste Unterströmung seines Seelenlebens, so gilt R. M. Meyer's Wort zu Recht: „Heine's Stärke liegt in der Empfindung."

Mögen diese Worte zur Beleuchtung seiner nationalen Bekenntnisse passend erscheinen! Der Bedrängte hatte schon 1823 Deutschland verlassen wollen; aber abgesehen von äußeren Umständen hielt ihn die Liebe zur deutschen Cultur, besonders zur deutschen Dichtung, in der Heimath zurück. Das Nibelungenlied (Z. 39), das er schätzt wie nur Einer, wird ihm zur Waffe gegen feindliche Eiferer gleich Fries (Uhta ist Uote, Kriemhildens Mutter). Seine zwei Bücher (Z. 59), d. h. die „Gedichte" (Berlin 1822) und die „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo" (daselbst 1823), führt er als Beweis dieser Liebe zur deutschen Cultur mit Recht an: sie sind hervorgesprossen aus dem Boden der deutschen Romantik, enthalten aber natürlich auch bereits stark ausgeprägt die besonderen Züge und Probleme, die Heine's Lebenslage entsprachen (z. B. in den „Fresco-Sonetten" und der Tragödie „Almansor"). Und herrliche Blüthen deutscher Lyrik waren die „Drey und dreyzig Gedichte" (Z. 73), die Heine vom 26. bis 31. März 1824 im Berliner „Gesellschafter" veröffentlichte; darunter, an erster Stelle, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", ferner: „Wir saßen am Fischerhause", „Du schönes Fischermädchen", „Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen", „Was will die einsame Thräne?" „Mädchen mit dem rothen Mündchen", „Selten habt ihr mich verstanden" und andere Gedichte voll romantischen Duftes oder epigrammatischer Kraft (vollständig angeführt Bd. I, S. 522 meiner Ausgabe). Besonders interessant ist aber die Mittheilung unseres Briefes, daß Heine 1823 bei seinem ersten Aufenthalte an der See noch viel mehr „Seestücke" gedichtet hat (Z. 74), als sich aus jener Zeit erhalten haben (die beiden Cyklen der „Nordsee" am Schlusse des „Buchs der Lieder" stammen aus den Jahren 1825 und 1826). Er schreibt, nur drei Gedichte habe er aus dem Gedächtniß erneuern können. Diese Aeußerung ist ungenau, denn unter den dreiunddreißig Gedichten des „Gesellschafters" finden sich fünf Seestücke („Wir saßen am Fischerhause", „Du schönes Fischermädchen", „Der Mond ist aufgegangen", „Der Sturm spielt auf zum Tanze" und „Der Abend kommt gezogen, Der Nebel bedeckt die See"). Aber das gibt noch lange kein „Packetchen", und wie uns das Gedicht, dessen Anfang Heine hier mittheilt (Z. 80), verloren gegangen ist, so werden manche andere, die er vermißte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein. Freilich stehen in der Abtheilung „Heimkehr" des „Buchs der Lieder" noch zwei bekannte Gedichte ähnlichen Charakters in nächster Nähe der eben genannten: Die Lieder „Der Wind zieht seine Hosen an, Die weißen

Wasserhosen" und „Das Meer erglänzte weit hinaus"; da sie aber beide erst 1826 in den „Reisebildern" veröffentlicht wurden, so ist anzunehmen, daß sie auch erst später (1825) entstanden sind, und daß Heine sie nur deshalb der Abtheilung „Heimkehr" einverleibte, weil ihr Versmaß zu den Gedichten der beiden „Nordsee"-Cyklen nicht paßte. — Die „drey und dreyzig Gedichte", die der „Gesellschafter" 1824 brachte, waren in der That die letzten, die „der Holzschneider und Theaterkritikmacher Gubitz" von Heine für seine Zeitschrift erhielt (Z. 90); nur die „Harzreise" nebst den in ihr enthaltenen Liedern gab Heine ihm noch zum Abdruck (Januar und Februar 1826), aber Gubitz ließ den Censor dabei seines Amtes so unbehindert walten, daß Heine für alle Zeit genug hatte und die Beziehungen zu dem Berliner Schriftsteller abbrach. — Der Aufsatz, den Christiani für den „Gesellschafter" über Heine schreiben wollte (Z. 92), ist nicht erschienen; statt dessen brachte die Zeitschrift einen Artikel aus Adolf Peters' Feder, von dem wir noch hören werden (vergl. den 6. Brief). Auch Christiani's Dichtung „St. Johannis" (Z. 99) ist nicht gedruckt worden, und so können wir Heine's zart ablehnende Kritik nicht genauer würdigen. — Der 5. Band des Casanova, den Heine erwähnt (Z. 123), bezieht sich auf die deutsche Bearbeitung der „Memoiren" des berüchtigten Abenteurers (1725—98), die Wilhelm von Schütz (1776—1847) besorgte (Leipzig 1822—28, 12 Bde.); sie erschien vor der französischen Ausgabe (daselbst 1828—38, 12 Bde.). — Der Brief an August Meyer (Z. 117; vergl. oben S. 275; ob der „Hauptmann Meyer" dessen Vater war, weiß ich nicht) ist ebenso wenig wie der „einliegende Brief an die Eltern" (Z. 118) bisher bekannt geworden und wohl verloren gegangen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, den 6. April 1901.

Beinahe acht Monate, von dem September des vergangenen bis in den April dieses Jahres hinein, hat die Theatersaison mit ungeschwächter Kraft gewährt und bis in die letzten Wochen dem Publicum Neuigkeiten um Neuigkeiten vorgeführt. In dem außerordentlichen Aufschwung, den die deutsche dramatische Production seit dem Jahre 1890 gewonnen hat, ist noch kein Stillstand und keine Ebbe eingetreten. Auch die Unabhängigkeit der deutschen Bühne von der Dichtung des Auslandes erhält sich und befestigt sich. In dieser Spielzeit hat nur ein einziges Schauspiel aus der Fremde, Björnson's Drama „Ueber unsere Kraft", das in seinem zweiten Theile die Arbeiterfrage und die socialen Probleme der Gegenwart im kühnsten Alfresco-Stil behandelt, eine stärkere Wirkung ausgeübt; alles Uebrige, was uns sonst aus Rußland, Frankreich und Italien zukam, ist schnell vorüber gegangen. Und nicht nur die Bühnen haben sich von der Herrschaft des Auslandes befreit, auch unsere Theaterschriftsteller bemühen sich, in eigenen Schuhen auf heimathlichem Boden zu stehen und die norwegischen und französischen Vorbilder zu vergessen. Das „Frei nach berühmten Mustern" ist fast ganz aus unserer dramatischen Production verschwunden. Dies ist für mein Urtheil der erfreulichste Zug in der diesmaligen Theaterbilanz. Ueberall begegnen wir deutschen Stoffen, Figuren und Gedanken. Das deutsche Volksleben ist wieder, bald im ernsten, bald im lustigen Spiel, der Nährboden unserer Dramatik geworden. Daß die Conflicte und Gegensätze der Gegenwart vor den historischen bevorzugt, die Noth und der Jammer der kleinen und der armen Leute mit besonderer Schärfe hervorgehoben werden, liegt in der Stimmung und der Strömung der Zeit. Undenkbar, daß die leidenschaftlichen socialen und Interessenkämpfe, die wir erleben, nicht in den Dichtungen unserer Dramatiker widerhallen sollten. Die Bühne würde aufhören, ein Spiegelbild des Lebens zu sein, wollte sie auf solche Stoffe und Gestalten verzichten. Das Publicum verlangt danach und den Dichtern liegen sie im Kopfe und im Herzen. Das Schlimme ist nur, daß diese einseitige Vorliebe für das Sittenschauspiel das historische Drama immer mehr in den Hintergrund drängt und die beständige Vorführung kleinbürgerlicher Zustände und Verhältnisse den Gesichtskreis einschränkt, die Phantasie lähmt und den Geschmack verflacht. Iffland und Kotzebue fanden ihrer Zeit in Schiller und Goethe das nothwendige Gegengewicht; jetzt beherrschen die Ifflands, wenn Wildenbruch's Muse einmal schweigt, uneingeschränkt das Theater. Der erste Schaden, der aus dieser realistischen Richtung sich für das Theater entwickelt hat, ist die wachsende Verderbniß der Sprache. Um jeden Preis sollen die Figuren natürlich sprechen, und sie reden nun ein Deutsch, das in den meisten Fällen weder Schriftdeutsch noch eine Dialektform, sondern eine abscheuliche, künstlich gemachte Verballhornung unserer Sprache ist, durch die der Theaterschriftsteller die Lebenswahrheit, den rohen, gemeinen und saloppen Umgangston der von ihm geschilderten Kreise auszudrücken wünscht. Wer auch nur mit dem geringsten Feingefühl für die Sprache und den Stil begabt Sudermann's oder Hauptmann's Schauspiele mit der Prosa der „Emilia Galotti", der „Luise Millerin", der „Maria Magdalene" vergleicht, erschrickt über den Niedergang unseres geliebten Deutsch, das einst für uns dichtete und dachte und jetzt nur noch in zerrissenen Sätzen, mit unzähligen Flickwörtern, mit unleidlichen „Hör'n Se"

und „Sehn Se" zu stammeln vermag. Was auf der Bühne, im Munde des Schauspielers, zuweilen noch einen Hauch von Natur besitzt und die geistige Minderwerthigkeit der dargestellten Figur veranschaulicht, verliert bei der Lectüre jede Wirkung. Denn hier, wo die Belebung des Worts durch den Darsteller fehlt, tritt das Gesuchte und Unnatürliche um so greller hervor, Alle radebrechen ihre Muttersprache in geschmacklosen Verrenkungen, als ob es überhaupt keinen Menschen mehr gäbe, der auch Alltags richtig deutsch spräche. Eine solche Sprache ist nicht im Stande, große Gedanken auszudrücken: sie kann sich nur in den Niederungen des Geistes und der Leidenschaft bewegen. Darum kommt in diesen modernen Stücken das Tragische niemals rein zum Durchbruch, sondern erscheint stets mit dem Stich in das Alltagselend. Mit durch die Meisterschaft seiner Sprache hat Hebbel den peinlichen Stoff seines bürgerlichen Trauerspiels „Maria Magdalene" aus der Dürftigkeit seiner Sphäre erhoben und zu einem Kunstwerk gestaltet. Umgekehrt drücken die modernen Dramatiker ihre Stoffe durch die Niedrigkeit ihrer Sprache noch tiefer in das Gemeine und Armselige herab.

Ohne Zweifel hat auch das Rohe und Widerliche dieser Ausdrucksweise zu den vielen Conflicten zwischen der Theatercensur und den Schriftstellern beigetragen, welche die öffentliche Meinung in dieser Spielzeit häufiger als sonst beschäftigt haben. Viele Jahre lang hatten wir nichts von einem Eingriff der Polizei in die freie Bewegung der Theater gehört, die eine Abwehr zu erfordern schien. Denn daß die oft doch recht bedenklichen Darbietungen der sogenannten Variété-Theater einer Aufsicht unterstehen müssen und nicht frei wie das Unkraut am Wege empor schießen dürfen, wird man ohne Weiteres zugestehen. Jetzt aber erfolgten Schlag auf Schlag wie auf eine gegebene Losung hin Verbote von Schauspielen und Lustspielen, die, wie das Urtheil auch darüber ausfallen mochte, doch sicherlich einen gewissen literarischen Werth beanspruchen konnten. Die Erregung, die sich im Frühjahr 1900 während der Debatten über die lex Heinze im Reichstage weiter Kreise bemächtigt hatte, kehrte wieder. Man witterte in dem Vorgehen der Berliner Polizei System, den Beginn eines Feldzugs gegen die „neue Richtung". Die Thorheit des ganzen Unternehmens stellte sich gleich heraus, als das Thalia-Theater in Hamburg die satirische Komödie von Georg Engel „Der Ausflug ins Sittliche" unbeanstandet und ohne jede Gefahr für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit zur Aufführung brachte, während dem Lessing-Theater in Berlin die Darstellung untersagt wurde. Es war natürlich, daß von der Entscheidung der Censoren in diesen wie in anderen Fällen an den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, an den Cultusminister und das Oberverwaltungsgericht Berufung eingelegt wurde, und daß diese Stellen sich der dramatischen Dichtung gegenüber gerechter und freier gesinnt erwiesen als die Polizeiräthe. Das preußische Abgeordnetenhaus und der Reichstag haben dann nachträglich in langen Sitzungen über die Nothwendigkeit, Neuordnung oder Aufhebung der Theatercensur verhandelt, alle Zeitungen Artikel darüber gebracht und Berufene wie Unberufene ihr Urtheil über die Frage abgegeben. Nur in zwei Punkten stimmen Alle überein: daß die Theatercensur nicht mehr ausschließlich von der Polizei geübt werden dürfe, und daß die Neuordnung dieser Verhältnisse nur von Reichswegen und nicht durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten geschehen könne. Der Theorie nach sollte das Theater so frei sein wie die Presse und das Aufsichtsrecht des Staats erst nach geschehener That eintreten. Praktisch aber empfiehlt es sich für den Theaterdirector wie für den Theaterdichter in keiner Weise, das Verbot oder die Gestattung eines Stückes erst von der Aufführung abzuwarten. Vor einigen Jahren erregte in Paris die Aufführung des Dramas von Sardou „Thermidor" die ärgsten Tumulte, die sich aus dem Theater auf die Straße und in die Kammern der Deputirten wie der Senatoren fortsetzten. Die gesammte Linke sah eine Verhöhnung der Revolution darin und setzte das Verbot des Stücks wenigstens für eine Weile durch. Es fragt sich doch, ob der Schaden, der dadurch dem Director und dem

Dichter erwächst, ob die öffentliche Beunruhigung, die daraus entspringt, nicht größer und gefährlicher sind als die Entscheidungen einer Präventiv-Censur, gegen die ja noch immer erfolgreich die Berufung eingelegt worden ist. Die Vergeblichkeit ihres Kampfes gegen die „neue Richtung" in der dramatischen Dichtung wird die Polizei nach den Erfahrungen der letzten Monate eingesehen haben und ihre übertriebene Bevormundung und Aengstlichkeit künftig einschränken. Nicht die Verrohung der Sitten, nicht die Reizung sinnlicher Begierden fürchte ich von der modernen Bühne, sondern die Verflachung des künstlerischen Geschmacks, die Gewöhnung des Auges und des Ohres an das Niedrige und Alltägliche und die Verdrängung des Schönen und Erhabenen. Und dagegen vermag keine Polizei und keine Regierung eine Schutzwehr aufzurichten. Hier können nur die Dichter selbst helfen. Es sind nicht ihre Gesinnungen, nicht die Wahl ihrer Stoffe, — es ist die Art der Darstellung, welche ihren Werken trotz aller gerühmten Wahrheit den Stempel der Nüchternheit und der Prosa ausdrückt. Den Gegensatz zwischen Vater und Sohn, auf dem sich Gerhart Hauptmann's Drama „Michael Kramer" aufbaut, würde ein Hebbel zu einer erschütternden Tragödie entwickelt haben, der moderne Dichter raubt ihm durch die Plumpheit und die Häßlichkeit seiner Sprache von vorn herein jede künstlerische Würde und zieht ihn durch die Trivialität der einzelnen Vorfälle in das Fratzenhafte herab.

Sieht man von Björnson's Schauspiel „Ueber unsere Kraft" ab, das der nordischen Dramatik angehört und schon manches Jahr alt ist, so hat kein Werk größeren Stils diesmal die Berliner Bühnen beschritten. Sudermann, Hauptmann, Fulda sind mit neuen Schöpfungen darauf erschienen, aber ihren Stücken fehlt die Originalität, die Frische und das Fortreißende. Eine gewisse Müdigkeit des Ausdrucks, eine Erschlaffung der dramatischen Erfindung offenbart sich, als ob der Boden erschöpft sei und eine Weile der Ruhe bedürfe. Ludwig Fulda, dem die Arbeit am leichtesten fließt, sowohl die Erfindung wie der Vers, verliert immer mehr an Tiefe; Sudermann, der schwieriger und mit Anstrengung schafft, gegen den Ausgang seiner Handlung immer mehr an Athem, und Hauptmann, der Launenvollste von Allen, durch den beständigen Wechsel des stofflichen Inhalts und der Stimmung seiner Dichtungen immer mehr von jener Ausdauer und jenem Fleiß in der Durchführung seiner Fabel und seiner Figuren, ohne die ein einheitliches, in sich abgeschlossenes Kunstwerk nicht vollendet werden kann. Hermann Sudermann's Schauspiel in vier Acten „Johannisfeuer" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) eröffnete den Reigen dieser drei Stücke am Freitag, den 5. October 1900, im Lessing-Theater. Wie die Schauspiele „Heimath" und „Das Glück im Winkel" spielt es auf dem ostpreußischen vaterländischen Boden des Dichters. Die Umgebung, der Erdgeruch, die Schilderung der Aeußerlichkeiten, die Charakteristik der Figuren ist, vom realistischen Standpunkt betrachtet, musterhaft. Um die Natürlichkeit zu erhöhen spricht der Hülfsprediger Haffke den reinsten ostpreußischen Dialekt, und eine zigeunerhafte, diebische Alte radebrecht littauisch und deutsch durch einander. Die Handlung spielt sich in wenigen Tagen ab, in demselben Raume, dem Gartenzimmer eines Gutshofes. In all' diesen Dingen kommt die Erfahrung, die Sicherheit Sudermann's als Theaterschriftsteller zur kraftvollen Geltung, nicht ein Zug ist fortzunehmen oder hinzuzusetzen. Romantische Abenteuer, Verstiegenheit der Gefühle sind ausgeschlossen; selbst die umher strolchende Weszkalnene fällt nicht aus dem Rahmen des preußisch-littauischen Gutes und Dorfes. Bis auf den Inspector und die Mamsell haben alle Gestalten ein scharfes charakteristisches Gepräge. Man fühlt gleichsam, wie treu und wahr sie in ihrem Umriß dem Leben abgelauscht sind. Dennoch scheidet der Zuschauer von der Aufführung, der Leser von der Lectüre unbefriedigt. Der Dichter verwirrt uns das Gefühl, indem er dem tragischen Conflict die Spitze abbricht, sowohl bei seinem Helden wie bei seiner Heldin. Weder das Mädchen noch der Mann haben den Muth, ihrer Umgebung zum Trotz ihr Glück auf ihre

Weise zu suchen oder ihre Schuld zu büßen. Dieser Mangel an Folgerichtigkeit wirkt nicht nur auf den Ausgang der Handlung lähmend ein, sondern läßt auch die Charaktere Georg's und Marikke's im ganzen Verlauf des Stücks zweideutig und unklar erscheinen. Im Mittelpunkt des Schauspiels steht der Gutsbesitzer Vogelreuter: ehrenwerth, tüchtig, tyrannisch und jähzornig, ein Mann in den Fünfzigern. Seine Bärbeißigkeit ist von einer großen Ader Güte und Freundlichkeit durchsetzt. Wie barsch er sie auch behandelt, liebt er seine Frau, seine Tochter Trude und sein Pflegekind Marikke zärtlichst. Im Schneesturm, in einer Winternacht haben er und seine Frau im Nothstandsjahr 1867 ein littauisches Weib und ihr Kind auf dem Wege halb erfroren, halb verhungert gefunden und sich ihrer angenommen. Da sie selbst noch kein Kind hatten, kauften sie der Littauerin die Tochter ab und schickten die Säuferin fort. Als dann nach drei Jahren Trude geboren wurde, sind beide Mädchen wie Schwestern gehalten und erzogen worden. Marikke als die Aeltere und Kräftigere ist das Heimchen des Hauses, anstellig, arbeitsam und unermüdlich, voll frischer und leidenschaftlicher Empfindung, mit Truden in inniger Freundschaft verbunden. Von ihrer Mutter hat Marikke nur eine dunkle, verworrene Vorstellung: sorgfältig hat Vogelreuter bisher jedes Zusammentreffen des Mädchens mit der Weszkalnene, die sich in langen Zwischenräumen, um Geld zu erpressen und Diebstähle auszuführen, in den Hof einschleicht, zu verhindern gewußt. Das Verhängniß, den Frieden des Hauses zu stören, naht in der Gestalt Georg's. Der Neffe Vogelreuter's, Georg von Hartwig, ist ein Nothstandskind wie Marikke. Wegen seiner Schulden hat sich sein Vater erschossen und Vogelreuter sich des verwaisten Knaben angenommen. Noch mehr: er hat auch die Schulden des Selbstmörders bezahlt und glaubt dadurch das Anrecht auf den unbedingten Gehorsam Georg's erworben zu haben. Die Verheirathung Trudens mit Georg hat in der Familie von jeher als etwas Selbstverständliches gegolten, weder Georg noch Trude haben widersprochen. Jetzt ist er von Königsberg herüber gekommen, um Hochzeit zu feiern; Marikke ist auf der beständigen Fahrt zwischen dem Gut und der Stadt hin und her, um dem jungen Paar dort die Wohnung einzurichten. Bei dem Aufräumen in der Junggesellenwohnung Georg's ist sie auf ein Heft mit Gedichten gestoßen — Gedichten Georg's an sie gerichtet, aus denen eine leidenschaftliche Zärtlichkeit strömt, die nun auch sie ergreift, obwohl sie im vergangenen Jahre seine schüchterne Werbung herbe zurückgewiesen hat. Georg ist Baumeister, bei der Königsberger Stadtverwaltung, in guter Stellung, ein unabhängiger Mann, der seinem Herzen folgen könnte: weist er doch Trudens Mitgift stolz zurück und geräth darüber in den heftigsten Streit mit seinem zukünftigen Schwiegervater. Zwischen ihm und Marikke kommt es zur Aussprache, die Herzen und die Lippen finden sich. Die Johannisfeuer leuchten ihrer Brautnacht. Nachher aber haben sie weder die Entschlossenheit, ihr Herzensbündniß vor den Anderen zu vertreten noch heimlich davon zu laufen. Allerlei Rücksichten vor dem Oheim und vor seiner Verlobten, die er trotz der Leidenschaft zu Marikke gern hat, halten Georg von dem entscheidenden Schritt zurück, und Marikke, die muthiger und zur Flucht bereit ist, wird durch das Mahnwort des Predigers, dem sie auf seine Werbung einen Korb gegeben hat, und den Anblick ihrer Mutter, der trunkenen Weszkalnene, zur Resignation bestimmt. „Und was soll werden?“ fragt Georg. „Aus Dir?“ antwortet Marikke. „Das weiß ich nicht. Vielleicht wirst Du glücklich, vielleicht auch nicht. Das mußt schon mit Dir abmachen. Und ich? Ach! Ich sorg' schon für mich, da sei ganz ruhig. So bald ich kann, geh' ich hier weg, nicht heute, wie ich wollt'; das würd' auffallen. Die Welt ist groß. Nach Berlin. Weit weg. Wo mich Keiner find't.“ Und so macht sich das Brautpaar auf zur Kirche, und „Marikke, das Taschentuch zwischen den Zähnen, sieht ihnen nach“. Der Ausgang befriedigt nicht, weil er den Charakteren der Liebenden widerspricht. Wie läßt sich der Stolz und der Freiheitsdrang Georg's, der von dem Oheim kein Geld annehmen will, mit diesem

doppelten Treubruch gegen ein Mädchen, das sich ihm hingegeben, und gegen seine unschuldige Braut zusammen reimen? Wie kommt diese plötzliche Sinnesübermeisterung über die herbe und kluge Marikke? Und unmittelbar nach dem leidenschaftlichsten Ausbruch diese verständige Resignation mit der Erkenntniß, daß sie und Georg mit einander doch nicht glücklich werden würden? Aehnliche Verhältnisse wie die von Sudermann geschilderten pflegen in der Wirklichkeit freilich nur in den seltensten Fällen einen tragischen Ausgang zu nehmen: sie verlaufen gemächlich im Sande der Alltäglichkeit. In der Kunst aber verlangen wir, daß die Consequenzen der Handlungen gezogen werden. So wie Sudermann das Problem hingestellt und seinen Helden und seine Heldin gezeichnet hat, war einzig ein tragisches Ende der Verwicklung möglich; um zu seinem Schlusse zu gelangen, hätte sein Georg noch ein Mal so haltungslos und problematisch, seine Marikke noch ein Mal so leichtfertig sein müssen. Trotz der Schwäche des Schlußactes hat das Schauspiel sich indessen bis zum Ende der Spielzeit wegen seines geschickten Aufbaus und der Spannung, die es erweckt, in der Gunst des Publicums erhalten.

Ein weniger günstiges Loos fiel dem Drama in vier Acten von Gerhart Hauptmann „Michael Kramer“ (Berlin, S. Fischer Verlag), das im Deutschen Theater am Freitag, den 21. December 1900, zur ersten Aufführung gelangte. Obgleich die Besucher gerade dieses Theaters für Ibsen und Gerhart Hauptmann durch den Eifer und den Fleiß, den der Director Otto Brahm an die Darstellung ihrer Dichtungen wendet, erzogen und gewonnen sind, konnte sich das neue Drama nicht dauernd auf der Bühne behaupten. Das Werk ist in der Skizze stecken geblieben, sei es, daß Hauptmann die Lust daran verlor, oder daß ihm das Problem über den Kopf wuchs. Statt den Stoff auszuführen, hat er ihn mit einem jähen Ruck abgebrochen. An dem niedrigen Ton des Werkes kann ein Publicum, das an der Diebskomödie „Der Biberpelz“ und an dem Schauspiel „Fuhrmann Henschel“ sein Gefallen findet, freilich keinen Anstoß nehmen, aber es bietet seinem Sensationsbedürfniß innerlich wie theatralisch zu wenig. Das Schauspiel „Michael Kramer“ soll nach der Absicht des Dichters, wie ich sie mir erkläre, eine Art Tragödie der Kunst sein und den Gegensatz zwischen dem kunstbegeisterten Streben und der rastlosen Arbeit eines echten, aber peinlichen und darum nicht zur vollen Wirkung gekommenen Künstlers und der Faulheit und Nichtsnutzigkeit eines genialisch veranlagten, aber verbummelten Jünglings zum Ausdruck bringen. Dieser Gegensatz wird dadurch verstärkt und vertieft, daß der Künstler-Arbeiter der Vater, der talentvolle Lump der Sohn ist. Der Eine bringt seinen Tag in seinem Atelier und in seiner Malklasse zu, der Andere sitzt den Tag über und halbe Nächte lang im Wirthshaus, mit einer thörichten Liebe für die Wirthstochter im Herzen, im Ganzen ein Hanswurst und Spielball für die rohen Scherze der Stammgäste. Alle feineren Motivirungen, wie es möglich ist, daß dieser Arnold, dessen Talent und Schwung selbst der strenge und harte Vater anerkennt, zu einer solchen Rolle herab sinken und in einer solchen Atmosphäre ausharren kann, einem Mädchen ohne Herz und Bildung gegenüber, das ihn schnöde abweist, in beständiger Geldklemme, läßt uns der Dichter ebenso vermissen, wie er uns auf der andern Seite verschweigt, welche Gründe den „großen“ Michael Kramer in der Provinzialhauptstadt festhalten, warum sein Christusbild, an dem er schon Jahre lang arbeitet, nicht zur Vollendung gelangt. Das Ganze bewegt sich in einer verschämten Armseligkeit, die noch niederdrückender wirkt und den Athem noch mehr benimmt als das Elend in seiner Blöße. In hohen Worten redet der alte Kramer von der Kunst und dem Beruf des Künstlers, aber die Freudlosigkeit seines Wesens zeigt nur zu deutlich, daß ihm selbst die Kunst keine Befreierin aus des Lebens Drang und Noth gewesen ist. In seinem Hause wohnen die Verdrossenheit und die Sorge. Die Frau ist mürrisch und betrübsam, ohne Verständniß für die Eigenart ihres Mannes, den liederlichen Sohn verziehend und immer bereit, seine Partei gegen den Vater zu nehmen, die Tochter eine mittelmäßige Malerin, kühl und verständig, ohne Herzenswärme. Nicht der Gegensatz

der Kunstanschauungen, — was den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn zum Bruche treibt, ist Arnold's Lügenhaftigkeit. Er hat die halbe Nacht in dem Wirthshause zugebracht, und der Vater hat es durch die Wirthstochter erfahren, die zu ihm in das Atelier gekommen ist, um bei ihm Hülfe gegen die ihr lästigen Aufdringlichkeiten Arnold's zu suchen. Von dem Vater gefragt, wo er die Nacht gewesen, erwidert Arnold mit frecher Stirn, er sei mit einem Freunde durch die Straßen gegangen, rauchend, von der Kunst redend. Und noch einmal fragt der Alte: „Wo warst Du? Verstehst Du mich? Ich frage Dich nicht, um Dich deshalb zu strafen. Nur um die Wahrhaftigkeit frag' ich Dich. Erweise Dich wahrhaft und weiter nichts.“ Trotzig entgegnet der Sohn: „Ich war doch bei Alfred Fränkel.“ Da bricht der Zorn des Vaters aus: „Du bist nicht mein Sohn! Du kannst nicht mein Sohn sein! Geh! Geh! Mich ekelt's! Du ekelst mich an!“ Und in charakteristischer Bühnenanweisung setzt der Dichter hinzu: „Arnold drückt sich sogleich hinaus.“ Er läuft natürlich in das Wirthshaus und macht sich den andern Gästen gegenüber, die ihn immer zu foppen pflegen, besonders unnütz, so daß sie ihn, als er einen Revolver aus der Tasche zieht, hinaus werfen. Im vierten Act erfahren wir, daß er sich in das Wasser gestürzt hat. Die Gründe dafür zu finden, überläßt der Dichter uns, hat er doch auch den Streit zwischen Arnold und den Gästen nur im Umriß angedeutet. In Kramer's Atelier ist die Leiche aufgebahrt. Und nun vollzieht sich der Umschlag. Der Vater weint über den verlorenen Sohn, die Schwester klagt um den Bruder, das Mädchen, das seine Liebe verschmäht hat, legt einen Kranz auf seinen Sarg nieder. Am liebsten möchte der Dichter eine Art Welttrauer über den Tod des verlumpten Genies eintreten lassen. Einen ärgeren Widersinn kann man kaum erdenken. Während des Stücks wird uns ein Nichtsnutz, ein Lügner und widerlicher Hanswurst vorgeführt, und nun sollen wir ihn auf Treu' und Glauben für einen wunderbaren Künstler halten. Skizzenhaft wie die Anlage der Charaktere ist der Aufbau des Schauspiels. Mit Nebensachen überladen, ohne Steigerung der Fabel, ohne tieferen Conflict und ohne innerliche Lösung. Die Erfindung der dramatischen Handlung war niemals die starke Seite Gerhart Hauptmann's, aber in den beiden Stücken „Schluck und Jau“ und „Michael Kramer“ ist sie völlig eingetrocknet.

Die Phantasie, die Gerhart Hauptmann zu wenig besitzt, hat Ludwig Fulda in Fülle. Ihm quellen fast unerschöpflich die Reime und die romantischen Einfälle. Für das Scherz- und Maskenspiel hat er eine besondere Befähigung. Die Buntheit der Abenteuer und der Schimmer seiner beweglichen und anmuthigen Sprache verbergen freundlich die geistige Leere der Erfindung. Wie im vergangenen Jahre sein Märchenschwank „Schlaraffenland“ ist diesmal sein Lustspiel in vier Aufzügen „Die Zwillingsschwester“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), das am Mittwoch, den 13. Februar 1901, zum ersten Male im Lessing-Theater aufgeführt wurde und durch das vortreffliche Spiel der Frau Sorma einen lebhaften und anhaltenden Erfolg errang, mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk. Weder auf die Wahrscheinlichkeit noch auf die Psychologie hin darf man es prüfen, aber es belustigt durch die Geschicklichkeit, mit der es alle Schwierigkeiten der Fabel überwindet und den Zuschauer wie den Leser in der Fastnachtsstimmung zu erhalten weiß. Diesmal ist Italien, eine Villa bei Padua, als Ort und das sechzehnte Jahrhundert zur Zeit der Maskerade gewählt. Nach fünfjähriger Ehe merkt die kluge Frau Giuditta, daß ihr Gatte, Herr Orlando della Torre, sie zu vernachlässigen anfängt. Rasch entschlossen, will sie ihn durch eine List wieder gewinnen. Unter dem Vorwand einer Reise nach Florenz zu ihrer Mutter verläßt sie das Haus, um gleich darauf als ihre Zwillingsschwester Renata zurückzukehren. Der steife Ehemann verwandelt sich im Augenblick in den liebenswürdigen Wirth und Schwager. Obgleich ihn zuerst die Aehnlichkeit der beiden Schwestern verwirrt hat, ist er bald überzeugt, daß die angebliche Renata jünger, hübscher und begehrenswerther als seine Frau sei. Giuditta weiß ihn durch Munterkeit und liebens-

würdige Lockung völlig zu umgarnen und zu ihren Füßen zu zwingen. Als sie sich dann nach allerlei lustigen Zwischenfällen, bei der Ankunft ihrer Schwester, zu erkennen gibt, ist Orlando beschämt, reuig und verliebter als je. Der Reiz des Ganzen beruht, wie der Leser schon aus dem Umriß der Handlung sieht, auf der gefälligen und farbenreichen Schilderung der Einzelheiten. Weder um die Vertiefung des Problems noch um die schärfere Charakterisirung der Gestalten ist es dem Dichter zu thun, er will dem Zuschauer eine heitere Unterhaltung bieten, und es verschlägt ihm nichts, seine Heldin über Gebühr gewandt und geistreich, seinen Helden über Gebühr beschränkt, einfältig und verliebt darzustellen. An einen Carnevalscherz hat man kein Recht einen höheren Maßstab anzulegen. Ich fürchte nur, daß sich das schöne Talent Fulda's gerade durch die Leichtigkeit, mit der es die theatralische Form beherrscht, den scenischen Aufbau sowohl wie die sprachliche Darstellung, immer mehr zu der Bevorzugung unbedeutender Stoffe, von den Aufgaben der ernsten Kunst zu denen der spielerischen verleiten läßt. Man gleitet schnell einen sanften, blumenbedeckten Abhang hinab, ohne es zu merken.

Von allen deutschen Neuigkeiten der Spielzeit hat die „Officierstragödie" in fünf Acten von Otto Erich Hartleben „Rosenmontag" (Berlin, S. Fischer), auch im Vergleich zu den geschilderten Stücken unserer drei Meister, die lebhafteste Theilnahme erregt und sich am längsten in der Gunst des Publicums behauptet. Am Mittwoch den 3. October 1900 zum ersten Male im Deutschen Theater aufgeführt, steht sie noch heute auf dem Spielplan jeder Woche und ist der einzige glückliche Wurf dieses Theaters geblieben. Seit dem Jahre 1891, wo seine Komödie „Angele", die sich mehr durch ihre starke Herausforderung des Publicums als durch künstlerische Vorzüge auszeichnete, auf der Freien Bühne erschien, hat Otto Erich Hartleben die verschiedensten Versuche gemacht, bald mit ernsten, bald mit heiteren Spielen, auf dem Theater festen Fuß zu fassen. Ohne rechten Erfolg. Seine Arbeiten erfuhren keine entschiedene Ablehnung, kamen aber auch nicht weit über die Zustimmung des Freundeskreises hinaus. In allen äußerte sich eine gewisse Originalität und Ursprünglichkeit, mit einem starken Stich in das literarische Zigeunerthum, Bummel- und Kneipenleben. Die Verhältnisse und die Figuren steckten nicht nur im Gewöhnlichen, — man wurde auch den Eindruck nicht los, als könne sich der Autor selber nicht darüber erheben. Wenigstens ist es mir so, der Komödie „Hanna Jagert" und dem Einacter-Cyklus „Die Befreiten" gegenüber, ergangen. Nicht ohne Bedauern, daß sich einem frischen und eigenartigen Talente, zum Theil durch eigene Schuld und Mangel an moralischer Energie, das Glück versagte. Um so erfreulicher ist die Wirkung der Officierstragödie. Es ist ein Werk aus einem Gusse, dem man die Qual der Arbeit nicht wie dem Hauptmannschen Drama „Michael Kramer" anmerkt. Die Handlung, die sich in einer rheinischen Garnison zuträgt, spielt sich fast ausschließlich unter Officieren, Sergeanten und Burschen ab, in einer Scene tritt ein Commercienrath, der zukünftige Schwiegervater des Helden, auf, aber ohne entscheidend in die Verwicklung einzugreifen, und die einzige Frauengestalt des Stücks ist die Tochter eines Handwerkers. Durch das Ganze weht der Hauch der Caserne und des Casinos. In Haltung, Gebärde, Sprache und Bewegung ist Alles echt und treu. Eine Mustersammlung von Oberleutnants und Leutnants. Mit wenigen Strichen ist jeder Einzelne, bis auf den Fahnenjunker und den Stabsarzt, lebendig hingestellt. Der Oberst bleibt hinter den Culissen. Von militärischem Ehrgeiz, von Dienstpflicht und Streberthum ist nicht die Rede. Die Liebe eines jungen Officiers zu einer Handwerkerstochter bildet die Angel des Stücks. Wie in „Kabale und Liebe". Aber die Fabel ist in der modernen Tragödie ungleich dürftiger ausgestaltet und auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht. Hans Rudorff ist angeblich mit ganzer Seele Soldat, obgleich seine Neigung zur Musik und Dichtkunst ihn viel mehr zum Künstler bestimmt. Er verliebt sich so leidenschaftlich in Gertrude Reimann, daß es seiner Großmutter, einer Generalswittwe, und seinen beiden Vettern Peter und Paul von Ramberg über die unsinnige Liebschaft

bange wird. Um ihn von dem Mädchen zu befreien, begehen sie einen Schurkenstreich. Während einer Abwesenheit Rudorff's locken sie das Mädchen, unter dem Vorwand, seinen Geburtstag zu feiern, zu einem tollen Gelage bei einem Cameraden und reden ihr ein, daß Rudorff sich mit der Tochter des Commercienraths verlobt habe. So wird die Trennung der Liebenden herbeigeführt und der Ruf des Mädchens unheilbar geschädigt. Rudorff sagt sich los von ihr, gibt dem Obersten sein Ehrenwort, nicht weiter mit ihr zu verkehren, verfällt in eine schwere Krankheit und verlobt sich nach seiner Genesung in der That. Das Stück ist die allmähliche Enthüllung dieser Vorgeschichte und die Darstellung ihrer Folgen. Als Rudorff die nichtswürdige Handlung seiner Vettern erfährt, erwacht die nie aus seinem Herzen entschwundene Liebe zu dem Mädchen mit doppelter Gewalt. Und da auch sie ihn noch immer liebt, hindert kein Ehrenwort, kein Vorurtheil ihre Vereinigung. Vergebens sind die Einreden eines verständigen Cameraden, vergebens sein Anerbieten, Rudorff zur Gründung einer neuen Existenz behülflich zu sein. Den Austritt aus dem Officiersstande erklärt Rudorff für eine feige Fahnenflucht. So bleibt ihm freilich nichts übrig, als erst das Mädchen, das sich nicht von ihm trennen will, und dann sich selbst zu tödten. Nach einer durchjubelten und durchtanzten Ballnacht in der Morgenfrühe des Rosenmontags in dem Officierscasino. Um fünf Acte mit einer so dünnen Handlung zu füllen, muß natürlich der Schilderung des Zuständlichen ein breiter Raum gegeben werden. Mit vielen fein humoristischen und lustigen Zügen durchsetzt, bietet sie zugleich ein willkommenes Gegengewicht zu der Tragik des Vorwurfs. Das Liebespaar — das Mädchen in seiner hingebenden Zärtlichkeit, der Officier in seiner Leidenschaft, beide unter dem Bann eines übermächtigen Verhängnisses — macht trotz der moralischen Schwächen, die ihnen anhaften, einen sympathischen und poetischen Eindruck. Sie erscheinen in der Mitte der Anderen als bevorzugte Wesen, die einem düsteren Vorurtheile zum Opfer fallen. Aber sie sind nicht die Opfer eines Schicksals, das außerhalb ihrer Natur steht, sondern gehen an ihrem Wesen, ihrem Eigensinn zu Grunde. Niemand zwingt Rudorff, Officier zu bleiben. „Im Uebrigen sehe ich keine Ursache den Fall gar so tragisch zu nehmen,“ sagt mit Recht der cynische Herr von Grobitzsch; „es brauchen doch nicht alle Menschen Officiere zu sein, — es muß auch Versicherungsagenten geben.“ Wenn aber Rudorff durchaus auf den Officier gestimmt ist und sich außerhalb dieses Standes kein Dasein in der Welt denken kann, wie vermag er eines Mädchens wegen, das nun einmal in seinen Kreisen nicht für ebenbürtig angesehen wird, sein Ehrenwort doppelt zu brechen, seinem Obersten und seiner Verlobten? Man ist weder ein rechter Officier noch ein rechter Geistlicher, wenn man nicht die Vorurtheile dieser Berufsarten anerkennt. Aber die Naturwahrheit, Treue und Frische, mit der das Ganze hingestellt ist, läßt keine Einwendung dagegen aufkommen, und unser Mitleid mit dem Geschick der Liebenden verliert dadurch nichts an Wärme, daß es mehr ein freiwillig gewolltes als ein an sich unabwendliches ist.

Von den übrigen Darbietungen des Deutschen Theaters gelang es keiner, sich länger auf dem Repertoire zu erhalten. Auch nicht dem Bauernschauspiel aus dem russischen Volksleben in fünf Acten „Die Macht der Finsterniß“ von dem Grafen L. N. Tolstoi, das Sonnabend, den 3. November 1900, zum ersten Male aufgeführt wurde. Neu für Berlin ist Tolstoi's Schauspiel nicht. Im Jahre 1890 war es von der Freien Bühne gespielt worden. Andere Vereinsbühnen waren dem Beispiel gefolgt. Aber weder in diesen engeren Kreisen noch bei dem Publicum des Deutschen Theaters hat das Drama über den Eindruck des Fremdartigen und Grauslichen hinaus eine reinere und tiefere Wirkung hervorgebracht. Diese unheimlichen Weiber mit ihren zügellosen Begierden und ihren Gifttränken, diese betrunkenen Bauern, mit Unzucht und Ehebruch, mit Gatten- und Kindermord auf der einen, mit dem dumpfen Aberglauben und der naiven Frömmigkeit auf der anderen Seite können unsere Theilnahme nicht erwecken. Der Branntweingeruch, der Qualm der Oellampen, der Dunst der überheißen

Kammern, der Dampf der Kohlsuppe benehmen uns den Athem. Die Mischung von Wirklichkeit und Legende, von rohester Sinnlichkeit und reuiger Herzenszerknirschung, auf der sich das Drama aufbaut, gehört für uns einem überwundenen Bildungszustande an und wirkt halb als Fratze, halb als Märchen. Die Freunde und Verehrer der russischen dramatischen Dichtung verwechseln ihre nationale Bedeutung, die Niemand bestreitet, mit ihrem Werth für die allgemeine Bildung. Wie oft, in den verschiedensten Bearbeitungen und Uebersetzungen, auf den verschiedensten Theatern hat man in Deutschland mit Gogol's Lustspiel „Der Revisor“ einen Versuch gemacht! Nirgends hat es sich eingebürgert. Seine Wurzeln sind zu fest mit dem russischen Boden verwachsen, als daß man sie ausgraben könnte. Dasselbe gilt von dem Drama „Die Macht der Finsterniß“. Die Russen wird es erschüttern — uns erregt es Gruseln und Widerwillen.

Die beiden deutschen hervorragenden Neuigkeiten, die das Theater aufführte, am Freitag, den 8. Februar 1901, die Komödie in vier Acten von Georg Hirschfeld „Der junge Goldner“ (Berlin, S. Fischer Verlag) und am Dienstag, den 26. Februar, das Drama in vier Aufzügen von Max Dreyer „Der Sieger“ (Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer) erfuhren schon am ersten Abend scharfe Ablehnung. Die schwächere von den beiden Komödien ist Hirschfeld's Arbeit: sie bleibt in der Charakteristik weit hinter seinen Schauspielen „Die Mütter“ und „Agnes Jordan“ zurück und hat nicht die einheitliche Stimmung, die das Küchenlustspiel „Pauline“ auszeichnet. Die Fähigkeit, eine wirklich dramatische Fabel zu ersinnen, besitzt Georg Hirschfeld nicht. So offen und bedenklich aber wie diesmal ist dieser Mangel noch nicht hervorgetreten. Der junge Goldner ist Journalist in einer mitteldeutschen Universitätsstadt, wie sein Vater, der den „Globus“ redigirt. Daß er sich selbst für ein verkanntes Genie hält, ist selbstverständlich, obgleich die Proben seiner journalistischen Thätigkeit, die vorgelesen werden, nur auf minderwerthige Begabung schließen lassen. In der Stadt hat sich ein Verein gebildet, dem es gelungen ist, ein sogenanntes „National-Theater“ zu gründen, da das alte Theater vorgeschrittenen Ansprüchen nicht genügt. Der Vorsitzende des Vereins ist der Stadtrath Jansen, ein reicher Mann, der Eigenthümer des „Globus“, der selber schriftstellert und Romane schreibt. „Aus Princip“ greift der junge Goldner den Mann, der überdies mit seinem Vater eng befreundet ist, und dessen Tochter er liebt, in schnödester Weise an und gebärdet sich wie ein Tollhäusler, als dieser sich weigert, das National-Theater mit einem Stück des jungen Goldner zu eröffnen. Vier lange Acte erörtern diesen kleinlichen und lächerlichen Conflict. Als ob sich die Welt darum drehte, daß dies Stück gerade in Krähwinkel gespielt werden müßte, als ob der eitle und rachsüchtige Stadtrath ein Genie im Keim vernichtete. Das Waschen schmutziger Literatenwäsche auf der Bühne wirkt niemals erfreulich, und hier steigert sich das Unerfreuliche noch durch die Unliebenswürdigkeit des Helden, der Alle aus seinem Uebermenschenthum heraus kränkt oder beleidigt. Hirschfeld ist über eine Reihe satirischer Schilderungen, denen es an der Steigerung des dramatischen Interesses ebenso sehr wie an freiem Humor und Sinn für die Komik des Vorwurfes gebricht, nicht hinaus gekommen. Eine arge Enttäuschung hat Max Dreyer seinen Freunden mit seinem Drama „Der Sieger“ bereitet. Im Vergleich zu dem Schauspiel „Der Probecandidat“ ist es dem Inhalt wie der Form nach ein bedenklicher Rückschritt. Die Handlung des „Probecandidaten“ vollzieht sich an einem Orte in drei Tagen, die des „Siegers“ spielt mindestens drei Jahre. Zwischen dem ersten und dem zweiten, zwischen dem dritten und vierten Acte liegen lange Monate. Der erste Act ist ein Sommeridyll auf Rügen, ganz in Meeres- und Ferienstimmung getaucht, die drei letzten ein beängstigendes, nervöses Schauspiel aus dem Kunstleben einer kleinstädtischen Residenz. Im ersten Act verlobt sich der Bildhauer Heinz Brinker mit Hertha Looks, der Tochter eines Bootsbaumeisters, die eine vortreffliche Holzschnitzerin ist, in den drei folgenden entwickelt er sich zu einem schlimmen Neidhammel und

nach der Meinung seiner Genossen und des Dichters zu einem Verräther an der Kunst. Heinz hat ein Standbild Fröbel's vollendet, an dem besonders die Kinderreliefs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Dies senkt den ersten Stachel des Neides in sein Herz, denn diese Reliefs rühren nicht von ihm, sondern von seiner Frau her. Als sie ihm nun eine neue Arbeit, das Thonmodell eines erwachenden Kindes, zeigt, äußert er sich ausweichend darüber: „So etwas solltest Du nicht machen!" Und wie sie in der ersten Erregung den Thon zusammen knetet, hält er sie nicht zurück. Dann aber bleiben die Gewissensbisse, die innere Unruhe nicht aus, er gesteht seiner Frau, daß er sie betrogen, daß jenes Kind „ein prachtvolles Kunstwerk" gewesen sei. Es kommt zu einer bitteren Auseinandersetzung zwischen den Gatten und endlich zur Trennung. Hertha wie seine Freunde können es Heinz nicht verzeihen, daß er den Auftrag annimmt, das Standbild des fürstlichen Stifters der Kunstakademie anzufertigen. Weil dieser Fürst ein Tyrann und Leuteschinder gewesen, soll kein freier Künstler nach ihrer Meinung ihn verewigen dürfen. Eine thörichtere Behauptung ist nie aufgestellt worden. Bisher haben noch alle Maler und Bildhauer in solchen Aufträgen eine Ehre gesehen, und die Kunst hat ihrem Wesen nach mit der Moral ihrer Modelle nichts zu schaffen. Am Tage, wo das Standbild enthüllt wird, verläßt Hertha die Stadt, um mit ihrem Vater nach Rügen zurückzukehren; sie ist inzwischen eine berühmte Bildhauerin geworden. Nach dem frischen ersten Act ist die gespreizte Freiheitsphrase und die gequälte Langeweile der drei folgenden Acte um so unerträglicher. Man begreift nicht, wie sich der Wirklichkeitssinn und das Gefühl für das Schlichte und das Wahre, die Max Dreyer auszeichnen, so verirren und verwirren konnten. Vielleicht war ursprünglich, wie man aus dem ironisch gemeinten Titel „Der Sieger" schließen möchte, eine Satire auf die moderne Bildhauerei und die Fürstenstandbilder der Siegesallee beabsichtigt, dann aber hätte das Ganze noch einmal so lustig und parodistisch gehalten werden müssen. Sollte aber der Künstlerneid das tragische Motiv des Dramas bilden, so war eine andere Handlung und Verwicklung nöthig; Brinker's Neid auf das größere Talent seiner Gattin hat ja mit der Denkmalsangelegenheit gar nichts zu schaffen.

Dem Lessing-Theater waren außer den beiden Stücken von Hermann Sudermann und Ludwig Fulda noch zwei Treffer beschieden, die Komödie in drei Aufzügen von Otto Ernst „Flachsmann als Erzieher" (Leipzig, L. Staackmann) und die Komödie in vier Acten von Georg Engel, „Der Ausflug ins Sittliche". Der literarische Werth beider ist durch die zu stark aufgetragene satirische Tendenz und die Uebertreibung einzelner Figuren und Vorgänge in die Caricatur beeinträchtigt. Otto Ernst hatte in seiner „deutschen" Komödie „Jugend von heute" durch eine Reihe heiterer Scenen und die Frische der Anlage auf der Bühne des Schauspielhauses einen vollen Erfolg errungen, sein neuestes Werk hat noch eine größere Wirkung ausgeübt, obgleich es im Aufbau bewußt oder unbewußt von Max Dreyer's Drama „Der Probecandidat" beeinflußt worden ist. „Flachsmann als Erzieher", zum ersten Male am Dienstag, den 25. December 1900, aufgeführt, ist ebenfalls ein Griff in das Schulleben. Ein Ausflug in das Pädagogische, der zwei Lehrertypen darstellt, den idealen Lehrer, wie er sein soll, und den in äußerlichem Formelkram aufgehenden, kleinlichen und halb vertrottelten Lehrer, wie er zum Glück nicht nur zu den Ausnahmen, sondern in dieser Verzerrung zu den Unmöglichkeiten gehört. Hier liegt die Achillesferse des Stückes. Die Voraussetzung, daß ein Mann, der gar keine Prüfung bestanden hat und keine Berechtigung dazu besitzt, viele Jahre hindurch den Lehrer spielen und zuletzt als Oberlehrer eine Volksschule, wenn auch nur in einer kleineren Provinzialstadt, leiten kann, ist eine solche Unwahrscheinlichkeit, daß die ganze Figur in der Luft schwebt. Durch die Benutzung der Papiere und Zeugnisse seines unmittelbar nach der Prüfung verstorbenen Bruders soll Jürgen Hinrich Flachsmann diese Täuschung der Behörden gelungen sein. Aber der Regierungsschulrath braucht nur einzutreffen, um

die gänzliche Unfähigkeit dieses Erziehers der Jugend festzustellen, und die Anzeige eines Mitschuldigen genügt, um den Betrug aufzudecken. So tief Flachsmann durch seine Unwissenheit und Unverschämtheit auf der einen, durch seine Heuchelei und Kriecherei auf der anderen Seite unter das Mittelmaß eines Volksschullehrers herabsinkt, um so höher steigt Jan Flemming empor. In ihm wird das Ideal des Lehrers verkörpert. Sowohl in der Erscheinung — „er ist einfach, aber sehr gut und sorgfältig gekleidet; schwarzer Rock und Weste, helles Beinkleid; blonder Schnurbart; sicheres, weltmännisches Auftreten" — wie im Wissen und Wesen. Seine Schüler lieben ihn, die klügsten und besten seiner Collegen erkennen seine Ueberlegenheit willig an, der Schulrath erklärt, nachdem er einer Unterrichtsstunde beigewohnt hat: „Man hörte die Kinderherzen klopfen! Und ich muß Ihnen sagen: mir hat auch das Herz geklopft. Ich war auch Ihr Schüler. Ich war auch ein kleiner Junge." Mehr kann man gewiß von einem Regierungsschulrath nicht verlangen. Um die beiden Hauptfiguren, die sich äußerlich und innerlich als Gegensätze abstoßen und bekämpfen, bewegen sich verschiedene Lehrertypen, der Wirklichkeit abgesehen und meist gut getroffen; auch zwei Lehrerinnen treten auf, die eine gnauzig, die andere immer lustig, mit Rosen an der Brust, mehr Kammerkätzchen als Volksschullehrerin; die Schuldiener fehlen nicht, die Jungen und ihre Mütter, der nachlässige Schulinspector, der seine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er sich mit dem Oberlehrer besprochen hat, und das Schicksal in Gestalt des Schulraths. Die dürftige Handlung besteht in dem Versuch Flachsmann's, den ihm widerwärtigen Flemming aus der Schule zu entfernen, in der Aufdeckung des Betruges, den Flachsmann den Behörden gespielt hat, und in dem Siege Flemming's, der an der Stelle des Betrügers zum Leiter der Schule ernannt wird. Die lustigen, oft schwankartigen Vorgänge, die das Leben und Treiben in dieser wunderlichen Schule ergötzlich schildern, die vielen satirischen Lichter in der Charakteristik der Figuren sollen der Schwäche der Fabel und dem Mangel an Spannung aufhelfen. Daß der Verfasser vielfach aus eigener Erfahrung und Empfindung spricht, gibt dem Ganzen, trotz seiner Unwahrscheinlichkeit, eine gewisse überzeugende Kraft und eine Herzenswärme, die mit dem Absichtlichen versöhnt. In der Komödie „Der Ausflug ins Sittliche", der das Censurverbot für die erste Aufführung am Mittwoch, den 13. März, die beste Reclame bereitet hatte, tritt die Tendenz unverhüllter hervor. Das Gemachte überwiegt das Selbsterlebte und Selbstempfundene. Ein Gutsbesitzer, Agrarier und Conservativer vom reinsten Wasser, will einen Sittlichkeitsverein auf dem Lande gründen und wird durch einen jungen Verwandten, einen socialdemokratischen Brausekopf, seiner Tugendmaske beraubt. Er unterhält nämlich ein sträfliches Verhältniß mit einer Magd des Hofes, das der Neffe entdeckt. Die Einführung dieses Mädchens in die Versammlung der Tugendbündler als Patronin ihres Vereins ist eine ebenso drastische als drollige Scene, deren originelle Erfindung und geschickte Durchführung das Glück der Komödie macht. Wie Otto Ernst besitzt auch Georg Engel ein Talent für die satirische Darstellung und die Caricaturzeichnung; die eigentliche dramatische Begabung, die sich in der Erfindung und dem Aufbau der Handlung zeigen muß, steht bei beiden in zweiter Linie. Gewiß ertragen die von den Verfassern mit Vorliebe aus dem kleinbürgerlichen Leben gewählten Stoffe und Conflicte nur schwer eine dramatische Behandlung im künstlerischen Sinne, aber vielleicht beweist gerade diese Wahl schon den Mangel des echten, ursprünglichen dramatischen Talents bei ihnen. Sie gehen nicht von der Handlung und der Leidenschaft, sondern von den Zuständen und der satirischen Laune aus.

Gegenüber der Rührigkeit und Beweglichkeit des Deutschen und des Lessing-Theaters ist das Schauspielhaus allmählich in den Hintergrund gerathen. Man wirft ihm vor, daß es jede Fühlung mit der modernen dramatischen Literatur verloren habe. Aber eine Einschränkung dieses Vorwurfs drängt sich doch einer gerechten Betrachtung der Verhältnisse auf. Ihrem Wesen nach muß die Hofbühne gewisse Werke der neuesten Richtung von ihren Brettern ausschließen; Schauspiele

wie „Die Weber“ und „Sodoms Ende“ gehören nicht dahin. Andere wieder würden wegen ihres literarischen Unwerths auf der Hofbühne eine härtere Ablehnung finden, als anderswo. Der Rückgang des Schauspielhauses beruht nicht auf der Ausschließung der modernen Richtung, sondern auf der schlechten Auswahl seiner Neuigkeiten und seiner geringen Thätigkeit, das klassische Repertoire zu erneuern und auszudehnen. Außer dem vaterländischen Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert „Aus eignem Recht“, das am Donnerstag, den 10. Januar 1901 in Scene ging, hat es nur einige unbedeutende Lustspiele und Schwänke aufgeführt, die weder in der komischen Fabel noch in der Charakteristik der Figuren einen Vergleich mit dem „Stiftungsfest“ oder den „Zärtlichen Verwandten“ aushalten. Wichert's Schauspiel kam auf dem Berliner Theater, noch unter Barnay's Leitung, am 7. December 1893, zur ersten Aufführung. Es behandelt die Kämpfe des Großen Kurfürsten mit den Ständen seines Herzogthums Preußen und stellt ihm in dem Schöppenmeister Hieronymus Rohde von Königsberg einen hartnäckigen, aber keinen ebenbürtigen Widersacher gegenüber. Der Weitblick und die staatsmännische Ueberlegenheit des Kurfürsten drücken von vornherein den Widerstand des Schöppenmeisters, der sich beständig auf das alte Recht und die Privilegien der Stadt beruft, in das Kleinliche und in die rechthaberische Nörgelei des politischen Philisters hinab. Er ist kein tragischer Held aus Leidenschaft oder Ehrsucht, sondern ein verdrießlicher Trotzkopf, der durch seine Vorliebe für das Polenthum und seinen Appell an die polnische Hülfe gegen einen deutschen Fürsten sich noch mehr um unsere Theilnahme bringt. Das Schauspiel bewegt sich lebhaft und geschickt in den gewohnten Formen des historischen Dramas im Wechsel von Volksscenen, Staatsactionen und Liebesgesprächen; ein Hauptmann der kurfürstlichen Soldaten, Konrad Born liebt die einzige Tochter des Schöppenmeisters Barbara, und wird wieder geliebt. Zur volleren Wirkung gebricht es ihm an Schwung und individuellem Charakter. Wie nothwendig für die Entwicklung der dramatischen Kunst, für die Erhaltung und Stärkung des Sinnes für das Große und Erhabene im Publicum die Förderung des historischen Dramas ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Je weniger bei der Neigung der Gegenwart für die Darstellung gesellschaftlicher Gegensätze auf der Bühne die Dichter sich geschichtlichen Stoffen zuwenden, um so mehr muß es die Aufgabe einer Hofbühne sein, das schon vorhandene Gute an das Licht zu ziehen, aus den neuen wie aus den früheren Erscheinungen. Zu Lessing, Goethe und Schiller haben sich allmählich Kleist, Grillparzer und Hebbel in zweiter Reihe gestellt. Von Kleist sind die Dichtungen: „Das Käthchen von Heilbronn“ — „Der Prinz von Homburg“ — „Die Hermannsschlacht“ und „Der zerbrochene Krug“ in das ständige Repertoire übergegangen. Mit Grillparzer und Hebbel stellt man immer von Neuem Versuche an, das eine und das andere ihrer Dramen für die Bühne zu gewinnen. So führte das Schauspielhaus in glänzender Ausstattung am Sonnabend, den 1. December 1900, Hebbel's „deutsches Trauerspiel“ in fünf Aufzügen „Agnes Bernauer“ mit einem gewissen Erfolge auf, der aber mehr aus der Freude, das Werk kennen zu lernen, als aus innerlicher Ergriffenheit entsprang. Der frische Zug, der durch das Drama weht, und der im Gegensatz zu dem gewohnten Pathos der Hebbel'schen Sprache volksthümliche und natürliche Ton, oft im Stil der Chronik, gewinnen der Dichtung leicht Verständniß und Theilnahme der Zuschauer, aber der Conflict besitzt für unsere Empfindung, in einer Zeit, wo selbst der zukünftige Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, unter allgemeiner Billigung, eine morganatische Ehe eingeht, nicht mehr die zwingende tragische Kraft. Wir kommen trotz aller Anrufung der Fürstenpflicht und der Wohlfahrt des Ganzen nicht über den Eindruck hinweg, daß einem Vorurtheil zu Liebe ein unschuldiges Weib geopfert wird und der Mann, der die Verwicklung verschuldet, nach wie vor, als wäre nichts geschehen, die bayerische Herzogskrone trägt. Wenn uns das historische Schauspiel wahrhaft ergreifen soll, darf es nicht in der Anekdote, im Local oder Costüm stecken bleiben, sondern muß die großen

geschichtlichen Ideen und Gegensätze zur Anschauung bringen. Hebbel hat es nicht vermocht, dem Stoff seines Trauerspiels eine höhere Bedeutung zu leihen und ihn aus der Chronik zu erheben, den Bühnenschatz seiner Werke wird darum die „Agnes Bernauer“ nicht vermehren. Dankenswerth war die Neu-Einstudirung des Trauerspiels „Macbeth“ im Schauspielhause, das am Sonnabend den 23. März nach langer Ruhe in Scene ging und im Großen und Ganzen eine treffliche Darstellung fand. Von den Bühnen des Deutschen und des Berliner Theaters ist mit seltener Ausnahme die classische dramatische Dichtung fast ganz verschwunden, und das Schauspielhaus übt wieder die uneingeschränkte Herrschaft auf diesem Gebiete aus; denn die beiden Volkstheater, das Schiller- und das Luisen-Theater, die sich mit löblichem Eifer der Vorführung Schiller'scher, Goethe'scher und Shakespeare'scher Dramen widmen — das Schiller-Theater hat sogar die ganze Faust-Dichtung in vier Abenden in seinen Spielplan aufgenommen — können ihm, schon wegen der Bescheidenheit ihrer Mittel und ihrer schauspielerischen Kräfte, keine ernsthafte Concurrenz bereiten. Neben der classischen Dichtung bildete in den Jahren von 1860 bis 1885 das Salonstück das eigentliche Rückgrat im Repertoire des Schauspielhauses. Ihm verdankte es seine größten pecuniären und schauspielerischen Erfolge. Diese Gattung der dramatischen Dichtung scheint, wie das Genrebild in der Malerei im Absterben zu sein. Nichts, was an die einst so beliebten Stücke von Bauernfeld und Hackländer, von Gustav zu Putlitz und Paul Lindau erinnerte, begegnet uns noch auf der Bühne. Der Schwank hat sie verdrängt. Weder zum Vortheil des Publicums noch der Darsteller. Künstler wie Gustav Berndal und Theodor Liedtcke, Minona Frieb-Blumauer und Clara Meyer sucht man jetzt vergebens auf der Hofbühne. Unter den Neuigkeiten der komischen Muse, die das Schauspiel darbot, verdient einzig das Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser und Thilo von Trotha „Der wilde Reutlingen“ eine besondere Erwähnung: es ist ein lustiges Soldatenstück aus dem siebenjährigen Kriege, nach einem Roman von Hans Werder gearbeitet, das von seiner ersten Aufführung am Mittwoch, den 10. October 1900, sich bis zum Schlusse der Spielzeit in der Gunst des Publicums behauptet hat und Lager und Damenstift, flotte Leutnants und verschämte Fräuleins vergnüglich gegenüber stellt.

Das Berliner Theater unter Paul Lindau's sachkundiger Leitung hatte in Björnson's Drama in zwei Theilen „Ueber unsere Kraft“ ein hervorragendes Zugstück gefunden. Als Ganzes betrachtet ist das Schauspiel die anziehendste und literarisch bedeutsamste Darbietung der diesmaligen Spielzeit. Björnson übertrifft seinen Nebenbuhler Ibsen vor Allem in der Klarheit und Verständlichkeit seiner Dichtungen. Er vermeidet alles Verschwommene und Geheimnißvolle und gibt dem Zuschauer keine Räthsel auf. Wenn er die Charaktere seiner Gestalten weniger fein, geistreich und tief zu ergründen vermag als Ibsen, so hat er dafür um so mehr echtes Theaterblut in den Adern. Seine Fabeln spannen nicht nur die Neugierde auf den Ausgang, sondern bewegen und erregen im Innersten unser Gemüth. Daß sie ihre stärksten Wurzeln in norwegischem Boden und in norwegischer Volksart haben, ist selbstverständlich, aber sie suchen zugleich den Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur festzuhalten und die religiösen und socialen Probleme der Zeit in dramatischer Form zu gestalten. Das Drama „Ueber unsere Kraft“ will nach zwei Seiten hin die Grenzen des menschlichen Willens feststellen. In dem ersten Theil hofft und erwartet der Pfarrer Sang von der Macht seines inbrünstigen Gebets die Herbeiführung eines Wunders: sein Gebet soll seiner schwerkranken Frau durch einen wohlthätigen Schlaf Linderung ihrer Leiden und Erstarkung ihrer Kräfte bereiten. In der That schläft die Kranke, während er in dem Kirchlein betet, ein, schläft trotz eines Lawinensturzes, der dicht bei der Kirche und dem Pfarrhause niedergeht, und erhebt sich von ihrem Bett, als der Pfarrer aus der Kirche zu ihr tritt. Das Wunder ist geschehen — oder doch nicht? Denn indem sich beide umschlungen halten, trifft sie beide ein Herzschlag. Der zweite Theil zeigt

die Unzulässigkeit unserer Kraft den socialen Verhältnissen gegenüber. Die Kinder Sang's, Elias und Rahel, haben von dem Vater die Begeisterung und die Energie geerbt. Rahel glaubt einzig an die Wunder des Mitleids und der Barmherzigkeit und ist eine Krankenpflegerin geworden, Elias ersehnt den großen socialen Zusammenbruch und ist der Redner und Führer der Arbeiter in ihrem Kampfe gegen den Hochmuth und die Tyrannei der Unternehmer. Auf der einen Seite unbeschreibliches Elend, Schmerz und Verzweiflung wie in der „Hölle", auf der anderen Wohlleben, Lebensfreude und Stolz. Wir sehen Elias dem Haupte der Unternehmerverbindung Holger entschlossen entgegen treten, die Menschenrechte der Arbeiter vertheidigend, die Befriedigung ihrer gerechten Ansprüche fordernd. Aber die Gegensätze sind unversöhnlich, die Unternehmer weisen im Gefühl ihrer materiellen Ueberlegenheit jeden Ausgleich zurück, und in einer grandiosen Scene läßt Elias das Haus, in dem sie ihre Versammlung bei einem Festgelage halten, von den strikenden Arbeitern in die Luft sprengen. Holger, der einzige aus dem Zusammensturz Gerettete, gelähmt und verwundet, wird durch die aufopferungsvolle Liebe Rahel's zu der Einsicht gebracht, daß hienieden nicht Trotz noch Macht oder Reichthum, sondern einzig die Barmherzigkeit und die Nächstenliebe Wunder verrichten und die Ungerechtigkeiten ausgleichen können. In dem Glauben und der Hoffnung daran erzieht sie Holger's Enkelkinder. Die Steigerung der Vorgänge, die Leidenschaft des Vortrags, der revolutionäre Schwung heben über die Unwahrscheinlichkeit der Handlung hinweg: das phantastische Element, das sich stark in ihr geltend macht, rückt zugleich die allzu schroffe Aufdringlichkeit der Gegensätze in eine gewisse poetische Ferne. Die Figuren, Dinge und Begebenheiten sind wie unter dem Vergrößerungsglase gesehen und abenteuerlich beleuchtet. Im Gegensatze zu dem ersten Drama, das sich durch die psychologische Schärfe und Feinheit der Beobachtung der verschiedenen Charaktere auszeichnet und ganz in der Innerlichkeit, in der Tragik des Wunderglaubens wurzelt, schöpft das zweite aus der Massenwirkung, aus dem Kampf sein eigentliches Leben. Es ist unvergleichlich theatralischer und fortreißender als das erste, aber es hat weder seine Weihe noch seinen intimen Reiz. Auch darum nicht, weil das Problem der Willenskraft sich in dem Pfarrer Sang, der durch sein Gebet das Wunder zu erzwingen hofft, reiner darstellt als in dem Minen grabenden, Häuser in die Luft sprengenden Elias. Die Censur war verständig genug gewesen, der Aufführung keine ernsteren Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und so konnte das Schauspiel am Dienstag, den 22. Januar, unter lautem Beifall in Scene gehen. In einer Einrichtung, die der phantastisch, melodramatischen Färbung der Dichtung einen kräftigen Ausdruck verlieh.

Von den übrigen Darbietungen des „Berliner Theaters" gelangte das Lustspiel in drei Acten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, „Die gestrengen Herren" nur nach längerem Sträuben der Censur, die dem harmlosen Stück, vielleicht weil ein Reichstagsabgeordneter die komische Hauptrolle darin spielt, ein unfreundliches Gesicht zeigte, am Sonnabend, den 6. October 1900, auf die Bretter. Das Lustspiel ist eine Nachgeburt der lex Heinze, aber ohne jede boshaftere satirische Spitze. Es geißelt mit munterem Witz und breiter Behaglichkeit die bekannte Heuchelei der Tugendwächter, deren strenge Worte und Mienen mit ihren begehrlichen Sinnen und leichtfertigen Handlungen so selten im Einklang stehen. Die Bildung eines Sittlichkeitsvereins steht hier wie in Engel's Lustspiel „Der Ausflug ins Sittliche" im Vordergrunde der Handlung, nur daß die Erfindung bei Blumenthal und Kadelburg nicht den pikanten Zusatz wie auf Engel's Gutshof hat. Die Stadtluft, in der sich die gestrengen Herren bewegen, entbehrt der kräftigeren Gerüche der ländlichen Atmosphäre. Die Komödie ist mehr eine satirische Plauderei im Salon als eine komische Fabel, und der schlagfertige Witz muß die Leere der dürftigen Handlung füllen. In das Sanfte und Farblose ist auch Adolf Wilbrandt's Lustspiel in drei Acten „Frauenherrschaft", abgetönt. Wilbrandt hat darin die Fabeln der beiden Possen des

Aristophanes „Die Ekkleasiazusen" und die „Lysistrata" zusammen gezogen und die Ungezogenheiten des Lieblings der Grazien für das Ohr der höheren Tochter, welche die Gymnasialkurse besucht, halbwegs herabgestimmt. Die Bearbeitung stammt schon aus dem Jahre 1892 und gelangte in einer Nachmittagsvorstellung am Sonnabend, den 15. December 1900, zur Aufführung. Das Lustspiel erscheint in dieser Umformung wie ein gefälliger Maskenscherz; ihm ist mit der antiken Nacktheit auch die frische Natürlichkeit verloren gegangen.

Wie bereitwillig man auch den Bemühungen entgegen kommt, die altgriechische dramatische Kunst auf der modernen Bühne wieder zu beleben, welche Theilnahme sie erregen — nicht bei uns allein, sondern auch in Frankreich, wo man in Paris und in dem Amphitheater zu Nîmes griechische Trauerspiele mit den Chören und griechischer Musikbegleitung aufführt — darüber darf der augenblickliche Erfolg und die Begeisterung der Unternehmer dieser Vorstellungen nicht täuschen, daß sie für die Entwicklung der dramatischen Kunst, für die Schulung der Schauspieler, für die Erziehung des Publicums ohne tiefere Bedeutung sind. Es sind fremdartige Erscheinungen, die man eine Weile anstaunt, deren Majestät und tragische Schauer man wohl empfindet, ohne doch jemals die Kluft zu vergessen, die uns im Innersten von ihnen trennt. Man ist jetzt bei uns von der künstlichen Form und Einrichtung zurück gekommen, in der uns Ludwig Tieck mit der Mendelssohn'schen Musik die „Antigone" des Sophokles vorführte, und glaubt die Antike dem Publicum dadurch näher zu bringen, daß man ihm Aischylos in derselben Weise vorspielt wie Shakespeare oder Schiller. So ist im Theater des Westens in einer Nachmittagsvorstellung, die über vier Stunden währte, am Sonnabend, den 24. November 1901, „Die Oresteia" aufgeführt worden. Die „Oresteia" des Aischylos ist die einzige uns erhaltene Trilogie des griechischen Theaters. Die drei Dramen, die sie bilden — „Agamemnon", „Die Choephoren" und „Die Eumeniden" — hatte man in sieben Bilder getheilt, von denen je zwei auf das erste und zweite, drei auf das dritte Stück fielen. Jedes Bild spielte sich dann in einer Decoration ab. Die vortreffliche Uebersetzung von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf — „Griechische Tragödien. Zweiter Band: Orestie" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) und die Einrichtung, die er der Dichtung gegeben hat, waren der Darstellung zu Grunde gelegt. Die Musik zu den Chören stammte von Max Schillings, die Inscenirung hatte der talentvolle Regisseur Hans Oberländer mit Geschmack und Geschick durchgeführt. Aber bei allem Enthusiasmus der Mitwirkenden war es doch nicht ohne Vergewaltigung des Dichters möglich gewesen, sein Werk in die Form einer modernen Theatervorstellung zu bringen. Vielfach hatte der Rothstift seines traurig-nothwendigen Amtes walten müssen. Wie bei der vorjährigen Aufführung des „Oedipus" blieb auch bei derjenigen der „Orestie" die volle Wirkung der aus Dilettanten gebildeten Chöre aus. Die Gestalten, Agamemnon, Klytämnestra, Aegisth, Kassandra, Elektra, Orestes, Apollo und Athene, wurden von Berufsdarstellern gespielt. Nach Möglichkeit stilvoll und würdig in Haltung und Bewegung. Freilich wollten sich oft genug die Aischyleischen Verse dem modernen Vortrag nur widerstrebend fügen. Den stärksten Eindruck übten das erste und das dritte Schauspiel aus. Solche Vorstellungen werden als Weihestunden und Festspiele in dem Alltagsbetrieb des Theaters immer willkommen sein und dem naiven Publicum vielleicht noch lebendigere Anregungen gewähren als dem gelehrten; je weniger sie den Anspruch erheben, die Kunst der Griechen in das moderne Bühnenleben einführen zu wollen, je mehr sie sich bescheiden, eben der Versuch einer Vermittlung zu sein, einen desto reineren Genuß werden wir von ihnen empfangen. Diejenigen, die ein griechisches Trauerspiel wie ein unmittelbares Erlebniß empfinden, werden meiner bescheidenen Ansicht nach stets nur eine verschwindende Minderheit bilden.

Karl Frenzel.

Aus der Berliner Stadtverwaltung.

[Nachdruck untersagt.]

1. Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889—1895. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Theil I—III. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1898—1900.
2. Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900. Festschrift der Stadt Berlin zum fünfzigjährigen Bestehen der Volksbibliotheken 1. August 1900. Von Arend Buchholtz. Berlin 1900.

Der Geschichtschreiber der modernen Berliner Stadtverwaltung war der 1893 verstorbene Bürgermeister Hermann Duncker. Diesem hochgebildeten, um das Gemeinwesen vielfach verdienten Manne verdanken wir die musterhaften, auch in der „Deutschen Rundschau" nach Gebühr beurtheilten Berichte über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in dem bedeutungsvollsten Zeitabschnitt, den die Stadt je durchlebt hat: von 1861—1888, von dem Aufgang bis zum Ausgang König und Kaiser Wilhelm's I. Niemand war berufener zu dem Amt des Geschichtschreibers der Stadtverwaltung als gerade Duncker; hatte er doch in demselben Zeitraum, wie schon lange vorher, die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens mit geleitet und als echtes Berliner Kind den ungeahnten Wandel der Geschicke, der seine Vaterstadt zur Hauptstadt des Deutschen Reiches, zur Weltstadt empor gehoben hatte, mit besonderer Genugthuung mit empfunden. Die „Duncker'schen Berichte" — diesen Namen werden sie wohl auch in Zukunft behalten — sind nicht nur ein unentbehrliches Nachschlagewerk für alle Fragen, die in das Gebiet der politischen und socialen Geschichte Berlins seit 1861 fallen, sie sind auch in vielen Abschnitten, insbesondere da, wo sie die Allgemeinheit mehr interessirende Gesichtspunkte mit den Einzelheiten der Verwaltungsentwicklung verflechten, Meisterstücke der Darstellungskunst.

Es verstand sich von selbst, daß die Berichte auch nach dem Ausscheiden ihres Begründers ihre Fortsetzung finden mußten. Drei stattliche Bände, zusammen beinahe 1000 Seiten füllend, berichten über die Jahre 1889—1895. Die Redaction hat diesmal Stadtrath Friedel, die Zusammenstellung der inzwischen verstorbene städtische Statistiker Dr. Berthold besorgt. Pietätvoller Sinn hat das Werk mit den wohlgelungenen Bildnissen derjenigen drei hervorragendsten Gemeindevertreter geschmückt, ohne die wir uns die Berliner Stadtverwaltung aus dem Zeitalter Kaiser Wilhelm's I. nicht recht vorstellen können: Forckenbeck's, Duncker's und Straßmann's.

An der Eintheilung des Berichts ist nur wenig geändert worden. Auf Grund des reichen Materials, das die einzelnen Verwaltungen, zum Theil bereits zu knapper Darstellung bearbeitet, der Centralstelle vorgelegt haben, ist in großen Zügen ein Lebensbild der allgemeinen Entwicklung wie der einzelnen Bethätigungsgebiete entworfen worden, das in diesen sechs Jahren keine umstürzenden Unternehmungen, keine weit tragenden Ergebnisse widerspiegelt, wohl aber ein Weiter-

schreiten im eingefahrenen Geleise, allmählich aufsteigenden Wohlstand und zunehmende Steuerkraft der sich stetig mehrenden Bevölkerung deutlich erkennen läßt. Ein friedliches Bild, das die Symptome der Beständigkeit zeigt.

Es hieße Allbekanntes wiederholen, wollten wir an dieser Stelle den vielen Unternehmungen und Veranstaltungen, den Bemühungen, Erfolgen und Mißerfolgen im Einzelnen nachgehen. Uns hält ja die Tagespresse so vortrefflich auf dem Laufenden, daß nicht einmal das unbedeutendste Vorkommniß in den Mauern des Rathhauses der Kenntniß der berlinischen und außerberlinischen Welt entgeht. Und dann sind auch sechs Jahre im Leben einer Stadt, wenn sie nicht von ungewöhnlichen, einschneidenden politischen Begebnissen bewegt worden ist, eine so kleine Spanne Zeit, daß sie sich des Schrittes, den sie auf fortschreitender Bahn macht, nicht einmal recht bewußt wird.

Keine deutsche Stadt läßt so viel über ihre Thätigkeit drucken wie Berlin. Das Gemeindeblatt, die Vorlagen für die Stadtverordnetenversammlung, die stenographischen Berichte dieser Versammlung, die Jahresberichte der einzelnen Verwaltungen, das statistische Jahrbuch — sie geben für einen Zeitraum von sechs Jahren eine so lange Reihe von Bänden, daß es, um sie kennen zu lernen, eines ernsten Studiums bedarf. Um so dankenswerther ist der gedrängte Auszug aus der Fülle des Rohmaterials, die Hervorhebung des Wichtigen, unter Verschweigung des nur die Verwaltung Interessirenden.

Wenn man in den drei Bänden blättert, so bleibt der Blick auf einer Tabelle haften, die nur Zahlen enthält: es sind die Ausgaben und Einnahmen der Stadt in den Jahren 1889—1895. Im Grunde ist der ganze Bericht nur ein Commentar zu diesem Zahlenbilde. Am lebhaftesten begründen den Aufschwung des Berliner Lebens die beiden Ziffern der Gesammtausgabe in dem ersten und letzten Jahre: $70\frac{1}{2}$ zu 87 Millionen Mark. Ihnen steht eine Gesammteinnahme von 77 zu $88\frac{3}{4}$ Millionen gegenüber. Nichts kann besser die pecuniäre Leistungsfähigkeit der Berliner Bevölkerung illustriren als die Thatsache, daß es in sechs Jahren möglich gewesen ist, die Gemeindeeinnahmen um 11 Millionen, die Ausgaben um 16 Millionen zu steigern.

Ein besonders erfreuliches Bild, so berichtet das Vorwort selbst, gewährt die freiwillige Ausübung des Wohlthätigkeitssinnes der Berliner Einwohnerschaft. Wenn wir ihn auch nicht nach amerikanischen Begriffen messen dürfen, so sind es doch für deutsche Verhältnisse ungewöhnliche Summen, die alljährlich der offenen und geschlossenen Armenpflege und der Stiftungsverwaltung zufließen.

Nicht richtig aber ist eine Klage im Vorwort, die Stadt Berlin erhalte so wenig Zuwendungen zur Errichtung monumentaler Werke in unseren öffentlichen Anlagen. Gerade die schönsten Denkmäler der Stadt, der Goethe und Lessing im Thiergarten, die beiden Humboldt vor und der Helmholtz am Eingang der Universität, das Begas'sche Kaiser Wilhelm-Denkmal und manche andere Monumentalwerke, sind nicht aus den Mitteln der Berliner Steuerzahler oder doch nur zum Theil mit Hülfe eines Zuschusses des Stadtsäckels aufgerichtet worden. Auch am Berliner Bismarck-Denkmal ist die Stadt ebenso wenig betheiligt wie am zukünftigen Denkmal Moltke's vor dem Generalstabsgebäude.

Gering sind überhaupt die Aufwendungen für Kunstzwecke; dafür hat die Stadt Berlin in den Jahren 1890—1895 zusammen nur 130 000 Mark hergegeben, gewiß eine bescheidene Summe im Vergleich zum Gesammtetat. Rechnen wir noch die Ausgaben für das märkische Provinzial-Museum hinzu, so stellt sich die Gesammtleistung für Kunst und Museum in sechs Jahren auf 216 000 Mark. Aber was wir gleich bemerken wollen: es ist in den letzten Jahren auch damit besser geworden. Jahr für Jahr werden 100 000 Mark für Erwerbung von Werken der monumentalen Kunst, der Plastik wie der Malerei, in den Etat gestellt, und eine besondere „Deputation für Kunstzwecke“ hat die Aufgabe, für öffentliche Plätze, Gartenanlagen und städtische Gebäude Kunstwerke in Bestellung zu geben oder zu erwerben.

Große Aufgaben künstlerischer Gestaltung stellt das Gebiet des Brückenbaues; hier entfaltet die städtische Baudeputation schon seit Jahren eine so lebhafte und erfolgreiche Thätigkeit, wie sie die Berliner Baugeschichte bisher nicht gekannt hat. In der in Rede stehenden Berichtsperiode sind nicht weniger als neun Spreebrücken begonnen und hiervon sieben auch schon vollendet worden.

Ein großes Verdienst haben sich die Berliner Gemeindebehörden durch ein ausgezeichnetes wissenschaftliches Werk erworben, das übrigens nur an einer Stelle des Berichts flüchtig erwähnt wird: die auf städtische Kosten von Richard Borrmann verfaßte eingehende, sachverständige Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Sie hat bleibende Bedeutung als Inventar der immer mehr verschwindenden älteren bemerkenswerthen Gebäude und anderer Kunstwerke. Als Einleitung dient eine vom Stadtarchivar Clauswitz verfaßte kurze Geschichte der Entwicklung der städtischen Verfassung von der ältesten Zeit bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist der erste Versuch dieser Art, der um so dankenswerther ist, als die bis dahin erschienene Literatur nur zerstreutes, unvollständiges und auch recht unzuverlässiges Material aufwies.

Eine Gemeindeverwaltung hat eigentlich nicht die Aufgabe, allgemein wissenschaftliche, literarische Zwecke zu fördern. Dennoch kommt Berlin alle Jahre, wenn auch nur in bescheidenem Umfange, in diese Lage. Im Jahre 1890 hat es zum zehnten internationalen medicinischen Congreß eine im Bericht nicht einmal erwähnte Festschrift über die öffentliche Gesundheits- und Krankenpflege der Stadt herausgeben lassen, deren Leitung in Virchow's Händen lag. Im Jahre 1893 hat Berlin die Mittel zum Druck eines zweibändigen Kataloges der geschichtlichen Abtheilung der der Stadt zugefallenen Göritz'schen Bibliothek hergegeben. Jahr für Jahr ermöglicht die Stadt den Druck der wissenschaftlichen Beilagen zu den Programmen der höheren Schulen.

Unter die Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken fallen auch die für Vermehrung der Bibliotheken der städtischen höheren Schulen gewährten Mittel, während die Ausgaben der Magistratsbibliothek, d. i. der Geschäftsbibliothek der Gemeindeverwaltung, mehr praktische Zwecke verfolgen. Aber im Ganzen sind es nur geringe, den Etat nicht drückende Beträge, die hierfür zur Verfügung stehen, und dementsprechend können denn auch die Dienste, die die Rathhausbibliothek der Verwaltung bietet, nicht verglichen werden mit denen, die die reich dotirten Büchersammlungen unserer Parlamente ihren Benutzern leisten.

Während der Nutzen, der von den der Stadt Berlin gehörenden gelehrten Bibliotheken, den Gymnasial- und anderen Büchersammlungen, ausgeht, nur einer verschwindend kleinen Zahl von wissenschaftlich producirenden Arbeitern zu gute kommt, fluthet ein reicher Strom der Bildung, Belehrung und edlen Unterhaltung aus den populären Bibliotheken, die die Stadt mit jährlich steigendem Kostenaufwande, zur Zeit mit mehr als 100000 Mark im Jahr, unterhält, über das ganze, weite Berlin. Es wurden am 1. August 1900 50 Jahre, daß die ersten vier Bibliotheken eröffnet wurden. Zu diesem Tage hat die mit ihrer Verwaltung betraute Commission eine von dem städtischen Bibliothekar Buchholz verfaßte Festschrift erscheinen lassen, die, wie sie ihrer stillen Thätigkeit ein Denkmal setzt, so eine Uebersicht der auf diesem Felde der Volksbildung angestellten Bemühungen enthält. Den Hoffnungen und Anstrengungen haben freilich nicht immer die Fortschritte entsprochen. Immerhin ist, zumal in den letzten Jahren, seitdem die Verwaltung der altgewohnten Bahn weitere Ziele gesteckt und in den einzelnen Stadttheilen Lesehallen eingerichtet hat, die Gewähr für eine dauernde glücklichere Zukunft dieser in ihrer Bedeutung nicht hoch genug zu schätzenden Volksbildungsanstalten vorhanden.

Dort aber, wo die Festschrift von den ersten Anfängen der Berliner Volksbibliotheken berichtet, gibt sie ein, wenn auch nur bescheidenes, Stück Berliner Gelehrtengeschichte wieder; denn diese populären Büchersammlungen mit ihren zunächst

auf die wenig gebildeten Schichten der Bevölkerung gerichteten Wirkungsabsichten sind von berühmten Gelehrten ins Leben gerufen worden. An ihrer Schwelle haben Friedrich v. Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Hinrich Lichtenstein, der berühmte Zoolog und hochverdiente Gründer des Berliner zoologischen Gartens, Heinrich Dove, Ehrenberg, Encke, Karl Ritter, Twesten, Zumpt und Andere gestanden, und Willibald Alexis, Karl Werder und Ernst Raupach haben aus der Welt der Dichter und Schriftsteller ihre ersten schüchternen Schritte begleitet.

Das größte Verdienst aber kam immer Raumer zu. Von einer amerikanischen Reise voller Anregungen nach Berlin zurückkehrend, gründete er dort 1841 mit gleichgestimmten Freunden und Collegen von der Universität und Akademie den „Verein für wissenschaftliche Vorträge“ mit der Tendenz, daß die Wissenschaft popularisirt werden, daß Wissenschaft und Leben, die zu einander gehören, sich in ihm harmonisch durchdringen, fördern und stützen sollten. Sein ganzes Vorgehen war von der Idee durchleuchtet, die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien in das Volk zu bringen in Form von allgemein verständlich gehaltenen Vorträgen. Der Verein hat vierzig Jahre bestanden. Hervorragende Vertreter der Wissenschaft haben sich gern an den Vorträgen, die in den Wintermonaten unter lebhaftem Zuspruch in der Singakademie gehalten wurden, betheiligt. Sie erfreuten sich der verständnißvollen Theilnahme selbst des königlichen Hofes, und der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren die Protectoren des Vereins. Alexander v. Humboldt aber, der sofort für Raumer's Idee gewonnen war, schrieb dem Freunde befriedigt von dem Experiment: „Der Wechsel der Organe und Personen hat etwas sehr Unterhaltendes und Piquantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt besitzt.“

Dank Raumer's Anregung gab der Verein seine reichen Einnahmen, im Ganzen gegen 100 000 Mark, zur Gründung und Unterhaltung von Volksbibliotheken her, und seine Mitglieder, in erster Reihe neben Raumer und Lichtenstein der Statistiker Dieterici und Rudolf v. Gneist, haben in der Verwaltung der Bibliotheken viele Jahre lang mitgesessen und ihre Bahn bestimmt oder Raumer's Wirksamkeit im Dienst dieser guten Sache gestützt und gefördert; denn von ihm ging nun einmal aller befruchtende Einfluß in dieser Sache aus. Die vorliegende Schrift in ihrem festlichen, nicht gerade unauffälligen, aber immer geschmackvollen Gewande ist mit vollem Recht dem Gedächtniß des Bibliotheksgründers gewidmet. Sein Bildniß schmückt das Buch, die kurze Charakteristik seiner Persönlichkeit, dieses lebensvollen, von moderner Gesinnung erfüllten, wie Ranke ihn schildert, gern in Opposition gegen die jeweiligen Richtungen des preußischen Staatslebens, die seinen Ideen widersprachen, sich bewegenden Mannes ist dem Verfasser offenbar nicht nur Pflicht gewesen.

Raumer hat sich noch lange Jahre der gedeihlichen Ausgestaltung der Volksbibliotheken freuen dürfen. Als er starb, waren dreizehn vorhanden. In den achtziger Jahren trat in der Benutzung ein Rückschritt ein, vornehmlich weil die zur Verfügung stehenden Mittel den Ansprüchen nicht genügten. Erst seit wenigen Jahren, insbesondere seit der Eröffnung der Lesehallen, die jeden Abend Jedermann unentgeltlich offen stehen, haben die städtischen Volksbibliotheken einen Aufschwung genommen, sich das allgemeine Interesse der Bevölkerung wieder erobert und die pecuniäre Unterstützung der Gemeindebehörden in reichlicherem Maße gefunden. Die Stadt Berlin unterhält zur Zeit 28 Volksbibliotheken und 6 Lesehallen. Jährlich verliehen werden gegen 800 000 Bände bei einem Bücherbestande von 125 000 Bänden, über den die gedruckten Bücherverzeichnisse Auskunft geben. In jeder Lesehalle liegen 70 bis 80 Zeitschriften und 12 politische Zeitungen aus, und neben ihnen nimmt eine sorgfältig ausgewählte Sammlung der besten Nachschlagewerke das Interesse des sich aus allen Berufs- und Bildungskreisen, insbesondere auch aus dem Arbeiterstande, zusammensetzenden Publicums in Anspruch.

In einem besonderen Abschnitt declarirt die Verwaltung ihr Zukunftsprogramm. Sie wünscht die Errichtung einer über dem Niveau der kleineren Volksbibliotheken stehenden, den gesteigerten Ansprüchen mehr als diese gerecht werdenden, im Mittelpunkte der Stadt liegenden großen Bildungsbibliothek, die, weit entfernt, mit den gelehrten Staatsbibliotheken Berlins zu concurriren oder auch nur Unterhaltungsbibliothek zu sein, das von den Volksbibliotheken und Lesehallen nicht befriedigte Bildungsbedürfniß im Auge haben soll. Die Centralbibliothek soll mit den Volksbibliotheken derart in Verbindung gebracht werden, daß diese ihr als Zweiganstalten dienen und den Verkehr mit der Centralbibliothek vermitteln. Endlich soll die neu geplante Anstalt einen Generalzettelkatalog des gesammten städtischen Bücherbesitzes zur Benutzung auslegen und die vielen, jetzt nur mit Mühe und oft erfolglos aufgesuchten städtischen Bibliotheken weiteren Interessentenkreisen erschließen. Man kann nur wünschen, daß der Plan zur Ausführung komme, denn wenn keine finanziellen Bedenken vorhanden sind, so werden sachliche Einwände kaum laut werden dürfen.

T.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Als der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, während der Osterferien einen Erholungsurlaub nahm und sich nach Venedig begab, knüpfte die Legendenbildung sogleich an diese Ferienreise an. Der deutsche Botschafter in Wien, Fürst Eulenburg, sollte berufen worden sein, um den leitenden deutschen Staatsmann nach der Lagunenstadt zu begleiten, wo eine Zusammenkunft mit dem italienischen Ministerpräsidenten Zanardelli in Aussicht genommen wäre. Daß Fürst Eulenburg, der auf Urlaub in Meran verweilte, von dort aus sich nach dem nahen Bozen begab, um sich bei seinem Chef auf dessen Durchreise zu melden, war eine zu natürliche Erklärung, als daß Conjecturalpolitiker sie hätten ohne Weiteres gelten lassen. Nur hätte ihnen die gesammte Amtsthätigkeit des deutschen Reichskanzlers von Anfang an beweisen müssen, wie wenig er des deutschen Botschafters in Wien bedurfte, selbst wenn Graf von Bülow die Absicht gehegt hätte, in Venedig mit dem italienischen Conseilpräsidenten zusammenzutreffen. In Wirklichkeit lag dem deutschen Reichskanzler eine solche Absicht durchaus fern, und es war ein merkwürdiger Zufall, daß die beiden Staatsmänner einander begegneten, allerdings nicht in Venedig, sondern in Verona, auch ohne den Apparat, den eine geschäftige Phantasie zuvor erfunden hatte. Insbesondere war Fürst Eulenburg, nachdem er sich in Bozen gemeldet hatte, nach seinem Kurorte Meran zurückgereist. Wie Graf von Bülow keinerlei politische Nebenabsichten hegte, als er sich zu seiner in Venedig verweilenden Gemahlin, der Tochter Donna Laura Minghetti's, begab, suchte auch der italienische Ministerpräsident Erholung von seiner Regierungsthätigkeit, indem er seine zu Maderno am Gardasee gelegene Villa aufsuchte. Erst auf dem Bahnhofe in Verona erfuhr er, daß eine Stunde später der ihm von früher her persönlich bekannte deutsche Reichskanzler auf der Fahrt nach Venedig dieselbe Station berühren würde, und man begreift daher wohl, daß der italienische Ministerpräsident den leitenden deutschen Staatsmann erwartete und herzlich begrüßte. Trotz der kurzen Dauer dieser Zusammenkunft darf doch auf Grund zuverlässiger Informationen als gewiß gelten, daß Herr Zanardelli dem deutschen Reichskanzler die Versicherung ertheilen konnte, alle maßgebenden Persönlichkeiten in Italien seien gewillt, in loyaler Weise an dem Dreibunde festzuhalten. Im Interesse der Fortdauer des Weltfriedens darf daher die Begegnung in Verona nicht bloß als ein Zufall, sondern auch als ein Glücksfall bezeichnet werden, da auf diese Weise die willkommene Gelegenheit geboten wurde, unmittelbar vor dem italienischen Flottenbesuche im Hafen von Toulon die Gerüchte zu widerlegen, nach denen die Tage des Dreibundes gezählt sein sollten. Allerdings läuft dieser erst am 6. Mai 1903, Mittags 12 Uhr, ab; allein, abgesehen selbst von der Kündigungsfrist, muß doch großes Gewicht darauf gelegt

werden, daß die betheiligten Mächte ihre Dispositionen nicht erst im letzten Augenblicke bekannt werden lassen. Daher ist es von hoher politischer Bedeutung, daß, wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn, auch Italien im Princip durchaus geneigt ist, den Friedensbund der europäischen Centralmächte zu erneuern. Von diesem Gesichtspunkt aus hat sich also die zufällige Begegnung des Herrn Zanardelli mit dem deutschen Reichskanzler zu einem erfreulichen politischen Ereignisse gestaltet.

Nur empfiehlt es sich, die unter Anderem von der „Indépendance belge“ versuchten Combinationen zurückzuweisen. Das belgische Blatt findet bemerkenswerth, daß es gerade Italien ist, das der deutsche Reichskanzler während der Osterferien und just zu einer Zeit aufsucht, „wo auf der einen und der anderen Seite die fieberhaftesten Erörterungen in Bezug auf die Erneuerung der Tripel-Allianz eingeleitet worden sind“. Die „Indépendance belge“ täuscht sich jedenfalls in der Adresse, wenn sie im Hinblick auf Deutschland von „les discussions les plus fiévreuses“ spricht. Gerade in Deutschland hat sich niemals die Ueberzeugung verleugnet, daß Italien an der Aufrechterhaltung des Dreibundes dasselbe Interesse hat wie Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Auch ist die von Mitgliedern der äußersten Linken in der italienischen Deputirtenkammer vertretene Auffassung, wonach Italien durch seine Bündnißverträge zu besonderen militärischen Lasten verpflichtet sein soll, authentisch entkräftet worden. Vielmehr würde Italien durch seinen Austritt aus dem Dreibunde unverzüglich zur Erhöhung der Credite für seine militärischen Streitkräfte genöthigt werden. Es genügt, auf das frühere Verhältniß Italiens zu dem gegenwärtig mit ihm verbündeten Oesterreich-Ungarn hinzuweisen. Auch jetzt lassen die italienischen Irredentisten es von Zeit zu Zeit nicht an Anwandlungen fehlen, bei denen sie bald im Trentino, bald nach der Seite von Triest hin vermeintliche nationale Ansprüche geltend machen. Innerhalb des Dreibundes werden solche Zwischenfälle auch in Zukunft leicht ihren Ausgleich finden. Wesentlich verschieden jedoch würde die Lage sein, sobald das Bundesverhältniß mit Oesterreich-Ungarn aufgehoben wäre. Dann müßte Italien für alle Fälle gerüstet sein, und dies könnte nicht in einer Verringerung, sondern nur in einer Verstärkung der militärischen Streitkräfte zum Ausdrucke gelangen.

An Lockrufen von französischer Seite fehlt es nicht. Feierlich wird versichert, daß niemals daran gedacht worden sei, das Mittelländische Meer zu einem „französischen See“ zu machen. Nur können durch solche Versicherungen Thatsachen wie die Besitzergreifung Tunesiens und die Befestigung des Kriegshafens von Bizerta nicht aus der Welt geschafft werden. Da nun die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere für das mit langgestreckten Küsten versehene Italien eine Lebensfrage ist, wird es sicherlich Bedenken tragen, auf eine bewährte Bundesgenossenschaft zu verzichten, die zugleich eine Gemeinschaft der Interessen mit Großbritannien gestattet. Auch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß zwischen Italien und England ein geheimer Vertrag besteht, der Italien in den Stand setzt, Frankreich im Mittelländischen Meere ein Paroli zu biegen.

Von Oesterreich-Ungarn und Deutschland, sowie von Großbritannien losgelöst, würde Italien auf die Gnade Frankreichs und Rußlands angewiesen sein, und dieses Verhältniß würde sich nach der Ansicht vieler Italiener kaum von dem eines Vasallen unterscheiden. So erklärt sich in vollem Maße, daß, wie früher der Chef der Linken, Crispi, auch der Führer der Rechten, Rudini, die Erneuerung des Dreibundes als eine Lebensfrage für Italien ansah, und sehr bald wird sich zeigen, daß in dieser Beziehung keine regionalen Gegensätze in Betracht kommen können, so daß gleich den Sicilianern Crispi und Rudini die Norditaliener Zanardelli und Giolitti sich zu derselben Auffassung bekennen müssen. Es bedurfte daher gar keiner Initiative von Seiten des leitenden deutschen Staatsmannes. Wenn aber irgendwo nach der Bezeichnung der „Indépendance belge“ die „fieberhaftesten Erörterungen über die Erneuerung der Tripel-Allianz eingeleitet worden sind“, so kann sich dies bloß auf einen Theil der französischen Presse beziehen.

Nur wäre es durchaus verfehlt, annehmen zu wollen, daß die Erneuerung des Dreibundes eine Spitze gegen Frankreich haben könnte. Aus dem Wesen dieses Friedensbundes folgt sogar mit Nothwendigkeit, daß es durchaus erwünscht ist, wenn die Theilnehmer der Tripel-Allianz auch mit anderen Mächten freundschaftliche Beziehungen unterhalten und pflegen. Gerade weil früher nicht unbedenkliche Reibungsflächen zwischen Italien und Frankreich, zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland vorhanden waren, muß es in Deutschland mit großer Genugthuung aufgenommen werden, daß nunmehr Aussichten auf Abschleifung dieser Schärfen vorhanden sind; und in diesem Lichte wird man wohl auch den italienischen Flottenbesuch im Kriegshafen von Toulon betrachten dürfen. Als vor zwei Jahren das französische Mittelmeergeschwader den damals in Cagliari verweilenden König Humbert gemäß den Bräuchen der internationalen Courtoisie begrüßte, mußte bereits als feststehend gelten, daß, sobald sich die geeignete Gelegenheit darbieten würde, dem französischen Staatschef dieselbe Aufmerksamkeit erwiesen werden sollte. Da nun der Präsident der französischen Republik, Loubet, eine Reise nach dem südlichen Frankreich unternahm, wurde der Herzog von Genua mit dem Auftrage betraut, an der Spitze eines stattlichen Geschwaders den längst in Aussicht genommenen Act internationaler Höflichkeit zu vollziehen. Daß im letzten Augenblicke der russische Admiral Birilew den Befehl erhielt, mit seinem Geschwader den Hafen von Toulon zu verlassen, hat, in Ermangelung authentischer Aufklärungen, den Conjecturalpolitikern, die sich kurz zuvor über die Begegnung des italienischen Ministerpräsidenten mit dem deutschen Reichskanzler vergebens ereifert hatten, Gelegenheit gegeben, wiederum lebhafte Erörterungen über die Nichtbegegnung des russischen Geschwaders mit dem italienischen anzustellen. Von russischer Seite wurde dies als ein Act der Discretion hingestellt, durch welchen der Anschein vermieden werden solle, als wolle Rußland sich bei den Kundgebungen aus Anlaß des Zusammentreffens der italienischen und der französischen Flotte gleichsam aufdrängen. Obgleich diese Erklärung nicht amtlich ist, wird sie doch von der französischen Regierungspresse acceptirt. Auch wurde darauf hingewiesen, daß die russische Flotte wohl mehr gefeiert worden wäre als die italienische. Diese Betrachtungen waren ungemein bezeichnend. Aus ihnen erhellt, daß Italien in dem hier und da geträumten neuen Dreibunde jedenfalls sehr ins Hintertreffen gerathen und in der französischen Werthschätzung weit hinter Rußland zurückstehen würde.

Durchaus unzutreffend mußte dagegen die Deutung erscheinen, wonach aus der Abberufung des russischen Geschwaders eine Lockerung der russisch-französischen Beziehungen geschlossen werden sollte. Dieses Geschwader ist denn auch am 9. April in Villafranca eingetroffen, und der Admiral Birilew hat sich mit seinem Stabe von dort zu dem in Nizza verweilenden Präsidenten Loubet begeben, um diesen feierlich zu begrüßen. Sowohl die Ansprache des russischen Admirals als auch die Erwiderung des Herrn Loubet hat zur Evidenz erwiesen, daß zwischen Rußland und Frankreich Alles beim Alten geblieben ist. Allerdings wird auch durch die rauschenden Festlichkeiten in Toulon nichts an dem gegenwärtigen Zustande geändert werden, und mit den wieder hergestellten guten Beziehungen zwischen Frankreich und Italien können alle Freunde einer ruhigen Entwicklung der hohen Politik nur zufrieden sein.

Während in Peking die Verhandlungen der Gesandten der verbündeten Mächte mit den chinesischen Bevollmächtigten fortgeführt werden, hat die russische Regierung auf die Unterzeichnung des mit China abzuschließenden Vertrages über die Mandschurei zunächst verzichtet. Entgegen der Annahme, daß es auf die Begründung eines regelrechten Protectorates über die Mandschurei abgesehen sei, hat der russische „Regierungsbote“ die Natur des „besonderen Einvernehmens“ mit China vielmehr in der Weise charakterisirt, daß durch dasselbe lediglich die allmähliche Ordnung der Verhältnisse, die Räumung der Mandschurei, desgleichen auch temporäre Maß-

regeln zur Sicherung des Friedens in diesem Gebiete bestimmt und in Zukunft eine Wiederholung von Ruhestörungen verhütet werden sollten. Bei den diplomatischen Schritten, die von Japan, Großbritannien, Deutschland, den Vereinigten Staaten, Oesterreich-Ungarn und Italien bei den chinesischen Bevollmächtigten im Hinblick auf das geplante russisch-chinesische Abkommen gethan wurden, hat es sich auch keineswegs um eine Collectivnote der betheiligten Mächte gehandelt; gemeinsam war diesen nur die Erwägung, daß es dem günstigen Verlaufe der in Peking gepflogenen allgemeinen Verhandlungen nicht förderlich sein könnte, wenn daneben Specialverhandlungen zwischen Rußland und China stattfänden, so daß Werthobjecte, die gleichsam für die Gesammtheit der berechtigten Ansprüche hafteten, in fraudem creditorum entfremdet würden.

Da insbesondere in französischen Blättern die Politik Deutschlands als „système de bascule entre Londres et Saint-Pétersbourg“ bezeichnet worden ist, erscheint es geboten, die vollständige Loyalität dieser Politik nachzuweisen. So wenig bezieht sich das deutsch-englische Abkommen auf die Mandschurei, daß in authentischer Weise versichert werden konnte, Lord Salisbury habe sogar vorgeschlagen, durch Einfügung der Bestimmung des Breitengrades in die Convention jeden Zweifel zu beseitigen. Wenn Graf von Bülow davon Abstand nahm, so war für ihn wohl hauptsächlich die Erwägung maßgebend, daß er die deutsche Politik nicht durch die genaue Umgrenzung einer Interessensphäke fixiren wollte, durch deren Verletzung dann unverzüglich eine gemeinschaftliche Action Deutschlands und Englands hervorgerufen worden wäre. Daß aber die Mandschurei nicht in diese Interessensphäre eingeschlossen werden sollte, das erhellt deutlich aus den Vorverhandlungen. Im englischen Parlamente regten sich allerdings Zweifel; auch ließen dort die Erklärungen des Vertreters des Auswärtigen Amtes an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Doch erklärt sich dies wohl aus tactischen parlamentarischen Erwägungen. Andererseits kann bei den maßgebenden Persönlichkeiten Englands kein Zweifel darüber obwalten, daß in dem Augenblicke, in dem der englisch-russische Vertrag unterzeichnet wurde, der Rußland den Bau einer Eisenbahn in der Mandschurei gestattete, dieses Gebiet als in der Interessensphäre Rußlands liegend anerkannt wurde.

Ebenso wenig wie England hat Rußland den geringsten Anlaß zu einer Beschwerde, da die Beweggründe, die Deutschland bestimmten, vor Allem die allgemeinen Verhandlungen in Peking gefördert sehen zu wollen, Opportunitätsrücksichten waren, die auch vom russischen Standpunkte aus Anerkennung finden müssen. Je rascher und glatter die von den Gesandten in Peking geführten Verhandlungen verlaufen, desto eher können die militärischen Streitkräfte der verbündeten Mächte zurückgezogen werden, und desto weniger wachsen noch die ohnehin sehr beträchtlichen Kosten an. Hieraus erhellt, daß die deutsche Politik sowohl England als auch Rußland gegenüber durchaus loyal geblieben ist, wie denn auch zuverlässig verlautet, daß Kaiser Nicolaus II. selbst diese Loyalität anerkannt und in einer dem deutschen Botschafter in St. Petersburg, Herrn von Alvensleben, gewährten Audienz sich nachdrücklich gegen Diejenigen gewendet hat, die in völlig unzutreffender Weise von Meinungsverschiedenheiten oder gar Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem deutschen Kaiser wissen wollten. Gerade im Hinblick auf die Verhältnisse in der Mandschurei muß die maßvolle deutsche Politik in St. Petersburg Anerkennung finden. Wie leicht hätte die Initiative der durch ein russisches Protectorat in der Mandschurei am meisten betroffenen jüngsten „Großmacht“ Japan zu weiteren Mißverständnissen Anlaß bieten können, wenn nicht eben der deutsche Gesandte in Peking, Herr Mumm von Schwarzenstein, dessen Tact nicht minder Anerkennung verdient als seine diplomatische Begabung, in solchem ausgleichenden Sinne gewirkt hätte.

Die Mächte, die, jede für sich, diplomatische Schritte bei den chinesischen Bevollmächtigten thaten, um eine Verzögerung der allgemeinen Verhandlungen zu verhüten, können mit dem Erfolge ihrer Bemühungen wohl zufrieden sein. Anderer-

seits geht aus der vom russischen „Regierungsboten" veröffentlichten Darstellung hervor, daß die russische Regierung sich mit den vorliegenden Thatsachen abgefunden hat. An die bevorstehende Rückgabe der Mandschurei an China ist ohnehin im Ernste wohl kaum geglaubt worden. Es kann daher nicht überraschen, wenn von autorisirter russischer Seite nunmehr als selbstverständlich bezeichnet wird, daß die Verwirklichung einer solchen Rückgabe nur möglich sei, sobald die normale Lage in China völlig wieder hergestellt und in Peking eine Centralregierung befestigt ist, die unabhängig und stark genug erscheint, um das benachbarte Rußland vor der Wiederholung der Ereignisse des vorigen Jahres zu sichern. Indem daher die russische Regierung die gegenwärtige Organisation der Mandschurei aufrecht erhält, um in der Nähe der ausgedehnten Grenzen Rußlands die Ordnung zu sichern, will sie ruhig den weiteren Verlauf der Ereignisse abwarten.

Vom deutschen Gesichtspunkte aus muß gehofft werden, daß die chinesischen Bevollmächtigten, nachdem nunmehr die Mandschurei-Frage vertagt worden ist, ihr ganzes Interesse auf die allgemeinen Verhandlungen concentriren. Die Entschädigungsansprüche, die von den betheiligten Mächten, sowie im Namen von Privatpersonen, geltend gemacht worden, sind so mannigfaltig, daß bis zur Lösung dieses Problems sicherlich noch geraume Zeit vergehen wird. Auch die Art der Deckung dieser Entschädigungssummen muß große Schwierigkeiten bereiten, zumal eine mechanische Erhöhung der Seezölle für die aufzunehmende neue Anleihe nicht unbedenklich erscheint. Durch eine solche Erhöhung der Seezölle könnte der europäische Ausfuhrhandel schweren Schaden erleiden. Es würde sich daher wohl empfehlen, gemäß dem von einem der besten Kenner der chinesischen Verhältnisse, Sir Robert Hart, gemachten Vorschlage, im Inneren China's durch Einführung neuer Steuern Einnahmequellen zu erschließen, aus denen die sehr bedeutenden Entschädigungssummen gedeckt werden können. Für die deutsche Regierung, die der Erhöhung der Seezölle ursprünglich im Princip nicht abgeneigt war, werden schließlich wohl technische Erwägungen im Sinne Sir Robert Hart's maßgebend bleiben, zumal da es sich durchaus nicht um eine politische Frage handelt. Auch die von China für die Zukunft zu gewährenden Garantien werden reiflich erwogen werden müssen. Der gewaltige Apparat an militärischen Streitkräften, der diesmal aufgeboten werden mußte, darf jedenfalls in Zukunft nicht mehr erforderlich werden, und dies läßt sich nur dadurch erreichen, daß die Position der Gesandtschaften in Peking stark befestigt und ihre Communicationen mit dem Meere durchaus gesichert werden.

In das friedliche Bild, das die gesammte Weltlage nunmehr darbietet, bringt der Besuch, den der Kronprinz des Deutschen Reiches dem Kaiser von Oesterreich in Wien abstattet, einen weiteren charakteristischen Zug. Nicht bloß das unwandelbare Bundesverhältniß zwischen den beiden Großmächten, sondern auch die innigen Beziehungen zwischen den Dynastien und den Völkern erhalten eine symbolische Bekräftigung, die zugleich erfreuliche Aussichten für die Zukunft eröffnet. Das deutsch-österreichische Bündniß steht in der That nunmehr über den Wechselfällen der Politik und darf als eine sichere Bürgschaft für die Erhaltung des Weltfriedens angesehen werden.

Literarische Rundschau.

Paulsen über den Pessimismus.

[Nachdruck untersagt.]

Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Von Friedrich Paulsen. Berlin, W. Hertz. 1900.

Diese Studien über drei Formen des Pessimismus, die zuerst in dieser Zeitschrift erschienen, sind von feinsinnigster Art, ein geistiges Vergnügen für den Leser, für welches er dem Verfasser warmen Dank schuldet. Auch wenn die Gedankenarbeit, zu welcher er anregt, hier und dort zu anderen Schlußfolgerungen führen sollte.

In Bezug auf Schopenhauer dürfte das kaum der Fall sein. Der Pessimismus dieses gewaltigen Denkers und minderwerthigen Menschen war durchaus intellectueller Natur: sein inneres Selbst war nicht auf diesen Ton gestimmt, sonst hätte der Greis nicht mit der Eitelkeit einer Coquette nach Lob gejagt. Nicht Entsagung, sondern Loslösung von allen Pflichten, die den so tief von ihm verachteten Durchschnittsmenschen binden, hat sein Verhalten bestimmt. Das Wort Paulsen's, Schopenhauer sei überall nur Gast gewesen, ist dessen Verurtheilung. Nicht Werth oder Unwerth der Mutter, sondern das Verhalten des Sohnes ist der Maßstab, nach welchem dieser gerichtet wird.

Schon am Ausgangspunkt hat bei Schopenhauer das Herz versagt. Seine Erkenntniß dessen, was Güte vermag und Heiligkeit bedeutet, ist eine rein theoretische geblieben, und die meisten der Menschen, die er so unerbittlich verurtheilt, waren besser als er. Jedes irdische Leben kennt Stimmungen, die dem Weltbild Schopenhauer's entsprechen. Aber es sind nicht die besten, und Diejenigen, die sie am schnellsten überwinden, gelangen am sichersten zur aufsteigenden Bahn, die er selbst nie betreten hat. Nur in diesem Sinne empfiehlt sich seine Ethik als „das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit von sich selbst".

In Bezug auf seine Hamlet-Studie hat Paulsen begreiflichen Widerspruch und ebenso bedauerliche Angriffe erfahren. Er gibt diese Studie als einen der vielen Versuche zur Charakteristik dieses größten Sohnes, den Shakespeare's Genius geboren, und beansprucht nicht im geringsten, das unerschöpfliche Problem anders als im Licht der eigenen Betrachtung zu zeigen. Dazu hat er ein volles Recht, auch wenn man seiner Anschauung sich nicht anschließt. Sie ist jedenfalls sehr bemerkenswerth, obwohl sie Bedenken erregt. Es muß immer wieder betont werden, daß hier der Pessimismus nicht das Denken allein, sondern das Empfinden, die ganze Seele ergreift und mit der ihn umgebenden Welt der Mensch selbst, der das erleben muß, aus den Fugen geräth. Den Abgrund der Niedertracht und der Greuel, der vor ihm sich aufthut, vermag kein Urtheilsspruch menschlicher Gerechtigkeit mehr

zu schließen. Wäre der König gerichtet, es bliebe die Mutter, und gegen sie hat Hamlet nur die Pfeile des Wortes und die Maske des Wahnsinns aufzubieten. „Einen Mann ohne Kraft, ohne Glauben, ohne Liebe“ nennt ihn einmal Paulsen und meint, er spüre der Missethat nach, nicht um durch Strafe zu heilen und zu befreien, sondern um darüber zu moralisiren, zu schimpfen, seinen satirischen Witz und seine pathetische Beredsamkeit daran zu üben. Das ist kaum eine gerechte Würdigung des Menschen, der Ungeheures innerlich erlebte. Nicht die Thatkraft Hamlet's versagt, nicht der Muth zu tödtlichen Streichen, sondern die Zuversicht, als ob sie genügten, den Rächer zum Richter zu erheben. Angesichts dieser ungeheuren Verantwortung bricht jeder hergebrachte Begriff von Recht und Unrecht zusammen, das Mitleid ist erstickt, Ophelia geopfert, Rosenkranz und Güldenstern werden reuelos, wie Polonius durch Zufall, so dieses Mal mit Absicht und wie niedriges Gewürm vernichtet. Um wie viel entschuldbarer erscheint hier des außer sich gerathenen Hamlet's Mißachtung vom Werth des Menschenlebens, verglichen mit der kühlen Berechnung des greisen Faust, der „einzig dem löblichen Deichen und Dämmen zu Liebe“ ein harmloses Greisenpaar um geringen Besitzes willen dem grausamen Feuertod überliefert? In der schönen Studie über Mephistopheles, den Pessimisten, für den die Welt des Guten überhaupt nicht besteht, stellt Paulsen ihm Faust gegenüber und bemerkt bei Erwähnung dieser letzten, nicht bereuten Schuld: „Man kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß Mephistopheles nicht ganz im Unrecht ist, wenn er am Schluß klagt, daß er um sein wohlerworbenes Recht geprellt werde.“ Gewiß nicht. „Faust,“ so schreibt Paulsen, „hätte innerlich gereinigt werden können, entweder, wie Gretchen, durch großes, in freiwilliger Buße aufgenommenes Leiden oder durch große, opferwillige That. Beides bleibt ihm fern . . .“ Dieses Urtheil ist ungleich zutreffender als der Versuch von Filtsch, in seinem übrigens vortrefflichen Buch über „Goethe's religiöse Entwicklung“ Faust in der praktischen Ausübung seines Evangeliums der That als innerlich geläutert und befreit darzustellen. Wogegen Paulsen betont, Faust werde gerettet nicht durch eigenes Verdienst und eigene Würdigkeit, sondern ganz, wie die Kirche es lehrt: „er wird selig aus Gnaden“ — eine Auslegung, die sich bekanntlich mit der Goethe's selbst deckt (s. Eckermann, Gespräche VIII, 95); Vermittlerin dieser Gnade ist aber Diejenige, die nicht, wie Faust, die Reue ablehnt und auf das Jenseits verzichtet, sondern durch Buße und Läuterung die Sünde überwunden, so die innere Freiheit wieder erlangt und die Seligkeit gewonnen hat. An ihr scheitern die Verführungskünste des Teufels, weil das Gemeine keine Macht über sie hat. Paulsen hat sehr feinsinnig das Wesen des Mephistopheles als die Lust am Gemeinen definirt und an Beispielen erörtert, wie er gemein ist, gemein sieht, gemein macht, indem er sein eigenes Wesen in die Dinge hinein trägt. Für Liebe hat er Cynismen, für die Religion Sarkasmus; die Wissenschaft ist Charlatanerie und Hocuspocus, Befriedigung des Hungers und der Eitelkeit; das Streben nach Wahrheit ist vergeblich, das Leben nichtig und nichtswürdig. Der Geist, der so spricht, ist ein durchaus negativer und zerstörender, auf das intellectuelle Zu-nichte-machen der Dinge gerichteter, aber seine Thätigkeit ist zugleich eine selbstzerstörende: „der Satan müßte, um sein Reich zu bauen, überall den Schein und die Lüge schonen und erhalten, statt sie durch witzige Aufdeckung zu zerstören. Aber es liegt in der Natur des Bösen, wie schon Aristoteles bemerkt hat, mit sich selber uneins zu sein: dem Guten und Wahren ist innere Harmonie, dem Falschen und Bösen der Widerspruch mit sich selber eigen. Und so muß der Teufel, indem er es nicht lassen kann, den Schein aufzuheben, der Wahrheit dienen.“ Von diesem Standpunkte aus betrachtet erhält die Dichtung — immer nach Paulsen's schöner Ausführung — den Charakter einer Komödie, deren Held Mephistopheles ist, und seine Figur jene Beimischung des Komisch-Possenhaften, die sie milder und menschlicher, damit auch dramatisch brauchbarer macht. Der gemeine und schlechte Gesell ist doch der „dumme Teufel“ der mittelalterlichen Legende, der zuletzt der Geprellte

bleibt. Nicht nur über Gretchen, die der böse Geist zur Verzweiflung treiben möchte und statt dessen zur Selbsterkenntniß und damit zur Buße weckt, auch über Faust versagt seine Macht. In der pessimistischen Stimmung tiefster Entmuthigung hat dieser sich Mephistopheles ergeben, auf die Bedingung hin, daß er ihn „mit Genuß betrüge“.

Und Faust frißt Staub, aber nicht mit Lust, er bleibt unbefriedigt von müßigem Genießen und setzt dem sinnlosen Zerstören schaffende Thätigkeit entgegen. Das ist die Seite seiner Natur, durch welche er, trotz aller seiner Sünden, der Herrschaft des Bösen sich entwindet. Gegen den nihilistischen Pessimismus, dem Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht, reagirt der Optimismus, der Goethe's eigenste Weltanschauung war.

Auch Kuno Fischer, in seiner berühmten Faust-Studie, hat gefragt, ob im zweiten Theil des Gedichtes die Symbole den Ideen entsprechen, ob es in Wahrheit fortschreitende Stufen der Läuterung sind, durch die Faust geführt wird? Die bloße Stellung der Frage setzt eine verneinende Antwort voraus. Paulsen hat nicht gezögert, sie zu geben, aber er ergänzt sie dahin, daß eine irdisch-menschliche Geschichte ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich ist. Der Himmel enthält es nicht; eben darum gibt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tage“, der die Geschichte beschließt. Die ganze Dichtung könnten wir hiernach auch als eine poetische Theodicee bezeichnen, als eine Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt. Das Uebel und die Zerstörung, die Sünde und das Böse, sie sind unentbehrlich: „Du kannst die Welt nicht ohne sie denken, und Du könntest, wie Du bist, eine Welt ohne sie nicht ertragen. Also schicke Dich drein und kämpfe den Kampf des Lebens als ein Mann; ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein. Es gibt einen Standpunkt jenseits des Kampfes, jenseits der Unruhe, des Werdens und Vergehens, jenseits auch von gut und böse; das ist der Standpunkt des Ewigen und All-Einen; für Gott sind alle Disharmonien in eine große Harmonie aufgelöst. Du aber stehst im Diesseits, sieh zu, daß Du auf der rechten Seite, auf der Seite des Guten und Wirklichen, nicht des Nichtigen und Bösen stehst!“ Mit diesen Worten ist die Verurtheilung des Pessimismus ausgesprochen, der in seinem letzten Grunde eine Verneinung der Liebe ist.

Lady Blennerhassett.

Mau's Pompeji.

[Nachdruck untersagt]

Pompeji in Leben und Kunst. Von August Mau. Mit 278 Abbildungen im Text, 12 Heliogravüren und Vollbildern und 6 Plänen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Wir vermögen von dem neuesten Buche über Pompeji nicht zu sprechen, ohne den Verfasser desselben beständig vor Augen und im Herzen zu haben. Aber während solche Wirkungen eines Werkes sonst auf der stark hervortretenden Subjectivität seines Urhebers zu beruhen pflegen, tritt hier gerade der entgegengesetzte Fall ein. Wer das intime, fast einzigartige Verhältniß August Mau's zu seinem Stoffe kennt, wird immer wieder auf die vollendete Meisterschaft zurückblicken müssen, mit der er denselben für sich reden und den Leser alle verborgene Arbeit des Gelehrten vergessen macht. In der That bietet „Pompeji“ in ausgeglätteter und scheinbar müheloser Darstellung eine Summe von Resultaten dar, die zum großen und gewichtigsten Theile Ertrag der Lebensarbeit eines einzigen Mannes — eben des Verfassers selber — sind. August Mau hat vor Kurzem seinen sechzigsten Geburtstag

gefeiert. Die Zeit eines Menschenalters, die ihm bis jetzt bereits auf dem classischen Boden Italiens zu wirken vergönnt war, hat er vorzugsweise an das Studium Pompejis gewendet. Die Treue, welche er der auferstehenden Stadt bewiesen, hat sie ihm reichlich vergolten. So viele Mitbewerber A. Mau auch unter den Forschern aller Nationen erstehen sah und zum Theile selber eingeführt hat, herrscht er doch nach wie vor nicht bloß auf dem Ehrensitze der einmal begründeten Autorität, sondern auch auf den meisten Einzelgebieten mit jener Ueberlegenheit, die beständig neu erworben und behauptet werden muß.

Schon diese Einzelgebiete sind zahlreich und weit reichend genug, um den ernsten Pompeji-Forscher vor dem Scheine des Specialistenthums zu bewahren. Jener Ausschnitt einer versunkenen Existenz, den die Vesuvstadt darstellt, ist so vielseitig, wie das antike Leben selber war. Es gilt, mit unserem gesammten Wissen vom classischen Alterthum hineinzuleuchten und wiederum hier gewonnene Erkenntniß hinauszutragen, nicht bloß nach Rom und Athen, sondern bis nach Alexandrien und Trier.

Das vorliegende Buch stellt den Niederschlag unseres Wissens speciell über Pompeji dar. Es vermochte sich dabei unter Mau's Händen mit Sicherem und Thatsächlichem — man darf sagen mit Wirklichem — so ausschließlich zu erfüllen, daß es auf die ergänzende Beihülfe der Hypothese fast durchweg verzichten konnte. Freilich bleibt es nun auch zumeist dem Leser überlassen, das Dargebotene mit der Kraft der Phantasie in ein Lebendiges umzusetzen; aber diese Aufgabe, von welcher ohnehin keine Kunst der Darstellung zu dispensiren vermag, hat ja hier nicht etwa ein nacktes Gerippe von Thatsachen mit Fleisch und Blut zu umkleiden, sondern einen wohl gegliederten, gleichsam im Ruhezustande gezeichneten Organismus nur in Bewegung zu setzen und zu beseelen. Uebrigens bietet der Verfasser, wo nur auf seinem Wege eine stärkere Aufforderung liegt, dazu selber die Hand. Wo er z. B. die Segnungen des Klimas oder die Reize der Landschaft schildert, weht ein Hauch von Wärme, der bei einem so zurückhaltenden Interpreten doppelt liebenswürdig berührt.

Mau's „Pompeji“ ist — bezeichnend genug — zuerst in englischer Sprache bei einem amerikanischen Verleger (im Jahre 1899) erschienen. Im Gewande der Muttersprache gehört es uns nunmehr erst ganz. Es tritt jetzt an die Stelle von Overbeck's „Pompeji“, dessen vierte Auflage (1884) Mau selber bereits mitbesorgt hatte. Möge die Gabe, welche auch dem Archäologen nicht bloß Bekanntes bringt, in weiten Kreisen der Gebildeten Aufnahme finden als die berufene Vermittlerin mit dem Boden des Alterthums. Während an Ort und Stelle der knappe „Führer durch Pompeji“ desselben Verfassers bequemer zur Hand sein dürfte, diene sein „Pompeji“ vor Allem zur Vorbereitung und nachträglich als Erinnerungsdenkmal. Zugleich aber erblicken wir in diesem Musterwerke schlichter Gediegenheit und Anmuth ein würdiges Denkmal, das August Mau sich und der deutschen Wissenschaft selber gesetzt hat.

— e.

μμ. **Leben Michelangelo's.** Von Herman Grimm. Zehnte Auflage. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nachdem Ende des vorigen Jahres die große illustrirte Ausgabe des Buches in einem Bande heraus gekommen, erscheint es hier abermals in zwei Bänden, conform den früheren Auflagen, nur mit dem Unterschiede, daß das bisherige Register durch ein von Neuem aufgestelltes ersetzt und die Vorrede der großen Ausgabe im Anhange abgedruckt worden ist. Die Arbeit verdankt ihre Verbreitung bei uns, in England und in Amerika dem Umstande, daß sie die Dinge im Allgemeinen behandelt, das Unwichtige ausläßt und das Wichtige so einfach als möglich gibt. Es enthält die Geschichte der neueren Kunst von Dante bis Cornelius, und zugleich die der geistigen Entwicklung der betreffenden Jahrhunderte, Alles von einem universalhistorischen Standpunkte aus betrachtet, der dem Gedankengange des neuen Jahrhunderts immer noch zu entsprechen scheint wie er dem des verflossenen entsprach. Beim ersten Erscheinen erschloß das Buch der Mehrzahl der Leser die Aussicht auf fast unbekannte Gefilde, heute gewährt es die Sicherheit, daß über das nun Vielen Bekannte knapp und wahrhaft berichtet werde. Für die überseeischen Leser der „Deutschen Rundschau“ sei bemerkt, daß die in Amerika verbreitete englische Uebersetzung, welche ohne des Verfassers Genehmigung dort erschienen und in mehr Auflagen als die deutsche Ausgabe bei uns heraus gekommen ist, nach der ganz veralteten ersten deutschen Auflage von vor vierzig Jahren angefertigt wurde. Sie hätte natürlicher Weise längst umgearbeitet werden müssen. Es liegt in dieser Ausnutzung einer deutschen Arbeit wissenschaftlicher Art etwas, das dem zwischen amerikanischer und deutscher Gelehrsamkeit herrschenden guten Einvernehmen nicht entspricht.

οπ. **Charakteristiken.** Von Erich Schmidt. Zweite Reihe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1901.

Der erste Band dieser „Kleinen Schriften“ erschien vor fünfzehn Jahren. Wie jener zeigt diese neue Reihe zum größten Theile zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erschienener Aufsätze den Verfasser als den vollendeten Typus des modernen Literarhistorikers, der nicht nur in der Vergangenheit lebt, sondern auch der Gegenwart mit verständnißvoller Empfänglichkeit gegenüber steht. Vom mittelalterlichen Tannhäuser, den Sage und Poesie gleichmäßig verklären, vom treuherzig biedern, einst so verkannten Hans Sachs handeln sie so gut, wie sie uns Wesen und Art eines Gustav Freytag, eines Theodor Fontane, einer Ebner-Eschenbach, eines Rudolf Lindau enthüllen. Besonders stark vertreten ist Goethe, dessen Studium mehr und mehr Vorbild und Mittelpunkt der Literaturforschung geworden ist. In kurzen Schilderungen werden markante Persönlichkeiten, wie Platen und Immermann, scharf umrissen und solche, die, wie die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und Eduard von Simson, nicht eigentlich der Literatur angehören, doch in einer für das Geistesleben unseres Volkes bezeichnender Weise hervorgetreten sind, liebevoll dargestellt. — Der Titel „Charakteristiken“ mag sachlich nicht völlig zutreffend sein, drückt jedoch eine in die Augen springende Eigenthümlichkeit der Essays aus: die starke Fähigkeit des Verfassers, Personen wie Werke gedrängt, aber lebensvoll zu charakterisiren. In hohem Grade weiß er dem entwicklungsgeschichtlichen Moment Geltung zu verschaffen. Mit Leichtigkeit verfolgt er einen poetischen Stoff, einen Mythus, ein einzelnes Motiv durch Jahrhunderte, und in diesem Betracht möchten wir den Aufsätzen über den „christlichen Ritter“, über „Tannhäuser“ und „Schlaraffenland“ die Palme reichen. Doch wird auch in anderen literarhistorischen Essays, wie etwa der vortrefflichen Abhandlung über Goethe's „Proserpina“, die Pflicht des Historikers, bis zu den Quellen vorzudringen und die geschichtliche Entfaltung poetischer Gattungen, Formen und Motive zu verfolgen, streng erfüllt. Dabei versteht es Erich Schmidt, in diesen für das größere Publicum bestimmten Abhandlungen die Klippe des eng Fachmännischen ebenso glücklich zu vermeiden, wie er andererseits kein leichtes Geplauder bietet. Das Sachliche, Gehaltvolle, der weite historische Blick, die sichere Erkenntniß und nicht zum wenigsten die Kunst, das Vergangene wieder lebendig zu machen, bilden die Signatur der „Charakteristiken“.

ϱσ. **Goethe's „Faust“.** Entstehungsgeschichte und Erklärung. Von J. Minor, o. ö. Professor an der Universität Wien. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901.

Der Verfasser hat sein Werk „den Philologen des 20. Jahrhunderts gewidmet“, um sich mit Bewußtsein von den Faust-„Philologen“ abzutrennen, die bisher dies Feld bestellten: neue Früchte erhofft er von neuen Leuten. Das Werk will nicht leicht den Leser über den „Faust“ unterhalten, sondern ihn mit Ernst in das Verständniß der Dichtung führen. Es setzt die Faust-Bände der weimarischen Goethe-Ausgabe voraus, die es ehrlich mit seiner Erklärung begleiten will. Ein großer Zug geht glücklich wieder durch diesen Commentar. Man liest: ein richtig empfundener und wieder gegebener allgemeiner Eindruck könne einen größeren wissenschaftlichen Werth haben als eine vorschnelle Analyse bis ins Detail, die nicht auf der entsprechenden intimen Kenntniß, sondern auf mechanisch zusammengerafften Citaten und Parallelen beruhe. Geistig frei und wahr ist auch der Satz: Niemand, der eine Dichtung verstehen wolle, dürfe logischer und prägnanter sein wollen als der Dichter selber. In diesem Sinne ist das Erklärungswerk gehalten. Der erste Band behandelt die Entstehungsgeschichte, den Urfaust und das Fragment von 1790; der zweite Band den ersten Theil des „Faust“. Wer sich in diesen Commentar vertieft, fühlt etwas Erfrischendes und Erleichterndes aus ihm hervor dringen. Man erhält wieder das Gefühl, daß der „Faust“

eine große, allgemeine Dichtung, ein Kunstwerk ohne Gleichen sei und nicht ein künstliches Scenenmosaik, in dessen Fugen die Methode einzudringen habe. Immer nimmt dieser Commentar den Weg vom Ganzen in die Theile, nicht umgekehrt. Das zwanzigste Jahrhundert wird den Commentar nicht mehr entbehren wollen, der es stärken möge in aller guten Auffassung Goethe's, seiner Mitstrebenden und des „Faust“. Der Beifall, den das Werk verdient und sich erzwingen wird, möge den Verfasser willig machen, auch den zweiten Theil des „Faust“ auf gleiche Weise zu behandeln.

εσ. **Kleinere Schriften.** Von Reinhold Köhler. Herausgegeben von Johannes Bolte. Drei Bände. Weimar und Berlin, E. Felber. 1898 u. 1900.

Der im Sommer 1892 verstorbene weimarische Oberbibliothekar war ein Mann von reichster, prunklosester Gelehrsamkeit, und wer nur einmal diesem schlichten, liebevollen Helfer nahe getreten ist, wird ihn nie vergessen. Was Viele in seiner nächsten Nachbarschaft nicht erfuhren, am wenigsten von ihm selbst, das wußten in der weiten Welt Alle, die sich mit Märchen, Novellen, Volksliedern beschäftigten; auf diesen Gebieten gab es keinen kundigeren Forscher. Er beherrschte das riesige, viel verschlungene Material, spürte emsig allen Zusammenhängen und Sonderheiten nach, stellte sein Wissen in den Dienst heimischer und fremder Genossen und ward zahlreichen Zeitschriften der zuverlässigste Mitarbeiter, ging jedoch nicht auf größere Bücher aus. Ja, eine nur der letzten Hand harrende Reihe von „Aufsätzen über Märchen und Volkslieder“ ist erst 1894 von Bolte und Erich Schmidt weiteren Kreisen zum genußreichen Unterricht dargeboten worden. Mit schönster Pietät hat nun Professor Bolte in Berlin, dessen Gelehrsamkeit und Arbeitskraft allein diesem Unternehmen gewachsen war, in drei stattlichen Theilen, den handschriftlichen Nachlaß neben all' den hier und dort gedruckten Aufsätzen und Notizen ausbeutend, auch viel Eigenes beisteuernd, Köhler's Spenden zur Märchenforschung, zur erzählenden Dichtung des Mittelalters, zur neueren Literaturgeschichte, Volkskunde und Worterklärung vereinigt. Ein „Geist der Füll' und Ordnung“ durchweht das Ganze, und an sehr vielen Bausteinen dieses würdigsten Denkmals, dem Schwestertreue zur Vollendung geholfen hat, kann und soll auch das ungelehrte Publicum seine Freude haben. Märchen, uns von Kind her vertraut, erscheinen hier im großen Zusammenhang; Lieder, die wir einmal gehört, werden zu Sinfonien; ein Spruch, unterwegs wohl von einem Bauerngiebel abgelesen, klingt durch die weite Welt; die Novellenpoesie zeigt ihr internationales Weben; aus den Niederungen des Lebens, des Fabulirens, Sinnens und Dichtens führt der Pfad diesen Weltreisenden zu Wieland, Goethe . . . Der Reichthum kann nur mit einem Wort angedeutet werden.

λς. **Griechische Culturgeschichte.** Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Dritter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Im Gegensatz zu den beiden ersten Bänden, die Burckhardt so ziemlich druckfertig hinterlassen hat, mußte der vorliegende, ebenso wie der noch ausstehende Schlußband, vom Herausgeber aus Entwürfen des Verfassers und aus nachgeschriebenen Collegienheften erst zusammengestellt werden; so weit man urtheilen kann, ist Oeri dieser Aufgabe mit Pietät und nicht ohne Geschick gerecht geworden, hat aber freilich nicht vermeiden können, daß der Abfall gegen die erste Hälfte des Werkes manchmal recht fühlbar wird. Gegenstand dieses dritten Bandes sind bildende Kunst, Poesie und Musik, Philosophie, Wissenschaft und Redekunst, insofern sie den Geist des Griechenthums charakterisiren; eine eingehende Darstellung dieser Seiten der griechischen Cultur ist nirgends angestrebt, wird auch von Niemandem gerade hier gesucht werden. Empfindlicher berühren einige Lücken und diese oder jene verschwommene Auffassung; so muß es geradezu enttäuschen, in dem Abschnitt über Geschichtschreibung zu bemerken, daß dem scharfsinnigen und feinfühligen Burckhardt die durchaus naturwissenschaftliche und unhistorische Denkweise der Griechen eigentlich gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Nicht daß der Mythus bei denselben alle Ansätze einer wirklichen Geschichtschreibung überfluthet, ist hier das Wichtige und Maßgebende, sondern ihre schroffe Ablehnung einer „Wissenschaft des Besonderen“, d. h. aller historischen Werthe, welche Ablehnung der von Burckhardt (S. 456) citirte Marc Aurel nur mit dem Griechenthum gemein hat. Wieder mag man bedauern, daß es Burckhardt, bei seinem auf das Universalhistorische gerichteten Streben, unmöglich gewesen ist, sich mit den Ergebnissen der neueren Wissenschaft vertraut zu machen, und es läßt sich zur Noth auch begreifen, daß diese Culturgeschichte, wie sie nun einmal beschaffen ist, nach dem Ausspruch eines berühmten Philologen „für die Wissenschaft nicht existirt“, wobei dahin gestellt bleiben mag, ob die Wissenschaft nicht doch das Eine oder Andere von Jakob Burckhardt lernen könnte. Jedenfalls hat diesen sein besonnener Thatsachensinn glücklich davor bewahrt, allzu Geistreiches und allzu Modernes in das alte Griechenthum hinein zu lesen, was bei den Vertretern der Specialwissenschaft nicht immer der Fall ist. Derselbe nüchterne Sinn hat sogar bis zu einem gewissen Grade ersetzt, was ihm an anthropologischem und ethnologischem Wissen abging, ohne welches heutzutage Keiner an historische, geschweige an universalhistorische Studien heran treten sollte. Denn wer die primitiven Anfänge nicht kennt, unterliegt zu leicht der Versuchung, die späteren höheren Entwicklungen idealistisch auszudeuten; wie ja alles wissenschaftliche Idealisiren nur vom Isoliren kommt und dieses wieder nur vom nothgedrungenen oder selbstverschuldeten Mangel gewisser Kenntnisse. Das Alles hat Burckhardt ja selbst gewußt und aus

freien Stücken darauf verzichtet; wenn er ein Buch zufällig in seiner Bibliothek besaß, wie Talvj's „Serbische Volkslieder“ oder J. G. Müller's „Geschichte der amerikanischen Urreligionen“, hat er es benutzt und citirt. Und auch so hat er bewiesen, daß klare, gegenständliche, von Pathos und Uebertreibung freie Auffassung der Thatsachen viel zu ersetzen vermag. Freilich, wenn er von der aristotelischen Katharsis spricht (S. 228), hätte man ihm gern noch mehr Nüchternheit gewünscht. Ueber solche zweifelhafte Punkte werden wir uns aber mit Leichtigkeit hinweg setzen, sofern wir nur im Stande sind, von Einzelheiten abzusehen und ein Ganzes als Ganzes zu erfassen.

δφ. **Les origines du Féminisme contemporain.** Trois femmes de la Révolution, Olympe de Gouges, Théroigne de Méricourt, Rose Lacombe. Par Léopold Lacour. Avec cinq portraits. Paris, Librairie Plon. 1900.

Die quellenmäßigen Forschungen der französischen Historiker über die Revolution haben sich in dem vorliegenden Bande auch einigen weiblichen Gestalten zugewendet, welche eine bemerkenswerthe Rolle in jener Epoche spielten, da Alles in Frage gestellt und Alles aufgewühlt wurde. Unter „Féminisme“ versteht man in dem heutigen Frankreich etwas Analoges wie dasjenige, was man sich unter dem um einige Menschenalter früheren Worte des „Socialisme“ im Sinne der gesammten Reform der Gesellschaft zu denken hat — etwas Analoges für die Reform der Stellung des weiblichen Geschlechts in der Gesellschaft. Die weitestgehende Reform in dieser Richtung ist in Paris von einzelnen Persönlichkeiten und Gruppen der Revolution verlangt worden. Unter den leitenden Geistern der revolutionären Literatur ist es bekanntlich Condorcet, der die politische und sociale Emancipation fordert. Aus den Vertreterinnen dieser Ansprüche innerhalb des weiblichen Geschlechtes selber sind es namentlich die drei in dem gegenwärtigen Bande näher behandelten Persönlichkeiten. Sie haben mitten in dem Lärm der Clubs und der Straßen ihre neuen Rechte vertheidigt: in Reden und Flugschriften, in leidenschaftlichen Kämpfen mit den vorherrschenden Mächtigen der Revolution, in ihrer weiblichen Haltung durchaus abschreckende Beispiele der „Frauenemancipation“ — auf welche die heutige „Frauenbewegung“ nur mit begründeter Scheu zurückblicken darf.

β. **Philosophische Abhandlungen.** Christoph Sigwart zu seinem siebzigsten Geburtstage (dem 28. März 1900) gewidmet von Benno Erdmann, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, Ludwig Busse, Richard Falckenberg, Hans Vaihinger, Alois Riehl, Wilhelm Dilthey, Eduard Zeller und Heinrich Maier. Tübingen, Freiburg i. Br. und Leipzig, C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1900.

Schon die Namen der Verfasser dieser Abhandlungen bürgen für den Werth des Inhalts, und wer auf diese Bürgschaft hin das Buch mit Spannung in die Hand nimmt, der sieht sich wahrlich nicht enttäuscht. Auch die Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände, die alle philosophisch von der höchsten Bedeutung sind, trägt dazu bei, die Lectüre anregend zu gestalten. Den Referenten zogen besonders an der geistvolle Aufsatz von Benno Erdmann: „Umrisse zur Psychologie des Denkens“, die beiden inhaltlich eng zusammenhängenden Abhandlungen von Heinrich Rickert und Ludwig Busse: „Psychologische Causalität und psychologischer Parallelismus“ und „Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und das Gesetz der Erhaltung der Energie“, sowie das von Heinrich Maier behandelte Thema: „Das Verhältniß der Logik zur Erkenntnißtheorie“. Wer am Kant-Studium specielles Interesse nimmt — und welcher philosophische Forscher thäte das nicht? — der wird sich freuen, Hans Vaihinger auf seinem eigensten Gebiete durch einen entsprechenden Beitrag vertreten zu sehen, und mit Vergnügen seinen wohlbegründeten Darlegungen folgen, in denen der Verfasser des rühmlich bekannten, groß angelegten Commentars zu Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ sich eingehend mit Paulsen's neuem Kant-Buch beschäftigt. Aber auch Dilthey's „Entstehung der Hermeneutik“, Zeller's schöner Aufsatz „Ueber den Einfluß des Gefühls auf die Thätigkeit der Phantasie“, Windelband's „Vom System der Kategorien“ und Riehl's überzeugende Erörterung und Darstellung der bei der Entdeckung und dem Beweis des Energieprincips von Robert Mayer befolgten Methode werden nicht verfehlen, zahlreichen Lesern reichliche Anregung und mannigfache Belehrung zu bieten. Falckenberg ist leider nicht durch eine eigene Arbeit, sondern nur durch die Veröffentlichung zweier Briefe von Lotze an Rudolf Seydel und Emil Arnoldt vertreten, die das philosophische Gebiet nur ganz flüchtig streifen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe auf das Jahr 1901. Herausgegeben von Max Martensteig. Eingeleitet von Cäsar Flaischlen. Berlin, J. A. Stargard.

Am Anfang des Jahrhunderts. I. Culturelle Umwälzungen im 19. Jahrhundert. Von Bruno Borchardt. — II. Die Entwicklungslehre im 19. Jahrhundert. Von Wilhelm Bölsche. — III. Die sociale Gesetzgebung im 19. Jahrhundert. Von Paul Hirsch. Berlin, Verlag Aufklärung. 1901.

Antoine und Eule. — Résumés pratiques de littérature française par Ch. Antoine. Revus et édités par R. Eule. Leipzig, Richard Wöpke. 1900.

Aulard. — Histoire politique de la révolution française. Origines et développement de la démocratie et de la république. (1789—1804.) Par A. Aulard. Paris, Armand Colin. 1901.

Ball. — A short account of the history of mathematics. By W. W. Rouse Ball. Third edition. London, Macmillan & Co. 1901.

Barrière. — Le nouveau Don Juan. L'éducation d'un contemporain. Par Marcel Barrière. Paris, Alphonse Lemerre. 1900.

Barrière. — Le nouveau Don Juan. Le roman de l'ambition. Par Marcel Barrière. Paris, Alphonse Lemerre. 1900.

Barrière. — Le nouveau Don Juan. Les Ruines de l'amour. Par Marcel Barrière. Paris, Alphonse Lemerre. 1900.

Blum. — Aus dem tollen Jahr. Eine Erzählung aus 1849 von Hans Blum. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Blumenthal. — Die Convention von Tauroggen. Von Max Blumenthal. Berlin, Richard Schröder. 1901.

Boré. — Junge Seele. Gedichte (1899—1900) von Fritz Boré. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Borgwardt. — Regenwetter. Plauderstunde bei einem Poeten. Von Friedrich Borgwardt. Berlin, Fr. Sensenhauser. 1901.

Bott. — Vor dreißig Jahren. Erinnerungen eines evang. Feld- und Lazareth-Pfarrers aus seiner Thätigkeit in Frankreich. Von C. Bott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. O. J.

Demolins. — Comment la route crée le type social. Les routes de l'antiquité. Par Edmond Demolins. Paris, Firmin-Didot & Cie. S. a.

Eisler. — Das Bewusstsein der Aussenwelt. Grundlage zu einer Erkenntnisstheorie. Von Rudolf Eisler. Leipzig, Dürr. 1901.

Ferrari. — Letteratura italiana, moderna e contemporanea (1748—1901). Di V. Ferrari. Milano, Ulrico Hoepli. 1901.

Foerster. — Himmelskunde und Weissagung. Von Wilhelm Foerster. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Frémeaux. — Napoléon prisonnier. Mémoires d'un médecin de l'empereur à Saint-Hélène. Par Paul Frémeaux. Paris, Ernest Flammarion. S. a.

Gerschmann. — Kunst und Moral. Vortrag von Hans Gerschmann. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. 1901.

Gersdorff. — „Unser gnäd'ger Herr". Roman von A. von Gersdorff. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Günther. — Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert. Von Siegmund Günther. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1901.

Hahn. — Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite Aufl., nach der von Prof. Dr. Wilhelm Sievers verfaßten ersten Auflage völlig umgearbeitet von Friedrich Hahn. Erstes Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Haushofer. — Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk von Max Haushofer. Erste Lieferung. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Hofmannsthal. — Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Fragment. Von Hugo von Hofmannsthal. Berlin, Insel-Verlag, Schuster & Löffler.

Jacobowski. — Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898 von Ludwig Jacobowski. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

Jacobowski. — Schlichte Geschichten. Novelletten von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Kunowski. — Durch Kunst zum Leben. Von Lothar von Kunowski. Sechster Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Langguth. — Die Bilanz der akademischen Bildung. Von Adolf Langguth. Berlin, Carl Heymann. 1901.

Lebon. — La politique de la France en Afrique. 1896—1898. Par André Lebon. Paris, Librairie Plon. 1901.

Liliencron. — Kampf und Spiele. Der gesammelten Gedichte erster Band von Detlev von Liliencron. Zweite, veränderte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1900.

Liliencron. — Kämpfe und Ziele. Der gesammelten Gedichte zweiter Band von Detlev von Liliencron. Zweite, veränderte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1901.

Lilienthal. — Tagebuch eines Siegers. Von Erich Lilienthal. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

Lipperheide. — Die Verlags-Schleuderei im Modenzeitungs-Geschäft. Von Franz Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1901.

Lippmann - Ortmann. — „Ein verbotenes Schauspiel". Novelle von J. Lippmann. — Der gute Camerad. Eine Künstlernovelle von Reinhold Ortmann. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Martens. — Im Dämmerland. Gedichte (1897—1900). Von Berndt Martens. München, Eigenverlag. 1900.

Matthes. — Mignon, Goethe's Herz. Ein Seelenaufschluss von A. Matthes. Schkeuditz-Leipzig, W. Schäfer. 1900.

Mendelsohn. — Böcklin. Von Henri Mendelsohn. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901.

Metzke. — Vom Lenz zum Herbst. Gedichte von Julius Metzke. Oppeln, Georg Maske. 1901.

Minnigerode. — Ueber chinesisches Theater. Von v. Minnigerode. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Netter. — Das Princip der Vervollkommnung als Grundlage der Strafrechtsreform. Eine rechtsphilosophische Untersuchung von Oskar Netter. Berlin, Otto Liebmann. 1900.

Paap. — Königsrecht. Drama in fünf Acten. Von W. A. Paap. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Pfitzner. — Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville. Von Heinrich Pfitzner. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Poschinger. — Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. v. Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Zweiter Band: 1851—1854. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Report of the Commissioner of education 1898—99. Vol. 2. Washington, Government printing office. 1900.

Ruskin. — Wege zur Kunst. III. Vorlesungen über Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von S. Sänger. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Schmidt. — Gesammelte Werke. Von Maximilian Schmidt. Volksausgabe. Zehnter und dreizehnter Band. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. O. J.

Schmitt. — Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Cultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Schultz. — Das Lied vom Zorn Achill's. Aus unserer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenverse übertragen. Von Julius Schultz. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Sichel. — Bolingbroke and his times. By Walter Sichel. London, James Nisbet & Co. 1901.

Steudel. — Der religiöse Jugendunterricht. Als Hülfsbuch für die Hand der Lehrer auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung bearbeitet von Friedrich Steudel. II. Haupttheil: Der systematische Aufbau. Stuttgart, Max Kielmann. 1900.

Strindberg. — Vor höherer Instanz. Zwei Dramen. Von August Strindberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Der Samariter.

Von

Ernst Heilborn.

V.

Es war Frühling geworden, und ein junges Paar voll Liebesvertrauen war in die alte Wohnung in der Königin Augustastraße eingezogen. Eine stille Hochzeit — nunmehr freilich mit kirchlicher Einsegnung durch Hülfsprediger Wernecke — hatte sie verbunden. Dann eine kurze Hochzeitsreise. Sie hatten beide heim begehrt, um in Gemeinsamkeit der Alltagssorgen ihr Glück zu finden.

Es war ein stilles Leben, das für die Beiden in der alten Wohnung anhob. Verkehr suchten sie nicht. Auf Frau Betty's Anrathen hatte Dr. Heuser sich ernstlicher wieder mit seiner großen Arbeit über das Gewerbeinspectorat, die während des Brautstandes arg vernachlässigt worden war, beschäftigt. Dazu gemeinsame Gänge in die Auskunftei für Nothleidende, und für Frau Betty manche Stunde der Arbeit in der neuen Wirthschaft mit dem kleinen, unerfahrenen Mädchen. So vergingen die Tage und wurden länger, sonniger. So vergingen die Tage, und so welkte ein Frühling in einen Herbst hinüber.

Täglich, eine Stunde vor dem Nachtessen, gingen die Beiden spazieren. Sie gingen fast allabendlich denselben Weg, den Kanal hinauf bis zur Charlottenburger Schleuse, und ebenso zurück. Es war sein Lieblingsweg von Alters her. Sie gingen ihn im Frühling, wenn das junge, lichte Grün der Blätter die schwarze Wasserbahn verheißungsvoll rahmt, gleichsam mit einer Verheißung, die von dem Großstadtelend hinauf weist auf eine Tröstung, die nicht von dieser Erde ist. Gingen ihn im Sommer, wenn die Sonne, die auch in diesem schmutzigen Wasser untergeht, es mit dem holden Truge ihrer Farbenpracht vergoldet. Gingen ihn im Herbst, wenn die Luft klar und verwelkte Blätter auf dem trüben Wasser schwimmen, und Frühling und Sommer zu einem ernsten Reuen geworden sind. Gingen den Weg auch an regnerischen Tagen, wenn die früh entzündeten gelben Lichter im Wasser wieder leuchten und auf den nassen Dämmen glitzern.

Oftmals, oder sogar beinahe meistens, gingen sie ihn schweigend, diesen Weg. Doch war es nicht mehr das Schweigen der Brautzeit, da der Mund sich willig schließt, weil die Seelen denselben Klängen lauschen. Es war ein Schweigen, in dem Jeder den eigenen Gedanken sich überließ. Er dachte an das Elend der Großstadt, dessen Bild in diesem zähen, schwarzen Wasser zu sehen er sich längst gewöhnt hatte, und spielte mit immer neuen Plänen zur Hebung und Rettung des Proletariats. Pläne, die er manchmal, doch sehr selten, selbst belächelte, in denen er aber immer schwelgte. Ihr davon zu sprechen, hatte er sich abgewöhnt; sie hatte doch das rechte Verständniß, die rechte Antheilnahme daran nicht bekundet. Und ihre Gedanken auch gingen eigenen Weg. Seit der Tod, der ihren Vater heimtückisch und vorzeitig an sich gelockt hatte, so brüsk in ihr Leben getreten war, beschäftigte er ihr Inneres, doppelt jetzt, nachdem er sie die kurze Zeit ihres Brautstandes ganz frei gegeben hatte. Sie suchte in ihm den großen Vermittler und Versöhner, und fand doch nur den kaltherzigen Vernichter, vor dem sie bebte. In dieser einen Frage, die für sie die Frage war, konnte sie Herz und Kopf nicht in Einklang bringen. Auch beschäftigten sie vielfach die neuen religiösen Vorstellungen, die an sie heran getreten waren.

Oftmals fand sich Hülfsprediger Wernecke zu diesen abendlichen Spaziergängen ein, manchmal blieb er auch nachher bei dem jungen Paar zu Gast. Ihren einzigen Verkehr stellte er dar. Mit ihm hätte Frau Betty nicht ungern über die Fragen sprechen mögen, die sie beschäftigten, doch schien ihr das in Gegenwart ihres Mannes unmöglich; und versuchte sie es doch einmal, das Gespräch darauf zu bringen, so vermied es Wernecke mit beinah ängstlicher Scheu, darauf einzugehen. Viel lieber hörte er den socialen Auseinandersetzungen ihres Mannes zu, erzählte selbst viel aus seiner Armenpflege und nahm auch an politischen Fragen regen Antheil. Aber daß je ein geistliches Wort über seine Lippen gekommen wäre, — nie. Man hätte Tage lang mit ihm zusammen sein können, ohne auf den Gedanken, daß er Prediger sei, je zu verfallen. Und er sprach manchmal mit einer Hast von gleichgültigen Dingen, bekundete tageweise eine Aufgeregtheit, die Frau Betty seltsamlich anmuthete. Meist jedoch war er ein sehr willkommener Gast.

Es war eine Idylle, die das junge Paar gemeinsam lebte. Dieser Idylle fehlte nur etwas Sonnenschein.

Zwei innerlich ehrliche Naturen, liebten sie sich nicht weniger, eher inniger als in ihrer Brautzeit. Doch war die Sehnsucht nun aus dieser Liebe ausgeschieden. Sie hatten beide an Enttäuschungen zu tragen.

Sie brachte seinen Ideen nicht die rechte Antheilnahme entgegen, das war nicht zu leugnen. Schon auf der Hochzeitsreise, die sie nach München geführt, hatte sie ihm einmal auf seine sehr begeisterten Ausführungen gesagt: „Du mußt Dir keine Illusionen machen. Was Du da im Sinn hast, ist ja schön und gut, aber an dem Elend in der Welt ist nichts zu ändern."

„Ja, aber warum nicht?"

„Weil es immer unter andern Formen bestanden hat, wird es wohl auch immer bestehen bleiben. Es muß wohl so Schicksalswille sein, und wer will sagen, wozu es dienlich."

„Weißt Du," sagte er lachend, „Du kommst mir vor wie ein Bauer, der keinen Blitzableiter an seinem Haus will, um dem lieben Gott nicht vorzugreifen."

„Und Du mir wie Jemand, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, den Lindenblättern quadratische Form zu geben." Sie auch sagte das lachend, aber er nahm es übel auf.

„Ich werde Dich künftig mit meiner Quadratur des Cirkels nicht mehr behelligen."

„Doch Liebster, Du mußt mir immer all' Deine Pläne sagen. Ich hab' Dich grade lieb, wenn Du davon sprichst," hatte sie ihm erwidert. Es war aber dabei etwas Ueberlegenes in ihrer Art gewesen, das ihn vollends verletzte.

Sie selbst hatte die Last des einen qualvollen Nichtverstandenseins in die Ehe hinüber getragen. Was das tiefe, das innigste Einvernehmen zwischen ihnen hatte anbahnen sollen, das war als große Enttäuschung zu ihnen gekommen. Und das lastete auf ihr dauernd, lastete auf ihr, ob sie sich dessen just bewußt war oder nicht. Es war ein Gefühl, das immer blieb und seine Ausdrucksformen immer wechselte. Auf der Reise hatte es sie unruhig gemacht, daheim nun machte es ihr das eigne Haus zur Fremde.

„Siehst Du," hatte sie ein paar Tage nach ihrer Heimkehr zu ihm gesagt, „es war doch nicht richtig, daß wir Deine alte Wohnung beibehielten. Ich hätte Dir darin nicht nachgeben sollen."

„Aber weshalb denn, Lieb?"

„Ich fühle mich hier nicht zu Hause."

„Warte nur ab, das kommt noch."

„Wenn ich hier an meinem Schreibtisch sitze, sehen mich die Bilder Deiner Eltern an, als wär' ich ein Eindringling. Sie wollen mich fort haben."

„Aber das sind doch Hirngespinnste. Wenn sie lebten, Niemand hätte Dich lieber als sie."

„Glaubst Du? Ich nicht. Aber Du glaubst es ja selbst nicht."

„Es ist meine innerste Ueberzeugung."

Sie stand von ihrem Schreibtischstuhl auf und hing sich an seinen Arm: „Es war nur ein Scherz von mir. Warte nur, wie bald ich mich eingewöhne."

Sich einzuleben, that sie das Beste, was sie thun konnte: sie beschäftigte sich ernstlich und thätig in ihrer Wirthschaft. Und das wurde ihr bald zu einer Freude oder doch zu einer Art Genugthuung. Ein seltsamer Zug trat dabei in diesem Kinde eines Volkes zu Tage, das heimathlos Hunderte von Jahren den Osten durchzogen hatte: sie speicherte Vorräthe auf. Ihre Speisekammer glich einer Colonialwaarenhandlung. Es hatte einen Reiz für sie, Alles im Hause zu haben, dessen man bedurfte oder auch nur bedürfen könnte. Sie stapelte Conserven auf. Ihr Gewürzschrank mußte in all' seinen Fächern gefüllt sein, trotzdem sie die Mehrzahl dieser Gewürze nie brauchte, nicht einmal wußte, wozu man sie verwenden könnte. Aber die gefüllte Speisekammer mit ihren Schätzen, die das Schiff zumeist aus sonnigen Gestaden herüber gebracht hatte, gab ihrer Phantasie eigene Nahrung. Hier stand sie oftmals,

zog die Kästen auf und schloß sie dann befriedigt wieder; mit ihrer durchsichtigen, mageren Kinderhand streichelte sie den Reis oder die Linsen in ihrem Schrankbette. Sie hätte jeder Zeit die größte Gesellschaft ausreichend bewirthen können, aber es kam Niemand. Sie hatte sich verproviantirt, als gälte es eine Festung gegen mehrmonatliche Belagerung zu halten.

Zwischen diesen Vorräthen nun und der Grethe, die Dr. Heuser rettungshalber als Mädchen in ihr Haus genommen hatte, kam es zu einem eigenartigen Liebesverhältniß. Doch waren dabei die Vorräthe stets die gebende, Grethe die nehmende Partei. Und gegen diese heimliche Liebe half nicht Schloß, nicht Riegel. Und complicirter noch und tiefgreifender gestaltete das Verhältniß sich, als der Schlächtergeselle, der täglich das Fleisch brachte, in den Herzensbund mit eintrat. War nur ein Gutes daran, daß Frau Betty von alledem zunächst nichts wußte.

Uebrigens, die kleine Grethe machte sich besser als zu erwarten gewesen wäre. Sie war anstellig und wußte Bescheid, weit über ihre Jahre hinaus. Sie sah auch älter aus. Und in Gegenwart der Frau konnte sie ganz außerordentlich fleißig sein. Nur durfte man ihr nichts sagen. Und trotzdem das selten und von Frau Betty stets mit sanfter, klagender Stimme geschah, war sie dann Tage lang verstimmt. Sie maulte. Dann sah sie aus wie die Topfgewächse, die blumenliebende Großstadtleute in ihren Kellerwohnungen lichtlos zu Tode quälen. Und das konnte Frau Betty das bißchen Freude an ihrer Wirthschaft ganz verleiden.

Kurz entschlossen, setzte sie sie einmal deshalb zur Rede: „Was haben Sie eigentlich? Weshalb machen Sie immer solch ein Gesicht?"

„Ich mach' doch kein Gesicht."

„Allerdings thun Sie das. Und Sie haben keinen Grund dazu, gar keinen. Und ich dulde das nicht."

„Dann kann ich ja gehen."

„Davon ist nicht die Rede. Sie sollen dankbar sein, daß Sie in geordnete Verhältnisse gekommen sind und etwas Ordentliches aus Ihnen wird."

„Meine Mutter war so weit ganz gut. Was hab' ich denn hier? Ich wär' schon nicht zu Grunde gegangen. Auf so was laß ich mich nicht ein."

Sie ging und maulte weiter. Ihr gegenüber hatte Frau Betty das Gefühl eines Mannes, der lebenslang im Dünensande zu graben hat. Ach! und es war so trübe in dieser Wohnung, lichtlos und dumpf. Und sie so oft allein und angewiesen auf dies Geschöpf. Was hatte sie viel von ihrem Mann? Er saß in der Bibliothek und arbeitete, ging seinen Vereinssachen nach, und wenn er dann ja mit ihr sprach — lauter Dinge, die sie innerlich nicht erquickten: die Armuth und die Nothlage und wieder die Armuth.

Sie schämte sich ihrer eigenen Gedanken und setzte sich nachdenklich vor seinen Schreibtisch. Gleichsam, um ihm näher zu sein. Bald aber verloren sich ihre Vorstellungen in ferne, mystische Weiten; der Heimath ihres armen, darbenden Seelchens flogen sie zu.

Als er nach Hause kam, hing sie sich zärtlicher als sonst in seinen Arm und führte ihn in die Speisekammer. „Sieh einmal, meine Schätze."

„Aber Kind, das ist ja Thorheit, Du bekommst all' das jeden Tag, wenn Du es brauchst, in jedem Laden."

„Es ist doch schön, Alles im Haus zu haben."

„Aber wirst Du auch mit Deinem Wirthschaftsgeld auskommen?" Und er lächelte trübe.

Und sie auch lächelte trübe zu seinen Eigenheiten. Daß der Gasometer immer nur ein Viertel geöffnet sein dürfte, sagte er Grethe täglich, täglich revidirend. Und immer wieder erklärte er ihr, daß die Heizung vorn im Ofen liegen müsse, weil nur da Sauerstoffentwicklung stattfinden könne. Aber die Grethe fragte nichts nach dem Sauerstoff. Und allabendlich vor dem Zu-Bett-gehen machte er seinen Rundgang durch die Wohnung, versicherte sich, daß Vorder- und Hinterthür sorgsam verriegelt, der ominöse Gasometer geschlossen sei. Und dann ging er noch einmal durch die finstern Stuben, nachdem die Lampen gelöscht waren, zu sehen, ob nicht irgendwo ein Funke glimme. Ganz altjüngferlich muthete das an, diese ihm von seiner exacten Mutter überkommene Erbschaft. Frau Betty lächelte trübe dazu, es machte sie nervös.

Närrische Züge, die dem Wesen des Menschen eignen, in denen es zum Theil besteht. Dem Sehenden rauben sie die Illusion. Sie sahen beide. Und die Illusion ist das Glück des Menschen.

Diese Ehe verhielt sich zu diesem Brautstand wie zur zarten Blüthe die alltägliche Frucht. Und doch war beider Liebe durchaus keine andere geworden, sie hatte sich vielleicht sogar vertieft. Es fehlte eben nur die Illusion.

Frau Betty sah wieder angegriffen aus und elend. Die kurze Verschönerung, die der Brautstand, einem Spätsommer gleich, über sie gebracht hatte, war wieder von ihr abgefallen. Scharf zeichnete sich die Nase in ihrem mageren Gesicht. Und wenn er kosend, wie er zu thun pflegte, mit seiner Hand über ihr gewelltes, röthlich-braunes Haar strich, dann befiel ihn jetzt manchmal eine Angst um dies zarte Leben.

Oftmals saß Frau Betty, wenn ihr Mann außer Hause war, bei ihrer Mutter, wo Alles sie seltsam licht und freundlich grüßte. Und oftmals auch kam die Mutter zu den Beiden, oft noch nach dem Abendbrot, und immer ging ein Hauch der Zärtlichkeit — der gleichen Liebe für Sohn wie Tochter — von ihr aus. Aber sonderliche Heiterkeit vermochte die stille, vergrämte und verschlossene Frau auch nicht mit sich zu bringen. Und es war Herbst geworden, ein früher, trüber Herbst.

Wie das Wetter schlechter wurde, begleitete Frau Betty ihren Mann seltener auf den Vereinsgängen, sogar von den abendlichen Spaziergängen stand sie manchmal ab. Und er drang auch nicht mehr sonderlich auf ihre Vereinsbethätigung, aus Furcht, sie zu überanstrengen, und weil er ja doch wußte, wie sie darüber dachte. Er ging allein, und allein blieb sie zu Hause. Und doch machte es ihr keine Freude mehr, still, wie früher auch, in ihrem Zimmer zu sitzen, ihren Gedanken nachhängend, ein Buch oder eine Arbeit in der Hand — keine Freude mehr in dieser Umgebung. Sie sagte ihm das, doch war seine Anwesenheit nöthig, sehr von Nöthen in seinem Verein.

Der blühte und gedieh und erwies sich lebenskräftig. Aber zwischen den Vorstandsmitgliedern brach bei jeder Gelegenheit Uneinigkeit aus. Kassenwart und Schriftführer vor Allen — Frau Kammergerichtsrath Schmidt und Dr. Heuser — lebten in beständiger, offener Fehde. Sie war wirklich etwas sehr generös auf seine Kosten, die sparsame Frau Kammergerichtsrath Schmidt.

Aergerlichen Gedanken darüber anheim gegeben, saß Dr. Heuser in dem Bureau seiner Auskunftei, den blonden Kopf in die Hand gestützt und sehr mit Schreibereien aller Art beschäftigt. Stand plötzlich eine gedrungene Gestalt mit einem Knotenstock vor ihm und sagte: „Bunge! Hauswirth!"

„Bitte sehr, Herr Bunge. Was steht zu Ihren Diensten?"

„Nichts steht zu meinen Diensten. Aber mit dem Rumspioniren in meinem Hause — das hört auf."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Verstehen mich nicht? Werden mich gleich verstehen. Das sag' ich — das mit dem Rumspioniren, das hört auf. Wissen Sie, was Sie thun, Herr? Meine Miether machen Sie mir aufsässig, Herr!"

„Davon kann nicht die Rede sein. Wenn ich die Noth in Ihrem Hause zu lindern suche, so sollten Sie mir in erster Linie dafür dankbar sein."

„Noth in meinem Hause? Ich kenne keine Noth in meinem Hause. In meinem Hause werden die Miethen bezahlt, Herr, und damit basta. Leute, die das nicht können, behalt' ich nicht in meinem Hause. Aber was thun Sie? Aufsässig machen Sie die Leute. Mit Ihren socialischen Ideen da will ich nichts zu schaffen haben."

„Wenn Sie socialistische Ideen meinen, so liegen mir die so fern wie Ihnen."

„Was Ihnen fern liegt oder nicht, ist mir ganz einerlei. Aber das sag' ich Ihnen: kommen Sie mit Ihren Fräuleins mir wieder in mein Haus" — und er machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Knotenstock.

„Hinaus!" schrie Dr. Heuser mit zornbebender Stimme.

„Das sag' ich Ihnen bloß —"

„Hinaus!"

Herr Bunge, Hauswirth, war gegangen. Aber Dr. Heuser war zu einer Arbeit nicht mehr fähig. Er trat auch seinerseits den Heimweg an.

Sein Erstes war, Betty den Vorfall zu erzählen. Noch ganz aufgeregt war er davon. Auf sie aber wirkte das zunächst nur komisch. Sie lachte laut und herzlich. Dann, ernster werdend, sagte sie: „Du solltest Dir überlegen, Fritz, ob der Mann zum Theil nicht Recht hat."

„Das konnt' ich mir ja sagen, daß Du für ihn Partei ergreifen würdest."

„Von Partei ergreifen ist nicht die Rede. Aber daß das Recherchiren auf die Leute oft gefährlichen Einfluß ausübt, das liegt doch auf der Hand."

„Natürlich, es liegt auf der Hand. Weil Du kein Herz für die Sache hast. Darum liegt es auf der Hand."

Sie schwiegen beide, erbittert. Nach einer Weile sagte Frau Betty: „Du mußt mir übrigens Geld geben. Ich bin mit meinem Wirthschaftsgeld nicht ausgekommen."

„Ich habe Dir oft genug gesagt, Du hast mit Deinem Geld auszukommen. Gieb Dir gefälligst Mühe.“

„Das kann ich nicht und will es auch nicht.“

„Und ich will Dir nicht mehr geben.“

„Aber Alles wegschenken, das willst Du?“

„Ja, das will ich.“

„Sag' mal, das machst Du Dir wohl nicht klar, daß Du damit ein Unrecht gegen Dich und gegen mich begehst?“

„Ich brauche das Geld für den Verein.“

„Wenn Du es brauchst, dann erwirb es. Aber nichts verdienen und immer fortgeben, das ist ja thöricht.“

„Das sagst Du mir?“

„Und ich sage Dir noch mehr. Wenn Du etwas thätest, was Dir Geld einbrächte, würdest Du der Allgemeinheit besser dienen als mit diesem wahllosen In-alle-Winde-Streuen. Dazu hat überhaupt nur der ein Recht, der selbst etwas verdient.“

Er hatte kein Wort erwidert und stumm das Zimmer verlassen.

Frau Betty preßte ihr Gesicht an die Fensterscheiben — ihre Erregung war im Augenblick verflogen. Und eine heiße Röthe fühlte sie in sich aufsteigen, die Röthe der Scham. Sie begriff sich selber nicht. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie das hatte sagen können. Sie, die ihn liebte, von Herzen liebte. Und doch hatte sie diese Gedanken seiner beständigen Genauigkeit gegenüber so oft gedacht, daß es kein Wunder war, daß sie einmal der Zunge entflohen waren. Nun stand sie da und weinte heiße Thränen über sich selbst.

Alles trat ihr vor die Seele, greifbar nahe, wie lieb er zu ihr gewesen und wie gut. Und nun er dieselbe Güte Andern gegenüber bethätigte, wollte sie es ihm verwehren, sie? Wer war sie denn gewesen? Ein reizloses Mädchen, um das sich Niemand gekümmert hatte, das schon die Altersgenossinnen in der Schule gemieden hatten — bis er gekommen war. Er, der nach nichts gefragt hatte, als nach ihr selbst. Und das ihr Dank?

Mit einer jener plötzlichen Bewegungen, die ihr eigen, wischte sie die Thränen aus ihren Augen, raffte sich auf und ging ihm nach. Sie fand ihn in seinem Zimmer vor seinem Schreibtisch sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, ganz in sich versunken. Sie ging auf ihn zu, umfaßte leise seine Schultern und sagte bittend: „Fritz, kannst Du mir verzeihen?“

Er sah nicht auf und antwortete ihr nicht.

„Geliebter, verzeih mir, ich bitte Dich! Es war häßlich, was ich Dir gesagt. Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen.“

„Ich fürchte, Du hast ganz Recht.“

„Nein,“ schrie sie auf, „es ist nicht wahr. Nichts davon ist wahr. Du sollst so bleiben wie Du bist.“

Er zog sie leise an sich. „Doch, doch, ich habe es mir ja selbst schon oft gesagt.“

„Du sollst nicht so sprechen. Du sollst nicht an Dir selber zweifeln. Du bist so gut, so gut.“

„Nein,“ sagte er, „ich müßte einen Beruf ergreifen, der etwas einbringt.“

„Das sollst Du nicht. Niemals sollst Du das. Es war ja thöricht, was ich sagte. Wir haben genug. Und Du mußt für Andere leben.“

Er schwieg.

„Siehst Du, alle Andern sorgen nur für sich. Du allein denkst an die Andern. Und das ist Dein Beruf.“

„Wie soll ich Dir danken, Du Geliebte? Daß Du das sagst, das thut mir unsagbar wohl. Und ich war zuerst häßlich gegen Dich. Und nun kommst Du zu mir und bist so gut.“

„Habe mich lieb.“

Er zog sie auf seine Knie und schloß sie in seine Arme.

„Habe mich lieb.“ Und sie schlang die Arme um seinen Hals und bedeckte seinen Mund mit Küssen. —

Den Abend fand er eine Leidenschaft in ihrer Umarmung, die ihn beseligte.

Es war der erste Zwist in ihrer Ehe und auch der letzte. Aber es war auch der erste und letzte Leidenschaftstraum.

Als die Bäume kahl geworden waren und der erste Reif auf den schwarzen Aesten lag, wußten die Beiden, daß eine Hoffnung in ihr Leben getreten war, die es von Grund aus umgestalten konnte.

VI.

Donnerstag, den 25. November 1891, Vormittags 11 Uhr, Generalversammlung des Vereins „Auskunftei für Nothleidende“. Tagesordnung: Rechnungslegung. Wahl des Vorstandes.

In wohlgesetzter Rede hatte Frau Borchardt von der Thätigkeit des Vereins Rechenschaft abgelegt, in wohlgesetzter Rede Frau Kammergerichtsrath Schmidt ihre Vorschläge unterbreitet, wie künftig die Kosten zu decken wären. Denn das Gnadenjahr, in dem Frau Borchardt und Dr. Heuser für alle Ausgaben eingetreten, war nun abgelaufen. Zum zweiten Theil der Tagesordnung, der Wahl des Vorstands, ergriff Frau Rechtsanwalt Dannenberg das Wort.

Imposant erhob sie sich, das früh ergraute Haupt stolz auf dem Nacken tragend. Andacht und Sammlung verklärten die Gesichter ihrer Getreuen und Dienstbeflissenen. Und sie hob an: „Nicht sind wir hier zusammen gekommen, Weihrauch uns zu . . . streuen. Wir, die wir der Zukunft ins Auge sehen, wollen Kritik an uns üben.“

Und sie übte Kritik. Sie verglich den Verein, wie sie ihn im Herzen getragen hatte, einem Tempel mit Säulenhallen, sie verglich ihn, wie er sich nunmehr gestaltet hatte, einer niederen, strohbedeckten Hütte. Sie klagte, daß alles Große, Schöne, verwirklicht, seinen reinen Glanz verliere. Und sie fuhr fort:

„Ich frage mich, was uns fehlt. Das Beste fehlt uns. Es fehlt uns die Idee, die große, beglückende.

„Wir haben geholfen in einzelnen Fällen, aber wir haben nicht erzogen. Lassen Sie uns zu Erziehern der Armen, der Nothleidenden werden!

„Wie können wir dieses Erzieheramts walten? Indem wir den Armen das Beste geben, was wir haben: unsere Weltanschauung. Unsere Weltanschauung, auf die kommt es an. Mit ihr werden wir die Nothstände der Zeit besiegen.

„Zu Erziehern an uns selbst auch wollen wir werden. Zumal an dem jungen Nachwuchs, der uns anvertraut. Dies Amt liegt naturgemäß in den Händen unseres Schriftführers vor andern. Herr Dr. Heuser, ich frage Sie: was haben die jungen Mädchen bei Ihnen gelernt? Sie haben gelernt, Fragebogen ausfüllen und Thatsächliches registriren. Tief unter mir liegt alles Persönliche. Aber die Feuerschrift haben Sie in die jungen Seelen nicht geschrieben.

„Und das wollen wir fortan thun. Wir wollen die Säeleute sein, die lebendigen Samen streuen."

Man war bewegt, erschüttert. Ein junges Mädchen stand auf und küßte Frau Dannenberg die Hand. Andere folgten. Herr Rechtsanwalt Dannenberg machte ein verlegenes Gesicht.

Darauf Dr. Heuser: „Die Frage, die Frau Rechtsanwalt Dannenberg heut' aufgeworfen, ist schon bei Gründung unseres Vereins, damals in engerem Kreise, erörtert worden. Ich bin ihr damals entgegen getreten, ich thue es heute wieder. Unser Verein ist dazu da, den Nothleidenden materielle Hülfe zu vermitteln. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Darbende zu Heuchelei verführen, ist nicht mein Beruf. Eines Erzieheramtes an den jungen Damen, die mit mir recherchirten, zu walten, habe ich nie begehrt."

Die Wahl des Vorstandes wurde nunmehr durch Zettelabstimmung vollzogen. Es wurden gewählt: Erste Vorsitzende Frau Rechtsanwalt Dannenberg, zweite Vorsitzende Frau Borchardt, Kassenwart Frau Kammergerichtsrath Schmidt, Schriftführer Fräulein Oberlehrerin Adele Schindler. — Dr. Heuser war ausgeschlossen.

Die Sitzung war beendet, aber Herr Professor Dr. Moller erbat und erhielt noch einmal das Wort: „Meine Damen," sagte er, „ein großer Tag ist heut' angebrochen. Es ist uns gelungen, den Vorstand unseres Vereins ganz in die Hände der Damen zu legen. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, daß wir mit der bisherigen Ordnung der Dinge unzufrieden sind! Was hier im Kleinen geschehen ist, das wird sich hoffentlich auf allen Gebieten siegreich durchsetzen. Dann wird die Welt durch die Weltanschauung der Frauen geläutert werden. Unserm Herrn Doctor Heuser fehlt dafür leider das Verständniß. Das ist beklagenswerth. Aber wie ich ihn kenne, wird er auch fernerhin bereit sein, schöne Federn aus seinem Flügelkleide den Damen zum Putz zu leihen."

Die Rede fand allseitigen Beifall, denn nur die Allerwenigsten verstanden die Ironie der Worte. Und diese wenigen hüteten sich wohl, ihr Verständniß an den Tag zu legen. So schloß die Versammlung harmonisch in sich ab.

Als sie nach Hause gingen, sie beide allein, hing sich Frau Betty zärtlich in Dr. Heuser's Arm: „Bist Du sehr traurig, Liebster?"

Er seufzte tief: „Daß es so zu Ende gehen würde, hätt' ich nie gedacht. Ich habe so fest auf diesen Verein gebaut. Mir so Schönes, Gutes davon versprochen."

Sie konnte dazu nichts sagen.

„Nächster Tage tret' ich aus dem Verein aus."

„Thu das nicht. Es sähe so aus, als ob Du gekränkt wärst, nicht wieder in den Vorstand gewählt zu sein."

„Das bin ich auch. Und sehe nicht ein, warum ich es nicht zeigen soll."

„Du hast recht, tausendmal recht. Du sollst immer so wahrhaft sein, Du."

Sie schwiegen beide. Nach einer Weile sagte er: „Glaubst Du, daß der Verein sich so halten kann?"

„Das glaub' ich nicht."

„Dann ist also Alles vergeblich gewesen, Alles!" Aber nach einer Weile des Schweigens: „Weißt Du, ich hoffe doch."

„Was?"

„Unser Verein hält sich! Ich sage Dir, er hält sich! So leicht ist der nicht zu Grunde zu richten! Und was denkst Du Dir eigentlich unter der Idee und der Weltanschauung? Ich mir garnichts. In Wirklichkeit, ich meine, in Praxis gibt es die Idee ja nicht. Und das ist das Gute. Sie werden in Praxis ruhig fortarbeiten wie bisher und daneben privatim in Ideen schwelgen. Und das schadet doch nichts. Was soll das dem Verein wohl schaden?"

„Möglich, daß Du recht hast."

„Und, siehst Du, ob ich da nun bei bin oder nicht, das ist doch ganz gleichgültig. Wenn der Verein nur besteht. Und Du sollst mal sehen, der hält sich."

Nach einer Weile sagte sie: „Außerordentlich gefallen hat mir Professor Moller. Ich glaube, er macht sich etwas aus Dir. Und das war wohlthuend, wie er sie lächerlich machte, ohne daß sie es merkten."

„Ich mag diese Ironie nicht, auch wenn sie mir zu Gute kommt. Nicht in ernsten Dingen. Der Einzige, der immer wahrhaft für mich gewesen ist — ja, wo war denn Prediger Wernecke?"

„Er war nicht da."

„Er war auch lange nicht bei uns."

„Trotzdem ich ihm geschrieben habe und ihn gebeten, uns wieder einmal zu besuchen. Nicht einmal geantwortet hat er darauf. Kann er uns etwas übel genommen haben?"

„Das glaub' ich nicht. Wir sollten ihm noch einmal schreiben."

Das geschah, aber auch dieser Brief blieb ohne Antwort.

Winter war es geworden, rechter Winter. Kurz waren die Tage, kühl und trübe. Regen fiel, und manchmal war ein wenig Schnee in diesem Regen, und dann wieder lagen Nebel in der Luft. Es war eine glibbrige Feuchtigkeit auf Dämmen und Fußsteigen, und Nässe glitzerte an den Häuser-

mauern. Schwarzglänzend zeichneten die Bäume ihre kahlen Silhouetten, und schwarz und farblos bewegten sich die Wasser des Kanals. Und alles Leben schien dem Tod verfallen.

Ein Leben war dem Tod verfallen.

Die Hoffnung, die in Frau Betty's Dasein getreten war und ihr zarte Bilder jungen Mutterglücks gezeigt hatte, war mit ihrer Schwester gekommen, der Angst. Es war nicht eine bestimmte Furcht, die sie befallen, es war ein Druck, der auf ihr lastete, unter dem sie plötzlich manchmal zusammen schauerte, der sie in fröstelndem, dumpfem Hinbrüten Stunden lang unthätig dasitzen ließ. Und manchmal steigerten sich diese Angstzustände zu heftigen Krampfungen in der Herzgegend, oder diese Herzkrämpfe waren die Ursache ihrer Beängstigungen — sie war sich selbst nicht klar darüber, was von beidem zutreffend sein mochte. Sie war sich nur bewußt, zu leiden; und manchmal jetzt, wenn sie in den Spiegel blickte, erschrak sie über ihr eignes Bild.

Ein kleines Erlebniß, über das sie jüngst noch viel gelacht hatte, steigerte nachher ihre Angst. Bei einer armen Wittwe war sie gewesen, für die „Auskunftei für Nothleidende" Erkundigungen einzuziehen. Als sie in das Zimmer getreten, war ihr die Luft dumpfig, unerträglich entgegen geschlagen, und sie hatte gesagt: „Aber so öffnen Sie doch das Fenster! Sie müssen fleißiger lüften. So werden Sie Ihre Krankheit nie los. Sehen Sie, ich schlafe selbst im Winter bei offenem Fenster." Darauf hatte die Alte mitleidig sie gemustert und gemeint: „Ach Jotte doch, so sehen Sie ja auch aus." — Und nun, wenn sie Morgens vor den Spiegel trat, ihr Haar zu ordnen, dann klang es ihr in den Ohren: „Ach Jotte doch, so sehen Sie ja auch aus."

Er nahm sich ihrer an, treu, liebend, sorgsam, wie es nur möglich war. Stunden lang, wenn die Angst über sie kam, saß er bei ihr und hielt ihre Hand, diese feuchte, kühle, durchsichtige Hand. Mit Kissen und Decken umgab er sie, sie weich und warm zu betten. Jeden ihrer Wünsche hätte er erfüllt, aber sie hatte keine Wünsche. Und so schlecht es ihm für die eigne Arbeit paßte, die gemeinsamen Spaziergänge hatte er in die Mittagstunden verlegt. Klagte sie schon über die düstere Wohnung, so sollte sie wenigstens im Freien Sonne haben. Aber die Sonne stand hinter Wolken.

Er nahm sich ihrer an, so sehr es nur in seinen Kräften stand. Doch diente Alles, was er für sie thun konnte, nur ihrem Körper. Für ihre arme Seele vermochte er nichts zu thun.

Und ihre Seele litt, mehr als ihr Körper. Sie litt darunter, daß er ihr in Wahrheit so wenig war, sie litt mehr darunter, daß sie ihm so gar nichts zu sein vermochte. Ihre Interessen waren nicht die seinen, und seine Welt war nicht die ihre. Wären sie weniger ehrlich gewesen oder nur aus leichterem Holz geschnitzt, sie hätten sich eine innere Gemeinschaft vortäuschen können. Aber dazu waren sie beide zu wahrhaftige Naturen. Sie litt, und er wiederum litt unter ihrem Leiden.

So saßen sie einen Sonntag Abend zusammen und wechselten nur wenig Worte und hingen beide ihren Gedanken nach, trüben Gedanken. Ihre Mutter war dagewesen, wie immer war ein Hauch von Zärtlichkeit für ihre beiden

Kinder von ihr ausgegangen, dann war sie frühzeitig in ihr eignes Heim zurückgekehrt. Sie waren allein im Eßzimmer sitzen geblieben — das war Frau Betty noch der liebste Raum in ihrer Wohnung. Und wirklich hatte dies Zimmer mit seinen schwarzeichenen Möbeln und den lederüberspannten Stühlen, wenigstens bei Lampenlicht, etwas Gemüthliches.

„Ist denn Grethe noch immer nicht zu Haus?" fragte Frau Betty müde und durch die Wanduhr, die eben elf geschlagen hatte, aus ihren Gedanken aufgescheucht.

„Du meinst, sie wäre nicht zu Hause? Aber sie muß doch seit einer Stunde hier sein."

„Ich habe sie nicht kommen hören."

Er klingelte, sie warteten, aber Niemand erschien.

„Ich werde einmal gehen und mich überzeugen."

Nach ein paar Minuten kam er zurück. „In der Küche ist sie nicht. Du solltest einmal auf ihren Hängeboden blicken. Man muß das doch feststellen."

Sie gingen beide, er mit der Lampe leuchtend ihr voran. Auf diesem Hängeboden bot sich ihnen ein gräßliches Bild der Unordnung und des Schmutzes. Das Bett noch nicht gemacht, gebrauchtes Wasser in der Waschschale, ein Wirrsal von Kleidungsstücken umhergestreut. In der offenen Kommodenschublade ein wüstes Durcheinander, darunter Briefe. Er nahm diese Briefe in die Hand und warf einen Blick hinein. Sie erfuhren daraus, wie es um das Mädchen stand, das er „rettungshalber" in sein Haus genommen.

Der Zorn stieg ihm in die Augen, und er sagte: „Ich lege einfach die Kette vor. Dann bleibt sie draußen."

„Aber Fritz, das hieße sie doch gradezu in die Schande treiben."

„Du hast Recht, Lieb." Sie waren in die Küche getreten, und nun, argwöhnisch geworden, sah er, daß die Glocke an der Hinterthür, die beim Oeffnen anschlug — eine seiner Vorsichtsmaßregeln — sorgfältig zur Seite gebogen war. Er rückte sie zurecht, daß sie ihres Amtes wieder waltete, dann gingen sie zu Bett. Die Thür ihres Schlafzimmers, die er sonst fürsorglich abschloß und verriegelte, ließ er offen.

Um sechs Uhr Morgens weckte ihn der Klang der Glocke. Er zündete Licht an, warf den Schlafrock über und trat ihr entgegen. An der Schulter packte er sie.

„Wo kommen Sie her?"

„Lassen Sie mich los."

„Wo kommen Sie her?" Er schüttelte sie, und Wuth erstickte seine Stimme.

„Von Mutter."

„Das ist nicht wahr."

„Ich lüge nicht."

„Sie lügen und stehlen obendrein. Haben Sie von unsern Vorräthen genommen, ja oder nein?" Und da sie schwieg: „Und das ist Ihr Dank, und das ist Ihre Besserung! Hinaus!"

„Ich geh' schon ganz von selber." Und kaum aus dem Bereich seines Armes, auf der Treppe, rief sie ihm nach: „Lohn und Kostgeld bekomm' ich doch noch."

Er zitterte noch vor Erregung, als er an das Bett seiner Frau trat und ihr sagte: „Ich habe sie fortgejagt. Es war nicht anders möglich. Ich habe sie fortgejagt."

„Aber nun sind wir ja ganz ohne Mädchen."

„Du findest leicht ein anderes."

„Noch heut'? Und so kurz vor Weihnachten?"

„Vielleicht, wenn wir zur Aushülfe —," er vollendete den Satz nicht.

„Du meinst die alte Minna? Ja, das wäre wirklich das Beste."

„Aber es ist Dir unangenehm."

„Ach," sagte sie, „jetzt ist mir das alles ganz gleichgültig."

Und die alte Minna war wieder gekommen, und geräuschlos bewegte sie mit ihrem Staubtuch sich durch die Zimmer, und ihr Gesicht war noch hagerer, pergamentartiger geworden, noch starrer ihre Augen. Ein Hauch von Kälte ging von ihr aus. Anfangs versuchte Frau Betty, sich weiter mit der Wirthschaft zu beschäftigen, aber die Alte verstand es wirklich besser als sie selbst, und sie gehörte nicht zu den Menschen, die arbeiten, nur um der Arbeit willen. Sie gab es auf, und es ging ohne sie. Sie war ganz überflüssig. Und die Speisekammer wurde aufgeschlossen und die Vorräthe aufgebraucht.

Die Vergangenheit war wieder da in der düsteren Wohnung, und die gehörte den Todten. Sie selbst war überflüssig.

Diese Todten aber haßten sie, den Eindringling. Das war der Gedanke, der sich fester und fester einfraß in ihr Hirn. Wenn sie fröstelnd in ihrem Zimmer saß, dann wagte sie die Bilder der Todten, diese hartherzigen Gesichter, nicht anzusehen. Aber sie blickten sie selbst durchdringend an mit kalten, todten Augen. Sie wandte sich von den Bildern ab und kehrte ihnen den Rücken. Hatte sie eine Weile so gesessen, so fühlte sie die Blicke dieser todten Augen auf ihrem Kopfe brennen. „Was willst Du hier? Du bist überflüssig. Unglücklich hast Du unsern Sohn gemacht."

Und dann irrte sie planlos von Zimmer zu Zimmer, und die Angst hockte auf ihren Schultern. Und jedes dieser Zimmer hatte einen andern Geruch, daß sie mit der Uebelkeit kämpfte. Sie hatten auch einen gemeinsamen Geruch neben dem andern, den süßlichen Moders.

Als Dr. Heuser eines Mittags nach Hause kam, fand er die Bilder seiner Eltern verhängt. „Aber Betty, warum? Hast Du sie denn nicht ein bißchen lieb?"

„Du kannst es abnehmen. Es hilft doch nichts."

Er that es, sie sah ihm zu und sagte: „Glaubst Du mir denn, daß ich Dich lieb habe, auch wenn ich es Dir so gar nicht zeigen kann?"

„Geht mir's denn anders?"

„Glaube mir — glaube mir doch! Ich habe Dich lieb." Sie war in Thränen ausgebrochen.

Und dann war Weihnachten heran gekommen. Wieder wie vor Jahresfrist feierten es diese drei Menschen zusammen. Diesmal brannte der Baum, und sie auch hatte Geschenke ihrem Mann zu geben. Sonst aber war Alles wie damals, Alles.

Wohl leuchteten die Lichter des Baumes, doch leuchteten sie nicht in ihr Herz. Was war ihr dies Weihnachten? Eine Gewohnheit, die nicht ihre Gewohnheit war. Ein Fest, das man mit feiert, weil man dazu geladen ist; nichts weiter. Und an dies Weihnachten knüpfte sich die Erinnerung an die eine große Enttäuschung, die sie erfahren. Im Namen dieses Weihnachten hatte sie ihn gesucht und nicht gefunden.

Was war ihr statt dessen zu Theil geworden? Eine Unsicherheit, die sie an ihr selbst ganz fremd anmuthete. Früher hatte sie — vielleicht dank ihres Vaters — ein Bild ihrer Welt in sich getragen, und die Vorstellungen der ihr überlieferten Religion hatten sich damit verwebt, schlecht und recht zu einem Ganzen. Jetzt war das alles anders geworden. Wie verwischt waren die Farben. Sie wußte nicht mehr, woran sich halten. Alles, was sie thun konnte, war, diese Vorstellungen zu meiden. Bisher war ihr das auch leidlich geglückt. Wie aber, wenn sie ihnen eines Tages nicht mehr zu entgehen vermochte?

Sie saßen bei den Lichtern des Baumes zusammen, wie man, in fremden Städten reisend, Kirchen besichtigt. Tags darauf waren wieder die Kinder gekommen, und wieder hatte sie auf ihren jungen Gesichtern den Neid gesehen und den Mißmuth und die Unzufriedenheit. Und wieder hatte der Mann, den sie liebte, beseligt dabei gestanden, leuchtenden Auges, ein schändlich Ausgenutzter. In Wahrheit er das einzige Kind unter diesen kleinen Menschen.

Sie mußte einmal eine Aussprache erzwingen — sie mußte es.

Als sie den Abend allein in ihrem Zimmer beisammen saßen, sagte sie: „Mir ist jetzt oft so angst."

„Wovor denn, Betty?"

„Es — geht mit mir zu Ende."

„Aber Betty, wie kannst Du so etwas sagen!"

„Doch, doch, ich fühl's. Wenn das Kleine kommt, dann muß ich sterben."

„Die Angst liegt in Deinem Zustand. Alle Frauen machen das durch. Daran mußt Du denken, das gibt Dir Muth."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Glaubst Du, daß es etwas nach dem Tode gibt?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Ich will wissen, was Du glaubst."

„Aber ich denke gar nicht darüber nach. Es ist doch nutzlos. Dazu" — er lächelte — „ist doch die Philosophie da, um einem zu zeigen, daß es ganz nutzlos ist, darüber nachzudenken. Kant hat das sogar bewiesen."

Sie schwiegen beide. Dann sagte sie: „Denkst Du denn nie an Deinen eignen Tod?"

„Nein; niemals. Ich will leben, etwas leisten. Der kommt noch früh genug."

„Und wenn ich todt sein werde —?"

„Du quälst mich, Geliebte."

„Dann, glaubst Du, ist Alles aus, Alles?"

„Aber ich sagte Dir doch, ich glaube gar nichts. Daran zu denken, ist noch immer Zeit. Wir leben doch, um zu wirken, zu schaffen; nicht, um uns nutzlosen Grübeleien hinzugeben."

„Und — Gott?"

„Wie meinst Du?"

„Wenn es — doch etwas nach dem Tode gäbe?"

„Das wollen wir abwarten. Glaubst Du, daß der Tod schwerer zu bestehen sein wird als die tausend Kämpfe des Lebens? Ich nicht. Und wenn wir für Andere gelebt, haben wir eben das Beste gethan, was wir thun konnten. Ein Schelm gibt mehr als er hat. Und nun laß uns aufhören, davon zu sprechen."

„Ja, wenn Du willst."

„Sieh' 'mal, Betty, wenn Du das Leben mehr mitleben wolltest, dann fändest Du gar keine Zeit, über Derartiges nachzusinnen und Dich selbst zu quälen — denn das ist doch das einzige Resultat, nicht wahr? Ich habe Dich so oft meinetwegen darum gebeten. Thu's doch auch Deinetwillen."

Sie lächelte.

„Du denkst da über den Tod und wer weiß was Nutzloses nach, und gerade jetzt werden die wichtigsten Entscheidungen getroffen. Im Abgeordnetenhause steht das Lehrerbesoldungsgesetz auf der Tagesordnung. Es ist eine Schande, sag' ich Dir, wie die Volksschullehrer besoldet sind — ein Hungern, das ihnen auch jede Bildungsmöglichkeit abschneidet. Denn Bücher kosten doch auch Geld! Und das ist doch keine Phrase, daß den Männern die Zukunft des Volkes anvertraut ist. Aber bei den Gehältern müssen grade die besten Kräfte von dem Beruf abgeschreckt werden. Nun sollst Du sehen, wie sich die Regierung zu dem Gesetzentwurf stellt — es ist eine Schmach und Schande. Es ist Verrath am Allerheiligsten." — Sie schwiegen beide. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wenn ich so etwas mit ansehen muß, da kribbelt es mir in allen Fingern, da mit anzugreifen, zu helfen, den Leuten den Kopf zurecht zu setzen. Verstehst Du das denn nicht?"

„Doch, Liebster."

„Weißt Du, was ich thun werde? Ich werde einmal einen Artikel schreiben. Der soll Klauen und Hörner haben."

„Ja, schreibe den Artikel."

VII.

Der naßkalten Spätzeit des Jahres war ein Januar mit hartem Ostwind und trockenem Frost gefolgt. Eisschollen trieben den rauchenden Kanal hinunter. Die Bäume vor den Fenstern waren weiß bereift. Die kleinen Jungen, die Morgens zur Schule trotteten, hatten Flausmützen auf und schlidderten auf dem Fußsteig jenseits des Dammes. Doch war das alles nur, als wollte der Winter auf flüchtiger Durchreise Generalprobe abhalten

zu seinem großen Maskenfest. Mit dem Mondwechsel schlug der Wind um. Und feuchte, kalte Tage folgten wieder, und schwarz und todt und drohend zeichneten die Bäume vor Frau Betty's Fenster ihre Silhouetten. Langsam, einförmig schwanden diese trüben Tage und wurden Wochen.

Eine Besserung war in Frau Betty's Befinden nicht eingetreten. Häufig suchten noch immer die Herzkrämpfe sie heim, und ihre blasse Hautfarbe hatte etwas Durchsichtiges bekommen. Es war, als ob in dem Maße, in dem das junge Leben in ihr zunahm, ihr eigenes verglomm. Sie litt unter der inneren Entfremdung von ihrem Mann, der sie mit Seelenkräften entgegen arbeitete, und die doch zunahm. Sie litt. Und je weniger sie das laut werden ließ, desto schmerzhafter fühlte sie's. Es waren trübe Tage in der düsteren Wohnung, und lautlos bewegte sich die Alte mit ihren starren Augen durch die stillen Räume. Ein kalter Hauch, der von ihr ausging.

Frau Betty lag, wie sie nun täglich Stunden lang zu thun pflegte, auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer, die sie ans Fenster sich hatte rücken lassen. Wieder lag sie da, unthätig, brütend, als Dr. Heuser höchst erregt nach Hause kam und bei ihr eintrat. „Ich bin noch ganz bewegt von dem, was ich gehört. Ich bin Professor Moller begegnet, und der hat mir erzählt — denke Dir, Pastor Wernecke ist seines Amtes entsetzt worden. Er hat selbst dem Consistorium angegeben, er könne das Apostolicum nicht mehr verlesen. Aber — um Gottes willen — was hast Du?"

Frau Betty war mit beiden Händen an die Schläfen gefahren, wie sie jetzt häufig that, und war dann bewußtlos zurückgesunken.

„Betty, Geliebte, was ist Dir?"

„Wasser . . ."

Er war gelaufen, ihr Wasser zu holen, sie trank ein paar Tropfen und richtete sich krampfhaft auf: „Weiter!"

„Was weiter?"

„Mit Pastor Wernecke."

„Aber ich begreife Dich nicht —"

„Was mit ihm ist!"

„Ich sagte Dir doch, es ist ihm unmöglich, das Apostolicum fürderhin vor dem Altar zu verlesen. Ihn quälen wahrscheinlich Glaubenszweifel, oder was weiß ich. Und da er ein anständiger Mensch ist, hat er das dem Consistorium selbst gemeldet. Das ist der einzige Unterschied zwischen ihm und hundert Andern. Moller natürlich meint, er hätte damit Aufsehen erregen und einen Kirchenstreit herauf beschwören wollen. Jedenfalls soll sich das Consistorium seiner geradezu liebevoll angenommen haben und nur, da er ganz halsstarrig blieb, zum Aeußersten geschritten sein. Na ja, Freude wird es den Herren auch nicht gemacht haben."

Sie sah an ihm vorbei ins Leere.

„Aber ich begreife nicht, Kind, was Dich das so erregt?"

„Bitte — laß mich allein."

„Aber so sage mir doch, was Du hast? Du sollst Dich doch vor Aufregung in Acht nehmen! Es thut mir ja auch leid seinetwillen —"

„Ich muß allein sein — laß mich.“

So that er ihr den Willen, ließ sie allein und machte sich an seine Arbeit über das Gewerbeinspectorat.

Als er nach etwa einer Stunde wieder bei ihr eintrat, saß sie noch auf dem alten Fleck.

„Betty, was quält Dich denn?“

„Das ist die Strafe . . .“

„Welche Strafe meinst Du?“

„Für mich. Daß ich mit einer Lüge mich habe taufen lassen. Ihn trifft es nun zuerst.“

„Aber sei doch nicht närrisch!“

„Ich sage Dir, es ist so.“

„Aber was hat denn das mit Dir zu schaffen? Der Mann thut einen Schritt, den Andere längst hätten thun sollen — denn jedes Kind weiß heute, daß das Apostolicum ganz späten Ursprungs — na, und meinst Du vielleicht, daß ich daran glaube? — und da redest Du von Strafe, und was weiß ich. Ich habe Dich doch wahrlich nicht überredet, Dich taufen zu lassen; aber da Du es einmal gethan hast, ist es doch ganz belanglos. Oder glaubst Du vielleicht, daß alle Christen überzeugte Gläubige sind? Mach' mich nicht lachen.“

„Es ist die Strafe.“ — Sie ließ sich nicht auf weitere Auseinandersetzungen ein, es war ihr nicht mehr auszureden.

Ihr war zu Muthe wie Jemand, der Morgens unter schwerem Drucke aufwacht und nicht weiß, was ihn beunruhigt — bis es ihm langsam klar wird, was ihn gestern quälte und was ihn heute quälen wird. Nun wußte sie's mit einem Mal, was all' die Zeit über auf ihr gelastet hatte. Die Klarheit, die sie gescheut hatte, nun war sie da. Nun trieb sie rettungslos stromabwärts.

Ein Gedanke bemächtigte sich ihrer ganz: Gott ist, weil man ihn glaubt. Den guten alten Gott ihrer Väter hatte sie treulos verlassen, um sich unter die Herrschaft eines Fremden zu begeben, der sie haßte, die Lügnerin. Und diesem Fremden war nun Macht über sie gegeben.

Sie zermarterte sich jetzt manchmal den Kopf, warum sie das gethan — sie wußte es nicht mehr; warum nur? Alles, was sie damals bestimmt hatte, war aus ihrem Gedächtniß wie ausgewischt. Es war ihr unbegreiflich, wie sie das hatte thun können.

Ein Bild, das sie irgendwo einmal gesehen haben mochte, stand ihr jetzt dauernd vor Augen, ein häßliches Bild. Die Erde hatte sich geöffnet, und aus allen Gruben krochen Todte hervor mit ängstlichen Schlangenbewegungen, und in den Lüften schwebte, von Glorienfeuer umgeben, Christus, der Richter.

„Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht.“

Stunden lang des Tages lag sie jetzt brütend da, solchen qualvollen Gedanken wehrlos zur Beute. Und wenn sie ausging oder bei Tisch saß oder Andere mit ihr sprachen, diese Gedanken blieben und schwammen unter den

andern, zufälligen fort. Und drängten sie sich plötzlich vor, dann griff sie mit ihren mageren Händen an ihre Schläfen. Allen, die um sie waren, fiel diese Bewegung an ihr auf. Sogar die alte Minna sprach darüber mit Dr. Heuser. Lag sie aber auf der Chaiselongue am Fenster in ihrem Zimmer und fiel ihr Blick zufällig auf die Bilder der Eltern an der Wand, so zuckte es qualvoll um ihren Mund: „Was wollt ihr noch? Ihr seht ja, wie ich leide."

Traumbilder gewannen Macht über sie: sie glaubte in einem Garten zu gehen und wußte, sie durfte da nicht sein. Und sie eilte weiter, hinauszukommen. Der Garten wurde immer öder, schattenloser, und immer sandiger der Weg. Es zerrann unter ihren Füßen, und bleischwer lag es auf ihren Knien. In der Ferne endlich sah sie ein Thor. Sie strebte darauf zu. Aber wie sie es erreicht hatte, stand ein Ritter davor mit geschlossenem Visir und Hellebarde und trieb sie in den Garten zurück. Sie wankte weiter. Dann, als sie nach dem Ritter sich umwandte, war es kein Ritter mehr, der da stand, sondern der Tod. Und der drohte grinsend, seinen eigenen Schädel nach ihr zu werfen.

Sie sagte sich selbst, daß diese Angstzustände wohl körperlicher Natur sein müßten. Das alles war ja wie ein Kindermärchen. Aber die Angst blieb. Und die religiösen Qualgedanken blieben auch. Die Furcht hatte ihr aus ihrer eigenen Fülle einen Gott gegeben. Und was bedurfte es zu einer Verdammniß weiter, als diese Gedanken eine Ewigkeit hindurch fortdenken müssen?

Und wieder andere Bilder traten vor ihre Seele: Sie sah Jesus, wie er über ein gefallenes Weib sich beugte, sie zu schützen. Sie sah ihn, ein Kind in seinem Arm. Er that den Mund auf: „Selig sind die Sanftmüthigen." Er kniete vor Petrus und wusch ihm die Füße. Er wurde mißhandelt von rohen Kriegern. Es schnitt ihr ins Herz, daß sie ihn nicht lieben konnte. Aber sie konnte es nicht. Und plötzlich war er wieder der Richter, und die Gräber thaten sich auf.

Es waren trübe Tage, die langsam kamen, langsamer gingen. Es war ein ewiger Kreislauf, den ihre Gedanken beschrieben, ohne zu einer Klarheit je zu kommen. Und in ihrer Qual war sie allein.

Mit ihrer Mutter mußte sie einmal Aussprache suchen. Sie that es an einem Vormittag — die waren am schlimmsten immer —, als sie beide mit einander allein. Und Alles, was ihr Herz beschwerte, soweit es sich in Worte fassen ließ, gab sie der Mutter kund. Die ließ sie sprechen und unterbrach sie nicht und hörte zu und nickte mit dem Kopf. Als Frau Betty geendet hatte und die Mutter fragend ansah, stand die auf, schloß sie in ihre Arme und küßte sie auf ihre Stirn. „Das alles, Kind, ist Frauenschicksal. Die eine trifft es so, die andere so. Ich hab' es auch durchmachen müssen. Es ist die große Enttäuschung. Die Religion hat nichts damit zu schaffen. Aber glaube mir: wenn das Kind erst da ist, dann wird es besser."

Ein Trost war das nun freilich nicht, und ein Verständniß auch kaum. Doch kam die Mutter seit dem Tage häufiger noch als vorher, und immerhin war's eine Wohlthat, nicht allein zu sein. Eine Wohlthat auch für Dr. Heuser.

Was er nur thun konnte, Frau Betty aufzuheitern, das geschah. Doch war er ihren Seelennöthen gegenüber rathlos, wie ein Kind. Wenn er ihr innerlich sich mittheilen wollte, war's, als stieße er an eine Mauer. Alle Zerstreuungen, die er in Vorschlag brachte, schlug sie aus. Auch zum Spazierengehen war sie Tags über nicht zu bewegen; es widerstrebte ihr, in ihrem Zustand auf der Straße sich zu zeigen. Er war rathlos, und diese Rathlosigkeit quälte ihn bis zur Verzweiflung. Was Unglück heißt, das lernte er nun zum ersten Mal in seinem Leben kennen.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er noch einmal etwas wie eine Brücke zu ihr hinüber fand. — Mittags, wenn er aus der Bibliothek nach Hause kam, eilte er immer zu ihr, setzte sich neben ihre Chaiselongue und suchte sie zu zerstreuen. So auch heut.

„Ich habe eben herumspionirt," sagte er fröhlich, „unser Verein gedeiht vortrefflich."

„Und das freut Dich?"

„Ja, wie sollt' es nicht? Weiß doch keiner besser als ich, wieviel Gutes da zu leisten ist und also auch geleistet wird."

„Ohne Dich."

„Ja, glaubst Du, daß ich meinen Ehrgeiz dabei befriedigen wollte?"

„Du Guter."

„Ich glaube, ich habe verzweifelt wenig Ehrgeiz. Und doch, — wenn ich mein Leben heut noch einmal von vorn gestalten könnte, ich finge es anders an. Dieselben Ziele natürlich, aber andre Mittel. Ich suchte in die Regierung zu kommen. Was bei uns die Leute, die nicht zur Regierung gehören, thun, das ist ja ganz belanglos. In Deutschland gibt es nur zwei Classen: Regierende und Regierte. Und die Regierten sind's ganz zufrieden, soweit sie nicht Hunger leiden. Aber auch die in der Noth drin sitzen, wissen nichts Vernünftiges für sich zu thun. Aber — Du hörst ja nicht zu, Betty."

Sie antwortete nicht, ihre Augen blickten wieder starr ins Leere.

Leidenschaftlich kniete er neben ihr nieder und legte seine Arme um ihre Hüften: „Betty, kann ich denn nichts für Dich thun? Ich habe Dich doch lieb, Betty. Ich kann das nicht mit ansehen."

Sie fuhr mit der Hand durch sein blondes Haar und sagte: „Ich Dich ja auch — sehr, sehr lieb. Und ich weiß es und bin Dir dankbar dafür. Aber es gibt eben Dinge, die muß jeder mit sich selbst ausmachen. Ich habe Dich doch auch nicht um Rath gefragt, als ich mich taufen ließ."

„Also das ist es wieder." Nun schwieg auch er und überließ sich seinen Gedanken. Nach einer Weile sah sie, daß er lächelte. Sie blickte ihn fragend an.

„Ja, weißt Du," sagte er, „ich denke daran, wie das werden wird, wenn das Kleine erst da ist. Wenn wir uns dann nicht verstehen, dann muß das zwischen uns vermitteln. Es ist doch ein wundervoller Gedanke: ein Wesen, halb Du, halb ich."

„Ja, glaubst Du denn, daß ich das erleben werde?" Sie fragte es zaghaft, doch Hoffnung klang durch ihre Stimme.

„Ob ich das glaube? Betty, welche Frage! Ja, meinst Du vielleicht, daß ich das Leben überhaupt ertragen könnte, käme mir daran je ein Zweifel?"

„Ach, wäre das schön, — schön. Von dieser Angst befreit sein!"

„Man muß so etwas durchmachen, denk ich mir, um das Glück nachher voll zu empfinden. Aber ich glaube an das Glück. Und ich kann es mir nicht schöner vorstellen als in zwei Kinderaugen. Du sollst mal sehen, wie fröhlich das wird, wenn es hier durch die Zimmer schreit."

„Wenn es mir nur nicht ähnlich wird."

„Ja," sagte er und küßte sie auf die Stirn, „das wäre freilich ein Unglück. Dafür soll es auch ‚Betty' heißen, wenn es ein Mädchen wird. Und ich hoffe, es wird ein Mädchen."

„Es ist eigentlich häßlich von mir, aber ich hoffe es auch."

„Sag' einmal, hast Du Dir eigentlich schon überlegt, wie wir das mit unsrer Wohnung einrichten wollen? In unserm Schlafzimmer ist ja noch Platz. Das Spindenzimmer daneben könnten wir gut zum Kinderzimmer nehmen. Oder — Betty, laß mich Dir einmal eine Freude machen — Du weißt ja nicht, wie lange ich mich danach sehne, — wenn das Kleine da ist, ziehen wir in eine andre, helle, sonnige Wohnung."

„Fritz, wenn Du das thun könntest!"

„Ich kann es und thue es sicher, das ist abgemacht." Und dann waren sie mit einem Mal in hellen, sonnigen Zukunftsplänen, und jede Einzelheit wurde besprochen und erörtert, und das kommende Glück warf seine ersten Strahlen.

Und nicht lange danach — der Februar ging zu Ende — fuhren sie eines Abends zu Jordan, die Ausstattung für das Kleine zu besorgen. Die Mutter begleitete sie. Und wie Frau Betty vor dem Ladentisch saß, und all die holden Jäckchen und Hemdchen vor ihr ausgebreitet wurden, da fühlte sie wieder dies Krampfen in ihrem Herzen, aber diesmal war es ein Schauer des Glücks, der sie durchlief.

Sie suchte nur wenige fertige Wäschestücke aus. Sie hatte sich vorgenommen, das meiste selbst zu arbeiten für ihr Kind; die Arbeit aber, die sie mit nach Hause nahm, war an sich schon wie eine Tröstung.

Sie machte sich auch ernstlich ans Werk, und Alles schien besser. Sah Dr. Heuser sie bedrückt, so begann er, das Gespräch auf die Zukunft zu bringen, und das übte seine Wirkung. Jedoch für kurze Zeit nur. Dann verglomm die Hoffnung, und die Angst war wieder da.

Und mit ihr die unseligen Bilder, die immer vor ihren Augen neu erstanden. Sie fühlte die innere Nothwendigkeit zu glauben und war es nicht im Stande. Was auch sollte sie glauben? Den Gott ihrer Väter oder den andern fremden? Die in der Kindheit aufgenommenen und die neu angelernten religiösen Vorstellungen begannen sich seltsam zu tollem Durcheinander zu ballen. Nur eins, das deutlich, greifbar da war: Angst.

Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie Pastor Wernecke hätte sprechen können. Der war in ihren Augen Mitschuldiger und Mitverdammter. Sie hatte auch ein paarmal an ihn geschrieben, ihren Seelenzustand ihm geklagt; er aber war verschollen. Das machte sie ängstlicher.

Ein Ziel nur, in das all' ihre Gedanken zusammenliefen: der Tod. Den hatte ihr Vater freiwillig auf sich genommen. Warum er es gethan, das war ihr immer Geheimniß geblieben. Wie ein Mensch überhaupt dazu kommen konnte, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, das war ihr unbegreiflich. Wußte denn irgend jemand mit Gewißheit, daß der Tod ein Aufhören bedeutete? Man konnte es hoffen. Oder nicht einmal hoffen, denn es war so viel Liebes in jedem Leben, wovon man Abschied nahm. So viel Liebe, die hier keimte, und der doch eine Ernte gegeben sein mußte.

„Der isset oder trinket sich selber das Gericht . . .“

Und wieder sah sie die Gräber sich öffnen und die Todten mit schlangenähnlichen, scheuen Bewegungen hervor kriechen, und über ihnen Jesus, der Richter. Sie wollte ihn nicht glauben, aber auch das Nichtglauben war schwer, zu schwer für sie. Unbegreiflich, wie sie es je über das Herz hatte bringen können, ihm zu eigen sich zu geben!

Wenn aber Jesus nicht war, wie hatte dann seinen Diener die Gewissensangst so überwältigen können, daß er sein Amt, das er liebte, von sich warf? Und fühlte sie es nicht an ihren eigenen Qualen, daß er lebte? Lebte er aber, so wartete ihrer das Gericht.

Wie ein Heimweh überkam es sie nach den Vorstellungen früherer Jahre. Da war Alles in Gott gewesen, jedes Thun und Lassen, jedes Blühen und Verwelken, jede Pflanze, jeder Stein. Eine Rückkehr in die bewußtlose, wirkende Materie hatte da der Tod bedeutet. Friede und Trost zugleich. — —

Wenn Dr. Heuser von seiner Arbeit aufstand und in die offene Thür trat, die zu ihrem Zimmer führte, dann sah er sie wohl dasitzen, ein Stück Leinwand müßig in ihrem Schoß, die Augen angstvoll in die Weite gerichtet. Begann er dann von ihren holden Zukunftsbildern ihr zu sprechen, dann lächelte sie ein Lächeln, das ihn vereiste.

Es waren trübe Tage, die sie lebten. Zu der Qual, ihr keine Hülfe bringen zu können, kam jetzt die andere Qual, die herzlose, ihre Leiden mit ansehen und mit leiden zu müssen. Der gesunde, warmblütige Mensch in ihm wehrte sich gegen die Eindrücke, zu denen seine Ehe ihn verdammte. Doch hielt er auf seinem Posten pflichttreu aus. Nur daß er häufiger jetzt allein ausging, allein auch seine Spaziergänge den Kanal entlang antrat.

Aber manchmal auf diesen Spaziergängen überraschte er sich selbst darüber, daß er hochgewachsene Frauen, die lieblich, sicher ihres Weges schritten, nicht aus den Augen lassen konnte, daß er sich umdrehte, ihnen nachzublicken. Das war nicht früher seine Art gewesen. Ertappte er sich aber selbst auf solcher häßlichen Gedankensünde, so stieg die Schamröthe heiß ihm bis zur Stirn.

Es waren trübe Tage, die sie lebten. Frühlingswinde waren gekommen, und auf den schwarzen Aesten der Bäume lag ein zarter, grüner Hauch. Aber in ihr Heim wollte die Lebenshoffnung keinen Eingang finden.

Da stand noch jedes Möbel, wie es damals gestanden, als die Verstorbenen noch lebten. Ihr Geist, der diesen Räumen aufgeprägt war, ein todter Geist.

Und wie eine letzte Ueberlebende schlich die Alte geräuschlos geschäftig durch die Zimmer, und es hatte etwas Gespenstisches, wenn sie liebkosend mit dem Staubtuch über die Möbel fuhr.

Auf der Chaiselongue, die an das Fenster gerückt war, lag Frau Betty. Ihr braunes, gewelltes Haar war feucht, und unförmig zeichnete sich die Nase in ihrem abgezehrten Gesichtchen. Trat Dr. Heuser bei ihr ein, so schrak sie aus ihren Gedankengespinnsten auf und fuhr mit den Händen an die Schläfen. Und er selbst empfand etwas wie Grauen vor der Frau, die er liebte, und es war nur ein schwaches Liebeslächeln noch, das sie ihm zu geben vermochte. Es waren trübe Tage.

In diese Tage, die sich gleichförmig reihten, wie Schneeflocken lautlos, gleichförmig zur Erde sinken, trat einschneidend ein Ereigniß ein.

Jenen Artikel „mit Klauen und Hörnern" gegen die Stellungnahme der Regierung und zu Gunsten des Volksschullehrer-Besoldungsgesetzes — Dr. Heuser hatte ihn geschrieben. Aber es war ihm seltsam damit ergangen. All' die Blätter, mit denen er in ständiger Verbindung stand, hatten den Aufsatz abgelehnt. Die Fassung sei doch eine etwas zu scharfe, hatte man ihm in allen Tonarten geschrieben. Da hatte Dr. Heuser kurzen Prozeß gemacht, das Manuscript ärgerlich eingepackt und an den „Vorwärts" gesandt.

Zwei Tage darauf hatte der „Vorwärts" den Aufsatz als führenden Leitartikel gebracht. Vier Wochen später war Dr. Heuser eine Anklage wegen Ministerbeleidigung überhändigt worden.

Gegen Ende April fand die Gerichtsverhandlung statt. Einen Anwalt zu nehmen hatte Dr. Heuser verschmäht; er gedachte sich selbst zu vertheidigen; und er glaubte Material die Fülle zu haben, den „Wahrheitsbeweis" für seine Darlegung anzutreten.

Aber es kam anders, als er vorausgesetzt hatte. Zunächst war ihm selbst nur eine bescheidene Nebenrolle zuerkannt worden; die Hauptrolle hatte der verantwortliche Redacteur des „Vorwärts" zu spielen. Sodann ließ sich der Vorsitzende auf die Erörterung des Thatsachenbestandes durchaus nicht ein; nur die, allerdings nicht gerade schmeichelhaften Wendungen, deren er sich bedient hatte, wurden in Betracht gezogen. Seine eigenen Antworten hatten sich im Grunde auf ein gelegentliches „Ja" und „Nein" zu beschränken. Und dann ergriff der Staatsanwalt das Wort. Er charakterisirte den Theil der Presse, zu dem der „Vorwärts" gehöre; die Gesinnung des Aufruhrs, die er verbreite; die Respectlosigkeit, die gehässige Verleumdung der Männer, die Majestät zu seinen Rathgebern berufen habe; die Schamlosigkeit, mit der ein unbegründeter Verdacht verbreitet werde; die Gefahren, die das alles in einer Zeit der Unklarheit und Unzufriedenheit mit sich bringe. Die heiligsten Güter des Volkes, die Liebe zum angestammten Fürstenhause, die Ehrfurcht vor den berufenen Dienern des Königs gelte es zu schützen. Er beantrage, ein verhältnißmäßig hohes Strafmaß zu verfügen. Darauf resumirte der Vorsitzende die entscheidenden Punkte der Verhandlung und erklärte auch seinerseits, daß den Ausführungen des Staatsanwalts im Allgemeinen beizupflichten sei.

Dr. Heuser war zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt worden.

Die Frage, ob er gewillt sei, die Strafe alsbald anzutreten, hatte Dr. Heuser bejaht. Er konnte nicht wissen, wie dringend er später zu Haus benöthigt sein würde. Insgeheim aber war ihm der Gedanke, dem dumpfen

Druck seiner Häuslichkeit auf kurze Zeit entgehen zu können, wie ein Labsal. So düster spann sich das Einerlei der trüben Tage in der Wohnung des Königin Augustastraßenhauses ab, daß es Dr. Heuser eine Erlösung dünkte, die Gemeinschaft mit dem Weibe, das er liebte, einzutauschen — gegen ein Gefängniß.

VIII.

Die Zellenthür der Plötzenseer Strafanstalt war hinter Dr. Heuser ins Schloß gefallen, die Riegel knarrten, und er war allein. Er nahm die Maskenmütze ab und sah sich um. Mit seinem Verleger hatte er die Abrede getroffen, daß seine Gefängnißarbeit ihm abgekauft würde; er konnte also thun, was ihm beliebte; schreiben oder nicht schreiben, ganz wie er wollte. Zum Schein nur rückte er den kleinen Tisch sich gleich vors Fenster, die fleißige Arbeit vorzuspiegeln; denn er wußte wohl, daß man ihn dauernd beobachten konnte. Dann las er die Hausordnung, die an der Wand hing.

Ganz wohnlich, diese kleine Zelle. Das vergitterte Fenster größer, als er vermuthet hätte. Linkerhand die Bettstelle, an der Mauer befestigt und zum Herunterklappen; sehr praktisch. Auch sonst Alles vorhanden, dessen er hätte bedürfen können. Und neben seiner Zelle, die im Mittelpunkt der strahlenförmigen Gänge lag, hatte er den Feuerhahn mit Schlauch gesehen. Alles, was man verlangen konnte.

Eine kleine Novelle fiel ihm ein, die er vor Jahren einmal gelesen: „Des Lebens Ueberfluß.“ Von einem jungen Paar war da erzählt, die in ihrer Wohnung vor der Außenwelt sich absperren und schließlich, da der Winter kalt wird, die Treppe, die zu ihnen führt, verheizen. Des Lebens Ueberfluß! Wie wenig brauchte doch der Mensch zum Leben. In dieser engen Zelle Alles, dessen er bedurfte. Und es gab Menschen, die nicht einmal das ihr eigen nannten. Wie oft hatte er gehört, daß Vorbestrafte in das Gefängniß zurück sich sehnten, der Wärme und des Essens halber.

Wenn es möglich wäre, Allen Arbeitsgelegenheit zu schaffen!

Uebrigens — eine Luft war in dieser Zelle! — Die war nun weniger schön. Er stand auf und untersuchte das Bett. Offenbar ganz reinlich.

Er ging auf und ab, blieb stehen, ging wieder auf und ab und fuhr mit der Hand durch sein blondes Haar. Seine blauen Augen blitzten. Ah! Arbeit genug für ihn. Er fühlte die Kraft in sich, an einer Wandlung der Zustände mitzuthaten. Und der Erfolg? Auf die Dauer blieb der nicht aus.

Was war denn die Ursache des Elends der Vielen? Arbeitsunfähigkeit und Arbeitsmangel. Und war das zu verwundern? Der Mensch arbeitete nicht von Natur. Von Natur war er träge. Wie charakteristisch, daß die alte Legende die Arbeit als einen Fluch, als Strafe Gottes angesehen hatte. Aber der Mensch war zur Arbeit zu erziehen und mußte dazu erzogen werden. Auf eine Erziehungsfrage lief Alles hinaus. Die war die große Sorge der nächsten Zukunft. Denn daß in einem gesunden Staatswesen die Steigerung der Arbeitsleistung Zuwachs an Arbeitsbedarf zur Folge haben mußte, das war ihm ausgemacht.

Die Freiheit! Man überschätzte ihre Bedeutung offenbar. Oder man suchte sie viel zu sehr in äußeren Umständen statt in den inneren. Als wenn die Freiheit zu verhungern und ausgenutzt zu werden auch ein köstliches Gut bedeutet hätte. Die Freiheit! Er war frei und saß in einer Gefängnißzelle und fühlte sich sehr wohl dabei. Ob nun er selbst den Riegel von innen vorschob oder ein Anderer von außen, großen Unterschied konnte er mit bestem Willen darin nicht erblicken.

Er horchte plötzlich auf: die Stille! Nie hatte solche Stille ihn umgeben. Wenn es zu Hause still war, dann schlug doch gedämpft, zu einem tiefen, summenden Accord herabgesetzt, der Straßenruf der Großstadt an sein Ohr. Oder, wenn er des Nachts erwacht war, dann hatte er eine Droschke müde, schwerräderig vorübertrotten gehört und das Ticken der Uhr im Nebenzimmer. Hier aber war die Stille, die nichts raunte und nichts flüsterte, die Stille, die den Athem anhielt. Wie beruhigend sie sich auf seine Nerven herniedersenkte. Ja, das that wohl.

Zu Hause — da mochte die Stille jetzt auch stiller geworden sein. Wie schwer es Betty gefallen war, von ihm sich zu trennen! Lange her, daß es ihm so elementar zu Bewußtsein gekommen war, wie sehr sie ihn, wie sehr er selbst sie liebte. Lange hatte er sie in den Armen gehalten und ihre feuchte, kühle Stirn wieder und wieder geküßt, und ihre Augen hatten zu ihm gesprochen.

Und doch nur eine kurze Trennung. Gottlob, daß sie nicht länger war! Vierzehn Tage — was hatten die groß zu bedeuten? Und er wußte sie in bester Hut, da er die Mutter gebeten hatte, zu ihnen zu ziehen. Wie Vieles hätte anders um sie beide gestanden, wenn sie das Einverständniß gefunden hätten, in dem sie mit ihrer Mutter lebte.

Ob sie jetzt wieder auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer lag und vor sich hin brütete? Wenigstens saß dann die Mutter bei ihr, die schweigsame Frau, hielt ihre Hand und streichelte sie. Vielleicht vermochte sie es auch, sie aufzurichten, ihr Trost zu spenden. Und für Alles, wonach sie verlangen könnte, sorgte die alte Minna. Es war rührend, wie die an ihr hing, obwohl Betty ihrer Abneigung gegen sie nicht sonderlich Hehl machte.

Wieder horchte er auf: die Stille. In dieser Lautlosigkeit lag doch etwas Bedrückendes.

Unrecht war es gewesen! Dreimal Unrecht, daß er die Strafe jetzt angetreten hatte. Pflicht war es jetzt für ihn, zu Haus zu sein, bei ihr. Wenigstens versuchen mußte er es, ihre Last mit ihr zu tragen. Statt dessen war er geflüchtet. Denn was war das anders als Flucht, da sie ihm die Abbüßung der Strafe vielleicht auf ein Jahr hinaus gestundet hätten? Feige war er gewesen, das war es. Und Feigheit war sonst sein Laster nicht.

Wär' es nur seine Pflicht gewesen, bei ihr zu bleiben! Ueber eine Pflicht setzt man sich manches Mal hinweg. Aber wie sehr es ihm Bedürfniß war, innerstes Herzensbedürfniß, das hatte er nicht geahnt. Jetzt, da er fern von ihr war, wußte er's. Wie lange war er eigentlich von ihr getrennt? Und schon fing er an zu leiden unter dieser Trennung.

Unerträglich, diese Stille.

Wenn ihr etwas zustieße, während er nicht bei ihr war — nicht zu ihr könnte? Es war doch menschenunwürdig, einen hinter Schloß und Riegel fest zu setzen. Er hatte ein Recht auf Freiheit, wollte frei sein, thun und lassen können, was ihm beliebte! Eine Vergewaltigung, die man ihm anthat!

Was konnte sie nicht alles durchmachen, während er hier saß! Seine Phantasie wurde mit einem Mal ganz gegen seine Gewohnheit geschäftig, gräßliche Scenen vor Augen ihm zu führen. Aber er wollte sich dem nicht hingeben. Er stand auf, um seine Arbeit vorzunehmen. Doch mußte er bald sich überzeugen, daß es zum Arbeiten zu dunkel geworden war.

So saß er wieder da, seinen Gedanken anheim gegeben, und diese Gedanken quälten ihn. Dazu die entsetzliche Stille. Er stand auf, ging auf und ab, aber dazu war die Zelle zu eng. So setzte er sich wieder.

Was für Gesindel mochte vor ihm in dieser Zelle gehaust, in diesem Bett geschlafen haben! Und plötzlich fiel sein Blick auf den Anzug, den er beim Eintritt in das Gefängniß hatte anziehen müssen. Wer mochte den vor ihm getragen haben! Vielleicht ein Kerl, mit schmählicher Krankheit behaftet. Ihn fröstelte, und ihm war zugleich als brenne dieser Anzug — ein Nessuskleid — ihn bis auf die Haut, ins Fleisch hinein. Dazu diese stickige Luft — Verbrecheratmosphäre. Ein Schüttelfrost befiel ihn, er sprang auf, ging wieder auf und ab und setzte sich wieder.

Und wie er nun dasaß, überkam ihn eine gräßliche Empfindung. Betty war gestorben. Und ein kaltes Leichentuch legte sich auf seine Füße. Und langsam, langsam schob es sich weiter hinauf, und die Kälte nahm zu, und das Tuch bedeckte ihm Schenkel und Leib und Brust und jetzt das Herz — mit einem leisen Schrei sprang er auf.

Er ging auf die Thür zu, hinaus zu gehen, aber die war ja verschlossen. Und nun besann er sich. Daß er den Anzug an hatte, war freilich ekelhaft, und Luft und Stille waren peinigend. Im Uebrigen war es ja aber ganz gleichgültig, ob die Thür verriegelt war oder nicht. Er blieb eben hier. Und zu Hause bei ihm war Alles sicherlich in schönster Ordnung, und Betty lag in ihrem weißen Bette und schlief und träumte vielleicht von ihm. Lange konnte es ja auch nicht mehr währen, dann war die Nacht vorüber, und morgen würde er sich an seine Arbeit setzen und tüchtig etwas schaffen. Es war wirklich ganz unerheblich, ob die Zelle, in der er sich befand, verschlossen war oder nicht.

Feuer —! Der Gedanke war plötzlich da, er wußte nicht woher. Wenn Feuer ausbrechen würde! Und er hier eingeriegelt, während die Wärter nur daran dachten, sich selbst zu retten. Und er hier eingeriegelt, dem Feuertode preisgegeben.

Aber es brach ja kein Feuer aus. Dies Gefängniß stand bereits seit Jahren, und niemals hatte man von einem Brand gehört. Wäre die Gefahr vorhanden, so würde es laut werden, Schreie würden ertönen, Rufen. Aber nichts von alledem. Er horchte, horchte angespannt.

Und da plötzlich war die Stille nicht mehr still. Er hörte ein fernes, fernes Summen. Es war, als ob man Sand durch einen Blechtrichter gösse.

Es nahm zu, nahm wieder ab und wurde deutlicher. Er glaubte einzelne Stimmen zu unterscheiden. Irgendwo mußten viele Menschen sich zusammen rotten. Er horchte angespannter, biß die Zähne aufeinander und fühlte, wie das Blut ihm in die Schläfen stieg. Das durfte ihn nicht hindern, zu hören — hören. Das unbestimmte Geräusch wurde lauter. Wie fernes Meeresrauschen klang es, oder wie das Summen eines Bienenschwarmes. Plötzlich — er schrie auf . . . vor seinen Augen gluthroth ein Schein.

Er stürzte auf die Thür, preßte sich mit der Kraft der Verzweiflung dagegen — sie gab nicht nach. Er that ein paar Schritt zurück, einen Anlauf zu gewinnen und stürzte sich wieder gegen die Thür.

Was dann geschehen war, wußte er nicht. Er kam erst wieder zu sich, als der Aufseher vor ihm stand und ihm die Stirn mit Wasser bespritzte: „Nun, was hat's denn hier gegeben?"

„Ich weiß nicht. Mir war, als wäre Feuer ausgebrochen."

„Kennen wir, kennen wir Alles."

„Welche Tageszeit ist es?"

„Ich hab' da eben das Abendbrot hineingeschoben."

„Abendbrot? Es war doch schon Nacht."

„Nee, Nacht ist's noch nicht gewesen. Die kommt nu erst. Aber nu essen Sie was, und dann machen Sie sich die Klappe runter. Und dann rein in die Federn. Das ist allemal das Beste."

Zu essen vermochte Dr. Heuser nichts, aber er trank tüchtig Wasser, und dann legte er sich trotz des Ekels, den er empfand, ins Bett. So zerschlagen fühlte er sich, daß ihm das dennoch wohlthat. Und wenige Minuten darauf war er eingeschlafen.

Als er am andern Morgen erwachte, mußte er sich lange besinnen, wo er sich befand. Alsbald aber tauchte die Erinnerung an den gestrigen Abend in ihm auf. Alles, was er da innerlich durchgemacht hatte, schien ihm unbegreiflich. Er hätte meinen mögen, ein Fremder, ihm ganz Fremder nur, hätte solchen Hallucinationen unterliegen können. Was man nicht alles an sich selbst erlebte!

Wie er aber darüber nachdachte, trat plötzlich ein Anderes vor seine Seele — Betty! Was ihm an ihr so unverständlich erschienen war, das hatte er nun selbst erfahren. Begriff er sie nun nicht mit einem Male? Dazu also hatte er in das Gefängniß kommen müssen, ihr seelisch ganz nahe gerückt zu sein. Fortan würde er ihr beistehen können in ihren Seelennöthen. Er würde sagen können: das hab' ich alles selbst durchgemacht. Und Alles würde gut werden, Alles; ihre Ehe eine Gemeinschaft des Glücks. Wie er sich darnach sehnte, wieder mit ihr vereinigt zu sein! Wenn diese Tage nur schnell vergehen wollten!

Aber sie schwanden langsam, unsäglich langsam. Die einzige Unterbrechung müder Stunden, der kurze Spaziergang in dem strahlenförmig eingefriedeten Hofe, wo er in seinem bretterumzäunten Dreieck genau so einsam und abgeschlossen war wie in seiner Zelle. Da er wohl wußte, daß alle Briefe geöffnet wurden, hatte er Betty gebeten, ihm nicht zu schreiben, ihm andere

Briefe auch nicht nachzusenden. So kam er sich wie Robinson vor auf einsamer, einsamkeitumrauschter Insel.

Manchmal, wenn er sich selber unbeaufsichtigt wußte, knüpfte der Gefängnißwärter ein Gespräch mit ihm an. Dr. Heuser hatte die rechte Art, mit diesem blonden Hünen mit behaglichem Bauch, kleinem Kopf und breitem, zottigem Vollbart zu verkehren. Er ließ ihn den Abstand nicht fühlen und nahm auch aufrichtig Antheil an seinem kleinen Schicksal. Herr Bienert war Sergeant gewesen und hatte einen ungeheuren Wissensdurst, der zu seiner Beschränktheit in wunderlichem Gegensatze stand, in die Gefängnißlaufbahn hinüber gerettet. Ueber Eisenbahnen, Dampfer, Luftballons konnte er gar nicht genug in Erfahrung bringen. In all' diesen Fragen war Dr. Heuser freilich nicht übermäßig competent.

Sie hatten wieder einmal über den Luftballon gesprochen, als Herr Bienert bemerkte: „Daran sieht man's ja auch. Wenn nämlich so zu sagen ein Luftballon in Berlin aufstiege, und die Erde wollte sich drehen und hätte sich so zu sagen auch gedreht, dann käme der Ballon vielleicht in Asien wieder runter. Wenn daß sich die Erde nämlich drehen würde."

„Aber wieso denn, lieber Herr Bienert? Die Atmosphäre dreht sich doch mit der Erde."

Herr Bienert lächelte überlegen. „Mir brauchen Sie da nichts vorzumachen. Ich weiß da ganz gut Bescheid."

„Aber was denn, was denn?"

„Die Erde dreht sich nämlich gar nicht," sagte Herr Bienert triumphirend. „Die studirten Herren, die wollen das natürlich nicht eingestehen, daß sie sich da geirrt. Aber Bescheid wissen thu' ich schon."

„Aber Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß sich die Erde um ihre Achse und um die Sonne dreht?"

„Sie dreht sich nämlich gar nicht. Bumsfest stehn thut sie, wie ich."

„Aber um Gotteswillen, wie kommen Sie darauf?"

„Da hatten wir in unsrer Compagnie einen Einjährigen — ein heller Kopf war Sie das und auch ein studirter Herr —, der hat mir's anvertraut. ‚Herr Sergeant,' hat er gesagt, ‚sprechen Sie nicht darüber. Was die Gelehrten sind, die geben das nicht zu. Aber Bescheid wissen thun Sie nu doch.' Und erklärt hat er mir das alles auch. Das war Sie ein heller Kopf."

„Lieber Herr Bienert, er hat sich einen Scherz gemacht."

„Scherz? Nein, dem war das blut'ger Ernst. Und bewiesen hat er's mir auch. Ich kann das nicht so wiederholen, denn das war alles schwierig und mit vielen Zahlen, aber wissen thu' ich's schon." Und er schob schwerfällig ab, mißvergnügt, so wenig Verständniß gefunden zu haben.

Dr. Heuser gab sich bei fürderen Gelegenheiten alle erdenkliche Mühe, dem Mann den Unsinn auszureden. Es war vergeblich, ja, bestärkte ihn noch mehr. Seltsam erschien Dr. Heuser das, wie er nun selbst darüber nachdachte, und traurig auch. Da hatte ein junger Fant sich einen Scherz gemacht oder vielleicht auch, sich eines dienstlichen Unbills halber zu rächen, dem braven, älteren Mann und Familienvater die Narrenmütze aufgesetzt, und nun war es un=

möglich, ihn davon zu befreien. Er lebte unter dieser Idee, sprach davon, ging damit unter Menschen und wurde ausgelacht. Und je mehr die Andern lachten, desto mehr verbiß er sich darein.

Und ging es uns nicht allen ähnlich? Was hatte ihn von Betty innerlich getrennt, als ein gedankliches Sich-Mißverstehen? Ein Zufall, den er pries, hatte ihn das nun gelehrt. Endlich, endlich hatte die Brücke zwischen ihnen sich geschlagen. Wie ersehnte er die Stunde, zu ihr gehen, ihr das deutlich machen zu dürfen! Längst zählte er die Tage, die Stunden, die ihn von ihr noch trennten. Die Sehnsucht nach Haus, zu ihr, hatte seines ganzen Wesens sich bemächtigt.

Sie sollte früher und anders ihre Erfüllung finden, als er es wähnte.

Eines Mittags kam Herr Bienert in seine Zelle und machte sich da allerhand zu schaffen. Dann nahm er die Mütze ab, kratzte seinen blonden Kopf, trat von einem Bein aufs andere und sagte: „Da hätt' ich auch ein Telegramm für den Herrn Doctor."

„Ein Telegramm? Geben Sie her." Er überflog es, wurde kreidebleich und sagte: „Bienert, ich muß sofort nach Haus."

„So geht das nicht. Da müssen Sie erst —"

„Ich muß sofort nach Haus, ich komme wieder."

„Ich kann doch nicht —"

„Lassen Sie mich heraus! Sofort!"

„Ich darf nicht."

„Ich muß —" Er sprang auf Bienert zu, ihn bei Seite zu schieben, die Thür zu gewinnen. In demselben Augenblick lag er platt am Boden. Wie das zugegangen war, wußte er selber nicht.

„Wenn daß ich Sie nu anzeigen thäte, dann säßen Sie aber feste drin. Aber nu stehn Sie auf, unsereins weiß ja auch, wie einem bei so was zu Muthe ist. Und nun setzen Sie Ihre Mütze auf — so nicht, die Maske muß allemal nach vorn — und nu kommen Sie mit mir mit, und nu gehn wir zum Herrn Director, und dem tragen Sie Ihre Sache vor. Und da solln Sie mal sehn, wie sich das alles macht."

Dr. Heuser folgte ihm willenlos, wie ein Kind. Der Director, den man „Herr Justizrath" titulirte, war höflich und theilnahmevoll. Scharfsinniger Menschenkenner, der er war, sagte er Dr. Heuser gleich: „Ich dachte mir, daß Sie kommen würden."

„Ich bitte, mich sofort auf ein paar Tage zu entlassen."

„Ich werde sogleich die nöthigen Schritte thun und der Staatsanwaltschaft telegraphiren. In zwei bis drei Stunden können wir Antwort haben, und dann steht Ihrem Wunsch nichts mehr entgegen."

„Ich möchte sofort nach Hause."

„Ich begreife Ihren Wunsch vollkommen, aber leider läßt sich das nicht einrichten. Es ist Princip, daß jede Strafunterbrechung von der Staatsanwaltschaft verfügt wird. Ich muß mich auch in diesem Falle daran halten."

„Aber ich muß nach Hause — begreifen Sie denn das nicht?"

„Ich werde mein Möglichstes thun, die Angelegenheit zu beeilen. Vielleicht können wir schon in ein bis zwei Stunden Antwort haben.“ Er winkte, und Dr. Heuser war entlassen.

Wieder saß Dr. Heuser in seiner Zelle. Er fühlte, wie seine Pulse flogen, wie sein Kopf fieberndheiß war und eiskalt seine Füße. Aber das war ja alles so nebensächlich! Was ging zu Hause vor? Was mochte vorgefallen sein, während er ahnungslos fern war — großer Gott, wie mochte es in diesem Augenblick stehen? Und er hier hülflos wie ein Thier, das angehalftert ist, unfähig zu helfen, unfähig beizustehen —

Er nahm die Depesche wieder vor: „Betty schwer erkrankt. Deine Anwesenheit dringend erfordert. Komm sofort. Deine Mutter.“ Komm sofort — komm sofort — und er saß hier, konnte nicht kommen, konnte nicht kommen. Wie ein Thier, das angehalftert ist —, nein, tausendmal schlimmer; wie — ein Verbrecher.

Schwer erkrankt. Betty schwer erkrankt. Was konnte das heißen? Eine augenblickliche Gefahr lag doch nicht vor, gefehlt hatte ihr nichts. Und da stand: schwer erkrankt. So schrieb man, wenn — Gott, Gott, nur das nicht!

Sie war erkrankt, jetzt, da er ihr volles Verständniß, Trost, Liebe bringen konnte. Denn er verstand sie jetzt. Und jetzt war es zu spät — nein, das nicht; zu spät durfte es nicht sein.

Nicht zu spät. So sinnlos war die Welt denn doch nicht. Er hatte das durchgemacht, um ihr näher zu kommen, um ihr Alles sein zu können. Die Mutter war ängstlich. Ganz natürlich, daß sie übertrieb, und sehr klug auch. Sie wollte ja, daß er käme, und um es zu ermöglichen, mußte sie es möglichst schwarz hinstellen. Sie war eine kluge Frau. Und er würde nach Hause kommen, und Betty würde ihm sehr blaß entgegentreten und ihm die Hand hinreichen und ihm erklären, daß es nur ein Schreck gewesen, daß es Gott sei Dank längst besser gehe, und er würde sie zu ihrer Chaiselongue führen und ihr erzählen, was er innerlich erlebt. Wie hatte er sich danach gesehnt, sie wieder in seinen Armen zu halten — und wenn es nun auch lange währte, es war doch immer noch früher, als er gehofft.

Aber es dauerte und dauerte unsagbar lange. Die Minuten schlichen, und zwei Stunden hatte er zu warten. Er saß da, sprang auf, ging hin und her, saß wieder in sich zusammen gesunken fröstelnd da, und immer beschrieben seine Gedanken denselben Kreislauf von Verzweiflung zu Hoffnung, von Hoffnung zu Verzweiflung und — endlich öffnete sich die Thür.

In wenigen Secunden war er umgekleidet, Herr Bienert hatte rührender Weise Alles in Bereitschaft schon gelegt — und dann stand er im Freien. Er lief der Stadt zu, lief so schnell ihn seine Füße trugen, aber während er vorwärts stürmte, erwachten die Geräusche ringsum, deren er entwöhnt war, und hämmerten erbarmungslos auf sein gequältes Hirn. Er mußte sich umdrehen von Zeit zu Zeit, scheu wie ein Verbrecher, den man verfolgt.

Endlich die hohen, steinernen Außenwände der ersten Straßenhäuser und endlich, endlich auch die erste Droschke. Es war ein klappriges Gefährt zweiter Classe, aber er sprang hinein und gab dem Kutscher die Adresse. Langsam setzte sich der Gaul in Trott.

„Kutscher, ich gebe Ihnen zehn Mark, fahren Sie zu."

Der Kutscher drehte sich schwerfällig um, musterte seinen Fahrgast von oben bis unten, dann schnalzte er mit der Zunge, wippte mit der Peitsche und sagte: „Hüh!" Ein Streckchen ging es wirklich schneller, dann verfiel das Gefährt in sein gewöhnliches Tempo.

„Kutscher, fahren Sie zu, es geht um Tod und Leben."

Diesmal griff der Kutscher ernsthaft zur Peitsche, der alte Gaul fing an zu galoppiren, und rasselnd flog die Droschke über das steinige Pflaster. — „Der Jaul hat woll de jaloppirende Schwindsucht, Meester?", rief ein halbwüchsiger Bursche dem Kutscher zu.

Nach und nach kamen sie in cultivirtere Gegend. Dr. Heuser gab dem Kutscher das versprochene Geld und sprang in eine Droschke erster Classe. Und nun ging es wirklich schnell dem Ziele zu.

Dr. Heuser stand hochathmend in seiner Wohnung. Die Mutter hatte ihm aufgemacht, nun legte sie den Finger auf den Mund und führte ihn leise in sein Zimmer.

„Was ist?" war Alles, was er hervor bringen konnte.

Sie führte ihn, wie man ein Kind leitet, zu seinem Schreibtischstuhl. „Das Kind ist zu früh gekommen, es war todt."

„Betty —?"

„Es steht," ein unterdrücktes Schluchzen drang durch ihre Stimme, „nicht gut mit ihr."

„Das Kind —?"

„Ist todt."

„Aber Betty — Du sagst doch nicht, daß Gefahr —?"

„Es steht nicht gut."

„Ich will zu ihr."

Sie drückte ihn in seinen Stuhl zurück und sagte: „Warte noch."

„Du sagst mir nicht die Wahrheit," schrie er auf. „Betty! Betty!"

„Doch," sagte sie und versuchte ein qualvolles Lächeln zu erzwingen, „ich sage Dir die Wahrheit, und Du sollst sie sehen."

Er stierte vor sich hin mit trocknen Augen. Sie strich leise mit der Hand über sein blondes Haar und sagte: „Mein armer Junge."

Er bewegte fast tonlos die Lippen: „Das Kind ist todt."

„Betty weiß nichts davon. Sie glaubt, es lebt."

Er sah sie verständnißlos an.

„Wir haben Betty nichts davon gesagt, daß es todt ist."

Er nickte. „Kann ich jetzt zu ihr?"

„Komm." — Er wankte ihr nach mit bebenden Knien, daß er sich an den Regalen halten mußte. In der Thür drehte sie sich noch einmal um und sagte: „Vergiß nicht, sie glaubt, es lebt."

Als er in das Schlafzimmer trat, wurde sie ihn doch gewahr. Er kniete neben ihrem Bett nieder oder sank hin und bedeckte ihren Arm mit Küssen.

„Da drinn," flüsterte sie, „er schläft."

„Betty," sagte er, „bisher habe ich Dich nicht verstanden. Von jetzt an werde ich Dich verstehen."

Sie legte die Hand auf seinen Kopf und sagte: „Du warst immer lieb und gut.“

Irgend eine fremde Person war da im Zimmer, die gab ihm ein Zeichen, nicht mehr zu sprechen. Aber ihre Hand durfte er halten, diese liebe Hand.

So verging Zeit. Plötzlich fuhr sie auf im Krampf, und die fremde Person war da und half ihr, und es war furchtbar, anzusehen, wie der Herzkrampf sie schüttelte. Dann fiel sie kraftlos zurück in ihre Kissen.

Wieder war Zeit vergangen. Sie schlug die Augen auf und sagte: „Nun ist es doch ein Junge. — Thut's Dir sehr leid?“

„Betty, ich habe Dich lieb. Ueber Alles.“

„Ja — Du —“

„Unser Kleiner — schläft er noch?“ Die Wärterin nickte. „Er schläft,“ sagte sie selig.

Er hatte irgend wann einmal gehört, daß es möglich sei, seine Kraft auf einen Andern zu übertragen. So faßte er ihre Hand und preßte die Zähne zusammen und spannte die Muskeln an, um seine Lebensfülle ihr mitzutheilen. Er versuchte auch zu beten.

Der Arzt war gekommen, hatte flüchtig nachgesehen und mit der Wärterin heimlich sich verständigt. Er war leise wieder gegangen.

Ein erneuter Herzkrampf, doch nicht so furchtbar, nicht so lange andauernd wie der vorige. Eine verhängte Lampe wurde in der einen Ecke aufgestellt.

Die Mutter war neben ihn an ihr Bett getreten und hatte mit leiser Hand ihr röthliches Haar berührt. Da hatte sie die Augen geöffnet und „Mutter!“ gehaucht. Und dann mit kindlichem Lächeln: „Nun bin ich auch Mutter, Fritz.“

Das waren ihre letzten Worte. Krämpfe waren in schneller Folge eingetreten, dann Bewußtseinslosigkeit. Das letzte schwere Ringen bewußt durchkämpfen zu müssen, war ihr erspart geblieben.

Der Todten hatte man ihr todtes Kindchen an die Brust gelegt.

Was weiter geschehen war, wußte Dr. Heuser niemals recht. Wie ein dichter Schleier legte es sich über Alles, was er dachte, was er sah, was man ihm sagte. Doch entsann er sich, wie sie im Sarge ausgesehen hatte — ihr wachsbleiches, eingefallenes Gesicht, aus dem die Nase aufragte, umfluthet von dem dichten, röthlich braunen Haar; an ihrer Brust das Kind, ein verschrumpeltes, braunes Geschöpfchen. Er wußte ferner, daß die Mutter ihn getröstet und daß er sich gewundert hatte, wie sie dazu kam, er hätte doch ihr Halt sein müssen. Er entsann sich, daß er auf dem Standesamt gewesen war, und daß ihm da ein ganz correcter Beamter mit außergewöhnlicher Herzlichkeit die Hand geschüttelt, und daß ihn das wieder verwundert hatte. Er entsann sich des Augenblicks, als der Sarg in der Tiefe verschwand.

Klarer als das, stand ein Anderes ihm vor der Seele. Er hatte in ihrem Schreibtisch ein Blatt gefunden — da war nichts als die Bitte niedergeschrieben, auf dem jüdischen Kirchhof beerdigt zu werden. Trotz Abrathens war seinerseits nichts unterblieben, das durchzusetzen. Ihr letzter Wunsch. Von allen Seiten hatte er sich Unannehmlichkeiten die Fülle zugezogen, erreicht hatte er

nichts. Aber das war immer ihr Schicksal gewesen: wunschlos war sie dahin gegangen. War aber je eine Bitte über ihre Lippen gekommen, so war's Unmöglichkeit gewesen, sie zu erfüllen.

Er hatte in diesen Tagen nur eine Sehnsucht empfunden: zurück in sein Gefängniß. Ihm graute vor der Welt und vor den Menschen. Da war Ruhe. Und er brauchte Ruhe, um nachzudenken — nachzudenken, sich klar zu werden. Ganz klar mußte er sich werden, aber dazu brauchte er Ruhe.

Als er seine Strafe wieder angetreten, hatte Herr Bienert ihm die Hand geschüttelt, und ihm war der unbestimmte Eindruck geworden, der Mann nehme Antheil an seinem Schicksal. Und in den kommenden Tagen hatte der blonde Hüne zart und verschämt für ihn gesorgt, wie ein Vater für sein krankes Kind.

Er aber saß in seiner Zelle und dachte und grübelte, denn ganz klar mußte er sich werden. Und je mehr er nachdachte, mit desto furchtbarerer Gewißheit wußte er eines: Schuld an diesem Tode trug nur er. Er selbst der Mörder seines Weibes!

Die Last, unter der ihr schwacher Körper zusammen gebrochen war — von ihm. Und was sie seelisch gelitten hatte, wer trug Schuld daran, wenn er nicht? Warum hatte er sie nicht verstanden!

War es denn so schwer, einen Menschen zu verstehen? Wenn man die rechte Liebe besaß, konnte man in die fremdesten Gefühle sich hinein versetzen. Er hatte es nicht gekonnt. Seine Liebe war die rechte nicht gewesen. Nur sich hatte er gelebt, nicht ihr. Und doch hatte er sie geliebt! Jawohl, nur nicht mit der rechten Liebe.

Und sie, die ihm Alles zu Liebe gethan hatte, die ihn immer wieder gesucht, — sie hatte er gemordet. Nun lagen sie beide, sie und das Kind, da unter der Erde, den Würmern und der Verwesung anheim gegeben. Und er, der Mörder, er lebte!

Und er gerade hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Armen und Nothleidenden Hülfe zu bringen. Nur sein armes, nothleidendes Weib, dem hatte er keine Hülfe gebracht, das hatte er kaltherzig verschmachten lassen. — Es kam vor, daß er gellend auflachte in seiner stillen Zelle.

Als aber ihre Noth aufs Höchste gestiegen war, da war er geflohen, da hatte er sie allein gelassen, Feigling, der er war. Da war ihre Mutter, der er sie geraubt hatte, gut genug gewesen, einzustehen für ihn.

Abscheu empfand er vor sich selbst, namenlosen Abscheu. Es wäre ihm eine Wohlthat gewesen, sich foltern und peinigen zu lassen, um zu büßen. Aber zum Büßen war es nun zu spät.

Und dabei die Sehnsucht nach ihr. Sie einmal wieder in seinen Arm schließen, ihre Hand halten, nur einmal sie wieder sehen! Sie in ihrer namenlosen Güte hätte ihm verziehen. Nur daß selbst ihre Verzeihung ihm nichts nutzen konnte, da er sich nicht vergeben durfte. Daß er gewähnt hatte, sie fürderhin verstehen zu können, war wohl auch nur ein Selbstbetrug gewesen. Er hätte sie weiter gemartert. Gott hatte sich ihrer erbarmt, darum hatte er sie zu sich genommen.

Aber es war nicht wahr, — er hatte sie geliebt!

Schlecht war er nicht gewesen, nur engherzig, nur beschränkt. Und so hatte er zum Mörder werden müssen an dem, was ihm das Liebste.

Er saß da, grübelte und grübelte. Jede einzelne Thatsache aus der Geschichte ihrer kurzen Ehe trat ihm vor Augen, und immer unbegreiflicher wurde er sich selbst. Warum hatte er sie in die Wohnung geführt, die ihr widerstrebte, warum ihr das schlechte Mädchen aufgedrängt und dann die alte Minna? Er sah sich wieder mit ihr auf Spaziergängen, neben ihrer Chaiselongue sitzend, sah ihr verängstetes, forschendes Gesichtchen, und hörte sich selbst Worte sprechen, die ganz theilnahmlos waren gegen sie und ihr Leiden, gleichgültig, verständnißlos. Warum war er so gewesen?

Einmal waren sie uneins geworden. Berechtigte, ach! nur zu berechtigte Vorwürfe hatte sie gegen ihn erhoben. Und dann war sie gekommen, um Verzeihung ihn zu bitten. Warum hatte er das nicht gethan?

Er saß da und bohrte die Nägel in die Handflächen und biß die Zähne auf einander. Kaltherziger, feiger Mörder, der er war! Wäre es möglich gewesen, jetzt sein Leben für das ihre hinzugeben, mit Wonne hätte er's gethan. Was lag ihm noch an seinem Leben, nachdem er es so entwerthet? Wie er sie liebte, haßte er nun sich selbst. Mit der Wuth der Verzweiflung verabscheute er sich leidenschaftlich.

So saß er da und grübelte. Je mehr er nachdachte, desto peinvoller wurde ihm das, was er gethan. Und so vergingen lange Stunden. Die einzige Unterbrechung, wenn Herr Bienert kam, für ihn zu sorgen.

Er aber hatte immer das Gefühl, etwas zu versäumen, wenn er nicht nachdenken konnte über das, was er an der Geliebten gethan. Denn klar mußte er sich werden, rückhaltlos klar.

Er war überrascht, als man ihm mittheilte, daß seine Strafzeit abgelaufen wäre. Am liebsten hätte er gebeten, noch bleiben zu dürfen. Aber das ging nicht an. Und als er von Herrn Bienert Abschied nahm, geschah das Unerwartete: er ergriff die beiden Hände des blonden Hünen und zog ihn an seine Brust. Und wenn Herr Bienert fürderhin wieder Gefangene hatte, die „studirt waren", so daß sich ein verständiges Wort mit ihnen reden ließ, brachte er das Gespräch nicht nur auf die bumsfeststehende Erde, sondern auch auf den jungen Herrn Doctor, den sie einmal da gehabt hätten, — der so unglücklich gewesen und so herzensgut.

(Schluß folgt.)

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe
von
Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

VI. Das Vulcanland von Garut.

Wenn die „grüne Smaragdinsel Java“ von vielen Reisenden als die schönste aller Inseln gepriesen wird, so ist sicher wiederum der weite, fruchtbare Thalkessel, in welchem das Städtchen Garut, der Sitz eines javanischen „Regenten“ liegt, eine der prächtigsten Perlen von Java, wenn nicht die schönste von allen. Das blühende weit ausgedehnte Gebirgsthal hüllt seine zahlreichen Dörfer in den üppigsten Mantel der tropischen Vegetation und ist rings von einem malerischen Kranze hoher Vulcane umgeben, die theilweise noch heute activ sind: Im Süden der gewaltige Kegel des Tjikorai (2815 Meter), dessen breite Basis die Hälfte des südlichen Horizonts einnimmt, im Südwesten der rauchende Krater des Papandajan (2615 Meter) und des Windu (2277 Meter), zwischen beiden der Kawa-Manuk; im Westen der Malabar (2518 Meter) und der Gunong Guntur (1982 Meter); im Norden der zuckerhutförmige Haruman und der Tjiawi, im Osten der Galunggung (1167 Meter). Da der ebene Thalgrund von Garut (ein früherer Seeboden) 900 Meter über dem Meer liegt und reich bewässert ist, besitzt er ein herrliches Klima.

Wegen dieser Vorzüge wird Garut seit einigen Jahren, seitdem die Zweigbahn nach Tjibatu fertig ist, vielfach als Sommerfrische und Luftkurort aufgesucht; es ist vorauszusehen, daß sich dieser Besuch noch bedeutend steigern wird, wenn die Reize der Gegend mehr bekannt werden. In der That läßt sich für die europäischen Bewohner des heißen Tieflandes, namentlich in Batavia, keine angenehmere Erholung denken, als ein Aufenthalt in dem kühlen Garut, das in einer Eisenbahnfahrt von neun Stunden (mit dem Schnellzuge) leicht zu erreichen ist. Für angenehmen Comfort sorgen zwei vortreffliche Hôtels, beide nahe am Bahnhof gelegen: das ältere größere — Van Horck — und das neuere kleinere, urspünglich als Sanatorium erbaut

von dem deutschen Arzt Dr. Rupert, und nach dessen Tode von seiner Wittwe in ein sehr freundliches und zweckmäßig eingerichtetes Gasthaus mit schönem Garten verwandelt; ich kann es allen deutschen Landsleuten, die nach Garut kommen, bestens empfehlen. Frau Dr. Thekla Rupert, geb. Luther, stammt aus Gotha; man findet bei ihr nicht nur treffliche Verpflegung (auf Wunsch deutsche Küche), sondern auch die beste sachkundige Auskunft über die Excursionen, welche man von Garut aus in das nahe Gebirge machen kann.

Der erste dieser Ausflüge am 9. Januar galt dem merkwürdigen Schlamm-vulcan Kawa-Manuk. Da derselbe erst nach mehrstündiger Wagenfahrt zu erreichen und um die jetzige Jahreszeit nur am Vormittag auf gutes Wetter zu rechnen ist, mußte ich schon um vier Uhr aufstehen und eine halbe Stunde später den leichten dreispännigen Wagen besteigen. Eine solche schnelle, nächtliche Wagenfahrt in der Morgenfrühe der Tropen hat einen eigenen Reiz. Auf den vortrefflichen Wegen eilten unsere drei malayischen Pferdchen in gestrecktem Trabe durch das einsame Thal dahin, bald über ausgedehntes Terrassenland, in welchem Reisfelder verschiedenen Alters über einander liegen, bald durch stille, schlafende Dörfer, die in Bambus- und Palmengebüsch versteckt ruhen. Ueber dem leichten, nach allen Seiten offenen Wägelchen wölbt sich nur, auf sechs Eisenstäben befestigt, ein breites Schatten- und Regendach, so daß der Umblick nach allen Seiten frei ist. Auf der vorderen Bank sitzt der Kutscher, auf der hinteren der Fahrgast. In der ersten Stunde der Fahrt herrschte tiefes Schweigen in dem weiten Thal, über dem der Nachthimmel sein funkelndes Sternenzelt ausgespannt hatte. In der zweiten Stunde begann der Morgen zu dämmern, die Umrisse der Vulcane traten schärfer hervor, und muntere Vögel begannen ihr Morgenlied zu singen. Auch in den Dörfern wird es lebendig; die malayischen Bauern treten aus den geöffneten Hütten hervor und nehmen in den Wassergräben zu beiden Seiten der Straße ihr gewohntes Morgenbad. Die chinesischen Kaufleute öffnen ihre Läden, in denen nicht nur Eßwaaren, sondern auch alle möglichen anderen Bedürfnisse zu haben sind.

Sobald die Sonne über dem breiten Rücken des Galungung im Osten emporgestiegen ist, ändert sich das Bild mit einem Schlage, und wir erstaunen über den goldenen Glanz, mit dem sie die großartige Landschaft übergießt. Die tiefen Schluchten in den Vulcanleibern des Papandajan und des Gunong Guntur treten scharf hervor; die Sawahfelder schimmern im zartesten Smaragdgrün, die breiten lichtgrünen Riesenblätter des Pisang und des Caladium werfen die Sonnenstrahlen funkelnd zurück, und aus tausend Gräsern und Kräutern glitzert der Morgenthau. Bald nach 6 Uhr bin ich in Pasir-Kiamis angelangt, dem Dorfe in dem der Fahrweg endet. Mit dem Wedano, dem Dorfschulzen, der zugleich Kalipah (= Kalif) ist und mich sehr ehrerbietig begrüßt, verständige ich mich — größtentheils pantomimisch — darüber, daß ich den Weg zum Kawa Manuk hinauf nicht zu Pferde (Guda), sondern im Tragsessel (Tandu) machen will, und in kurzer Zeit stehen, außer dem Führer und Gepäckträger, noch acht Kulis bereit, die meinen Tandu zwei Stunden hinauf tragen sollen.

Es war das erste Mal auf meinen zahlreichen Reisen, daß ich mich dieses bequemen, in Indien sehr beliebten Beförderungsmittels bediente. Frau Dr. Rupert hatte mir besonders dazu gerathen, da die Reitpferde auf dieser Strecke unsicher und die Wege zum Theil sehr schlecht sind. Der Preis für Tragsessel und acht Träger ist derselbe wie für ein Reitpferd; bis zum Kawa Manuk 2½ Gulden, dazu noch der Führer und der Träger je ½ Gulden; außerdem 1 Gulden Trinkgeld. Der Tandu oder Palankin besteht hier aus einem einfachen leichten Lehnsessel, dessen Füße und Trittbrett an vier senkrechte Bambusstangen festgebunden werden. Diese sind oben an zwei langen horizontalen Bambusstangen befestigt, welche die vier Träger auf ihre Schultern nehmen, zwei vorn und zwei hinten. In Zwischenräumen von 20—30 Minuten wechseln sie ihre Last mit den vier anderen Trägern; alle fünf Minuten legen sie die Tragstange abwechselnd auf die rechte und auf die linke Schulter. Bergauf geht es in bedächtigem Schritt und, wenn der Weg steiler wird, unter beständigem ermunternden Zuruf, auf ebener Erde und bergab dagegen in munterem Trab. Die schaukelnde Bewegung, die dabei entsteht, wird von vielen Personen unangenehm empfunden; bei mir war dies nicht der Fall. Ich fühlte mich in diesem achtfüßigen Vehikel sehr behaglich, da man sich gar nicht um den Weg zu bekümmern braucht und beständig die schöne, wechselnde Scenerie zu beiden Seiten betrachten kann. Außerdem amüsirten mich die munteren Scherze und Gesänge meiner Träger, die an dieser gewohnten Bergwanderung viel Vergnügen zu finden schienen, — mehr als an der harten Arbeit in den Reisfeldern und Plantagen. Gegen Sonne und Regen ist man auf dem luftigen Sitze durch ein leichtes Schattendach aus Bambus geschützt, welches oben an den Stangen befestigt wird.

Der erste Theil des Weges zum Kawa Manuk führt durch das malerische Dorf und die sich anschließenden Pflanzungen. Dann geht es bergauf durch wilde, von der üppigsten Vegetation erfüllte und von Bächen durchrauschte Schluchten; besonders entzückte mich wieder die unvergleichliche Schönheit der Farnbäume (Alsophila), deren Fiederkronen sich hier auf sehr hohen, palmengleichen Stämmen wiegten. Die großen blauen Trichterblumen einer kletternden Winde (Ipomoea) schmückten zu Tausenden die zierlichen Guirlanden, die sich von einem Baumfarn zum anderen schlangen. Tief unten in den wilden Schluchten tobten schäumende Wildbäche über schwarze Obsidianblöcke.

Weiter oben gelangten wir in eine große, meilenweit ausgedehnte Pflanzung von Chininbäumen, Daradjat. Die geraden Stämme dieser werthvollen Bäume, mit der hellen, glatten, fieberheilenden Rinde bedeckt, erheben sich säulengleich zu beträchtlicher Höhe und sind mit glänzend grünen, in der Jugend rothen Blättern bedeckt. Unser Weg steigt lange in Zickzack, gut gehalten, durch diese Pflanzung bergan und tritt dann oberhalb in einen schönen Urwald, ähnlich dem von Tjibodas. In einer Höhe von 1800 Metern sehen wir plötzlich weiße Dampfwolken durch das Astwerk der Bäume ziehen; gleich darauf öffnet sich der Wald, und wir stehen vor dem merkwürdigen Krater, der den Namen Kawa Manuk (= Vogelkrater) führt.

Kawa-Manuk ist ein eigenthümlicher Schlammvulcan. Wir stehen unten im Grunde eines weiten, trichterförmigen Kraterbeckens, dessen sanft ansteigende Wände von hunderten kleinerer und größerer Schlammkessel durchbrochen sind; der halbflüssige, hellgraue oder bläuliche Schlamm in denselben befindet sich in kochendem Zustande und entsendet zahlreiche Gasblasen, oder sprudelt selbst in Form kleiner Fontänen empor. Manche Schlammbecken sind auch mit einer schimmernden Kruste bedeckt, die wieder von aufsteigenden Gasblasen durchbrochen wird. Aus anderen erheben sich mehrere kleine Kegel mit durchbohrter Spitze: Schlammvulcane en miniature, die einen dünnen Dampf- oder Schlammstrahl aufwärts senden. Die nackten Wände der trichterförmigen Schlammbecken prangen in den buntesten und grellsten Farben, vorwiegend Gelb, Orange, Roth in den verschiedensten Abtönungen; an anderen Stellen Lichtblau, das einerseits in meergrüne, andererseits in violette und purpurne Töne übergeht. Das bunte Farbenspiel dieser Becken, aus denen der kochende Schlamm unter dumpfem Getöse seine Dampfwolken und Gasblasen empor sendet, ist oft ganz überraschend.

Unten im Grunde des ganzen Kraters fließen die milchigen, bläulichen Schlammbäche zur Bildung eines trüben Stromes zusammen, der über rothbraune und violette Tuffsteine wegsprudelt und dann durch eine weite Oeffnung der Kraterwand in den anstoßenden Wald abfließt. Hier saß ich eine Stunde und verzehrte mit ausgezeichnetem Appetit das mitgenommene Frühstück, das die Güte der Frau Dr. Rupert sehr opulent ausgestattet hatte. Meine Kulis, denen solche Stätten activer vulcanischer Thätigkeit als Wohnstätten böser Geister immer höchst unheimlich sind, hatten sich im nahen Walde gelagert. Ich war ganz versunken in die wunderbare Scenerie, die sich vor mir in lebendiger Bewegung entfaltete und mich in Gedanken in den Yellowstone-Park Nordamerika's versetzte. Ein frischer Wind trieb die zahlreichen kleineren und größeren weißen Dampfwolken wirbelnd nach verschiedenen Seiten und umhüllte die niedrigen Bäume auf den Wällen des Kraters mit gespenstigen Schleiern.

An dem linken Abfall des Kraterrandes ist sehr geschickt ein schmaler Weg angelegt, welcher in verschiedenen Windungen zu den höheren Theilen des hügelreichen Bodens aufwärts führt. An den gefährlichsten Stellen genügt ein einziger unvorsichtiger Fehltritt, um den ausgleitenden Wanderer rettungslos in einen der kochenden Schlammkessel versinken zu lassen. Der mitgenommene Führer, der alle einzelnen Stellen genau kennt, ist hier von Nutzen. An mehreren Stellen lief er mit seinen nackten Füßen eilig weiter, da der Fußboden hier glühend heiß ist; selbst durch die dicken Sohlen meiner Bergschuhe war die Hitze sehr fühlbar. Im hinteren Theile des Kraters liegen noch einige größere Kessel, durch höhere Hügelrücken getrennt und versteckt. Zu einem derselben hinabsteigend, wurde ich durch den Anblick eines kleinen kochenden Sees überrascht, in dessen Mitte eine Schlammfontäne mehrere Meter hoch empor sprudelte. Die Leiche eines drosselartigen Vogels, die auf der milchigen Flüssigkeit schwamm, schien die Behauptung der Eingeborenen zu bestätigen, daß alle Vögel, welche über diesen „Vogelkrater" wegfliegen, von den aufsteigenden sauren Dämpfen erstickt werden und todt herabfallen.

Sehr eigenthümlich ist auch die üppige Vegetation, welche sich auf den trockenen, heißen Schlammkrusten zwischen den zahlreichen Dampfkesseln entwickelt hat; sie besteht vorzugsweise aus „trocken liebenden oder xerophilen“ Pflanzen und ist größtentheils sehr verschieden von derjenigen des nahen feuchten Urwaldes. Die charakteristischen saftreichen Begonien und Cyrtandren des letzteren, die zarten Hymenophyllen u. s. w. fehlen hier ganz. Dagegen überwiegen Sträucher und niedrige Bäume mit knorrigen Aesten, mit trockenen, spröden, lederartigen Blättern, zum Theil mit schönen, meistens rothen Blüthen; so Melastoma Molkenboeri, Rhododendron retusum, ein Feigenbaum mit verschieden geformten Blüthen (Ficus heterophylla); sehr zahlreich ist ein Heidelbeerbaum, der auf diesen javanischen Vulcanen besonders gut gedeiht (Vaccinium varingiaefolium). Besonders charakteristisch für dieselben sind aber mehrere Farnkräuter: Polypodium vulcanicum, Lomaria vulcanica, Lycopodium vulcanicum; die auffallendste Art ist das seltsame Polypodium dipteris, das ich schon in Tjibodas bewundert hatte: ein stattlicher Farn, der im Habitus eher einer Araliacee oder Umbellifere gleicht: große runde Blätter, die ringsum tief eingeschnitten, handförmig, langgestielt und in großer Zahl zu hohen, fast kugeligen Büschen vereinigt sind. Dazwischen gedeiht gut ein anderes Farnkraut, das auch sonst in den indischen Urwäldern sehr verbreitet und mein besonderer Liebling ist: Gleichenia dichotoma, zu Ehren des deutschen Naturforschers von Gleichen-Rußwurm so benannt. Durch die fortgesetzte Gabeltheilung der windenden Stengel und Aeste, die viele Meter lang werden und die eigenthümliche Form der schlanken zartgrünen Blätter unterscheidet sich Gleichenia sehr auffallend von den gewöhnlichen Farnen. Sie wächst oft in so dichten Massen beisammen, daß sie gleich einem hellgrünen Sammetteppich ganze Abhänge bedeckt; auf dem rothen Lateritboden von Ceylon und auf den Gehängen des Buckit Tima in Singapore verschönert sie die tropische Scenerie nicht wenig, ebenso aber auch hier am Vogelkrater.

Nachdem ich noch einen Strauß von diesen Erzeugnissen der vulcanischen Flora gepflückt, trat ich gegen Mittag den Rückweg an. Zur großen Genugthuung meiner munteren Kulis legte ich denselben größtentheils zu Fuße zurück und bediente mich des Tandu nur tiefer unten, auf den längeren, ebenen Wegstrecken. Rasch ging es die steilen Bergpfade hinunter, und schon gegen 2 Uhr war ich unten in Pasir-Kiamis, kurz vor Ausbruch des gefürchteten Regengusses, den drohende, inzwischen angesammelte Wolken schon lange angekündigt hatten.

Nach dem Dorfe zurückgekehrt, wiederholte ich eine Beobachtung, die bereits Jean Massart bei seinem Besuche des Vogelkraters gemacht und in seinem „Botaniste en Malaisie“ mitgetheilt hat (1895, S. 280). Ein kleiner Tümpel des Dorfes, der frühmorgens mit grünem Schleim bedeckt war, erschien jetzt Mittags blutroth. Dieser Farbenwechsel ist durch ein merkwürdiges, auch in unseren europäischen Teichen häufiges Protist bewirkt: Euglena sanguinea. Der mikroskopische, einzelne Organismus, der, zu Millionen angehäuft, jene Schleimdecke bildet, gehört zu den Urpflanzen aus der Classe der Algetten. Der bewegliche grüne Zustand (früher als ein Geißelinfusorium

beschrieben) verwandelt sich unter dem Einflusse des Sonnenlichtes in kurzer Zeit — nach Massart in einer halben Stunde — in den unbeweglichen rothen Zustand und umgibt sich mit einer schützenden Hülle (Cyste). Wenn diese blutrothen Kügelchen dann wieder der Lichtwirkung entzogen werden, können sie sich abermals in den grünen Zustand zurückverwandeln; sie vermehren sich sehr rasch durch wiederholte Theilung des einzelligen Körpers.

Nicht weniger interessant und lohnend als dieser Ausflug war derjenige des folgenden Tages nach dem Vulcan Papandajan. Da die Entfernungen hier noch eine Stunde mehr in Anspruch nehmen, stand ich schon um 3½ Uhr auf und bestieg um 4 Uhr den dreispännigen leichten Wagen, der mich in zwei Stunden an den Fuß des Vulcans, nach dem Dorfe Tjisarupan brachte (1220 Meter über dem Meer). Von hier aus trugen mich acht Kulis wiederum im Palankin in drei Stunden zum Krater des Vulcans hinauf.

Der Papandajan (oder „Schmiedeberg") ist einer der berühmtesten und besuchtesten Vulcane Java's, leicht zugänglich und besonders merkwürdig durch den großen Krater, der viele Solfataren und kochende Quellen enthält. Der Weg hinauf ist, wenigstens im unteren Theile, gut gebaut, seitdem der russische Thronfolger (jetzige Kaiser Nikolaus II.) ihn besuchte; später wurde er auch vom österreichischen Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, besucht. Die Distanz vom Dorfe Tjisarupan bis zu dem 2600 Meter hohen Krater beträgt etwa 12 Kilometer. Der unterste Theil des Weges führt eine lange Strecke durch Kaffee- und Chininpflanzungen, später durch Urwald, der an den von Tjibodas erinnert. Einen interessanten Feigenbaum, der dort häufig war, die Ficus ribes, so genannt, weil die kleinen Feigen zu Tausenden in langen Trauben, ähnlich Johannisbeeren (Ribes), vom Stamm herabhängen, fand ich hier wieder; ebenso die Nepenthes melamphora von Tjiburrum, die windende Kannenpflanze mit den zierlichen rothen Bierseidelchen am Ende der verlängerten Blattspitzen. Dazwischen wieder herrliche Baumfarne und Lianen in Fülle.

Trotzdem ich schon in Neapel, in Sicilien, auf den liparischen und canarischen Inseln die wunderbare Bildung der activen Vulcane in mannigfaltigen Formen kennen gelernt hatte, trat sie mir doch hier (ebenso wie gestern auf dem Kawa-Manuk) abermals in einer neuen Form entgegen. Schon in weiter Ferne, in Garut, fällt Morgens, wenn das Gebirge klar und wolkenfrei ist, die absonderliche Form des Papandajan auf: ein breiter mächtiger Doppelkegel mit zwei Spitzen, welche durch einen sehr breiten und tiefen Sattel getrennt sind. Der vordere (nördliche) Rand des Sattels ist tief ausgeschnitten, und man blickt durch diesen Ausschnitt in ein gewaltiges Amphitheater, aus dessen östlichem Theile beständig eine starke Rauchsäule emporsteigt. Der Ausschnitt des gewaltigen Kraterrandes, der 12 Kilometer lang und 4 Kilometer breit ist, stellt die offene Bresche dar, durch welche man bequem in den tiefen Grund des trichterförmigen Kraters eintritt. Diese Oeffnung ist die Folge der furchtbaren Explosion vom 12. August 1772, durch welche vierzig Dörfer zerstört und dreitausend Menschen getödtet wurden. Der ganze Gipfel des gewaltigen Vulcans wurde dabei in die Luft gesprengt, und

als Rest blieb der heutige abgestutzte Kegel des Kraters übrig, aus welchem ein Drittel oder ein Viertel der nördlichen Mauer ausgebrochen ist. Durch diese Bresche fließt der dampfende Bach ab, längst dessen Ufern wir heraufgestiegen sind.

Die inneren Wände des ungeheuren Amphitheaters, die sich bis 270 Meter über seinen Boden erheben, sind größtentheils ganz nackt, aus grauen, gelben, rothen oder braunen Lavamassen gebildet. Der hügelige Boden desselben ist mit weißen Sublimaten und gelben Schwefelkrystallen bedeckt und von zahlreichen größeren und kleineren Löchern durchbrochen, aus denen kochendes Wasser und Schwefeldämpfe aufsteigen. Ein zweckmäßig angelegter Pfad führt in vielen Windungen zwischen den brodelnden Kesseln hin und auf Holzstegen oder Baumstämmen über die dampfenden Bäche hinweg, die aus dem durchlöcherten Boden emporquellen. Auch hier müssen wir aufmerksam den Weisungen des uns begleitenden Führers folgen, um nicht durch einen Fehltritt unser Leben zu gefährden. Die gelbe Schwefelkruste über der Oberfläche vieler Becken ist so dünn, daß man beim Betreten durchbrechen und in der kochenden Masse versinken würde. Aus vielen Oeffnungen strömt der Wasser- und Schwefeldampf mit solcher Heftigkeit hervor, daß das laute Getöse an das Gebläse einer Schmiede oder eines Hochofens erinnert: Papandajan ist das sundanesische Wort für Schmiede. An anderen Stellen meint man den Pfiff der Locomotive zu hören; die Eingeborenen nennen sie „Kareta api“ = Feuerwagen, d. i. Locomotive. Dazwischen ertönen von Zeit zu Zeit dumpfe unterirdische Donnerschläge, als ob große, schwere Massen in die Höhe gehoben würden und wieder zurückstürzten. Kurz, es ist in dieser Riesenschmiede Vulcans dafür gesorgt, daß nicht nur das Auge, sondern auch das Ohr uns beständig an die unheimliche Gewalt der finsteren, unterirdischen Kräfte erinnert, die hier unter der dünnen, porösen Decke ihr Wesen treiben. Es ist kein Wunder, daß die Eingeborenen diesen Höllenkessel noch mehr als den Kawa Manuk scheuen; sie wollten den Krater nicht betreten und blieben unter dem Schutzdache zurück, das am Eingang desselben errichtet ist. Besonders gefürchtet sind einige große gelbe Schwefelfelsen, welche einer menschlichen Figur gleichen, einem Mönche mit Kapuze und Kutte oder einer Nonne im faltigen Mantel. Wirklich gefährlich sind übrigens die erstickenden Dämpfe von schwefliger Säure und Schwefelwasserstoff, die mit großer Gewalt aus vielen Löchern des Bodens ausströmen; als ein plötzlicher Windstoß mir dieselben ins Gesicht trieb, wurde ich von heftigem Husten befallen und mußte sofort flüchten; ich hörte, daß schon öfter Besucher dadurch ohnmächtig geworden und nur mit Mühe gerettet seien. Die Begleitung des ortskundigen Führers ist daher auch hier nicht überflüssig.

Von dem höheren Rücken des Sattels, welcher die beiden Kegel des Vulcans verbindet, genoß ich, über Geröll und Lavablöcke empor kletternd, einen vortrefflichen Ueberblick über die wilde Scenerie; und wo die Bresche der nördlichen Wand sich öffnete, zeigten sich in der Ferne über dem Thalkessel von Garut eine Reihe von anderen Vulcanen und darüber prächtige dunkle Monsunwolken. Jetzt begannen aber auch die Wolken, die sich in-

zwischen in der Nähe gesammelt hatten, mit Regen zu drohen; so trat ich um 1 Uhr den Rückweg an und war um 5 Uhr wieder in Garut.

Die Vegetation des Papandajan gleicht im Ganzen derjenigen des Kawa Manuk, ist jedoch im oberen Theile viel spärlicher entwickelt. Schon unterhalb der Kraterbresche ist der Baumwuchs sehr reducirt; ein großer Theil des Berggehänges ist mit den blattlosen, schwarzen Stämmen abgestorbener Bäume bedeckt, welche durch die giftigen Dämpfe oder durch den Aschenregen der letzten Eruptionen getödtet wurden. Bis in die Nähe des nackten Kraterbodens gehen nur wenige Pflanzen: Polypodium vulcanicum, Rhododendron retusum und der große Heidelbeerstrauch, Vaccinium varingiaefolium; endlich bleibt der letztere allein übrig. Etwas weiter unterhalb wird ein dürftiger Hain durch eine Akazie mit zarten Fiederblättern gebildet: Albizzia montana. Ihre knorrigen Stämme sind mit zahlreichen runden schwarzen Auswüchsen bedeckt, die die Größe eines menschlichen Kopfes erreichen; diese steinharten Gallen werden durch einen Brandpilz hervorgerufen, eine Uredinee. Weiter unten trat wieder unser gemeiner Adlerfarn auf (Pteris aquilina), und dann erfreuten mich die lichtgrünen dichten Teppiche der schönen Gleichenia.

Um nun auch den nördlichen und westlichen Theil des Thales von Garut kennen zu lernen, fuhr ich am nächsten Morgen, 11. Januar, früh im Wagen nach dem eine Stunde entfernten, vielgerühmten See von Bagendit, dessen Oberfläche dicht mit Lotos und Seerosen bedeckt ist. Sonst fand ich nichts Besonderes an ihm und überzeugte mich, daß er seinen Ruf wohl nur den beliebten Picknick-Partien verdankt, die häufig hierher gemacht werden.

Auf der Rückfahrt bis zum Dorfe Trogon gelangt, schlug ich von hier die Straße ein, die südwestlich nach Tjipannas führt, einem kleinen Badeort mit heißen Quellen, am Fuße eines anderen, noch thätigen Vulcans, des gewaltigen „Donnerberges," Gunong Guntur. Dieser Vulcan, 1982 Meter hoch, schließt das blühende Thal von Garut, gleich einer Festung mit hohen crenelirten Mauern und Zinnen, gegen West und Nordwest ab. Er erscheint mit drei mächtigen Häuptern gekrönt, von denen das mittlere, höchste, gegen die beiden anderen zurücktritt. Diesem gegenüber erscheint der weite Krater von einer tiefen Einsenkung durchbrochen, durch welche ein breiter, brauner Lavastrom sich in das grüne Thal herabsenkt. Zahlreiche andere Lavaströme, von schwarzer, brauner, violetter Farbe, dazwischen breite, moränenähnliche Steinfelder mit grauen Auswurfsproducten, ziehen strahlenförmig divergirend von den beiden seitlichen Häuptern herab; sie sind von verschiedenem Alter, die jüngeren noch ganz nackt, die älteren mit spärlicher Vegetation bedeckt. Sie bezeugen den unruhigen Charakter dieses Feuerberges, der zu den activsten von Java gehört und noch bis in neueste Zeit unter dumpfem Donnergrollen Massen von Asche, Sand und Steinen in die Luft schleudert. Die reiche grüne Vegetation, welche die meisten anderen Vulcane bis zur Spitze überzieht, ist hier auf einen Theil der älteren Oberfläche beschränkt. Oben zieht sie sich bis zu den zackigen Gipfeln hinauf.

Am östlichen Fuße des Gunong Guntur entspringen fünf heiße Quellen, die als sehr heilkräftig gelten und sowohl von Eingeborenen als Europäern

benutzt werden. In dem kleinen, bereits genannten Dorfe Tjipannas („Warmbrunn“) sind sehr primitive Einrichtungen für Bäder getroffen: offene Becken, in denen die Eingeborenen beiderlei Geschlechts, Alt und Jung, ihre „Gesellschaftsbäder“ nehmen und die sehr beliebte Massage prakticiren. In einem einfachen Bambushause liegen nebeneinander sechs geschlossene Badezellen mit Steinwannen, in denen man für den Preis von 20 Pfennigen ein Bad nehmen kann.

Die zunehmende Mittagshitze ließ mich darauf verzichten, bis zum Rande des Kraters vorzudringen. Statt dessen verwendete ich den Nachmittag, der heute ausnahmsweise regenfrei blieb, zu einer Excursion in den flachen Hügelkranz, welcher den Fuß des Gunong Guntur unmittelbar umgibt. In demselben finden sich Hunderte von kleineren und größeren Wasserbecken, die von den heißen und kalten Quellen des Vulcans gespeist werden; sie liegen größtentheils terrassenförmig, gleich Reisfeldern, über einander, sind durch niedrige Dämme getrennt, durch Schleusen verbunden und werden von den Eingeborenen als Fischteiche verwerthet. Mehrere derselben waren abgelassen; eine Menge Kinder wateten im Schlamm umher, und sammelten, unter Anleitung ihrer Mütter, Massen von kleinen Fischen. Große Körbe voll wurden in die Hütten getragen, die einzeln oder in kleinen Gruppen am Ufer der meisten Teiche stehen.

Die landschaftliche Scenerie dieses vulcanischen Teichlabyrinthes besitzt einen eigenthümlichen Reiz; viele Tausende von großen grauen und braunen Steinblöcken, die der Feuerberg seit Jahrtausenden ausgespieen hat, liegen überall umher, umgeben die Teichränder mit Steindämmen und ragen als Inselchen aus der Wasserfläche empor. Zwischen den nackten Felsmassen hat die unerschöpfliche Triebkraft der Tropensonne eine reiche, grüne Vegetation entwickelt: Bambusen und Bananen, Cocos- und Arengpalmen, Caladium und Manihot gedeihen in üppigster Fülle; und im Schatten der Fruchtbäume liegen am Ufer die malerischen Bambushütten der Malayen. Diese sind hier, wie in den meisten Dörfern des Garutgebietes — und weiterhin in langen Strecken des Preangerlandes — durch die besondere Form ihrer Dächer ausgezeichnet. Der Rücken derselben ist sattelförmig vertieft, während die Ränder der beiden Seitenflächen nicht parallel nach unten gehen, sondern gegen einander convergiren. Am unteren Rande der steil abfallenden Seitenflächen setzt sich ein zweites, nur schwach geneigtes Dach an, welches weit nach außen vorspringt; seine beiden Ränder laufen parallel. Dieses Außendach ist durch mehrere Bambusstäbe gestützt und schützt die breite Vorgalerie der Hütte vor Sonne und Regen; hier lagert auf Matten Tags über die Familie, den verschiedensten häuslichen und familiären Beschäftigungen nachgehend. Die Deckung der Satteldächer besteht auch hier theils aus Bambusmatten, theils aus Apat, den zerfaserten Blattscheiden der Zuckerpalme (Arenga). Ueber den concaven Rücken ist meistens noch eine zottige Saumdecke gelegt. Ganz besonders malerisch aber erscheinen sie dadurch, daß sich am vorderen und hinteren Ende des Sattels ein paar lange divergirende Stangen gleich Hörnern erheben, die oberen Enden der convergirenden Bambusstäbe, die als Gerippe

das Palmendach tragen. Oft hängt unter jedem Hörnerpaar vor dem Dachgiebel ein Bündel mit haarähnlichen Palmenfasern herab, das wie ein Roßschweif aussieht. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieses sonderbaren Schmuckes erhielt ich verschiedene Antworten; es scheint, daß die meisten Eingeborenen sie als Schutzmittel gegen das nächtliche Eindringen böser Geister betrachten oder als Abwehrmittel gegen den „bösen Blick" von Feinden; sie erinnern an die Cornicchie, an die Hörner, welche in Italien sehr verbreitet gegen das „Mal' occhio" verwendet werden.

Auch die nächste Umgebung von Garut ist reich an malerischen Punkten und schönen Aussichten, besonders der Weg, welcher südlich gegen Tjikorai und südwestlich gegen Papandajan führt. In der Mitte des Städtchens befindet sich ein großer viereckiger Platz, beschattet von vier riesigen Waringinbäumen. An einer Seite desselben liegt der Palast des malayischen „Regenten", gegenüber derjenige des holländischen „Assistent-Residenten" (der in Wahrheit der active Regent ist); zwischen beiden, an der dritten Seite, eine große mohammedanische Moschee und gegenüber ein Clubhaus (Societeit). Die großen Gärten, welche die meisten Häuser von Garut umgeben, sind gut gehalten, reich an prächtigen Blumen und Bäumen.

Wie gern ich auch noch länger in dem anmuthigen Orte verweilt und seine malerische Umgebung durchstreift hätte, so drängte doch die Zeit, und am 12. Januar Mittags saß ich wieder auf der Eisenbahn, um in sechs Stunden (von 1—7 Uhr) nach Maos zu fahren. Zuerst geht es auf der Zweigbahn zurück nach Tji Batu (Steinbach), dann auf der Hauptbahn ostwärts durch den schönsten und fruchtbarsten Theil des Preanger Gebirgslandes, über Tasik-Malaya und Tji-Amis nach Bandjar. Wieder windet sich die Bahn an den Gehängen und durch die Schluchten grüner Berge hinauf, überschreitet auf hohen Viaducten tiefe Flußthäler und gewährt herrliche Fernsichten nach Norden in das blühende Tiefland. Zu den uns bekannten Vulcanen treten neue gewaltige Feuerberge, Glieder der langen Kette, die ganz Java von Westen nach Osten durchzieht. Später, gegen Bandjar hin, senkt sich die Bahn in vielen Serpentinen abwärts, und wir verlassen das kühle Gebirgsland von Preanger, um in die heiße Tiefebene der Provinz Bandjumas einzutreten.

Die nun folgende Strecke der Centralbahn von Bandjar bis Maos wurde als letztes Verbindungsglied zwischen Ost- und Westjava erst 1895 fertig. Sie führt geradlinig von Nordwest nach Südost, durch ein ganz wildes, größtentheils ganz unbebautes Tiefland, das mit dichtem Urwald und Sümpfen bedeckt und wegen seines ungesunden Klimas verrufen ist. Stunden lang geht es zwischen den beiden hohen grünen Mauern hin, welche die Bahn rechts und links einfassen und durch Wassergräben von ihr getrennt sind. In langen Zwischenräumen erscheinen einzelne Wärterhäuser, hier und da die elende Hütte eines Malayen, der im Urwald nach Rotang oder Bambus sucht. Die kleinen Stationen, die meilenweit auseinander liegen und ohne Aufenthalt passirt werden, bestehen auch nur aus wenigen einsamen Häusergruppen. Der Nichtbotaniker wird die mehrstündige Fahrt durch diese Urwälder eintönig und

langweilig finden. Für den Botaniker aber, der den Charakter der verschiedenen Pflanzengruppen und ihre mannigfaltigen Beziehungen kennt, sind sie eine unerschöpfliche Quelle des edelsten Naturgenusses und der intellectuellen Betrachtung.

Auch hier fiel mir wieder die üppige Entwicklung der Lianen und Epiphyten auf, ganz besonders der merkwürdigen Kletterpalmen oder Rotang (Calamus). Ihre dünnen, biegsamen Stämme, die über 100 Meter lang werden, schlingen sich in weiten Spiralwindungen um die Stämme der hohen Urwaldbäume, während die langen, mit Widerhaken bewaffneten Angelruthen am Ende ihrer großen Fiederblätter sich an deren Aeste anklammern und von Stamm zu Stamm weiter kriechen. Eine andere Liane zeichnet sich durch die Pracht ihrer großen violettrothen Blüthentrauben aus, die an dem langen, die Bäume umschlingenden Stengel wie künstlich angebrachter Schmuck erscheinen. Auch eine große blaue Winde leuchtete vielfach zwischen den Aesten; sonst war von Blumen wenig zu sehen. Eine hohe Art von wildem Bambus bildete prächtige Gebüsche; bisweilen lagen auch ihre schlanken Stämme über und durch einander. Dazwischen entfalteten wilde Bananenstauden ihre breiten, lichtgrünen Blätter in zierlichen Bogen. So gab es auf dieser einsamen Fahrt immer etwas zu sehen, und ich war keineswegs ermüdet, als wir Abends 7 Uhr in Maos anlangten.

VII. Die Hindu-Tempel in Djokja.

Die Station Maos, ein kleines Dorf in sumpfiger Ebene, das nichts bietet, was zu einem Aufenthalte veranlassen könnte, liegt in der Mitte der langen Eisenbahnstrecke, welche die beiden Hauptstädte von Java, Batavia und Surabaya, verbindet. Da keine Nachtzüge auf diesem „Staatsspoorweg" gehen, müssen die Durchreisenden in Maos übernachten. Zu diesem Zwecke hat die Regierung hier ein großes Gouvernementshôtel erbaut, welches eine beträchtliche Zahl von Passagieren aufnehmen kann. Doch ist die Frequenz sehr wechselnd; ich übernachtete dreimal in Maos; in der ersten Nacht fanden sich ungefähr zwanzig Gäste an der Abendtafel ein, in der zweiten sechzig (meist Officiere mit Familie), in der dritten nur sechs. Tags über liegt das Hôtel todtenstill und verlassen da, selbst die zahlreiche Dienerschaft schläft dann. Sobald aber die Abendzüge (zwischen 6 und 8 Uhr) eintreffen, kommt Leben in das weitläufige Haus. Um 9 Uhr findet das gemeinsame Abendessen in einem großen, luftigen Speisesaal statt; dann begibt sich Alles eilig in seine Kammer, denn die Morgenzüge gehen schon zwischen 5 und 6 Uhr früh ab, und bereits um 4 und 4 ½ Uhr erscheinen die verschlafenen Gäste in den wunderlichsten Costümen, um das Frühstück einzunehmen. Der fixe Preis beträgt für Abendessen, Nachtquartier und Frühstück 5 Gulden (= 9 Mark.) Die Zimmer und Betten sind einfach, aber sauber; das Essen genügend.

Am 13. Januar setzte ich Morgens um 6 Uhr meine Fahrt nach Osten weiter fort und langte um 10 Uhr in Djokjakarta an, dem Zielpunkt der Reisenden, welche die weltberühmten Hindutempel von Boro-Budur und von

Brambanan kennen lernen wollen. Die vierstündige Eisenbahnfahrt durch das südliche Tiefland der Provinz Bagelen führt parallel der sümpfereichen Südküste von Java meistens durch gut cultivirtes Land. Nördlich von Maos erhebt sich hoch über den blauen Bergrücken des Horizontes der gewaltige Vulcan Slamat; eine langgestreckte Rauchwolke steigt von seinem Krater mehrfach gewunden in die Luft.

Djokjakarta — oder kurz „Djokja" genannt, — ist die ansehnliche Hauptstadt des gleichnamigen Sultanates, welches im Süden an den indischen Ocean grenzt; ebenso wie das östlich anstoßende „Kaiserthum" Surakarta (oder „Solo") ein sogenannter „unabhängiger" Staat. Indessen ist diese Selbständigkeit nur nominell; thatsächlich werden beide Fürstenthümer — die Ueberreste des mächtigen alten Kaiserreiches Mataram — nur von den Holländern regiert, gleich allen anderen Provinzen von Java. Wie es mit der Macht der beiden, von ihnen unterhaltenen Fürsten in diesen „unabhängigen" Sultanaten aussieht, zeigt am Besten der Umstand, daß jeder von ihnen sich noch einen eifersüchtigen Gegenfürsten gegenüber hat. Ueber beiden steht in Wirklichkeit der holländische „Resident", der „jüngere Bruder" des Sultans, welchem dieser stets zu gehorchen hat. Dagegen genießt er das Vorrecht, dessen Anordnungen als seine eigenen Befehle dem Volke mitzutheilen. Daß diese immer mit denjenigen des Residenten übereinstimmen, dafür sorgt eine Ehrengarde oder Leibwache von sechzig holländischen Soldaten. Der Officier, der sie commandirt, gehört zur indischen Armee und hat ordentlich aufzupassen, daß nichts gegen den Willen der Regierung passirt. Außerdem wird der „Kraton", in welchem der Sultan residirt, von den Kanonen eines benachbarten holländischen Forts beherrscht. In Djokja ist es das Fort „Vredenburg", in Solo das Fort „Vastenburg", welches dergestalt die wirkliche Landesregierung durch die „Ultima ratio regum" verkündet.

Die Stadt Djokjakarta liegt 113 Meter hoch in einer sehr fruchtbaren, gut bebauten Ebene, welche im Norden von dem mächtigen Doppelvulcan Merapi und Merbabu überragt wird. Sie erfreut sich eines sehr guten und relativ kühlen Klimas. Unter den 60 000 Einwohnern befinden sich 4000 Chinesen, aber kaum 2000 Europäer. Unter letzteren sind die Beamten und Officiere häufigem Wechsel unterworfen, dagegen spielen die Hauptrolle die reichen Pflanzer; ihre weit ausgedehnten Plantagen sind zum größten Theil mit Zuckerrohr bestanden, demnächst mit Kaffee und Indigo. Von den eingeborenen Malayen wohnen 15 000 in dem festungsähnlichen Kraton und gehören zur glänzenden Hofhaltung des Sultans; ein Wall von 4 Metern Höhe und 5 Metern Breite umgibt den weitläufigen Gebäudecomplex, der ein Viereck von ungefähr 1 Kilometer Seitenlänge bildet; in der Mitte liegt der Palast des Sultans. Wenn man durch das Thor des nördlichen Walles eintritt, gelangt man auf einen großen Paradeplatz, Alun-Alun genannt; zu unserer Linken sehen wir die Tigerkäfige des Sultans, zu unserer Rechten dessen Ställe, den Gerichtshof und die Moschee. Die Abtheilung des Kratons, in welcher der Sultan residirt, ist durch ein doppeltes Gitter abgesperrt; einen beträchtlichen Raum derselben nehmen die Wohnungen seiner zahlreichen Frauen ein,

sodann die Ställe für die Elephanten und die große Festhalle, in der sechshundert Gäste speisen können.

Nachdem ich mich in dem guten Hôtel Mataram, in der Nähe des Bahnhofs, etwas restaurirt hatte, schlenderte ich durch die breiten, freundlichen, von hohen Bäumen beschatteten Straßen von Djokja und ergötzte mich an dem bunten Treiben der malayischen Bevölkerung. Von zwei europäischen Herren, die mir begegneten, redete mich der eine deutsch an und fragte mich, ob ich nicht der Professor E. H. aus Jena sei? Er hatte mich nach einem kürzlich gesehenen Porträt erkannt und stellte sich mir für meinen Aufenthalt in Djokja zur Verfügung; es war der ungarische Militärarzt Uglaki, bekannt durch die großen Verdienste, die er sich 1894, gelegentlich der verrätherischen Niedermetzelung der holländischen Armee in Lombok erworben hat. Auch sein Begleiter, der Gerichtspräsident Roskott, zeigte sich sehr gefällig, machte mir einen trefflichen Plan und gab mir Empfehlungen für meine Excursion nach Tjilatjap. Beide Herren fuhren dann mit mir zu Dr. Groneman, dem früheren Militärarzte, der durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die alten Hindutempel in Boro-Budur und Brambanan sich einen Namen gemacht hat. Das Anerbieten dieses gründlichsten Kenners der Tempel, mich selbst in den nächsten Tagen dorthin zu begleiten, nahm ich mit besonderem Dank an.

Der folgende Tag, 14. Januar, war dem Besuche von Boro-Budur gewidmet, der größten und merkwürdigsten unter den zahlreichen Tempelruinen, welche aus der Zeit der Hindu-Invasion, aus dem achten und neunten Jahrhundert n. Chr., übrig geblieben sind; sie liegen vier Meilen nordwestlich von Djokja entfernt, in der Nähe der Stadt Magelang. Morgens um 6 Uhr fuhren wir, Dr. Groneman und ich, in leichtem vierspännigen Wagen ab und hatten um 10 Uhr unser Ziel erreicht. Der Weg führt anfänglich durch das reich bebaute Gebiet des Sultanats Djokja, überschreitet auf hohen Brücken mehrere malerische Flußthäler und tritt dann in das Gebiet der Provinz Kedu über, deren Hauptstadt das liebliche Magelang ist. Diese blühende, reich bevölkerte und gut bebaute Gegend, vielfach als „der Garten von Java“ bezeichnet, wird im Hintergrunde von hohen Gebirgen eingerahmt, westlich von einer langen Kette vielzackiger Kalkberge, die sich vom Vulcan Sumbing an, längs des Pragaflusses, nach Süden ziehen; östlich von zwei gewaltigen, neben einander aufsteigenden Vulcanen; der südliche von beiden Feuerbergen, dem eine lang hinziehende Rauchsäule entsteigt, ist der Merapi, dessen letzte große Eruption 1894 stattfand; nördlich davon der Merbabu.

Der berühmte Tempel von Boro-Budur liegt auf dem Gipfel eines Hügels, der sich etwa 50 Meter über die blühende Ebene erhebt; er sieht von ferne wie eine trotzige alte Festung mit hohen crenelirten Mauern und zahlreichen Thürmchen aus, gekrönt von einer glockenförmigen Citadelle. Näher kommend erkennen wir, daß das ungeheure Bauwerk die Gestalt einer flachen, vierseitigen Pyramide hat. Die Seitenlänge ihrer quadratischen Grundfläche mißt 150 Meter, ihre Höhe 30—35 Meter. Verglichen mit den hohen ägyptischen Pyramiden erscheint sie flach und niedrig; während aber die vier

Seitenwände der letzteren eben oder mit einfachen Stufen bedeckt sind, erscheinen sie hier in sieben Terrassen gegliedert und mit einer erstaunlichen Fülle von Steinbildwerken geschmückt. Den soliden Kern des Bauwerks bildet ein pyramidaler Erdhügel, der sich 40 Meter über den unten liegenden größeren Hügel erhebt. Die beiden unteren Terrassen sind einfacher gegliedert; die fünf oberen, in zwanzig Ecken getheilt, bilden Galerien, indem die innere Wand jeder Terrasse nach oben frei vorspringt und die äußere Balustrade der nächst höheren Terrasse darstellt. Zwischen diesen beiden Steinmauern eingeschlossen, wandert man in fünf verschiedenen Höhen um den ganzen Bau herum und bewundert die Tausende von kunstreich gearbeiteten Steinfiguren, welche die Wände bedecken. Diese Sculpturen stellen die ganze Buddha-Mythologie in Hunderten von Gruppenbildern dar — das Leben und die Geschichte des indischen Gottes und seine Beziehungen zu den Fürsten, welche den Buddhismus schützten und förderten, ferner Affen, Büffel, Schlangen und andere Thiere, welche im Buddha-Mythus eine Rolle spielen u. s. w. Ueberall sind Nischen angebracht, in denen die Statue des Gottes sich wiederholt. Die drei oberen Terrassen sind, und zwar in abnehmender Zahl, mit 32, 24 und 16 glockenförmigen Kuppeln (Dagobs) geziert, von denen jede im Innern eine Kolossalstatue des Gottes enthält und darüber einen kegelförmigen Aufsatz trägt. Den Abschluß des Ganzen bildet die große Kuppel, die sich in der Mitte der obersten Terrasse erhebt und eine 4 Meter hohe Riesenstatue von Buddha umschließt. An den vier Seiten der Pyramide findet sich unten ein Bogenthor, durch welches man auf einer Treppe zu den Galerien aufsteigt.

Von den kolossalen Dimensionen dieses Riesentempels und der erstaunlichen Menge seiner Bilderwerke gibt es eine Vorstellung, wenn wir hinzufügen, daß allein in der untersten Galerie sich 408 Basreliefs finden; fast in jedem eine Gruppe von sieben Personen, eine sitzende Mittelfigur und auf jeder Seite derselben drei Figuren mit Lotosblumen und Moskitofächer. Die Innenseiten der folgenden Galerien enthalten 470 Basreliefs mit mehreren Tausend Figuren. Alles in Allem sind 1504 Basrelieftafeln gefunden, von denen 988 mehr oder weniger gut erhalten. Die Zahl der noch vorhandenen Buddhabilder beläuft sich auf 441. Sie stellen den Gott meistens sitzend mit untergeschlagenen Beinen dar, aber mit fünffach verschiedener Haltung der Hände. An der Südseite erscheint Buddha als Lehrer, an der Westseite als Denker, an der Nordseite als Verheißer, an der Ostseite als Opferempfänger; in den drei oberen Galerien theils als Prediger, theils als Erkenner. Die ruhige Haltung, die göttliche Hoheit, der sanfte, wohlwollende Gesichtsausdruck predigen die Ergebung in den ewigen Schlaf des Nirwana.

Die künstlerische Ausführung dieser vielen Tausende von Steinfiguren verdient um so mehr Bewunderung, als das spröde Material, ein harter, vulcanischer grauer Trachyt, der Bearbeitung große Schwierigkeiten entgegensetzte. Nicht minder bewunderungswürdig ist auch die Bautechnik; die Hunderttausende von sorgfältig behauenen Bausteinen sind weder durch Mörtel noch durch eiserne Klammern verbunden; sie sind so kunstreich in einander gefügt, daß sie sich gegenseitig tragen und stützen. Der gewaltige Riesenbau könnte

noch Jahrhunderte unverändert fortbestehen, wenn nicht die ungeheure Last sich allmählich selbst in den unterliegenden Hügel einsenkte und wiederholt Erdbeben an seiner Zerstörung arbeiteten. Leider wirkt auch die Zerstörungswuth der Menschen, wie gewöhnlich, dabei mit; den meisten Buddhastatuen ist der Kopf abgeschlagen, vielen auch Arme und Hände; im nahen Wärterhause sah ich eine ganze Grabkammer voll abgehauener Buddhaköpfe.

Auf die lehrreiche und sehr interessante Mythologie des Buddha, welche in dieser großartigen Sammlung von Steinbildwerken dargestellt ist, und die meinem Verständniß durch die eingehende Erklärung des sachkundigen Dr. Groneman näher gerückt wurde, kann ich hier nicht eingehen, ebenso wenig auf die vielen merkwürdigen Einzelheiten, welche die reiche Bildergalerie enthält, und auf ihre mannigfach verschiedene Deutung. Wer sich darüber näher unterrichten will, findet Belehrung in den Schriften des Dr. Groneman; desgleichen vortreffliche photographische Abbildungen in den großen Werken von Yzerman, Lehmann a. A.

Der allgemeine Eindruck, welchen das gigantische Bauwerk von Boro-Budur mir hinterließ, ist derselbe, den meine beiden Freunde und Schüler, Richard Semon und Willy Kükenthal, in ihren mehrfach erwähnten Reisebeschreibungen niedergelegt haben. Wie Semon richtig bemerkt, ist es offenbar der charakteristische Terrassenbau der Sawahs, der javanischen Reisfelder, welche schon vor Jahrtausenden die Insel bedeckten und den Künstler beim Entwurf des Tempelplanes zur Verherrlichung in Steingebilden anregten. Ich stimme aber auch Semon bei, wenn er (S. 467) hinzufügt, daß die künstlerische Gesammtwirkung des Ganzen dem ungeheuren Aufwand an Mitteln und Arbeit nicht entfernt entspricht. Die Terrassengliederung ist nicht genügend, um Leben in die schwerfällige Masse des gewaltigen Steinhaufens zu bringen, und die zahllosen, an sich schönen Einzelheiten. die Tausende von kleinen Kuppeln, Spitzen, Figuren verschwinden in der ungefügen Masse der flachen Pyramide.

Von den genialen Schöpfern dieser und vieler anderen Tempel in Java, von den zahllosen Künstlern, welche ihre sorgfältige Ausschmückung in Jahre langer Arbeit bewirkten, wissen wir so gut wie nichts. Nur das steht fest und ist auf den ersten Blick klar, daß wir in diesen buddhistischen Kunstwerken keine Arbeit der eingeborenen Malayen vor uns haben, sondern der arischen Bewohner von Vorderindien, welche schon vor dem achten Jahrhundert n. Chr. den malayischen Archipel überflutheten und nicht nur in Java, sondern auch in Borneo, Sumatra, Lombock und vielen kleineren Inseln Colonien gründeten und Stätten für den Buddhacultus errichteten. Aber auch von dieser merkwürdigen Hindu-Invasion wissen wir nur sehr wenig; keine indischen Geschichtsbücher und Chroniken klären uns darüber auf. Nur einzelne Inschriften belehren uns — außer den stummen Zeugen der indischen Künste — daß zu jener Zeit die eingedrungenen Hinduvölker einen hohen Grad von Cultur unter der wilden Bevölkerung der malayischen Urbewohner eingeführt haben müssen. Es scheint aber, daß diese Blütheperiode nicht lange gedauert hat, und daß die Hindu bald wieder den Besitz der Smaragdinseln aufgaben —

vielleicht aus Furcht vor den häufigen, zum Theil verheerenden Erdbeben; oder auch überwunden durch den dauernden Widerstand der unterjochten Malayen. Wenn sie durch Vermischung mit den letzteren in dieser Rasse aufgegangen sind, und wenn ein großer Theil der heutigen Bevölkerung von Insulinde wirklich einen Theil Hindublut in seinen Adern führt, so war jedenfalls bei dieser Rassenmischung das niedere malayische Element stärker, als das höhere arische. Auf der Insel Lombock und in einigen Ortschaften von Java — besonders auch in den höheren Familien des alten Mataramreiches — soll noch heute der indogermanische Charakter in der Physiognomie deutlich ausgeprägt sein. Von dem hohen Kunstsinn der arischen Vorfahren ist aber in dem heutigen Mischvolk wenig übrig geblieben; die Malayen der Gegenwart staunen die kunstreichen Tempelruinen der Hindu als die Erzeugnisse unheimlicher Geister an und können nicht glauben, daß Menschenhände dergleichen hervorgebracht haben.

Nachdem Dr. Groneman seine freundliche Erklärung der langen Bilderreihen beschlossen und ich nochmals vom höchsten Gipfel des Boro-Budur den großartigen Blick auf die herrliche Landschaft ringsum genossen hatte, stiegen wir gegen 1 Uhr zu dem nahen Pasangrahan hinab, in welchem der Wächter des Tempels wohnt, ein alter ausgedienter österreichischer Soldat, Namens Oppenheimer; derselbe erinnerte mich durch sein Wesen und seinen langen Bart auffallend an den alten „Samiel", welcher älteren Besuchern unserer schönen Rudelsburg, im Saalthal bei Kösen, wohl erinnerlich ist. Er stillte unseren mächtigen Appetit mit einer vortrefflichen Reistafel. Dann bestiegen wir wieder unseren Vierspänner und benutzten ein paar Nachmittagsstunden noch zum Besuche von zwei kleineren benachbarten Hindutempeln. Die Ruinen des einen, des pyramidenförmigen Mendattempels, haben neuerdings durch ein Erdbeben stark gelitten. Sein Inneres ist mit schönen Sculpturen an den Wänden geschmückt und enthält drei Kolossalstatuen von vortrefflicher Ausführung. Die größte, in der Mitte, ist Buddha selbst, auf einer Lotosblume sitzend; im Antlitz den milden Ernst und die stille Resignation, die sich in den meisten Buddhabildern wieder findet. Die beiden kleineren Figuren, zu beiden Seiten des Gottes, scheinen die indischen Fürsten darzustellen, welche den Tempel gegründet und ausgestattet haben. — Der kleinere Tempel, nicht weit entfernt, ruht auf einem hohen Stufenaufsatz und bietet ein sehr malerisches Bild; die ungeheuren Wurzeln eines mächtigen Baumwollbaumes (Bombax), dessen hoher Säulenstamm sich unmittelbar neben dem Tempel erhebt, sind zwischen die Fugen der Wände und Treppen eingedrungen und haben sie bereits so weit auseinander gesprengt, daß sie mit völligem Einsturz drohen. Um 4 Uhr traten wir von hier aus unseren Rückweg an und waren Abends gegen 8 Uhr wieder in Djokja.

Zum Besuche der Tempelruinen von B r a m b a n a n fuhr ich, abermals in Begleitung des Herrn Dr. Groneman, am folgenden Vormittage, den 15. Januar, Morgens um 7 Uhr auf der Eisenbahn gegen Osten ab, und bereits nach einer Stunde waren wir auf der Station. Hier erwartete uns Herr Geßner, der deutsche Administrator einer großen Zuckerpflanzung; er war schon Tags

zuvor von unserm Besuche benachrichtigt und führte uns in seinem Wagen zu den 1 Kilometer entfernten Tempelruinen. Ich begrüßte in Herrn Geßner einen freundlichen Landsmann wieder, dessen Bekanntschaft ich schon vor vier Jahren auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd bei der Ueberfahrt von Genua nach Neapel gemacht hatte.

Die Hinduruinen von Brambanan bestehen nicht, wie die von Boro-Budur, aus einem einzigen, sehr großen, sondern aus zahlreichen kleinen Tempeln; sie waren nicht dem monotheistischen Buddhacultus, sondern der polytheistischen Brahmareligion gewidmet. Auf einem sehr ausgedehnten Terrain, das rings von Reisfeldern und Zuckerpflanzungen umgeben ist, sind mehrere Gruppen brahmanischer Tempel zerstreut, deren größte und besterhaltene am linken Ufer des Opakflusses liegt und von drei kreisrunden concentrischen Wällen festungsartig umgeben ist. Zwischen dem äußeren und mittleren Wall sind die Reste von 157 kleinen Tempeln sichtbar, welche in drei Reihen stehen und früher Götterbilder enthielten. Auf dem Platze, den der innere Wall umschließt, erheben sich die Ruinen von acht größeren pyramidenförmigen Tempeln in drei parallelen Reihen, zwei mittlere zwischen je drei äußeren. Der interessanteste ist der mittlere westliche Tempel; seine Basis ist zwanzigeckig; sein Inneres umschließt vier Räume mit großen Götterbildern. Das berühmteste von diesen ist das schöne Erzbild der streitbaren Göttin Durga, mit acht Armen und Händen, mit dem javanischen Namen: Loro Djonggrang benannt; jede Hand hält ein anderes Emblem. In einer zweiten Kammer desselben Tempels steht das Standbild ihres Gatten Sinrah (= Mahadewa), und in einer dritten der Sohn beider, Ganesa; er nimmt mit seinem Elephantenrüssel Speise aus einer Schale, die er in der Hand hält. In den anderen Tempeln stehen die Bildsäulen von anderen brahmanischen Göttern, insbesondere Wischnu und Brahma. In dem mittleren, östlichen Tempel fährt links Sacrya auf einem Wagen, rechts Tjandra mit zehn Pferden. Sowohl die inneren Wände dieser Tempel als die äußeren Flächen der Pyramiden sind mit schönen Ornamenten bedeckt. Diese Reliefbilder, sämmtlich der brahmanischen Mythologie entnommen, übertreffen bei Weitem diejenigen des Boro-Budur an Mannigfaltigkeit der Erfindung und Composition, an Kraft und Leben der Gestaltung, an Feinheit und Eleganz der Ausführung. Viele von ihnen erinnern an die berühmten Tempelbilder und Altarfriese des Parthenon und von Pergamon, die hinsichtlich der Kunstvollendung allerdings höher stehen. Viele Figurengruppen sind ähnlich denjenigen in den Höhlentempeln der Insel Elephanta und den Carlie-Caves, die ich vor neunzehn Jahren auf meinen Excursionen von Bombay sah und in meinen „Indischen Reisebriefen" beschrieben habe.

Nördlich von dieser großen Hauptgruppe der Brambanantempel, gegen den Vulcan Merapi hin, liegt eine andere, größtentheils zerstörte, Tjandi Lembang. Hier steht ein großer Haupttempel inmitten von sechzehn kleineren, deren Wände mit vielen lebensgroßen, männlichen und weiblichen Figuren in Basrelief bedeckt sind. Noch weiter nördlich gelangen wir nach Tjandi Sewu, der berühmten Gruppe der „Tausend Tempel". Hier ist ein

großer Haupttempel von vier Reihen kleinerer Tempel umgeben, deren Gesammtzahl sich auf 250 beläuft. Durch das Erdbeben von 1867 sind sie größtentheils zerstört; aber die reichen Reliefbilder aus der Hindu-Mythologie, welche ihre Wände und Corridore schmückten, sind noch vielfach gut erhalten, und lassen uns auch hier die Phantasie und Gestaltungskraft ihrer arischen Urheber bewundern. Der Ausgang der vier Wege, welche kreuzweise durch das Labyrinth dieser Tempelstadt führen, wird von je zwei kolossalen Steinfiguren bewacht, grimmige Tempelwächter mit gewaltigem Maul und Glotzaugen. Aehnliche Figuren, sowie noch zahlreiche brahmanische Götterbilder — aber auch stellenweise Buddhastatuen — finden sich in anderen Ruinen von Tempelgruppen, die hier in weitem Umkreise zerstreut liegen. Ihre Gesammtzahl wird auf 500 geschätzt. Sie lassen auf die Größe und Culturentwicklung der ansehnlichen Hindustädte schließen, welche hier vor zwölfhundert Jahren blühten, und von denen sonst jede Erinnerung spurlos verschwunden ist.

Nachdem wir diese weitläufigen Ruinenfelder durchwandert hatten, folgten wir der freundlichen Einladung des Herrn Geßner, ihn auf seiner nahe gelegenen Pflanzung zu besuchen. Wir fanden dort ein stattliches, äußerst geräumiges und behaglich eingerichtetes Bungalow und erfreuten uns in Gesellschaft der liebenswürdigen und schönen Hausfrau einer sehr angenehmen Erholungsstunde. Hier in diesem gemüthlichen deutschen Heim hatte ich den östlichsten und zugleich den südlichsten Punkt der Erde erreicht, bis zu dem ich auf meinen Reisen vorgedrungen war. Gern wäre ich noch einige Stunden weiter gen Osten bis zum Dorfe Ngale gefahren, um das nahe Trinil am Bengawaflusse, den berühmten Ort zu besuchen, an welchem Dr. Eugen Dubois 1894 die fossilen Reste des „Missing link", des Affenmenschen von Java gefunden hatte (Pithecanthropus erectus). Allein leider gestattete mir meine knapp zugemessene Zeit nicht diesen frommen Act des Ahnencultus! Ich mußte schon Mittags zurück zur Station Brambanan und um 1 Uhr war ich bereits wieder im Hôtel Mataram in Djokja.

Hier machte ich noch die Bekanntschaft eines deutschen Pflanzers aus Bandong, des Herrn Teuscher, eines Neffen des Dr. Reinhold Teuscher in Jena, meines geschätzten Mitarbeiters an mehreren zoologischen Untersuchungen. Wie klein doch die „Welt" ist! Rasch packte ich nach dem Frühstück meine Sachen und saß schon um 2 Uhr wieder auf der Eisenbahn, um in vier Stunden nach Maos zurückzufahren. Hier blieb ich zwei Nächte, um einen Tag der Excursion nach Tjilatjap widmen zu können.

Diese frühere Garnisonstadt ist der Hafenort der Provinz Banjumas und liegt (unter 109° ö. L.) fast in der Mitte der langen, wilden und wenig bevölkerten Südküste von Java; sie besitzt den einzigen guten Hafen an dieser Küste und einigen Handel. Eine Zweigbahn, welche nach Süden von Maos abgeht, verbindet Tjilatjap mit der Hauptbahn; die Fahrzeit dauert kaum eine Stunde. Die Zweigbahn durchschneidet die berüchtigten Waldsümpfe, welche sich hier von der Südküste bis nach Bandjar hinauf ausdehnen, bis an den Fuß des Preangergebirges. Diese ganze Region ist als die schlimmste Fiebergegend von Java verrufen, und es fährt selten Jemand nach Tjilatjap,

der nicht durch Geschäfte dazu gezwungen ist. Die Garnison mußte schließlich verlegt werden, weil Tausende von Soldaten an bösartiger Malaria starben. Ich vermied es deshalb auch, in diesem Fiebernest zu übernachten, fuhr Morgens 6 Uhr mit dem ersten Zuge von Maos dahin und war Abends 6 Uhr mit dem letzten Zuge wieder zurück.

Was mich trotz dieser Gefahren nach Tjilatjap zog, war einerseits der hohe Ruf seiner schönen landschaftlichen Umgebung, andererseits der Wunsch, wenigstens an einem Punkte der Südküste von Java das Plankton in diesem Theile des indischen Oceans kennen zu lernen. Ich hatte zu diesem Zwecke meine pelagischen Netze und Gläser mitgenommen. Als ich Morgens 7 Uhr in Tjilatjap ankam, erwartete mich bereits am Bahnhofe der höchste Beamte des Bezirks, der Assistent-Resident Hooso; er war durch den Präsidenten Roskott von meiner Ankunft benachrichtigt worden und bot mir mit der größten Liebenswürdigkeit seine Dienste für den ganzen Tag an. Zunächst fuhr er mich in seiner Equipage durch die Stadt und nach dem Hafen, dann in seine Wohnung, die sehr hübsch in einem großen Garten am Meeresufer liegt; gegenüber die langgestreckte Insel Nusa Kembangan (= Blumeninsel). Für den Besuch derselben erbat mein Gastfreund das große Boot des malayischen „Regenten“. Ehe dieses eintraf, hatte ich noch Zeit, im Garten einen der großen prachtvollen Waringinbäume (Ficus benjaminea) zu malen, welche denselben zieren, mit zahlreichen Luftwurzeln und weit kriechenden Wurzelausläufern. Eine hübsche und eigenartige Decoration hatte die Frau Residentin, eine große Blumenfreundin, diesen riesigen Feigenbäumen verliehen; sie hatte an den unteren Aesten und Luftwurzeln zahlreiche Cocosschalen gleich Ampeln aufgehängt und in jede derselben eine Orchidee oder eine andere schön-blühende Pflanze eingesetzt.

Um 10 Uhr erschien das Boot des Regenten, mit vier uniformirten Ruderern und einem Mandur (Steuermann). Dazu gab mir noch der Resident einen seiner Diener mit. Die Leute ruderten in einer halben Stunde über die Meerenge hinüber, welche die Küste von Tjilatjap von der dicht bewaldeten, langen Insel Kembangan trennt; dieselbe erscheint hier wie ein breiter, schöner Strom; nach Osten öffnet sie sich in die weite „Schildkrötenbai“.

Die große Insel Nusa Kembangan ist hügelig, fast unbewohnt und in ihrer ganzen Ausdehnung mit dichtem, undurchdringlichen Wald bedeckt. Derselbe wird von der Regierung unverändert erhalten und ist botanisch interessant durch eine große Anzahl seltener Bäume, wie mir Dr. Koorders, der Forstbotaniker von Buitenzorg, schon früher erzählt hatte. Es befinden sich darunter mehrere Arten, die im übrigen malayischen Archipel nicht zu finden sind. Das Dickicht der Lianen, welche die gewaltigen Bäume umschlingen, erschwert das Eindringen sehr. Ich machte hier die unangenehme Bekanntschaft der Mucuna pruriens, eines Leguminosenbaumes, dessen große Schoten glänzende schwarze Bohnen enthalten und dicht mit gelben, leicht abfallenden Brennhaaren bedeckt sind. An der Stelle der Nordküste, an der wir zuerst landeten, besichtigte ich die verfallenen, ganz von dichter Vegetation überwucherten Ruinen eines alten holländischen Forts. An einer zweiten Stelle besuchte ich eine einsame, sehr malerische Fischerhütte, deren Besitzer

mehrere Affen und Papageien zur Gesellschaft hielten. Sehr schön ist der Blick von hier über die Meerenge auf das gegenüber liegende Festland. Ueber der grünen, palmengeschmückten Südküste von Java erheben sich in der Ferne lange blaue Gebirgszüge, und hoch über diesen der mächtige Vulcan Slamat mit seinem Doppelgipfel und seiner hoch aufsteigenden Rauchwolke.

Die pelagische Fischerei mit dem feinen „Müllernetz" ergab in dem trüben gelblich-grünen Wasser nichts besonders Interessantes; überwiegend kleine Crustaceen (Copepoden und Ostracoden), daneben viele Diatomeen, Chromaceen und andere Protisten des littoralen Plankton.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ließ ich mich nach Tjilatjap zurückrudern und verlebte hier noch ein paar angenehme Stunden in der Familie des Assistent-Residenten, der mir beim Diner viel über die eigenthümlichen Verhältnisse dieses weltentlegenen Küstenplatzes und seiner Bewohner erzählte. Die verrufene Malaria soll ihren bösartigen Charakter sehr verloren haben, seitdem die sumpfige Gegend theilweise drainirt und bei Gelegenheit des Eisenbahn-Baues manche gefährliche Localeinrichtung beseitigt wurde. Immerhin gehört der Ort noch zu den schlimmsten Fiebernestern von Java, obgleich der gefürchtete Anopheles nicht häufiger sein soll als anderswo. Bezüglich dieses schlimmen Moskitos begegnete ich hier und in anderen Fiebergegenden von Java vielfachem Zweifel, auch bei gebildeten und erfahrenen Aerzten. Nicht daß die Richtigkeit der schönen Entdeckungen von Grassi, Koch u. A. angezweifelt und die Uebertragung der mikroskopischen Malariaparasiten, welche die Blutzellen zerstören, angezweifelt wurde. Aber es wurde bestritten, daß sie die einzige Ursache der perniciösen Fieber seien, die an einzelnen Orten einen so auffallend verschiedenen und bösartigen Charakter tragen.

Die Rückfahrt nach Maos in der Abendstunde durch das dichte Djungle war sehr genußreich, da die sinkende Sonne ihre glitzernden Strahlen überall durch die Fiederblätter der Cocospalmen warf und die breiten hellgrünen Riesenblätter der wilden Bananen, Elettarien und anderer Marantaceen mit phantastischen Lichtfiguren bemalte. Viele der letzteren waren mit großen purpurbraunen Blüthenkolben geschmückt, auf denen die stattlichen weißen Blüthen sich glänzend abhoben. Eine schöne Liane, die sich in weitem Bogen von Baum zu Baum schwang, war mit großen violetten Blüthentrauben behangen. Schwärme von kleinen grünen Papageien und Scharen von braunen Affen belebten die Aeste des unzugänglichen Urwaldes.

Am folgenden Morgen, den 17. Januar, setzte ich mich schon um 5 Uhr Morgens in Maos auf die Eisenbahn, um die Rückreise nach Buitenzorg anzutreten; sie dauerte mit dem Schnellzuge volle zwölf Stunden. Jedoch unterbrach ich sie um 3 Uhr Nachmittags auf der Station Sukabumi, um hier einen Tag der freundlichen Einladung des Major a. D. Ouwens zu folgen, welchen ich einen Monat zuvor bei Gelegenheit eines Vortrages in Batavia hatte kennen lernen. Dieser vielseitig gebildete Officier ist ein großer Freund und Kenner der Natur und ein specieller Sammler von Conchylien. In dem Garten seines Hauses traf ich eine ganze Menagerie von Affen und Halbaffen, Papageien und anderen Vögeln, sowie lebenden Vertretern anderer Thierclassen. Die werthvolle Sammlung von Schnecken und Muschelschalen, die er selbst

während seines langjährigen Aufenthaltes in verschiedenen Theilen des malayischen Archipels angelegt hat, ist sehr vollständig und enthält viele seltene Arten. Auch unter den sonstigen Naturalien-Sammlungen des Majors Ouwens bemerkte ich viele werthvolle Stücke, von denen mir derselbe alle gewünschten Exemplare mit größter Liberalität für das Zoologische Museum in Jena schenkte. Am anderen Tage konnte ich — dank seiner Güte! — drei Kisten mit Skeletten, Schädeln, Fischen, Conchylien, Korallen und anderen Seethieren packen und in die Heimath abschicken.

Der angenehme Aufenthalt im Hause des Majors Ouwens wurde mir noch besonders interessant dadurch, daß seine Haushälterin eine gebildete Japanerin war; die liebenswürdige Dame sprach Holländisch und etwas Englisch und betheiligte sich mit unerschöpflicher Heiterkeit an unseren Gesprächen. Dabei mußte ich die feinen und zierlichen Umgangsformen dieser „Schönen des Ostens“ bewundern, von denen alle dafür empfänglichen Besucher Japans mit Entzücken sprechen.

Das Städtchen Sukabumi (geschrieben Soekaboemi) liegt in 650 Meter Höhe am südlichen Fuße des Doppelvulcans Gedeh und Pangerango. Es ist reich an schönen Villen und Gärten und erfreut sich eines sehr angenehmen und gesunden Klimas. Auch liefern zwei heiße Quellen, die aus der südlichen Wand des Vulcans entspringen, Material für warme Bäder. Der Ort ist daher neuerdings als „Bade- und Luftkurort“ im Aufblühen begriffen; viele pensionirte Beamte und Officiere nehmen hier dauernd ihren Aufenthalt. Auf einer schönen Excursion, die ich am folgenden Morgen mit Major Ouwens unternahm, lernte ich die hohe landschaftliche Schönheit der Umgebung von Sukabumi kennen, dessen Namen „Verlangen der Welt“ bedeutet. Besonders reizend sind die tief eingeschnittenen und mit reicher Vegetation geschmückten Flußthäler, die sich vom Fuße des Gedeh und Pangerango herabziehen. Die beiden Kegel dieser mächtigen Vulcane schließen im Norden den Hintergrund, während dieser im Süden von einer langen vielzackigen Bergkette gebildet wird.

Am folgenden Nachmittag fuhr ich in zwei Stunden nach Buitenzorg zurück. Die Bahn geht erst nach Westen durch schöne Gebirgsgegend, wendet sich dann bei Tji Badak nach Norden und führt über den Sattel zwischen den beiden Vulcanen Pangerango und Salak hinweg. So schloß ich denn im Westen den Zirkel, den ich bei der Reise nach dem Gedeh im Osten begonnen hatte. Eine reiche Ernte der schönsten Erinnerungen brachte ich von dieser dreiwöchentlichen Bergfahrt mit.

In Buitenzorg blieb ich bei meinem verehrten Freunde Treub noch ein paar Tage, um mich bei den dortigen Bekannten und beim General-Gouverneur zu verabschieden. Dann fuhr ich am 21. nach Batavia, wo ich auch diesmal wieder mich der Gastfreundschaft des Majors Müller erfreute, und am Morgen des 23. Januar, in seiner Begleitung, nach Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia. Hier bestieg ich den Dampfer „Princeß Amalia“, welcher mich in zweitägiger Fahrt von Java nach der Westküste von Sumatra führte, nach der Hauptstadt Padang.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von
Richard Ehrenberg.

II. Das Haus Rothschild.

Die sprichwörtliche Bedeutung des Namens „Rothschild" ist jetzt schon länger als drei Viertel eines Jahrhunderts alt. Aber noch immer ist über Entstehung und Entwicklung dieses merkwürdigen Geschäftshauses wenig Zuverlässiges ans Tageslicht gelangt. Sehr begreiflich; denn die Familie selbst hat bisher, mit einer weit zurückliegenden Ausnahme, allen Anregungen, über ihre Geschichte etwas mitzutheilen, hartnäckig widerstanden. Ich habe deshalb nicht einmal versucht, von ihr derartiges Material zu erlangen, wie es mir für mein „Zeitalter der Fugger" so reichlich zur Verfügung gestanden hat. Dieses Material läßt sich nun freilich nicht ersetzen. Indeß habe ich anderen völlig zuverlässigen Quellen, namentlich einigen Staatsarchiven, genug neue Thatsachen entnommen, um den ersten Versuch einer wissenschaftlich genügenden Darstellung wagen zu können. Ich muß hier — zum Unterschiede von dem ersten Artikel, bei dem ich mich auf mein „Zeitalter der Fugger" stützen konnte — zunächst die wichtigsten Thatsachen berichten und kann dann erst daran gehen, sie zu zergliedern und zu würdigen.

Ich unterscheide in der Entwicklung des Hauses Rothschild drei Hauptperioden: 1. Die Zeit der hessischen Beziehungen Meyer Amschel Rothschild's, etwa von 1775—1812 reichend; 2. die Zeit der englischen Subsidien, eingeleitet durch N. M. Rothschild in London, 1813—1815; 3. die Zeit der europäischen Bedeutung des Hauses, nach dem Pariser Frieden beginnend. Von dieser dritten Periode werde ich hier nur die Anfänge zu schildern versuchen. Weiteres würde die Grenzen überschreiten, die ich mir nothgedrungen stecken muß. Aus demselben Grunde kann ich auch auf die politischen Vorgänge nur so weit, wie unbedingt nöthig, eingehen.

I.

Meyer[1]) Amschel Rothschild wurde 1743 geboren als Sohn eines Frankfurter Juden, von dem wir mit Sicherheit nur wissen, daß er ein Geschäft betrieb. Wie Jakob Fugger, der Begründer des Reichthums seines Hauses, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen war und sich nur in Folge besonderer Umstände dem Handel zugewendet hatte, so sollte auch Meyer Amschel Rothschild Rabbiner werden, ein Beweis dafür, daß er schon als Kind Zeichen besonderer Begabung erkennen ließ. Aber auch er gab bald die nicht selbstgewählte Laufbahn auf und lernte zuerst bei seinem Vater, dann in einem hannoverschen Bankhause Oppenheim das Geschäftsleben kennen. Darauf begründete er selbst in Frankfurt ein Geschäft als Geldwechsler. Als solcher kam er in Beziehung zu dem, damals in Hanau residirenden Erbprinzen Wilhelm von Hessen, dem späteren Kurfürsten. Wie diese Beziehungen entstanden sind, hat der Frankfurter Historiker Kriegk nach einer Erzählung des Enkels eines der Nächstbetheiligten, nämlich des hannöverschen Generals v. Estorff, berichtet; jener Enkel wußte es von seinem Vater, die Sache wird sich also wohl ungefähr verhalten, wie Kriegk sie mittheilt. Der General hatte Rothschild's Tüchtigkeit in Hannover kennen gelernt und empfahl ihn dem Erbprinzen. Rothschild wurde diesem gemeldet, als er gerade mit Estorff Schach spielte. Durch einen Rath Rothschild's gewann der Erbprinz die für ihn schlecht stehende Partie und fand an der sich anschließenden Unterhaltung mit dem jungen Geschäftsmanne so viel Gefallen, daß er zu Estorff sagte: „Herr General, Sie haben mir keinen dummen Mann empfohlen“. Das muß um das Jahr 1775 gewesen sein.

Aber die Beziehungen Rothschild's zu dem Prinzen blieben geraume Zeit hindurch sehr unbedeutend: er lieferte dem Erbprinzen Medaillen für sein Münzcabinet und war ihm dienlich bei Verwerthung der Wechsel auf London, welche der Prinz, gleich seinem Vater und anderen deutschen Fürsten, für seine Soldatenlieferungen an England (zur Bekämpfung der aufständischen amerikanischen Colonien) in Zahlung empfing. Die lockere Art dieser Beziehungen erhellt aus folgenden Thatsachen:

Im Jahre 1789, als Wilhelm bereits seit vier Jahren in Cassel als Nachfolger seines Vaters regierte, wendete sich Rothschild an ihn schriftlich mit der Bitte, bei den Verkäufen englischer Wechsel, ähnlich wie früher in Hanau, verwendet zu werden. Dabei berief er sich auf seine langjährigen dortigen Beziehungen. Der Landgraf aber hielt noch für nöthig, sich in Frankfurt und Hanau über Rothschild zu erkundigen, um zu ermitteln, ob dieser den von ihm nachgesuchten Credit verdiene. Es ergab sich, daß Rothschild bei den Hanauer Wechselverkäufen jeder Zeit Credit gehabt, denselben auch verdient und für die Wechsel oft die höchsten Preise erzielt hätte, daß er ferner noch immer „den Ruf eines fleißigen und ehrlichen Mannes habe,

---

[1]) So unterschrieb er sich selbst lange Zeit, nicht Maier“, wie jetzt meist geschrieben wird; erst seit 1809 findet sich die Unterschrift „Mayer“.

mithin ihm nach kaufmännischen Grundsätzen wohl Credit gegeben werden könne".

Daraufhin erlangte Rothschild für 800 Pfd. Sterl. Credit, und da er den Landgrafen aufs Beste bediente, wurde sein Credit allmählich erhöht; doch dauerte es noch lange, ehe er seine Concurrenten überholte. So hatte der Landgraf z. B. 1794 wieder 150 000 Pfd. Sterl. englische Wechsel zu verkaufen. Es bewarben sich darum sieben Frankfurter Bankiers, nämlich: Bethmann, Metzler, Heyder, Ruppell, Gontard, d'Orville und Rothschild. Zwar wurden sie sämmtlich für völlig creditwürdig erachtet, aber nur vier wurden berücksichtigt, und unter ihnen befand sich Rothschild nicht. Vier Jahre später (1798) wurde eine Partie Wechsel unter drei Bewerber vertheilt; Rothschild erhielt den dritten Theil. Einige Monate später machte er auf eine weitere Partie das höchste Gebot, weshalb ihm die ganze Summe gegen Baarzahlung verkauft wurde.

Mindestens die Frankfurter Firma Ruppell & Harnier war damals bei den hessischen Geschäften noch stärker betheiligt; sie führte den Titel „Hofbankiers", der Casseler Jude Feidel David war „Oberhofagent", Rothschild dagegen noch simpler „Hofagent", und erst 1801 oder 1802 avancirt er zum „Oberhofagenten"; seine ältesten Söhne Amschel und Salomon werden gleichzeitig als „Kriegszahlamts Agenten" bezeichnet; der dritte geistig bedeutendste Sohn, Nathan Mayer, war damals vermuthlich gerade nach England übergesiedelt, die letzten zwei Söhne waren noch Knaben.

Mittlerweile hatte Rothschild an den Finanzgeschäften des Landgrafen mehr Antheil erlangt. Dieser betrieb nämlich mit den englischen Geldern ein regelrechtes Bankgeschäft. Im Schloßgewölbe zu Cassel lagen stets gewaltige Baarsummen für nutzbringende Verwendung bereit, oft mehrere Millionen Thaler. Außerdem hatte der Landgraf noch unverzinsliche Guthaben in ähnlicher Höhe bei seinen Bankiers in London und Amsterdam. Eine Million Thaler legte er von 1781—1793 allmählich in englischen Staatsanleihen an. Ferner lieh er zahlreiche kleinere Beträge an Privatleute jeder Art aus, von hohen Officieren und Staatsbeamten bis herunter zu Bäckern und Schuhmachern. Bei allen diesen Geschäften wurde Rothschild, soweit ersichtlich, nie verwendet. Aber der Kurfürst lieh auch anderen Fürsten bedeutende Capitalien und betheiligte sich bei Anleihen, die sie in Frankfurt aufnahmen. Bei diesen Geschäften gewann Rothschild allmählich Antheil.

Der Landgraf war bekannt als der größte Capitalist seiner Zeit. Deshalb wendeten sich geldbedürftige Fürsten zunächst direct an ihn mit ihrem Anliegen. Wie es in solchen Fällen herging, ersehen wir aus einer dänischen Verhandlung des Jahres 1784. Der dänische Hof brauchte damals, wie gewöhnlich, Geld und beauftragte einen Herrn v. Wächter, ein Capital in Cassel aufzunehmen. Wilhelm war noch Erbprinz; doch thaten die Räthe in Cassel, welche den Schatz des alten Landgrafen verwalteten, nichts mehr, ohne die Ansicht des Erbprinzen zu kennen. Da Wächter dies wußte, begab er sich zunächst nach Hanau. Der Prinz bekannte sich hinsichtlich solcher Geschäfte noch zu den Grundsätzen seines Vaters; insbesondere war er, gleich diesem,

wenig geneigt, mächtigeren Fürsten Geld zu leihen, ein Princip, das auf Grund langer, bitterer Erfahrungen damals überhaupt den Capitalisten nachdrücklichst eingeschärft wurde. So citirte der Göttinger Jurist Kobius 1761 in seiner interessanten Schrift, „An wen, wie und wo die Capitalien am sichersten auszuleihen", einen alten Spruch: „Noli foenerari fortiori te, quod si foeneraveris, quasi perditum habe."

Bei dem Prinzen Wilhelm war dieser Grundsatz allerdings schon stark ins Wanken gerathen. Trotzdem führte er ihn, nebst zwanzig politischen Gründen, gegenüber dem dänischen Abgesandten ins Feld, um das Geschäft als unthunlich darzustellen. Wächter bemühte sich nach Kräften, ihn vom Gegentheil zu überzeugen; aber er erreichte erst etwas, als er zu dem einzigen am Hanauer Hofe wirksamen Mittel griff, indem er nämlich den natürlichen Kindern des Erbprinzen unter der Hand ein ansehnliches Geschenk für den Fall zusicherte, daß ihr Vater der Sache nicht weiter hinderlich sein würde. Das half: der Prinz erklärte sofort, er werde es mit Vergnügen sehen, wenn die dänischen Absichten sich verwirklichten.

Nun begab sich Wächter nach Cassel. Dort mußte er noch sämmtliche Mitglieder des für die Sache entscheidenden „Kriegscollegiums", unter denen sich auch Minister und Generale befanden, einzeln bestechen. Die hierdurch erwachsenden Kosten betrugen nicht weniger als 2¹/₈ % der Anleihesumme. Und die Anleihe, die er mit alledem erlangte, wurde an Bedingungen geknüpft, welche der König, sein hoher Auftraggeber, als erniedrigend, als schädlich für Dänemark bezeichnete, weshalb er sogar den Abbruch der Verhandlungen anordnete; indeß wurden sie schließlich trotzdem weitergeführt und endigten mit dem Abschlusse der Anleihe.

Wir besitzen noch einen wesentlich späteren Bericht über die Schwierigkeiten, welche jede directe Verhandlung mit dem hessischen Hofe über Anleihegeschäfte zu überstehen hatte. Er wurde von einem bekannten preußischen Diplomaten im Jahre 1818 erstattet, als aus dem Erbprinzen Wilhelm, dessen Unbedenklichkeit in Geldsachen wir eben kennen gelernt haben, ein Kurfürst geworden war, der in zehnjähriger Verbannung sich die volle Frische dieser schönen Eigenschaft bewahrt hatte. Wie jener Diplomat berichtete, war es das eifrigste Bestreben des Kurfürsten, nicht für reich, sondern für arm zu gelten. Deshalb wünschte er nur, unter der Hand Geld auszuleihen. So gern er ferner bei solchen Geschäften verdiente, so war er doch andererseits sehr mißtrauisch und deswegen zunächst gegen alle Anleihewünsche im Voraus eingenommen; daher mußte man ihn erst durch dritte Hand mit der Idee davon vertraut machen und ihm solche als annehmbar erscheinen lassen. Zu dem Zwecke mußte man sorgfältig den Augenblick guter Laune und heiterer Gemüthsstimmung abwarten. Damals wurden seine Geldgeschäfte durch das Directorium seiner Cabinetscasse geleitet, deren vier Directoren von allen Anleihen 1 % Provision und außerdem noch bedeutende Geschenke erhielten. Sie wünschten daher nur Anleihen auf kurze Zeit, weil bei solchen ihre Gewinne sich häufiger wiederholten.

Unter so bewandten Umständen ist es begreiflich, daß die geldbedürftigen Fürsten ihre Neigung zu directen Verhandlungen mit dem hessischen Landesvater immer mehr verloren und sich die Vermittlung geschickter Agenten gern gefallen ließen. Und das gleiche Interesse war offenbar auf der anderen Seite vorhanden.

Bis zum Jahre 1800 einschließlich beschränkten sich die Geschäfte, welche Rothschild mit dem hessischen Hofe machte, soweit ich sehen kann, auf Wechselumsätze, Empfang und Uebermittelung von Zahlungen, überhaupt auf Umsätze, die zum Geschäftsbereiche eines mäßig großen Geldwechsel-Betriebes gehörten. Erst 1801 begannen die Beziehungen einen neuen Charakter anzunehmen dadurch, daß Rothschild's Dienste seitdem auch bei den großen Finanzgeschäften des Landgrafen verwendet wurden. Sicherlich wird Rothschild dies nicht erreicht haben, ohne daß er von Anfang an die hessischen Beamten in sein Interesse zog. Später, bald nach dem Pariser Frieden, wußten Wohlunterrichtete genau, daß derjenige dieser Beamten, ohne dessen Rath der Kurfürst damals in Anleihesachen nichts that, mit dem Hause Rothschild so gut wie associirt war. Er hatte deshalb das größte Interesse daran, daß die hessischen Geschäfte sämmtlich durch Rothschild besorgt wurden, und hatte sich auch bereits im Dienste des Kurfürsten ein großes Vermögen erworben. Vermuthlich werden also diese dunkeln Beziehungen früh begonnen haben. Aber damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß Rothschild ihnen lediglich oder auch nur hauptsächlich seine Betheiligung bei den hessischen Finanzgeschäften verdankte. Dies hatte vielmehr seine guten sachlichen Gründe, die nur in Folge der geschilderten Verhältnisse am Casseler Hofe für sich allein schwerlich genügt haben werden, um jene Erfolge zu erreichen.

Bereits im Jahre 1800 erhielt Rothschild selbst vom Landgrafen 160 000 Thaler zur Verzinsung mit 4 %, im folgenden Jahre weitere 200 000 Gulden. Aber der Firma Ruppell & Harnier in Frankfurt vertraute der Landgraf damals noch größere Summen gegen gleiche Verzinsung an. Rothschild stand also immer noch nicht in vorderster Linie.

Das erste eigentliche Finanzgeschäft, das Rothschild für den Landgrafen abschloß, scheint ein Posten von 120 000 Gulden 4 ½ % Obligationen der Pfalzbayerischen Landstände gewesen zu sein, den er 1802 im Tausch gegen den gleichen Betrag Frankfurter Stadtanleihe lieferte. Im folgenden Jahre beschaffte er 490 000 Gulden Obligationen derselben Art, 1804: 400 000 Gulden Hessen-Darmstädtische Obligationen u. s. w. Sicherlich verhandelte er dabei seinerseits stets direct oder indirect mit den geldbedürftigen Verwaltungen, kaufte also nicht etwa die Obligationen in fertigem Zustande. Auch hierbei waren Ruppell & Harnier Hauptconcurrenten Rothschild's; doch arbeiteten noch andere Geschäftshäuser ähnlich für den Landgrafen.

Wie Rothschild dabei zu Werke ging, ersehen wir wieder aus dänischen Acten. Die dänische Finanzverwaltung hatte bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein ihre ausländischen Anleihen vorzugsweise in Amsterdam untergebracht, hatte seitdem aber hierfür mehrfach die Dienste Frankfurter Bankhäuser verwendet, namentlich des größten unter ihnen, der Firma

Gebrüder Bethmann. Diese hatte im Jahre 1804 noch den Rest einer solchen dänischen Anleihe zu verkaufen, sah sich aber hierzu außer Stande, in Folge der durch die politischen Ereignisse hervorgerufenen allgemeinen Geldknappheit. Endlich, im October, eröffnete sie Aussicht auf einige hunderttausend Thaler, wenn der dänische Hof ihr 8 % Provision bewilligen würde. Aber gleichzeitig lief in Kopenhagen ein billigeres Angebot des Altonaer Bankiers Lawaetz ein, der im Auftrage Rothschild's handelte, dessen Namen aber nicht nannte.

Schon im Jahre 1802 hatte Rothschild wahrscheinlich auf gleichem Wege dem dänischen Hofe 100 000 Thaler für den Landgrafen geliehen, ohne daß die eigentliche Quelle je in Kopenhagen bekannt wurde. Jetzt offerirte Lawaetz in seinem Auftrage weitere 200 000 Thaler und erwähnte auch, sein Auftraggeber sei ein Frankfurter, der aber nicht wünsche, daß das Geschäft unter den Frankfurter Bankiers bekannt werde. Deshalb sollten auch die Obligationen direct nach Cassel gesandt und dagegen die Gelder dort in Empfang genommen werden. Hiermit gab Rothschild natürlich die eigentliche Quelle des Darlehns bekannt; aber er war offenbar gewiß, dies ohne Gefahr thun zu können. Wenn Lawaetz ferner die Bedingung stellte, die Zinscoupons sollten bei dem kurhessischen Oberhofagenten Meyer Amschel Rothschild zahlbar gemacht werden, so wird die dänische Finanzverwaltung hieraus wohl schon ersehen haben, wer der eigentliche Hauptvermittler war. „Dieser Darleiher" — so wurde hinzugefügt — „ist ein äußerst reicher Capitalist und dem dänischen Hofe ungemein geneigt; wahrscheinlich sind noch größere Summen oder bessere Bedingungen zu erlangen."

Thatsächlich erhielt Dänemark auf demselben Wege jetzt noch größere Darlehen, im Ganzen bis 1806: 1³/₄ Millionen Thaler. Aber die Bedingungen verschlechterten sich wieder, wegen der immerfort wachsenden Geldknappheit und wegen des, in Folge der drohenden politischen Verhältnisse ebenfalls zunehmenden landgräflichen Mißtrauens. Daran wäre im Anfange des Jahres 1806 eine große Anleihe beinahe gescheitert. Rothschild war damals selbst nach Hamburg gereist, machte auch von dort aus eine weitere Reise nach Mecklenburg wegen eines anderen Geldgeschäfts. Das Geld hatte er schon mitgebracht, und es war Alles dem Abschlusse nahe, als die dänische Finanzverwaltung die Bedingungen für unannehmbar erklärte. Darauf remonstrirte Lawaetz lebhaft, hierdurch werde nicht nur der Agent ruinirt, sondern auch der unangenehmste Eindruck bei dem Darleiher hervorgebracht werden, der doch im vollsten Vertrauen diese Anleihe anderen, die vortheilhafter für ihn gewesen wären, vorgezogen hätte. Nun folgten in Kopenhagen weitere Berathungen. Der König glaubte, man werde durch unmittelbare Verhandlungen in Cassel billigere Bedingungen erreichen. Das Finanzcollegium aber empfahl schließlich die Annahme, weil das Geld auf allen Geldmärkten Europa's „gleichsam verschwunden" wäre. Darauf schloß Lawaetz am 18. Februar 1806 das Geschäft in Höhe von 1 300 000 Thalern mit dem noch immer in Hamburg oder Altona anwesenden Rothschild ab, dessen Name jetzt erst als der des oft erwähnten „Frankfurter Correspondenten" oder „Casselschen Agenten" ausdrück-

lich genannt wurde. Wegen Auszahlung der Zinsen hatte er freilich schon einige Monate früher an das Finanzcollegium geschrieben.

Es war das größte Finanzgeschäft, das Rothschild bis dahin zu Stande gebracht hatte. Natürlich wurde das Darlehn durch die doppelte Vermittlung in Frankfurt am Main und Altona vertheuert, so daß der Zinsfuß sich auf über 6 % stellte. Gebrüder Bethmann versprachen dem dänischen Hofe kurz darauf ein Darlehn von 500 000 Gulden zu etwas günstigeren Bedingungen. Aber sie sahen sich außer Stande, ihr Versprechen zu halten. Wie sie im November schrieben, hatten sie einige Monate zuvor noch nicht geahnt, welche Ereignisse „gerade diejenigen Theile Deutschlands zu zertrümmern drohten, deren Wohlstand durch vieljährige Ruhe und weise Verwaltung unerschütterlich begründet zu sein schien, und wohin bisher mancher ermüdete Bewohner unserer durch so viele Lasten gedrückten Gegenden sein Auge sehnsuchtsvoll als nach einem sicheren Zufluchtsorte zu wenden gewohnt war". Sogar einen kleinen Vorschuß, den Gebrüder Bethmann im Februar 1806 dem dänischen Hofe gewährt hatten, mußten sie zurück erbitten, um ihre eigenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können.

Um dieselbe Zeit, als das größte Frankfurter Bankhaus dies schrieb, konnte Lawaetz dem Finanzcollegium abermals 300 000 bis 400 000 Thaler anbieten, die aber nicht angenommen worden zu sein scheinen.

Von den bei Bethmanns aufgenommenen dänischen Anleihen unterschieden sich diejenigen, welche Rothschild und Lawaetz vermittelten, u. A. namentlich durch ihre erheblich längere Dauer. Der Landgraf legte hierauf das größte Gewicht, weil es für ihn in dieser unruhigen Zeit immer schwieriger wurde, seine großen Capitalien sicher anzulegen, und weil ihm jetzt vor Allem daran lag, die guten Zinsen möglichst lange und möglichst ungestört zu genießen. Das entsprach aber auch dem dänischen Interesse, weil hierdurch die hohen Kosten der Geldbeschaffung sich auf einen langen Zeitraum vertheilten. Nur gegen die allzulange Unkündbarkeit der letzten Anleihe wehrte man sich in Kopenhagen; doch siegte hierin wie durchweg das Interesse des Geldgebers.

Rothschild handelte jedenfalls durchaus reell, indem er eine möglichst lange Dauer der Anleihe durchsetzte; er hätte ja bei häufigerem Wechsel der Anlagen ebenso gut wie die hessischen Räthe, von denen vorhin die Rede war, mehr verdienen können. Daß er dies nicht that, war für den Landgrafen ohne Frage ein wesentlicher Anlaß, um die Vermittlung Rothschild's derjenigen seiner ungetreuen Räthe vorzuziehen.

Durch ihre längere Dauer verloren diese ersten Rothschild-Anleihen einen Theil des privatwirthschaftlichen Charakters, den die meisten fürstlichen Anleihen damaliger Zeit noch hatten, und näherten sich dem englischen Typus der eigentlichen „fundirten" Staatsanleihe. Aber andererseits war bei ihnen der Gläubiger noch ein einzelner Capitalist, während sonst schon längst die Vertheilung einer Anleihe auf zahlreiche Personen üblich war. Um dies zu erleichtern, hatte man sich auch bereits daran gewöhnt, gedruckte Partial-Obligationen, auf den Inhaber und auf runde Beträge lautend, auszugeben, was schon bei den ersten Rothschild-Anleihen ebenfalls geschah, um dem Land-

grafen die Veräußerung zu erleichtern. Noch jetzt liegt im dänischen Staatsarchiv das Formular einer solchen Obligation, nebst allen Coupons, deren Aufdruck folgenden Wortlaut hat: „Den 1. Februar 1806 zahlt der Chur-Hessische Ober-Hof-Agent Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt am Mayn für die Obligation Nr. . . . auf 1000 Reichsthaler in Louisdor lautend, datirt den 1. Februar 1805, die Zinsen für das letztverflossene Jahr mit 45 Reichsthaler in Louisdor, jeden Louisd'or zu 5 Reichsthaler gerechnet. Königliches Finanz-Collegium zu Kopenhagen, den 1. Februar 1805."

Um die Zeit der letzten oben erwähnten Verhandlungen Rothschild's mit der dänischen Finanzverwaltung, im October 1806, mußte der Kurfürst — das war er seit 1803 — sein Land verlassen. Vorher brachte er noch seinen Staatsschatz in Sicherheit und vertraute ihn, wie allbekannt, seinem Oberhofagenten Rothschild an. Dieser behielt ihn aber keineswegs, wie man allgemein geglaubt zu haben scheint, in Frankfurt, was der kaufmännischen Vernunft ebenso wie der gewöhnlichen Lebensklugheit widersprochen hätte. „Es war keine Zeit zu verlieren" — so erzählte später Nathan Mayer, der Londoner Sohn des alten Rothschild —, „mein Vater sandte mir das Geld nach England. Ich erhielt plötzlich 600000 Pfd. Sterl. mit der Post und verwaltete die Summen so gut, daß der Kurfürst mir später seine sämmtlichen Vorräthe an Wein und Leinen schenkte."

Aus den letzten Lebensjahren Meyer Amschel Rothschild's ist bisher an geschäftlichem Material nur wenig zum Vorschein gekommen. Es scheint, daß er in jenen, politisch so gewaltig bewegten Jahren keine erhebliche eigene Geschäftsthätigkeit mehr entfaltete. Die flüssigen Capitalien seines hohen hessischen Kunden waren in England, wo sein ihm weit überlegener Sohn Nathan mit ihnen operirte, während auf dem Festlande große Finanzgeschäfte kaum mit einiger Sicherheit zu machen waren. Einmal, im Jahre 1807, sehen wir bei einem preußischen Anleiheversuche seine Hand wie im Schattenspiele hinter der Bühne sich bewegen; aber vielleicht war es nur die Hand eines seiner Söhne.

Preußen mußte damals um jeden Preis Geld schaffen für die Bezahlung der französischen Kriegscontribution. In ganz Europa pochte man an, überall vergeblich. Schließlich kam Kammerpräsident von Vincke in Hamburg mit dem uns schon bekannten Altonaer Bankier Lawaetz in Verbindung, der Hoffnung auf einige Millionen zu guten Bedingungen machte. Darob in Berlin große Freude. Aber bald entstanden Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Lawaetz verlangte „Privatsicherheit", hypothekarische Verpfändung von Domänen, worauf Vincke sich vergebens bemühte, den Nachweis zu erbringen, „daß immer die Landesschulden den Ländern ankleben." Die Zinsforderung wurde immer höher, das angebotene Capital immer kleiner. Aus mehreren Andeutungen des Altonaer Vermittlers läßt sich entnehmen, daß es sich um hessische Gelder handelt, und daß Rothschild dabei im Hintergrunde thätig war. Aber in Preußen wußte man davon schwerlich. Jedenfalls wandte man sich bald auch direct an den Kurfürsten, der damals auf seinen Gütern in Schleswig lebte. Namentlich Fürst Wittgenstein übernahm es, mit

ihm zu verhandeln. Dieser Mann, den man bisher vorzugsweise nach der, durch glühenden Haß eingegebenen Charakterisirung des Freihern von Stein kennt[1]), hatte doch der preußischen Finanzverwaltung vielfach wesentliche Dienste erwiesen, und noch ein Jahrzehnt nach der Zeit, von der wir hier sprechen, verschmähte es ein Finanzmann von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit Rother's nicht, ihn um Rath zu fragen. Wittgenstein hatte in Cassel ein Bankhaus begründet und zwar mit Capital des Landgrafen unter Garantie seines (Wittgenstein's) älteren Bruders. Bei diesem „Wittgenstein'schen Contor" hatte Preußen 1798 und 1806 (vor Jena) Anleihen aufgenommen. Nach der Katastrophe hielt Wittgenstein sich bald in Hamburg auf, wo er mit Bernadotte in Verbindung trat, bald in Königsberg, wo er Stein eine Anleihe beim Kurfürsten vorschlug. Die Sache wurde eingeleitet, und der König richtete sogar selbst an den Landgrafen höchst bewegliche Handschreiben, die aber auf den mißtrauischen Harpagon sicher nur abschreckend wirkten; jedenfalls behandelte er die für Preußen so unendlich wichtige Sache dilatorisch. Wie Wittgenstein schließlich an den König berichtete, hätte die englische Regierung sich angeblich gleich nach dem Frieden von Tilsit aus gewissen Rücksichten und aus Fürsorge für den Kurfürsten veranlaßt gesehen, diejenigen Summen, welcher dieser in England angelegt hatte, derart mit Arrest zu belegen, daß er zwar die Zinsen erhalten, aber über das Capital selbst nicht verfügen konnte. Der Besitz des Kurfürsten an englischen Staatspapieren vermehrte sich in dieser Zeit thatsächlich bedeutend; vielleicht legte Nathan Mayer Rothschild den größten Theil der ihm von seinem Vater zugesandten 600000 Pfd. Sterl. in solchen Papieren an; aber wie Stein einige Jahre später in Prag „von den Geschäftsleuten des Kurfürsten", vielleicht von Wittgenstein selbst, erfuhr, war Jener gar nicht ernstlich gesonnen, „seine in England sicher stehenden Fonds auf dem festen Lande im Preußischen anzulegen." Das hat viel innere Wahrscheinlichkeit für sich; jedenfalls führten auch die mit Lawaetz eingeleiteten Verhandlungen zu keinem Ergebnisse.

Wie geringfügig die Geldgeschäfte des Frankfurter Hauses in den folgenden Jahren gewesen sein werden, erhellt aus einem Schreiben, daß der alte Rothschild am 29. September 1809 an den dänischen Finanzminister, Grafen Schimmelmann, richtete. Dieser hatte für seine Regierung ein Darlehn von nur 150000 Gulden zu erlangen gewünscht und zu dem Zwecke eine neue Anleiheform vorgeschlagen, auf die Rothschild aber nicht eingehen zu können erklärte, weil das Frankfurter Publicum nicht daran gewöhnt sei. Er erbot sich indeß, eine Anleihe der früheren Art zu 4½ % Zinsen und 1 % Provision zu übernehmen und erwähnte dabei, zu 6 % Zinsen, dem damals ganz üblichen Zinsfuße, und einer „annehmlichen Provision" könne man „in der hiesigen Gegenden die bedeutendsten Summa bey der allergrosten Sicherheit anbringen und sich Stipulationen bedingen, wie man sie nur immer für den Vortheil des Creditors wunschet".

---

[1]) „Das Ideal eines Höflings, sans humeur et sans honneur — ohne Tüchtigkeit, ohne Kenntnisse — kalt, berechnend, beharrlich, feige bis zur Kriecherei" (Pertz, Leben Stein's, Bd. VI², S. 166).

Beiläufig gesagt, ist dies einer der wenigen von mir bisher gefundenen eigenhändigen Briefe des alten Rothschild; wie aus der oben wörtlich angeführten Probe hervorgeht, handhabte er die deutsche Sprache zwar nicht correct, aber doch auch keineswegs so schlecht, wie es Juden ohne eigentliche moderne Bildung sonst damals zu thun vermochten.

Einige Monate später schrieb er abermals an Schimmelmann, der ihn noch ohne Antwort gelassen hatte. Er bat um Beschleunigung der Sache und wollte zugleich „einen neuen Beweis der Anhänglichkeit an das Königlich Dänische Haus geben, in ehrfurchtsvoller Ueberreichung der anliegenden 200 Zinscoupons, welche zu den an mich im Jahre 1808 abgelegten hundert Obligationen geheren, seithero noch im Publike geweßen und von mir gegen die darauf geleistete Zahlung eingezogen worden sind. Ew. Hochgrafl. Excellenz haben darauf an mich auch nicht einen Pfenning verguten zu lassen“.

Am 25. December 1810 boten „Mayer Amschel Rothschild und Söhne“ dem Grafen ein Darlehn von 400000 Thalern an, zwanzig Jahre unkündbar und trotz des allenthalben herrschenden Geldmangels zu den früheren Bedingungen. Offenbar war Geld damals sicher nur schwer unterzubringen. Die Söhne waren, wie aus der neuen Firma hervorgeht, bereits Theilhaber geworden; dennoch war der Brief im Singular geschrieben: „ich habe“ u. s. w.

Mayer Amschel Rothschild starb am 19. September 1812. Ludwig Börne, der ihn noch persönlich gekannt hatte, schilderte ihn folgendermaßen: „Der alte Rothschild war ein frommer Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Er war ein mildthätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopfe ein dreieckig gehörnter Hut und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn wie ein Hofstaat ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder mit gutem Rathe zusprach. Wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten oder vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen.“ Kriegk, welcher der Frankfurter Tradition folgt, berichtet noch, der alte Rothschild hätte nicht selten auf ganz besondere Weise Almosen gespendet: „Da er nämlich wie mancher andere Jude den Glauben hatte, daß Gott diejenigen Wohlthäter am meisten belohne, für welche ihre Spender keinen Dank empfangen haben, so ging er mitunter im Abenddunkel durch die Judengasse, drückte jedem ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, einige Geldstücke in die Hand und lief dann schnell weiter.“

II.

In der folgenden Zeit war es Nathan Mayer, der dritte Sohn des alten Rothschild, welcher die Geschäftsthätigkeit der Familie entscheidend beeinflußte. Von ihm besitzen wir glücklicher Weise wichtige eigene Aeußerungen

über seine Entwicklung, herrührend aus dem Jahre 1834. Er that sie im Gespräche mit Sir Thomas Fowell Buxton, einem der bekanntesten und erfolgreichsten Gegner der Negersklaverei, der eines Tages Rothschild's Gast war. Buxton gibt Rothschild's Erzählung folgendermaßen wieder:

„Es war," so begann er, „in der Stadt (Frankfurt) nicht genug Raum für uns Alle. Ich machte Geschäfte in Englischen Waaren. Ein Engländer kam herüber, der den Markt ganz für sich hatte; er spielte den Großen und that, als erweise er uns eine Gnade, wenn er an uns verkaufte. Ich beleidigte ihn auf irgend eine Weise; er lehnte es daher ab, mir seine Muster vorzulegen. Dies geschah an einem Dienstag. Ich sagte zu meinem Vater: ‚Ich will nach England gehen.' Ich konnte nur Deutsch sprechen; aber am Donnerstag schon reiste ich ab. Je näher ich England kam, desto wohlfeiler wurden die englischen Waaren. Als ich in Manchester angelangt war, verwendete ich meine ganze Baarschaft zu Einkäufen. Es war ja Alles so spottbillig, und ich machte einen guten Profit. Ich fand bald, daß bei dem ganzen Geschäfte ein dreifacher Nutzen gemacht wurde: am Rohmaterial, beim Färben und bei der eigentlichen Fabrikation. Ich sagte zum Fabrikanten: ‚Ich liefere Dir Material und Farbe, und Du lieferst mir fertige Waare.' So zog ich dreifachen Nutzen und konnte billiger als alle Anderen verkaufen. In kurzer Zeit verdiente ich mit meinen 20000 Pfd. Sterl. das Doppelte, so daß ich 60000 besaß. Mein Erfolg beruhte auf einem einzigen Grundsatze. Ich sagte mir: ‚Was ein Anderer kann, das kann ich auch, deshalb bin ich dem Mann mit den Mustern gewachsen und ebenso allen Anderen.' Ich hatte noch einen weiteren Vortheil: ich war ein Kaufmann aus dem Stegreif. Ich nahm Alles mit und schloß immer meinen Handel auf der Stelle ab."

Das wird um das Jahr 1800 gewesen sein, als das Geschäft in englischen Waaren mit dem Festlande zwar schon sehr erschwert, aber die Continentalsperre noch nicht erklärt war, was bekanntlich erst 1806 geschah. Manche anderen Geschäftsleute des Festlandes siedelten, gleich Rothschild, nach Manchester über und blieben dauernd dort. Rothschild dagegen fand bald, daß in London noch mehr zu verdienen sei. Wann er dorthin ging, ist einstweilen nicht sicher zu ermitteln; vermuthlich war es im Jahre 1806, bei Gelegenheit jener, uns schon bekannten großen Sendung hessischer Gelder. Jedenfalls war bis dahin noch der Bankier van Notten Agent des Kurfürsten in Londen, seitdem aber wurde diese Vertretung Nathan Mayer Rothschild übertragen, der damals erst 28 Jahre zählte. Folgen wir jetzt seiner Erzählung weiter:

„Als ich mich in London etablirt hatte, ließ die Ostindische Compagnie 800000 Pfd. Sterl. Gold verkaufen. Ich kaufte alles; denn ich wußte, daß der Herzog von Wellington es haben mußte; ich hatte eine große Menge seiner Wechsel billig gekauft. Die Regierung ließ mich holen und erklärte, sie müsse das Gold haben. Als sie es hatte, wußte sie nicht, wie sie es nach Portugal senden sollte. Ich unternahm auch das und sandte es durch Frankreich; dies war das beste Geschäft, das ich je gemacht habe."

Der Bericht über dieses Geschäft bedarf sehr der Erläuterung: Dasselbe muß zwischen 1808 und 1810 gemacht worden sein. England hatte damals

Papierwährung. Baargeld war dort sehr selten geworden. Der Wechselcurs auf London stand überall außerordentlich niedrig und wurde noch immer weiter verschlechtert dadurch, daß die englische Regierung für den Krieg gegen Napoleon unaufhörlich große Geldsummen auf dem Festlande gebrauchte, und zwar in diesen Jahren hauptsächlich auf der Pyrenäischen Halbinsel. Wellington, der Feldherr des „Peninsular-Krieges", befand sich meist in bitterster Geldklemme. Er mußte Alles mit Baargeld bezahlen, konnte dieses sich nur beschaffen, indem er Wechsel auf das Schatzamt zog und sie mit enormem Verlust verkaufte. Das erregte wiederum lebhaftes Mißvergnügen bei der englischen Finanzverwaltung, die ihrerseits sich von der Volksströmung treiben ließ; schon seit Jahren betrachtete man im Volke die hohen Kriegskosten, die Papierwährung und den schlechten Wechselkurs mit steigendem Unmuthe. Es entstand ein scharfer Conflict zwischen Wellington und dem Schatzkanzler Perceval, einem Manne von mäßiger Geschicklichkeit und engem Gesichtskreise. „Unter solchen Umständen" — so sagt Napier, der Geschichtsschreiber des Peninsular-Krieges und Freund Wellington's selbst — „entstand statt eines ruhmreichen Waffenganges ein Streit zwischen öffentlichen Credit und Militärmacht, in dem selbst ein Sieg ersterem sicher verderblich werden mußte."

Ueberdies wurden directe Geldsendungen nach dem Festlande durch die, in diesem Jahre besonders scharf gehandhabte Continentalsperre und die französische Kaperei sehr erschwert. Deshalb nützte es der englischen Regierung noch verhältnißmäßig wenig, daß Rothschild ihr das Gold der Ostindischen Compagnie überließ. Sehr viel werthvoller war es für sie, daß er die ganze Versendung für eigene Rechnung und Gefahr übernahm; indeß zeugt ihr Verfahren auch bei diesem Anlasse von wenig Thatkraft und Intelligenz.

Umgekehrt war Rothschild's Verfahren eine bedeutende geschäftliche Leistung. Sie bestand aus vier Theilen, dem Kauf der Tratten Wellington's, dem Kauf des Goldes, dessen Wiederverkauf, endlich den Rimessen nach Portugal. Das Geschäft war riesengroß für seine damaligen Vermögensverhältnisse, aber es war wohl angelegt: daraus, daß er Wellington's Tratten so billig gekauft hatte, mußte er entnehmen, wie dringlich der englische Feldherr des Geldes bedurfte. Vielleicht hatte er die Tratten direct von Wellington's Geldlieferanten gekauft, einem Consortium von Wechslern in Malta, Sicilien und Spanien, „The Cab" genannt, welches die Nothlage der englischen Heeresleitung wucherisch ausbeutete. Der schwierigste Theil seines Geschäftes war ohne Frage die Sendung des Geldes durch Feindesland nach Portugal. Welche Mittel er dabei angewendet haben wird, können wir schließen aus seinem Verfahren bei Uebermittlung der englischen Subsidien an die Festlandsstaaten in den Befreiungskriegen. Wir wollen daher gleich zu diesen übergehen.

Nach der, möglicher Weise aus politischen Motiven hervorgegangenen Ermordung Perceval's im Jahre 1812 wurde Vansittart Schatzkanzler. Seine rechte Hand bei den Geldgeschäften mit dem Festlande war der General-Commissar Herries, von dem Alexander Baring, wohl derjenige Bankier dieser Zeit, der sich die höchste Fachbildung erworben hatte, später wiederholt

gesagt hat, er sei von allen ihm bekannten englischen Finanzbeamten bei Weitem der tüchtigste gewesen.

Die englische Finanzpolitik lenkte jetzt wieder ein in das Pitt'sche Fahrwasser kräftiger finanzieller Unterstützung der Festlandsstaaten bei ihrem Kampfe gegen Frankreich. Diese Staaten bedurften solcher Hülfe dringend.

Oesterreich war vollkommen bankerott. Die Zinsen seiner ungeheuren Staatsschuld blieben unbezahlt; die Banknoten circulirten in noch weit größeren Mengen mit Zwangskurs. Die Kurse der Staatspapiere und Banknoten fielen im Jahre 1811 bis auf 10 % ihres Nominalwerthes. Am Ende des Jahres berichtete Fürst Metternich seinem Kaiser hinsichtlich der Finanzlage: „Wir stehen vor einem Abgrunde, dessen Tiefe sich noch schwer bemessen läßt." Auch 1813 mußte von Neuem zur Vermehrung des Papiergeldes geschritten werden.

Gleich Oesterreich litt Rußland an einer Papierwährung, deren Kurs zeitweilig bis auf 25 % des Nennwerthes zurückging. In den Kriegsjahren 1813—1815 stellte der Staat die Zahlung seiner Schuldzinsen ein.

Nicht minder zerrüttet waren die preußischen Finanzen. Auch hier mußten von 1807—1810 die Zahlung der Zinsen zum Theil eingestellt werden, und die ebenfalls vertragsmäßig zugesicherte Tilgung der Anleihen unterblieb auch nach 1810 noch theilweise. Die Zahlung der Kriegscontribution, die Verpflegung der französischen Truppen und andere Nothausgaben verschlangen noch in den Jahren 1810—1812 gegen 40 Millionen Thaler, das Retablissement der Armee kostete bis zum Jahre 1813 wenigstens 10 Millionen Thaler. Als dann der Krieg ausbrach, war der Staat ohne alle Baarmittel. Trotz der Opferbereitschaft des Volkes mußte Hardenberg der englischen Regierung erklären, ohne Subsidien könne Preußen keinen Krieg führen. Aehnlich stand es mit den meisten anderen Staaten des Festlandes.

Großbritannien bewilligte nun in den Jahren 1813—1815 im Ganzen über 15 Millionen Pfd. Sterl. Subsidien, wovon etwa 11 Millionen auf die drei Großmächte entfielen, während der Rest sich auf zahlreiche kleinere Staaten vertheilte. Sogar Hohenzollern-Hechingen erhielt 1615 £ 1 s.

Außerdem waren aber noch für die auf dem Continente operirenden englischen Truppen gewaltige Geldmittel erforderlich, welche sich im Jahre 1815 bis auf eine Million Pfd. Sterl. monatlich erhöhten.

Die Uebermittelung dieser Riesensummen nach dem Festlande geschah noch im Jahre 1813 auf gewohnte Weise entweder durch Sendung von Silber in Barren und klingender Münze oder durch festländische Tratten auf London. Beide Zahlungsarten brachten aber schwere Mißstände mit sich.

Die Silbersendungen waren gefährlich und kostspielig. Um der Kapergefahr zu begegnen, wurden Kriegsschiffe abgesandt; aber die Seegefahr blieb auch bei diesen bestehen; seitdem im Jahre 1799 die Fregatte „Lutine" mit einer solchen Silbersendung von über einer Million Pfd. Sterl. nahe der holländischen Küste untergegangen und davon noch nicht der zehnte Theil gerettet worden war, kosteten diese Sendungen überaus hohe Assecuranzprämien; die gesammten Unkosten bis zur Landung auf dem Festlande beliefen sich viel-

fach, wie es scheint, auf 6—8 % vom Werthe der Sendungen. Dazu kamen noch die weiteren hohen Kosten und ernsten Gefahren des Landtransportes bis zum jeweiligen Kriegsschauplatze. Auch war es für die englische Finanzverwaltung nach wie vor oft sehr schwierig, so viel Baargeld im eigenen Lande aufzutreiben.

Die zuletzt erwähnte Schwierigkeit bestand bei den Festlands-Tratten ebenfalls, und gegen diese sprach vor Allem ihr ungünstiger Einfluß auf den englischen Wechselkurs, der durch sie z. B. im Sommer des Jahres 1813 bis auf über 30 % unter seinem Normalstande herabgedrückt wurde. Der hierdurch entstehende Verlust mußte entweder von England oder von den Festlandstaaten oder von beiden getragen werden. Für die Subsidien-Empfänger kam außerdem noch hinzu die große Schwierigkeit der Verwerthung solcher Mengen englischer Wechsel.

Als Preußen durch den Reichenbacher Vertrag vom 14. Juni 1813 zwei Drittel Million Pfd. Sterl. Subsidien erlangt hatte, sandte Hardenberg zunächst den Hofrath Bartholdy insgeheim nach Wien, um dort englische Wechsel möglichst gut zu verkaufen. Nach großen Anstrengungen gelang es Bartholdy, 83 000 Pfd. Sterl. zu verwerthen; aber der Wechselkurs wurde schon durch diesen Betrag und durch die Erwartung weiterer Verkäufe um mehrere Procente gedrückt; eben so viel mußte man Vermittlern zu verdienen geben, und schließlich erlangte man nur kleine Münzen, deren Transport nach dem schlesischen Kriegsschauplatze mit weiteren hohen Kosten und Gefahren verknüpft war, auch viel zu lange dauerte. Bartholdy verdankte es lediglich der Hülfe seines Schwagers, des Berliner Bankiers Mendelssohn, der mit 30 000 Pfd. Sterl. Wechseln zum Verkaufe nach Breslau eilte, daß Blücher und Kleist in höchster Noth unterstützt werden konnten. Weitere Plätze für den Verkauf größerer Posten englischer Wechsel waren nicht verfügbar. In Berlin wurden nur 25 000 Pfd. Sterl. zu sehr schlechten Kursen untergebracht. Von Hamburg, Frankfurt und anderen großen Wechselplätzen war man völlig abgeschnitten. Es herrschte bei den preußischen Finanzbeamten allgemeine Rathlosigkeit; einer beschuldigte immer den anderen, daß er von der Sache nichts verstände. Niebuhr machte Vorschläge, die sich theoretisch gut ausnahmen, aber praktisch undurchführbar waren.

Bei den anderen betheiligten Regierungen war die Lage offenbar ganz ähnlich, und auch in London wußte man lange Zeit nicht, wie Abhülfe geschaffen werden könne. Nur der Weizen der Bankiers in Wien, Berlin, London u. s. w. blühte. Da die Sachlage allgemein bekannt war, wußten sie genau, daß man ihrer Vermittlung bedurfte, und ließen sie sich theuer bezahlen, ohne doch dafür Entsprechendes zu leisten. In London hatten die Firmen Harman, Fridag und Coutts das ganze Geschäft in Händen. Alexander Baring erbot sich im Juni 1814, Preußen 300 000—400 000 Pfd. Sterl. vorzuschießen. Die Offerte war scheinbar so günstig, daß der preußische Gesandte Jacobi nicht begriff, wie dieser Krösus so viel innige Zärtlichkeit gegenüber Preußen besitzen könne. Hinterher stellte sich heraus, daß man ihn mißverstanden hatte, und da inzwischen das dringendste Geldbedürfniß durch die

geheime Intervention eines Unbekannten behoben worden war, wurde das Baring'sche Anerbieten zurückgewiesen. Jener Unbekannte war Nathan Mayer Rothschild.

Gegen Ende des Jahres 1813 schlug Generalcommissar Herries dem Schatzkanzler Vansittart einen neuen Plan vor, um die festländischen Geldbedürfnisse zu befriedigen, und zwar zunächst diejenigen der englischen Truppen. Dieser Plan rührte her von Nathan Mayer Rothschild, der damals in den englischen Regierungskreisen so unbekannt war, daß das Schatzamt seinen Namen stets falsch schrieb. Der Plan wurde von Vansittart gebilligt, blieb aber im Uebrigen strenges Geheimniß. Rothschild reiste mit speciellen Instructionen von Herries ganz im Geheimen nach Holland und Deutschland, um durch seine Agenten überall, selbst in Paris, französische Münzen in zahlreichen kleinen Beträgen sammeln und auf die verschiedenste Weise nach dem Hauptquartier Wellington's schaffen zu lassen. Dies geschah so rasch, daß der englische Feldherr siegreich vorrücken und alle seine Bedürfnisse baar bezahlen konnte, im Gegensatze zu den von Osten heranrückenden Alliirten, die immer noch mit der bittersten Geldverlegenheit zu kämpfen hatten.

Jetzt rühmte Herries in einem amtlichen Geheimberichte an den Schatzkanzler aufs Wärmste das Geschick und den Eifer Rothschild's: dessen Operationen wären so discret durchgeführt worden, daß man sie an den Börsen gar nicht bemerkt hätte. Deshalb hätte man schon für 700 000 Pfd. Sterl. Wechsel auf Holland und Frankfurt gekauft, ohne daß der englische Wechselkurs gefallen sei. Herries sei überzeugt, 100 000 Pfd. Sterl. hätten, wenn durch einen der festländischen Gesandten oder durch einen Beamten der Finanzverwaltung gekauft, zehnmal so viel Wirkung auf den Kurs ausgeübt, als Rothschild's so weit größere Operationen. Diese wurden nun täglich fortgesetzt. Herries übernahm die ganze Verantwortlichkeit; er gestattete Rothschild, keinen einzigen Schritt ohne seine unmittelbare Genehmigung zu thun. Rothschild befand sich deshalb fast fortwährend bei Herries im Zimmer. Dessen Secretär that dort die nöthigen Arbeiten. Sonst wußte Niemand von der Sache.

Seit April des folgenden Jahres (1814) nahmen Rothschild's Geschäfte noch größeren Umfang an.

Zunächst kaufte er für die englische Finanzverwaltung 200 000 Pfd. Sterl. Wechsel auf Paris, die Ludwig XVIII. brauchte, um die Kosten der Reise in seine Hauptstadt und der Thronbesteigung zu bestreiten. Sodann aber begann man mit den Festlandsstaaten zu verhandeln, um sie davon zu überzeugen, daß es für sie selbst, wie für England vortheilhafter sei, die Subsidien nicht, wie bisher, in London, sondern auf dem Festlande zahlbar zu machen, daß sie nicht mehr ihrerseits auf London trassiren, sondern die Art der Zahlung der englischen Regierung überlassen sollten, welche beabsichtigte, alle festländischen Finanzgeschäfte in Paris zu centralisiren und sie durch Rothschild ausführen zu lassen; dessen Namen wurde aber auch jetzt noch lange nicht genannt.

Die Verhandlungen wurden zuerst in London mit den Gesandten der Festlandsmächte geführt, bald aber nach Paris verlegt, wohin Herries mit weit-

gehenden Vollmachten abreiste. Ueber den Erfolg seiner Sendung berichtete er folgendermaßen: Als Herries nach Paris kam, war der dortige Wechselkurs auf London sehr niedrig in Folge der Wechselverkäufe der Alliirten und der dadurch veranlaßten Baarsendungen englischer Geschäftshäuser nach Paris: der Kurs stand 17 1/2 Francs für das Pfund. Herries veranlaßte nun die Vertreter Preußens und Oesterreichs, directe Zahlungen von ihm anzunehmen, und zwar zahlte er an Preußen 100 000 Pfd. Sterl., die er in Gold aus London mitgebracht hatte, sowie 137 500 Pfd. Sterl. in Wechseln auf Frankfurt und Berlin, welche Rothschild beschaffte, ferner auf ähnliche Weise noch bedeutende Geldsummen an Frankreich, Oesterreich und an die englischen Truppen. Trotzdem stieg der Wechselkurs in kurzer Zeit bis auf 21 Francs. Kein Mensch erfuhr von den Wechselgeschäften Rothschild's, dessen Dienst Herries wieder mit lebhafter Bewunderung rühmte. Nur der russische Vertreter wollte sich einstweilen auf den neuen Anleihemodus nicht einlassen. Doch gelang es Rothschild, der offenbar Herries begleitete, auf der Rückreise in Amsterdam mit dem dortigen russischen Agenten ein Abkommen zu treffen, das Herries auf eigene Verantwortlichkeit genehmigte, ohne das Schatzamt zu befragen. Dieses Abkommen war, wie Rothschild rühmte, für beide Theile höchst vortheilhaft; nach einer späteren Abrechnung ersparte England allein dadurch 120 000 Pfd. Sterl.

Zufällig sind mir kaufmännische Correspondenzen eines englischen Geschäftshauses aus der Zeit jener Pariser Verhandlungen zu Gesicht gekommen. Aus ihnen geht hervor, daß noch andere englische Bankiers sich damals bemühten, Antheil an den bevorstehenden großen Geldgeschäften zu erlangen. Vansittart ging so weit, dem Agenten eines dieser Häuser, Namens Thornton, ein vertrauliches Einführungsschreiben an Lord Castlereagh zu geben, und Herries wußte in Paris Thornton derart zu behandeln, daß dieser sich bis zuletzt einredete, er werde Antheil an dem Geschäfte erhalten!

An der Londoner Börse bemerkte man jetzt, wie gut Nathan Mayer Rothschild stets unterrichtet war, und es bildeten sich Legenden über die Quellen seines Wissens. Dahin gehören die Berichte über seine ausgezeichnete Taubenpost, über seine tollkühne Meerfahrt nach der Schlacht von Belle-Alliance u. s. w. Wie viel davon wahr sein mag, muß ich einstweilen dahingestellt sein lassen. So viel ist sicher: erst in den „Hundert Tagen“ wurde der Name Rothschild in weiten Kreisen bekannt dadurch, daß man die großen Dienste erfuhr, die das Haus den meisten europäischen Regierungen leistete.

Sofort nach der Nachricht von der Rückkehr Napoleon's bemühte sich der Generalcommissar Herries, durch Rothschild Baargeld zu beschaffen; so ließ er z. B. französische Goldmünzen prägen, ohne erst lange König Ludwig XVIII. um Erlaubniß zu bitten; derartige anfechtbare Gewaltmittel waren den Beiden seit geraumer Zeit nichts Neues.

In der That war nicht Zeit zu langem Bedenken. Namentlich Preußen war wieder in drückender Geldverlegenheit, so daß Blücher schließlich am 16. Mai in Namur, ähnlich wie früher Wellington, eigenmächtig auf London trassirte und die Wechsel mit enormem Verluste in Elberfeld verkaufen ließ. Der

Finanzminister von Bülow bat schon Mitte April dringlichst in London um einen Vorschuß von wenigstens 100 000 Pfd. Sterl. Aber Herries war damals selbst auf dem Festlande, und in seiner Abwesenheit konnte man nichts thun. Als er Ende April aus Brüssel wieder in London anlangte, ließ er sofort durch Rothschild 200 000 Pfd. Sterl. in Berlin auszahlen. Bülow war aufs Freudigste überrascht: „Diese Abschlagszahlungen," so schrieb er nach London, „sind uns im gegenwärtigen Augenblicke eine sehr wesentliche Hülfe und übertreffen unsere Erwartungen bei Weitem." Er wies den preußischen Geschäftsträger Greuhm an, Herries weiter in guter Stimmung zu erhalten, und sorgte persönlich dafür, daß die königliche Porzellanmanufactur auf die ihm zugedachten Ehrengaben besondere Sorgfalt verwendete.

Erst bei dieser Gelegenheit kam man in Berlin mit den Rothschilds in unmittelbare Beziehung dadurch, daß Salomon Mayer, der zweite Sohn des alten Rothschild, jene 200 000 Pfd. Sterl. persönlich nach Berlin brachte. Bülow sprach sich auch über das ganze Verfahren des Hauses mit lebhafter Anerkennung aus, erklärte sich bereit, den Wunsch Englands nach Unterlassung weiterer preußischer Tratten zu erfüllen, sah sich aber durch die fortdauernde große Geldnoth gezwungen, von Rothschild eine weitere Abschlagszahlung von 150 000 Pfd. Sterl. zu erbitten, die Salomon thatsächlich ohne Ermächtigung seines Londoner Bruders leistete, aber zu einem für Preußen so ungünstigen Kurse, daß Bülow die englische Regierung um Ersatz des Schadens bitten mußte, der dann auch anstandlos bewilligt wurde.

Ueberhaupt ergeben die preußischen Acten, daß das Verfahren der englischen Regierung gegenüber Preußen in dieser Zeit keineswegs so knauserig war, wie es Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" dargestellt hat. Man that mehr, als die preußische Regierung zu hoffen wagte. Treitschke besaß so wenig wie die anderen Historiker, welche diese Zeit behandelt haben, die Kenntnisse vom wirthschaftlichen Getriebe, welche nöthig gewesen wären, um das Verfahren der englischen Finanzverwaltung richtig würdigen zu können.

Bülow blieb nunmehr mit Rothschild in directer Verbindung. Ein erheblicher Theil der englischen Subsidien wurde, trotz jenes Versprechens, durch Tratten auf das englische Schatzamt eincassirt, welche er an Rothschild verkaufte. In Anerkennung dieser Dienste gab man Salomon Rothschild den Titel eines preußischen Commerzienrathes. Von dem Einflusse Nathan's in England gewann man in Berlin eine so hohe Meinung, daß Greuhm von Bülow aufgefordert wurde, sich dieses Einflusses beim englischen Cabinet zu bedienen. Doch wie Greuhm antwortete, überschätzte man damit Nathan's Bedeutung: wie wichtig er auch für die Ausführung der ihm vom Schatzamte ertheilten Aufträge war, so beschied er sich doch selbst, auf die Entscheidungen des Ministeriums auch in finanzieller Hinsicht keinen Versuch der Einflußnahme wagen zu dürfen.

Herries hat in zwei großen Berichten, vom 12. Juni 1816 und vom Jahre 1822, geschildert, wie die Subsidienzahlungen vor sich gegangen waren, und welchen Antheil die Rothschilds dabei gehabt hatten. Danach wurden

seit dem Frühjahre 1814 im Ganzen fast 18 Millionen Pfd. Sterl. (einschließlich des Unterhaltes der englischen Truppen) auf dem Festlande ausbezahlt, und zwar diese ganze ungeheuere Summe „through a single and confidential agency“, weit leichter und billiger als früher. Die Art und Weise der Zahlungen umfaßte jedes Mittel, durch welches fremdes Geld im Tausche gegen englische Münze oder englischen Credit erlangt werden konnte, z. B. Kauf von Münzsorten auf allen Märkten der Welt, Ausmünzung von Barrenmetall in englischen und fremden Münzstätten, Prägung fremder Münzen in England, Kauf von Wechseln auf solche Weise, daß ihre Bestimmung für öffentliche Zwecke verborgen blieb, Verkauf langsichtiger Wechsel auf London an festländischen Börsen u. s. w. u. s. w. Das Bestreben ging stets dahin, jeden Druck auf den Wechselkurs zu vermeiden. Dies war gelungen und auf solche Weise sowohl England wie seinen Verbündeten nicht nur vielleicht eine halbe Million Pfd. Sterl. erspart, sondern die ganze gewaltige Operation überhaupt erst ermöglicht worden.

„Vielleicht bin ich,“ so sagte Herries, „lediglich durch die Vermittlung Rothschild's und seiner Brüder auf dem Festlande in den Stand gesetzt worden, dies Geschäft durchzuführen. Ihnen gebührt die höchste Anerkennung für die Bemühungen, welche sie ausschließlich dem öffentlichen Dienste gewidmet haben, und der ihnen dafür zufließende Lohn ist redlich und rühmlich verdient. Aber man hat sich zu vergegenwärtigen, daß, obwohl sie fähig sind, durch ihren Credit und durch ihr Geschick jede, selbst die umfangreichste Geldoperation durchzuführen, sie doch weder geeignet sind noch geeignet sein wollen für die Oberleitung öffentlicher Functionen, und daß jede ihrer Maßnahmen auf meine Anweisung, auf meine Verantwortung hin erfolgt ist.“

Der Kaiser von Oesterreich belohnte die Dienste, welche die Rothschilds bei Uebermittlung der englischen Subsidien geleistet hatten, dadurch, daß er die Brüder Amschel, Salomon, Karl und James auf Antrag des Finanzministers Grafen Stadion durch Cabinetschreiben vom 25. September und 31. October 1816 in den Adelsstand erhob. Gerade derjenige Bruder, der sich die Hauptverdienste um die Subsidienzahlungen erworben hatte, nämlich Nathan, ging damals leer aus, wurde aber 1822, zusammen mit seinen Brüdern, österreichischer Freiherr. Als die Rothschilds 1817 ein Wappen erhalten sollten, legten sie dafür einen Entwurf vor, der von Bedeutung ist für ihre eigene Anschauung von den Ursachen ihres Aufsteigens: er enthielt zunächst Anspielungen auf das kurhessische, das englische und das österreichische Wappen, sodann einen Arm mit fünf Pfeilern, als Symbol der Einigkeit unter den Brüdern; Wappenthiere sollten sein: ein Jagdhund, als Symbol der Treue, und ein Storch, als Symbol der Frömmigkeit und des Glücks. Das den Rothschild's schließlich verliehene Wappen enthält nur einen Theil dieser Embleme, dafür aber die Devise: „Concordia, Integritas, Industria.“

(Ein dritter Artikel folgt.)

Festtage am Mäander.

Von

Otto Kern.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Als im letzten Drittel des zweiten Jahrtausends vor Christus unzählige Schiffe aus Griechenland nach Kleinasien hinübersetzten, um die herrliche Westküste in Besitz zu nehmen, da soll sich unter der Führung des Leukippos, eines Sohnes des Xanthios, eine Anzahl von Griechen, die aus Magnesia in Thessalien stammten und lange Zeit in Kreta gelebt hatten, auf Geheiß des Gottes von Delphi mit Weib und Kind im Delta des Mäander angesiedelt haben, der damals den Namen Amanthias führte. Ein glücklicher Zufall hat uns bei den in Magnesia von den königlich preußischen Museen in den Jahren 1891 bis 1893 unternommenen Ausgrabungen den Stein wieder geschenkt, auf dem ein Theil der Gründungsgeschichte der Stadt steht. Die Urkunde stammt aus dem Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. und darf in ihren Einzelheiten keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Was wir da hören von dem Wunderzeichen, das den nach Kreta gekommenen Thessalern erscheint, von ihrem Führer, der den Namen Schimmelreiter trägt, von der Tochter des am Mäander herrschenden Königs Mandrolytos, Leukophrye, die aus Liebe zu dem Fremdling ihre väterliche Stadt verräth, — das Alles gehört in das Gebiet der Sage und der Novelle. Aber als der geschichtliche Kern dieser Erzählung läßt sich die Thatsache herausschälen, daß Griechen, die von der thessalischen Halbinsel Magnesia stammten, nach einem längeren Aufenthalt auf der Insel Kreta in das Thal des Mäander gekommen sind und nach einigen Kämpfen mit den Eingesessenen sich dort angesiedelt und eine Stadt gegründet haben. Mit Genauigkeit gibt das eine der delphischen Orakel, die den Lauf der Gründungsgeschichte abwechselnd unterbrechen, die Lage der Stadt an: „da, wo das Haus des Mandrolytos steht am vielgewundenen Amanthias, bei den Felsklippen des Thorax, am Mykalegebirge, gegenüber dem Endymion“. Der Thorax ist ein Ausläufer des Mykalevorgebirges, jenes langen, hohen Bergrückens, der der Insel Samos gegenüber ins Meer fällt. Er ist es, der die Landschaft um

Magnesia beherrscht, und in der Geschichte uns Allen als der Berg bekannt, auf dem König Polykrates durch den Verrath eines persischen Satrapen seinen traurigen Tod fand. Aber trotz jener genauen Ortsangabe ist die Stätte dieser alten Gründung nicht bekannt und könnte auch nur durch einen außerordentlichen Zufall noch bekannt werden. Denn da sie wahrscheinlich nicht weit vom Mäander selbst lag, vielleicht unmittelbar an seinem Ufer, deckt sie heute das gewaltige Alluvium des Stromes, der seine großen Wassermengen in vielen Windungen hier vorüber wälzt und nicht weit von dem stolzen Genua des Alterthums, von Milet, sich ins Meer ergießt. Gegenüber liegt, wie auch jenes Orakel richtig angibt, die Bergmasse des Latmos; und hier wurde die Höhle gezeigt, in der die Mondgöttin allnächtlich den schönen Schäfer Endymion besucht haben soll. Dies alte Magnesia hat bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. bestanden.

Zu dieser Stadt gehörte das Heiligthum der Artemis Leukophryene; seine Trümmer sind seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in einer Ruine wieder erkannt worden an einem Nebenfluß des Mäander, dem heutigen Naibli-tchai, der aus den westlichen, das magnesische Gebiet von dem ephesischen trennenden Höhen herab kommt. Nirgends ist der Grieche geneigter, am Alten festzuhalten, als im Cultus. Die Stätte, an der eine Gottheit verehrt wird, bleibt geheiligt. Wenn es sich herausstellt, daß der bestehende Tempel den Anforderungen des Cultus nicht mehr genügt, dann wird an derselben Stelle ein Neubau errichtet; auf dem alten, vergrößerten Fundament erhebt sich der neue Tempel. So ist es auch hier gewesen. Die neuen Untersuchungen haben festgestellt, daß unter dem großen Tempel die Reste eines anderen liegen, von dem wir annehmen dürfen, daß für die Mädchen, die den heiligen Dienst in ihm versahen, Anakreon ein Cultlied zum Preise der Artemis Leukophryene gedichtet hat, dessen Anfang uns noch erhalten ist. Dieses Heiligthum lag also außerhalb der alten Stadt. Die Göttin hieß die Artemis von Leukophrys nach einer Ortschaft, die sich in unmittelbarer Nähe des Tempels befand. Man hat über diesen Namen die merkwürdigsten Ansichten hören müssen, während es für Den, der die Gegend kennt, nicht zweifelhaft sein kann, weshalb eine Ortschaft, die in der Nähe des Thorax, wahrscheinlich an seinem Abhang, lag, den Namen „Weißbraue" erhalten hat. Wie die Brauen das Auge, so beschatten weiß glänzende Höhen die Ebene, in welcher der Tempel der Leukophryene lag. Der Name der Ortschaft, der Beiname der Göttin ist ein griechischer, — aber es wäre weit gefehlt, wenn wir glauben wollten, die Göttin sei von Anfang an eine griechische gewesen. Es ist vielmehr sicher, daß die griechischen Ansiedler auch hier den blühenden Cultus einer alten asiatischen Gottheit vorfanden, einer Naturgöttin, die immer nach dem Namen des Orts gerufen wurde, an dem sie Verehrung empfing. Am Sipylos hieß sie Sipylene, die vom Sipylos, am Dindymongebirge Dindymene, die vom Dindymon; bei Leukophrys, wie die Griechen die Ortschaft nannten, hieß sie zunächst nur Leukophryene und hatte mit der Artemis noch nichts gemein. Dargestellt war diese mütterliche Göttin, wie wir aus einigen Münzbildern wissen, ganz ähnlich wie die ephesische, eine steife, alterthümliche Frauenstatue mit vielen Brüsten, welche

die segenbringende, fruchtbare Naturgöttin andeuteten. Auf welche Weise nun diese alte Leukophryene verehrt worden ist, das wissen wir nicht. Wenn wir aber für ihren Cult aus den anderen Culten dieser asiatischen Naturgottheit einen Schluß ziehen dürfen, so ist es ein rauschender, orgiastischer Dienst gewesen, wie er der großen Mutter Kleinasiens immer eigen war. Als dann die Griechen hier am Mäander festeren Fuß gefaßt hatten, als ihre Stadt Magnesia sich zu einer immer stolzeren und reicheren Blüthe entfaltete, fanden sie in ihr die Göttin ihrer Berge wieder, die Artemis, und aus der Leukrophryene wurde die Artemis von Leukophrys, -- ein Vorgang, den wir auf dem Gebiet der griechischen Religion oft beobachten können, z. B. in Ephesos, wo die große Artemis die barbarischen Züge bis in die späteste Zeit hineinbewahrt hat, nicht nur in dem Aussehen ihres Cultbildes, sondern auch in dem zu vielen Ausschweifungen geneigten Priesterpersonal. In Magnesia aber ist die asiatische Göttin mit größerem Glück hellenisirt worden. In dem Liede des Anakreon wird sie angerufen genau wie die griechische Artemis, die den Hirsch jagt, die blonde Tochter des Zeus, die Herrin der wilden Thiere. Zahlreiche Münzbilder helfen unserer Phantasie: ein schöner Frauenkopf mit Bogen und Köcher, auf der Rückseite das Bild ihres Bruders Apollon. Außer den Münzen mit dem älteren Bilde der Leukophryene gibt es keine Spur asiatischen Einflusses mehr in dem Cult der Artemis. Energischer, glücklicher als die Ephesier haben die Magneten die alte Localgöttin zu ihrer heimathlichen Artemis umgebildet. Nähere Angaben über den Cultus der Artemis fehlen bis zum vierten Jahrhundert. Inschriften, die davon melden könnten, liegen wahrscheinlich verbaut im Fundament des neuen Tempels, ebenso wie man durch ein während der Ausgrabungen in dem Fußboden der Vorhalle desselben gemachtes Loch Säulen, Basen mit fein geschwungenem Profil und andere Architekturglieder des alten Tempels deutlich erkennen konnte. Jedoch deshalb die ganze Ruine von Grund aus durchzuwühlen und den letzten Rest des großen Artemistempels des Hermogenes für alle Zeiten zu zerstören, — diesen Muth wird die lebende Generation der Archäologen mit Recht nicht besitzen.

Magnesia hat schlimme Kriegszeiten durchgemacht, wie diese ganze Gegend. Barbarenhorden brachen herein; mit ihren Nachbarn, den Ephesiern, führten die Magneten langwierige Kämpfe, und sprichwörtlich wurde damals ihr Unglück. Welche Rolle Magnesia beim Aufstand der Jonier spielte und ob es auch die wuchtige Hand des Perserkönigs fühlen mußte, wissen wir nicht. Im fünften Jahrhundert v. Chr. ist die wichtigste Thatsache, die in den Büchern der magnetischen Chronik stand, daß Themistokles die Stadt vom Großkönige zum Geschenk erhielt als das Brot für seine Mahlzeit, während die nah gelegene Stadt Myus, die später eine Zeit lang zum Gebiete von Magnesia gehört hat, die Zukost, das ferne Lampsakos ihm den Wein liefern sollten. Wahrscheinlich sind es die Feigenplantagen, die schon damals zu dem Wohlstand dieser Gegend erheblich beigetragen haben. Noch heute kommen aus ihr die schönsten Feigen der Erde. Themistokles' Anwesenheit bedeutete für die Stadt eine Epoche; hier ist er gestorben als ihr Herr, auf dem Markte stand

seine Statue, und er genoß als ihr größter Wohlthäter bis in die Kaiserzeit hinein heroische Verehrung. Aber dann verlieren wir die Spuren Magnesia's bald auch ganz; denn als im Todesjahre des Sokrates, 399, der Spartaner Thibron in diesen Gegenden mit seinen Kriegerscharen umher zog und die griechischen Städte dem Perserkönig zu entreißen suchte, da nahm er auch von dieser Stadt Besitz: sein Auftreten schneidet tief in ihr Leben ein. In der Ebene am Mäander gelegen, erschien sie ihm nicht genügend vertheidigungsfähig, und er verpflanzte sie daher von dem Ufer des Mäander weg an seinen Nebenfluß Lethaios, eben an den vorher erwähnten Naibli-tchai. Die Höhen im Süden, die vom Thorax herunter sich in die Ebene ziehen, alte Dünen — denn in der Urzeit rauschten hier einmal die Wogen des Meeres —, boten eine vortreffliche natürliche Vertheidigungslinie dar, und oben schirmten mächtige Mauern die Stadt, die sich von hier aus in weitem Umfange in die Ebene hinein zog.

Wer sich in Magnesia orientiren will, der muß Abends diese Höhen ersteigen. Im Osten und Süden liegt die große Mäanderebene: der Fluß schlängelt sich silberglänzend durch sein Alluvium hindurch. Man sieht das Meer, und man sieht die ehemalige Insel Lade jetzt mehrere Meilen mitten im Festland. Rechts erscheint die Mykale mit ihren dunklen Schluchten und der weiß schimmernde Thorax. Im Süden erblickt man den Latmos des Endymion und im Osten eine große, zur Mesogis gehörige Bergkette, die am Abend in wunderbarem Spiel der Farben erstrahlt. Auch im Westen und Norden ist die weite Ebene rings von hohen Bergen umgeben, und zu unseren Füßen liegen die Ruinen der Stadt, unter ihnen der imponirende Rest eines römischen Gymnasiums, und ferner auf sachter Erhöhung die Reste des Tempels der Artemis. Thibron's Eingreifen ist für Stadt und Heiligthum epochemachend geworden. Die alte Stadt ist dahin, versunken und verschollen, und eine neue ist gegründet, in deren Mauern aber das alte Heiligthum der Leukophryene liegt. In einer Neugründung pflegt frisches Leben zu pulsiren, und wir haben den Eindruck, daß sich die neue Stadt sehr schnell und kräftig entwickelt, unbekümmert um all die Unruhe, die die nächsten Jahrhunderte bringen. Artemis hat die Magneten jetzt ganz in ihren Bannkreis gezogen, und nun gilt es, den Tempel und das Fest dieser Göttin zu schmücken, in Wetteifer zu treten mit den anderen großen Heiligthümern der Götter, vor Allem mit dem der großen Artemis der Ephesier. So wurde bald ein Neubau des Tempels beschlossen, und dazu wurde herbei geholt der berühmte Architekt Hermogenes aus Alabanda, der Erbauer des großen Dionysosheiligthums in Teos. Es ist eine vielumstrittene Frage, wann dieser Meister gelebt hat; aber die Ruinen des Tempels und das Fest, von dem die Urkunden sprechen, machen es wahrscheinlich, daß der Neubau im dritten Jahrhundert stattgefunden hat. Der Tempel hat in der Architekturgeschichte einen wichtigen Platz erhalten als das einzige Beispiel eines Pseudodipteros.

II.

Für den Cultus wichtig ist die unzweifelhafte Thatsache, daß der Tempel nach Westen orientirt war. Sein Eingang war nicht im Osten: die Basis des Cultbildes fanden wir am Ostende der Cella und in den Fugen noch minimale Reste von Gold, das zu seiner Ausschmückung diente; die Göttin blickte nach Westen, hinaus auf die weiß glänzenden Abhänge des Thorax. Eine solche Thatsache ist für das Wesen einer Gottheit wichtig: wir lernen, daß auch in dieser Artemis die Nachtseite ihres Wesens noch lebendig war; ihr Name bedeutet „die Schlächterin", ist also der Ausdruck der ernsten Seite ihres Wesens, die uns u. A. aus dem Niobidenmythus von Jugend auf geläufig ist. Es liegt mithin im Cult begründet und ist nicht etwa aus praktischen, aus architektonischen Gründen zu erklären, daß von Westen her die Frommen vor sie traten und sie hinschaut in die Gegend der Nacht und des Todes. Ein Magnetenherz hat dabei sicher der Gedanke an seine Todten bewegt: denn diese lagen draußen vor dem Westthor der Stadt in der weit gedehnten Nekropolis, die sich bis zu den Abhängen des Thorax hinaufzieht. — Umgeben war der marmorne Tempel rings mit Säulenhallen, gleichfalls aus Marmor, dessen Herkunft uns unbekannt geblieben ist. Aber hier ist das Reich der Stadtgöttin noch nicht zu Ende. Vom Tempel aus führte ein Weg auf einen weiten, großen Platz, der unmittelbar im Westen vor ihm lag und rings mit doppelten Säulenhallen umgeben war. Die Untersuchung dieses Platzes, der genau so groß ist wie der Berliner Lustgarten, ist ein Hauptresultat der neuen Ausgrabungen. Nur mit großer Mühe konnten wir vom Tempel aus so weit vorwärts dringen; denn hier war damals ein weiter, tiefer Sumpf, aus dessen Riedgras da und dort weiße Punkte, die Anzeichen noch stehender Säulen, hervor leuchteten. Dieser Platz war ein Markt, nicht etwa der Productenmarkt, sondern eine heilige Agora, wie sie auch sonst für griechische Städte, z. B. in Halikarnaß und Priene, bezeugt sind. Nach unseren Untersuchungen ist festgestellt, daß auf ihm nur in der südlichen Hälfte ein Gebäude stand, ein zierlicher kleiner ionischer Tempel des Zeus Sosipolis, des stadterhaltenden Zeus, dessen Cultbild in der Rechten eine Statuette der Artemis trug, wie wir aus einem Münzbilde gelernt haben. Hinter den Säulenhallen lagen im Westen und Norden kleine Gemächer, wahrscheinlich Magazine, in denen man das für das Fest Nothwendige kaufen konnte. Im Süden hinter der Säulenhalle befanden sich größere Gemächer und Gebäude, darunter vielleicht ein griechisches Gymnasium und das Prytaneion. Im Osten schloß eine schön gefügte Mauer das Tempelgebiet von der heiligen Agora ab. Nur ein einfacher Weg, auf dem sich manche Procession bewegt haben mag, verband im Südwesten beide Anlagen. Den überraschendsten Fund der neuen Ausgrabungen stellt eine Reihe von Urkunden dar, die auf der Rückwand der Säulenhallen in der Südwestecke eingehauen waren und sich theils noch an Ort und Stelle, theils auf Blöcken befanden, deren Herkunft sicher ist. Diese Urkunden künden uns von einem Feste, das am Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. in Magnesia für die Artemis Leukophryene mit großer Pracht gefeiert worden ist. Es sind nicht alle Stücke wieder gefunden. Manches mögen wir im Sumpf übersehen haben,

und was ans Tageslicht kam, war in einem solchen Zustand, daß man nur bei genauerem Zusehen und bei größerer Uebung die Buchstaben erkennen konnte, die dann erst bei der in Berlin erfolgten Reinigung wieder ganz lesbar wurden. Andere Stücke werden von den späteren Bewohnern der Stadt zerschlagen oder als bequemes Baumaterial verschleppt worden sein. Aber das, was wir haben, ist so viel und so beschaffen, daß die Wissenschaft noch lange Jahre damit zu thun haben wird[1]).

Erhalten, freilich in traurigem Zustande, ist uns vor Allem die Stiftungsurkunde des Festes, die die Datirung gibt. Von dem Neubau des Tempels erfahren wir heute wenigstens nichts mehr aus ihr; aber es ist anzunehmen, daß er zu der großen Ausdehnung, die das Fest annimmt, Anlaß gegeben hat. Um eines Neubaues willen allein jedoch, und mag er auch noch so glänzend gewesen sein, hätte das griechische Alterthum nicht alle Könige, Völker und Städte aufgeboten, ebenso wenig wie diese, oft von weither, ihre Gesandtschaften nach Magnesia abgeordnet haben würden, wenn nicht ein religiöses Moment hinzu gekommen wäre. Der Westgiebel des Tempels, also der Giebel über dem Eingang, zeigt in der Mitte eine sehr große Thüröffnung, die von zwei kleineren umgeben ist. Wir haben auf dem Ausgrabungsfelde diese Thatsache mit der Nachricht in der Stiftungsurkunde zusammen gebracht, daß der religiöse Anlaß zu dem Fest eine Erscheinung, eine Epiphanie der Artemis war. Wie in katholischen Ländern die Mutter Gottes ihren Gläubigen erscheint, so ist Artemis den alten Magneten erschienen, und ihre Erscheinung bestimmt sie, das delphische Orakel zu befragen. Die Priester von Delphi geben den Magneten dann den gewünschten Spruch: es werde ihnen zum Segen gereichen, wenn sie ihr Land und ihre Stadt als heilig der Artemis Leukophryene, als ein Asyl erklärten und ihr ein großes Fest ausrichteten. Diese Göttererscheinung hat nach der Urkunde im Jahre 222/21 stattgefunden, und fünf Jahre darauf, im Jahre 206, ziehen nach dem Orakelspruch des delphischen Apollon die magnetischen Gesandten aus, um für das große Fest, das sie vorbereiten, in allen hellenischen Landen zu werben. In dieser Zwischenzeit, die sie verstreichen lassen, wird der mächtige Tempel erbaut worden sein, und die große Oeffnung in der Mitte des Westgiebels wird dazu gedient haben, daß bei dem Hauptact des Festes oben eine Jungfrau erschien, welche die Göttin selbst darstellte und ihre Epiphanie wiederholte. Denn daß an ihren Festen die Götter durch Menschen dargestellt wurden, ist vielen griechischen Culten eigen, z. B. vielen Dionysosculten und dem Gottesdienst des Hermes in Tanagra. Es ist interessant, zu hören, daß noch drei Jahrhunderte später, wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Hadrian, die Magneten auf ganz ähnliche Weise für Dionysos sorgen. Dieser hätte — so sagt eine Urkunde — bei der Gründung Magnesia's keinen Tempel erhalten. Da sei plötzlich in einer vom Blitz zerbrochenen Platane ein Dionysosbild erschienen. Man habe nach Delphi gesandt, und Apollon habe in einem Orakel, das uns

[1]) Vergl. „Die Inschriften von Magnesia am Mäander“. Herausgegeben (im Auftrag der Generalverwaltung der königlich preußischen Museen) von Otto Kern. Berlin 1900.

mitgetheilt wird, die Erbauung eines Dionysostempels und die Anstellung von drei Priesterinnen aus Theben empfohlen. Daß die Magneten im fernen Asien beide Male das delphische Orakel befragen, liegt nicht nur in der Weltstellung von Delphi begründet, sondern wir hören überhaupt von sehr nahen Beziehungen der Artemis zu ihrem delphischen Bruder; wir erfahren sogar, daß nach dem großen Galliereinfall im Jahre 280 die Magneten Geld und Truppen nach Delphi geschickt haben zum Schutz der Tempelschätze.

Im Jahre 206 also ziehen Gesandte von Magnesia aus, um das Fest der Leukophryene anzukündigen und die verschiedenen Könige und Städte zur Beschickung desselben aufzufordern. Die Gesandtschaften, deren Wege wir noch verfolgen können, nehmen Urkunden mit, die sie verlesen, den Volksbeschluß der Magneten, der das Fest anordnet, den Orakelspruch des Apollon, die Darstellung der Gründung ihrer Stadt, um die griechische Abkunft zu betonen, Schriftstücke, die ihre Wohlthaten gegen die anderen Hellenen aufzählen, darunter sogar die offenbare Fälschung einer Urkunde, nämlich den Beschluß der Kreter, der ungefähr um das Jahr 1000 v. Chr. geschrieben sein soll, und in Folge dessen die Uebersiedlung der von Thessalien ausgewanderten, in Kreta befindlichen Magneten nach Asien stattgefunden hat. Von diesen Urkunden, die alle auf den Wänden der Agora aufgezeichnet waren, sind uns nur wenige Stücke erhalten. Erhalten aber sind nun eine Menge von Antwortschreiben der Könige und von Beschlüssen der einzelnen Städte, die für die verschiedensten Gebiete der Alterthumswissenschaft einen großen Gewinn bedeuten. Denn, um nur das Wichtigste herauszuheben, wir lesen da Briefe von König Attalos I. von Pergamon und von Philipp V. von Makedonien. Antiochos III. von Syrien, der fünfzehn Jahre darauf in der Schlacht am Sipylos sein Reich verlor, schreibt an die Magneten in der Fülle seiner Macht von Antiocheia in Persien aus, einer bisher unbekannten Stadt, wohin die Gesandten etwa im Jahre 205 gekommen sein mögen. Kaum eine bedeutende griechische Stadt fehlt in der bunten Reihe, und wenn eine fehlt, so ist es gewiß nur Zufall, daß sich ihr Beschluß nicht wieder gefunden hat. Die Magneten haben sich wahrlich die Mühe nicht verdrießen lassen; im Westen sind sie bis Syrakus gekommen, das einen Beschluß zur Beschickung des Festes faßt, trotzdem es sechs Jahre zuvor durch Marcellus von Grund aus zerstört ist. Im Osten werden die syrischen Städte am Euphrat und Tigris besucht; dabei lernen wir die Existenz von Ortschaften kennen, von denen wir bisher nichts ahnten. Die Resultate, die sich für die Zeitgeschichte ergeben, kann ich hier nicht einmal streifen. Aber wie mir beim ersten Entziffern, so wird Allen beim ersten Lesen ein freundliches Lächeln entlockt werden, wenn sie den Beschluß des kleinen Ithaka lesen, dessen politische Rolle seit Odysseus' Zeiten ausgespielt war, das sich aber höchst geschmeichelt fühlt, so vornehme Gesandte bei sich zu empfangen. Natürlich findet die Volksversammlung im Odysseustempel statt, und natürlich heißen die Festspiele, zu denen die Herren von Ithaka ihrerseits die Magneten einladen, Odysseusspiele. Von Odysseus zehren sie, so lange sie leben, und zehrt auch heute noch die Bevölkerung von Ithaka!

Nach der Rückkehr der Gesandten wird das rauschende Fest in Magnesia begangen, das von nun an alle fünf Jahre gefeiert werden soll. Zu der ersten großen Feier kommen sie aus allen Landen, die Botschafter der Könige und die Abgesandten der Städte. Das Fest zerfällt in verschiedene Theile. Von einer Feier im Tempel, vor dem Cultbilde der Göttin hören wir nichts. Aber von einem großen Opfer für die Artemis wird fast in jeder Inschrift gesprochen: es hat stattgefunden auf ihrem mächtigen Altar, dessen Reste wir im Westen des Tempels, unmittelbar vor dem Eingange, wieder gefunden haben. Die leider stark verstümmelten, colossalen Reliefs, welche einzelne Götter in ruhiger Haltung darstellen, befinden sich im Berliner Museum und sind von hohem wissenschaftlichen Werth wegen ihrer Beziehung zu den Reliefs des pergamenischen Zeusaltars, die etwa fünfzig Jahre jünger sind. Die Opfernden betraten den hohen Altar von Westen aus, sahen also dem Cultbilde entgegen, das durch die geöffnete Tempelthür ihnen zublickte. Während in Gegenwart der Gesandten, die in ihren verschiedenen Trachten aus Nord, aus Süd, aus West, aus Ost ein buntes, echt orientalisches Bild dargeboten haben müssen, die Priester auf der Altarplatte opferten, ertönte Flötenmusik, und rings auf dem weiten, mit Platten aus blendendem Marmor belegten Platze stand die andächtige Menge bis direct an die Säulenhallen heran, die den Tempel umgaben. Opferthiere wurden die Treppe hinauf gezogen, unaufhörlich, — denn jeder König, jede griechische Stadt ließ hier ein Rind, eine Ziege oder ein Schaf der großen Göttin opfern.

Nach dem Opfer fand der Schmaus statt, ohne den es auch kein griechisches Fest gab und gibt. Die Gesandten wurden in das Prytaneion geführt und speisten auf Kosten der Stadt Magnesia. Dann begannen die Spiele, der Theil des Festes, an dem sich griechisches Wesen am meisten zeigen kann. Auf der heiligen Agora werden die musischen Agone stattgefunden haben, die Wettkämpfe in Flötenspiel und sonstiger Musik. Für dramatische Aufführungen war das Theater da, das wenige Schritte von der Agora entfernt liegt. Aus späterer Zeit, aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., besitzen wir Urkunden, die genau den Titel der einzelnen Stücke und die Namen des Hauptschauspielers angeben. Aber vor Allem zeigt sich der griechische Charakter in körperlichen Uebungen. Auch jedes Fest der Artemis sollte mit gymnastischen Wettkämpfen verbunden sein, deren Schauplatz wir mit Sicherheit heute nur für einzelne derselben und vornehmlich für die Wettspiele zu Pferde angeben können. Er war das Stadion, auf dessen von einer üppigen Vegetation unter Feigenbäumen überwucherten Marmorbänken ich unendlich oft gesessen habe, den Blick gewandt auf die einstige Rennbahn, auf der jetzt von den hier wohnenden Tscherkessen Getreide gepflanzt wird.

Dies ist das große, alle fünf Jahre wiederkehrende Fest; eine rauschende Feierlichkeit, namentlich die erste, die aus allen Gegenden beschickt war. Aber ein glücklicher Zufall hat uns nun auch noch den Beschluß des magnetischen Raths und Volkes wieder geschenkt, der die Anordnungen für das alle Jahre, am Geburtstage der Göttin, am 6. Artemision, gefeierte Fest betrifft. Zu diesem kommt Niemand von fern her; es ist die Familienfeier der Stadt. Das

andere Fest, die Leukophryena, wird mit den großen Festen des Zeus in Olympia und Nemea, des Apollon in Delphi, des Poseidon auf dem Isthmos in den Urkunden verglichen: dieselben Ehren wie diesen Göttern sollen der Artemis Leukophryene zukommen, es ist ein panhellenisches Fest; dieses aber ist eins, das die Stadtgöttin allein mit ihren Magneten feiert. Es ist in der Form, von der wir durch eine Inschrift hören, zum ersten Male begangen worden, als nach dem Umbau des Tempels das Cultbild der Artemis wieder in ihren Parthenon, in die Cella gebracht worden war. Die Urkunde, die von dieser neuen Einweihung des Cultbildes berichtet, bedeutet für den Erforscher der griechischen Religionsgeschichte ein Kleinod: wir können ihr aus unserem ganzen Urkundenschatze kaum ein Gegenstück an die Seite stellen. —

Der neue Tempel ist eben fertig geworden, herrlich hergerichtet durch den Beschluß des Volkes, dem eine göttliche Eingebung so befohlen hatte. Während des Baus war das heilige, alte Götterbild in einem provisorischen Raum in der Nähe untergebracht worden. Jetzt aber, am 6. Artemision, ist es wieder in die neue Cella hinüber geführt worden, eben auf das Postament, von dem wir noch den letzten Rest an Ort und Stelle gefunden haben. Alle Magneten mit ihren Frauen, Kindern und Sklaven sollen sich an dieser Feier betheiligen, für alle Zeiten soll der Tag heilig bleiben und so wie diesmal auch in Zukunft gefeiert werden. Die Sklaven dürfen nicht arbeiten, und die Jugend soll der Schule fern bleiben. Bei dem Bilde der Artemis halten Frauen die Ehrenwache: der höchste Priester stellt Jungfrauenchöre vor ihm auf, die heilige Hymnen zum Preise der Göttin singen. Auf der Agora, dem heiligen Platze westlich vom Tempel, hat sich inzwischen in Festkleidern die Menge versammelt. Da tritt der heilige Herold vor sie hin, umgeben von allen hohen Beamten der Stadt, die auf ihren Häuptern Lorbeerkränze tragen, und verkündet in feierlicher Ansprache den Anfang des Festes. Leider ist uns dieser Heroldsruf nur zum Theil erhalten. Aber sein Inhalt ist klar: zum Heil der Stadt und des ganzen Volkes soll diese Feier für Artemis Leukophryene stattfinden, heute und immer! Darauf ziehen die Magneten in langer Procession zum Altar, und Priester und Priesterinnen opfern im Angesicht der Göttin, die jetzt wieder in ihrem Tempel steht, umgeben von Frauen und Jungfrauen ihrer Stadt.

Aber nicht nur der Tempel und der Altar davor erscheinen in Festesschmuck. Vor jedem Hause, vor jedem Magazin steht ein kleiner, schnell hergerichteter Altar, der die Inschrift trägt: „Geweiht der Artemis Leukophryene, der Verleiherin des Siegs". Diese Altäre soll Jeder errichten nach Maßgabe seiner Mittel. Kein Luxus soll durch den Beschluß hervorgerufen werden. Für den frommen Sinn der Magneten genügt ein Haufen Steine, der mit einer Putzschicht versehen ist und die vorgeschriebene Inschrift trägt. Kein äußerer Prunk soll hier weiter entfaltet werden. Die Magneten feiern den Geburtstag *ihrer* Göttin. Vieler anderer Götter Tempel und Altäre stehen in der großen Stadt; aber reiner und inniger steigen die Gebete ihrer Bewohner zu keiner anderen Gottheit empor als zu ihrer Artemis, und in der That wird man selten eine alte Stadt finden, in der das Heiligthum *einer* Gottheit so sehr Alles be-

herrscht hat wie hier. Aber es ist hier auch sehr verständlich: denn die neue, von Thibron gegründete Stadt hat um das alte Heiligthum der Leukophryene ihren Mauerkreis gezogen. Nach dem höchsten priesterlichen Beamten der Artemis werden die magnetischen Jahre datirt. Wie in Athen alle Staatsgeschäfte nur unter Athenens Obhut gedeihen, so hier unter der der Artemis. Artemis ist hier eben mehr als anderwärts. Sie begleitet die Magneten nicht nur, wenn sie zur Jagd gehen auf den Thorax oder in die dunklen Schluchten der Mykale, aus denen noch heute Wölfe und Schakale oft genug hervor brechen, sondern in ihr, in ihrer Göttlichkeit ist alles Hohe und Heilige ausgedrückt, das ein frommes Magnetenherz damals empfand. Dafür ist nicht Zeuge das glänzende Fest, zu dem die Gesandten aus allen Landen herbei strömen; dafür zeugen vielmehr die kleinen Altäre vor jeder Hausthür, die alle Jahre neu hergerichtet werden sollen, und die frommen Lieder der Jungfrauen, die neben dem Götterbilde stehen, wenn von der Agora her die ganze Bevölkerung heran naht, um angesichts der Göttin zu opfern für das Heil der Stadt. Es ist eben das Wesen der alten mütterlichen Gottheit Asiens, das noch in der Artemis steckt, obwohl sie seit Jahrhunderten hellenisirt ist. Was Demeter und Athene zusammen den Athenern waren, das ist Artemis hier in *einer* göttlichen Person.

So lange das Griechenthum mit seiner Religion in Magnesia herrschte, so lange ist auch der Dienst der Artemis hier lebendig geblieben: bis weit in die römische Kaiserzeit hinein können wir ihn verfolgen, können auch sehen, wie nach dem Geschmack der Zeit Tempel und Agora neu ausgebaut werden. Aus dieser Zeit stammt eine Säulenhalle im Süden des Tempels, die als Speisesaal der Akrobaten und Flötenspielerinnen inschriftlich bezeichnet ist. Eine Reihe römischer Kaiserbilder standen vor dem Eingang des Tempels, auf der Agora und im Theater. Auch von Kaiser Julian ist das Postament einer Statue gefunden; aber nur aus der Titulatur und dem Vornamen kann man erkennen, daß das Postament zu einer Statue dieses Kaisers gehört hat. Denn Julian's Name selbst ist weggemeißelt, offenbar von der Hand eines Christen, der den Namen des Apostaten nicht in Magnesia lesen wollte. Denn Magnesia ist früh ein Mittelpunkt des christlichen Lebens geworden. Ein Jahrtausend hindurch ist es Bischofssitz gewesen: die Trümmer einer sehr großen byzantinischen Kirche haben wir bei den Ausgrabungen wieder gefunden, genau da, wo ehemals der Processionsweg vom Tempel zur heiligen Agora führte. Wo einst die Jungfrauenchöre dahin schritten und die jubelnden Hymnen zur Artemis erschallen ließen, da sehen wir jetzt die ernsten, blassen Gesichter der Bekenner des Christenthums, hören wir ihre mit näselnder Stimme vorgetragenen, feierlichen Gesänge, lauschen wir der mit allem byzantinischen Gepränge veranstalteten Liturgie. Es ist anders geworden in Magnesia.

Ein gewaltiges Erdbeben hat den Artemistempel zerstört: die Säulen vor der Nordfront, die Architrave und die Friese liegen meist noch heute so, wie sie damals gefallen sind. Dem großen Erdbeben sind andere gefolgt, wie auch heute noch Erderschütterungen in dieser Gegend fast zur Tagesordnung gehören. Keine Säule des Tempels steht mehr aufrecht, und was die Naturgewalt ver-

schont, hat Menschenhand niedergestürzt und vernichtet. Denn zu der großen christlichen Kirche sind zahllose Bausteine vom Artemistempel verwandt worden. Und die Zerstörung ging immer weiter. Wahrscheinlich als Chosru von Persien im siebenten Jahrhundert nach Kleinasien herein brach, errichteten die Magneten gewaltige Mauern, um die Kirche und die Einwohnerschaft zu schützen. Die Mauern stehen heute noch zum großen Theil; verwandt sind auch dazu Marmorblöcke des Tempels, Inschriftsteine und vor Allem die gewaltigen Blöcke der im vierten Jahrhundert v. Chr. erbauten Stadtmauer. Im Mittelalter wird es hier dann ganz öde geworden sein; die Versumpfung der Ebene nahm zu. Aus dem kleinen See, den Xenophon bei Leukophrys sah, wurde ein weit ausgedehnter Sumpf, in den namentlich die ganze Agora mit ihren Säulenhallen tiefer und tiefer versank. Als dann im vierzehnten Jahrhundert von Persien her der große Timur mit seinen Mongolenhorden in diese Gegend kam, da wird der letzte Rest der Bewohner vernichtet sein. Lange Jahrhunderte vergehen, ehe wir wieder etwas von Magnesia hören. Kein Mensch kümmert sich um die Ruinenstätte des Tempels, die aus dem Sumpf hervor ragt. Als die Alterthumswissenschaft erwacht, als die ersten Reisenden nach Kleinasien kommen, da sucht man vergeblich nach seiner Stätte. Man hält später sogar allgemein die heutige Stadt Aidin, das alte Tralles, für Magnesia am Mäander. Da entdeckt am Anfange dieses Jahrhunderts ein Engländer eine Weihinschrift für Artemis Leukophryene in den Ruinen des Tempels. Damit ist das Signal gegeben, und bald herrscht kein Zweifel mehr, daß dies der Tempel der Leukophryene, dies Magnesia ist. Man findet dann auch im Sumpfe Friesplatten mit der Darstellung eines Amazonenkampfs, und im Jahre 1842 rüstet die französische Regierung eine Expedition aus. Aber diese Campagne nimmt einen unglücklichen Anfang: wenige Tage nach der Ankunft rafft das Fieber, das durch die Sümpfe hervorgerufen wird, den jungen Maler Boulanger dahin, dessen Grab in dem nahen Dorfe Mursali jetzt leider verschwunden ist, so daß es uns nicht vergönnt war, einen Kranz auf die Ruhestätte unseres Vorgängers zu legen. Die französische Unternehmung schlug überhaupt nicht nach Wunsch aus. Die von unten aufsteigenden Wasser hinderten die Arbeit. Man brach die Ausgrabung ab, ehe man fertig war, und als man dann eine Reihe von Friesplatten nach Paris brachte, da war die Enttäuschung über ihren künstlerischen Werth so groß, daß man sie nicht auszustellen wagte.

Was die Franzosen damals aufgeben mußten, es ist uns in den Jahren 1890—93 gelungen, und auch mit dieser Ausgrabung ist der glänzende Name des Entdeckers des pergamenischen Altars, Karl Humann's, verknüpft. Als Humann von der Direction der Berliner Museen den Auftrag erhielt, in Magnesia Ausgrabungen zu veranstalten, und als er zum ersten Male vor der aus dem Sumpf hervorragenden Ruine des Tempels stand, erkannte er sofort, daß Alles darauf ankäme, das ganze Terrain trocken zu legen und das Wasser durch einen tiefen Graben nach dem Lethaios, dem Naibli-tchai abzuleiten. Die Arbeit war nicht leicht, und lange Wochen gingen dahin, ehe irgend ein bemerkenswerther Fund gemacht wurde. Der für jene Gegend auffallend kalte Winter von 1890/91 wäre für meinen Freund Hiller von Gärtringen und

mich, die wir die Aufträge des damals in Smyrna schwer erkrankten Humann ausführten, in trostloser Einsamkeit vergangen, wenn nicht der Erstere aus eigenen Mitteln die Ausgrabung des Theaters unternommen und mit schönem Erfolge durchgeführt hätte. Wir wohnten nicht, wie die Franzosen, in Zelten unten am Sumpfe, sondern eine Stunde nördlich von den Ruinen an der Station Baladjik, die an der von Smyrna bis nach Dinair, bis zur Quelle des Mäander führenden Eisenbahn gelegen ist. Der Umstand, daß wir auf der Höhe wohnten und meist vor Sonnenuntergang das Ausgrabungsfeld verließen, hat uns vor ernstlichen Fieberanfällen bewahrt. Am 23. November 1890 kamen wir in Magnesia an, und das erste Weihnachtsfest verlebten wir allein mit Humann, der aus Smyrna herüber gekommen war, in unserem aus zwei Stuben bestehenden Häuschen, das man eher eine Hütte nennen konnte, wir mit unseren Gedanken gerichtet nach den hell strahlenden Tannen der Heimath, Humann in tiefster Trauer um ein vor Kurzem in blühendem Knabenalter ihm entrissenes Söhnchen und in Sehnsucht nach seiner in Deutschland mit zwei Kindern weilenden Gemahlin. Kein Festesglanz auf der kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Station, kein Brief von unsren fernen Lieben und kein schöner oder auch nur bemerkenswerther Fund! Wenn wir Festtage feiern wollten, dann mußten wir uns an die orientalischen gewöhnen. Eine große Anzahl von Arbeitern grub in jenen drei Jahren unter unserer Aufsicht: Griechen und Armenier, Tscherkessen und Türken, Kurden, Juden und Zigeuner. Die Festtage dieser verschiedenen Völkerstämme mußten wir achten, und wer ginge mit offenem Auge nicht auch gerne dem modernen Volksleben in einem solchen Lande nach!

Als die Franzosen in Magnesia gruben, war, so viel wir wissen, keine griechische oder türkische Ansiedelung bei den Ruinen vorhanden. Wir fanden, als wir zum ersten Male hinunter fuhren, ein Tscherkessendorf, wenige Schritte vom Tempelgebiet der Artemis entfernt: elende Hütten, eine Schule, eine Moschee, einen Kirchhof gegenüber der Südfront des Tempels. Eine Anzahl der Tscherkessen arbeitete bei uns; aber das Fieber wüthete unter ihnen, die erst nach dem russisch-türkischen Kriege von Süd-Rußland nach Kleinasien hinüber gekommen waren. Manch einen unser Tscherkessen haben wir, dem Tempel der Artemis gegenüber, begraben müssen. Sie sind alle fanatische Bekenner des Islam, aber wegen ihrer Neigung, Pferde zu stehlen, nicht sehr gesuchte Nachbarn. Wir sind allerdings während der drei Jahre gut mit ihnen ausgekommen. Die auf dem Fundament eines antiken Gebäudes erbaute Moschee bildet den Mittelpunkt der mohammedanischen Cultur für die ganze Gegend. Morgens vor der Arbeit und Abends, nachdem unser Aufseher das Wort „Paidos“, das zur Feierstunde auffordert, gerufen hatte, gingen die Mohammedaner sämmtlich in die Moschee der Tscherkessen.

Das Hauptfest der Bekenner des Islam ist der Ramasan. Es ist das der ganze neunte Monat des türkischen Jahres, und da das kirchliche Jahr der Muslimen ein Mondjahr ist, macht der Fastenmonat Ramasan in zweiunddreißig Jahren den Kreislauf durch alle Jahreszeiten. Wer die Gelegenheit gehabt hat, dies Fest genau zu beobachten, seinen Verlauf und die

Anstrengungen, die es erfordert, der kann nur mit dem größten Respect erfüllt werden vor der Lebensfähigkeit des Mohammedanismus. Ramasan ist der Fastenmonat, an dem während des Tages nicht gegessen, nicht getrunken, nicht geraucht werden darf. Man muß das erlebt haben, wie in glühender Hitze die Arbeiter die Hacke schwingen, die Schaufel handhaben oder den Karren ziehen, ohne auch nur einmal während des Tages sich irgendwie zu stärken. Erst wenn der Imam von dem Minareh aus den Sonnenuntergang verkündet, erst dann ist der Fastenbruch gestattet; dann betet der Mohammedaner die Worte: „O Gott, Dir faste ich, und auf Grund der Nahrung, die Du verleihst, breche ich das Fasten." Darauf folgt dann Schmauserei und Lustbarkeit, oft die ganze Nacht hindurch. Als Zerstreuung spielt namentlich dabei das Schattenspiel Karagöz eine große Rolle. So geht das Leben einen Monat hin, bis dann das fröhliche Beiramfest die gestrenge, aber doch sehr geliebte Zeit der Fasten beendet. Man muß nun aber nicht glauben, daß überall dieses Fasten in solcher Strenge eingehalten wird. Es gibt namentlich in Constantinopel viele Türken, die während des Ramasan nur an öffentlichen Orten nicht essen, nicht trinken, nicht rauchen. Wir hatten z. B. einmal während des Fastenmonats einen türkischen Commissär aus Constantinopel bei den Ausgrabungen, der mit mir gern hinter einem großen Marmorhaufen zu verschwinden pflegte, um heimlich vor den Leuten seine Cigarette zu rauchen.

So hat diese Gegend am Mäander Religion auf Religion kommen und gehen sehen, und wer möchte sich dem naiven Glauben hingeben, daß die Türken noch lange Jahrhunderte hindurch die Herren Kleinasiens bleiben! Auch der Ramasan wird hier nicht immer gefeiert werden.

Aber die langwierigen Ausgrabungen brachten uns drei Deutschen — an Stelle meines Freundes von Hiller war bereits im Sommer 1891 der Architekt Rudolf Heyne getreten — auch andere Festtage noch: das waren die glücklichen Tage, an denen ein schöner Fund gelungen war, und nie waren wir glücklicher als Weihnachten 1891, da wir den schönen, überraschenden Inschriftfund nach Berlin melden durften. Es kamen auch liebe Gäste, der deutsche Consul Dr. Stannius aus Smyrna, der russische Botschafter Nelidoff aus Constantinopel, Herren der deutschen und österreichischen Marine, angesehene Fachgenossen aus fast allen europäischen Ländern, Landsleute, die von der Heimath erzählten. Aber auch in den Wochen der Einsamkeit und des Nichtfindens, die bei Ausgrabungen niemals fehlen werden, blieb die Freude an der Arbeit erhalten, vor Allem durch Karl Humann's Nähe, den nun aber auch schon seit fünf Jahren eine kalte Marmorplatte auf dem schönen Friedhof zu Smyrna deckt. Wenn wir muthlos waren, wenn das Wasser immer von Neuem unsere stolzesten Hoffnungen zu nichte machte, gab er uns die Kraft, weiter zu arbeiten. Seit dreißig Jahren war er im Orient. Seine Heimath war Westfalen, und er war und blieb bis zu seinem Tode ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Man sagt uns Deutschen nach, daß ein langes Leben im Orient uns zu Orientalen mache, und Beispiele gibt's dafür allerdings leider genug. Aber Karl Humann war ein Beispiel dafür, daß ein echter Westfale auch ein Westfale bleibt im Morgenlande. Nicht zu seinem Vortheil, sondern

für Deutschlands Ruhm und für die Wissenschaft verließ er seine Laufbahn als Ingenieur und wurde neben Wilhelm Dörpfeld der größte Archäolog des Spatens. Wenn das deutsche Osterfest heran gekommen war, dann trug er uns in der Osternacht aus dem Gedächtniß die Scene des „Faust“ vor, und wie oft griff er nach der heißen Arbeit des Tages zu den Goethe'schen Gedichten, die zu den wenigen Büchern gehörten, die auf unserem Bücherbrette in dem Konak zu Baladjik standen!

Und wie mag es da drüben in Magnesia heute aussehen? Noch vor Kurzem erhielt ich den Brief eines Fachgenossen, der jetzt dort gereist ist und von der Zerstörung meldet, der die von uns ausgegrabenen Theile der Stadt immer mehr anheim fallen. Die Türken bauen in Aidin eine neue, große Moschee. Die Werksteine dazu holen sie aus dem Artemisheiligthum in Magnesia. Die Gräben, die das Tempelgebiet und die Agora entwässern sollten, haben sich im Laufe der Jahre wieder mit Erde gefüllt. Der alte Sumpf ist wieder da; eine üppig wuchernde Vegetation bedeckt den Marmor; die in doppelter Manneshöhe erhaltenen Säulen des heiligen Marktes sind meist verschwunden. Büffelherden werden wieder auf die Agora zur Weide getrieben. Unsere guten Freunde, die Tscherkessen, sterben allmählich ganz aus, verzehrt von der Gluth des Fiebers. Es mag das Alles sein, es mag mich, wenn ich den Ort wieder schaue, zunächst nur Wehmuth erfüllen, und doch wird auch dann bei der Erinnerung an die im Sumpf jetzt wieder versunkene Griechenherrlichkeit der alte buddhistische Spruch Recht behalten:

Sei's nah dem Dorfe, nah dem Wald,
Sei's in der Ebne, im Gebirg';
Die Stätte, wo ein Heil'ger weilt,
Ist ein entzückend schöner Ort!

Zehn Jahre Staatseisenbahn-Verwaltung in Preußen.

Von
Dr. A. von der Leyen.

I.

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit die von dem Fürsten Bismarck eingeleitete große politische und wirthschaftliche Bewegung, deren Ziel die Uebertragung aller deutschen Eisenbahnen in das Eigenthum und den Betrieb des Deutschen Reiches war, ihren Abschluß gefunden hat. Durch Gesetz vom 4. Juni 1876 hatte der größte deutsche Bundesstaat, das Königreich Preußen, sich bereit erklärt, seinen Eisenbahnbesitz und seine Rechte an Eisenbahnen dem Reiche abzutreten. Das Anerbieten ist bis heute nicht angenommen. Die Stellung des Reiches den Eisenbahnen gegenüber ist dieselbe geblieben, die sie vor fünfundzwanzig Jahren war.

Bei Vorlage des Entwurfs zu jenem Gesetze und bei den parlamentarischen Verhandlungen war die Möglichkeit eines solchen Ausganges bereits ins Auge gefaßt. Der Reichskanzler hatte offen und bestimmt erklärt, daß, wenn die verbündeten Regierungen nicht mit ihm gingen, dann Preußen allein eine andere Eisenbahnpolitik einschlagen und zunächst den Erwerb der preußischen Privatbahnen durch den Staat, die Einführung des reinen Staatsbahnsystems in Preußen erstreben werde. Dies auf die Gefahr hin, daß Preußen alsdann eine übermächtige Stellung auch im Eisenbahnwesen einnehmen werde. Diese Politik ist befolgt. Im Jahre 1879 ging die preußische Regierung dazu über, allmählich die innerhalb Preußens und der benachbarten Staaten belegenen Privatbahnen anzukaufen; bis zum Jahre 1896 war der bei Weitem größere Theil, insgesammt 14967 Kilometer, erworben. Es ist das unvergängliche Verdienst des Handelsministers, späteren Ministers der öffentlichen Arbeiten v. Maybach, diese große Aufgabe mit Umsicht und Thatkraft zu einer glücklichen Lösung geführt zu haben. Das preußische Eisenbahnnetz, das am 1. April 1879 eine Länge von 18537 Kilometern hatte, worunter 5255 Kilometer Staatsbahnen, 3852 Kilometer Privatbahnen unter Staatsverwaltung und 9430 Kilometer Privatbahnen unter eigener Verwaltung, hatte — ein-

schließlich der mit Preußen zu einer Eisenbahngemeinschaft vereinigten Bahnen des Großherzogthums Hessen — am 1. April 1900 einen Umfang von 34 093 Kilometern, worunter 31 125 Kilometer Staatsbahnen und Privatbahnen unter Staatsverwaltung und 2969 Kilometer Privatbahnen. Während 1879 der Staat noch nicht einmal den dritten Theil und einschließlich der von ihm verwalteten Privatbahnen knapp die Hälfte der in seinem Gebiet liegenden Eisenbahnen betrieb, ist jetzt das Staatsbahnnetz zehnmal so groß wie das der Privatbahnen. Diese übermächtige Stellung des Staates tritt noch deutlicher in die Erscheinung, wenn man erwägt, daß damals die Staatsbahnen unter einander nicht zusammenschlossen, daß sie zum größeren Theil die weniger begüterten und entwickelten Landesgebiete durchzogen, während die Privatbahnen in den gewerb- und verkehrsreichsten Provinzen lagen. Heute aber bilden die Staatsbahnen ein festgefügtes, das ganze Land von Ost nach West und von Nord nach Süd beherrschendes Netz, in dem nur noch vereinzelte, verhältnißmäßig kleine Privatbahnen zerstreut liegen.

II.

Der Uebergang zum Staatsbahnsystem war aus wirthschaftlichen, politischen und militärischen Gründen nach reiflicher Prüfung erfolgt. Aber die Erwägungen waren der Natur der Sache nach nur theoretischer Art. Auch die entschiedensten Anhänger des Staatsbahngedankens konnten ihre Ansichten nur mit allgemeinen, wissenschaftlichen Gründen vertheidigen; sie konnten nur mit solchen Gründen die politischen, die wirthschaftlichen, die finanziellen Bedenken der Gegner zu widerlegen versuchen. Staatsbahnen gab es zwar damals schon nicht nur in Preußen, sondern auch in anderen deutschen und fremden Staaten. Aber sie umfaßten doch nur verhältnißmäßig kleine Netze in eng umschlossenen Gebieten. Der einheitliche Betrieb eines Netzes von 18 000 Kilometern, die Bewirthschaftung eines solchen Netzes durch den Staat war nirgends auf der Welt versucht worden. Ebenso wenig gab es einen Vorgang für den Ankauf eines solchen Vermögensobjectes, wie es die preußischen Privatbahnen bildeten, durch den Staat, für die Ueberleitung eines derartigen Privatbesitzes in Staatsbesitz. Man konnte hoffen, daß ein solcher Uebergang sich ohne finanzielle Erschütterungen vollziehen werde, aber beweisen ließ sich das nicht. Es handelte sich bei dem Vorgehen der preußischen Regierung mit anderen Worten praktisch mehr oder weniger um einen Sprung ins Dunkle.

Nachdem im Winter 1879/80 der erste entscheidende Schritt gethan, ein Netz von 5000 Kilometern angekauft und dem Staatsbahnbesitz hinzugefügt war — der damit auf einen Schlag ungefähr verdoppelt wurde —, empfand die Eisenbahnverwaltung das lebhafte Bedürfniß, dem Lande Rechenschaft abzulegen über ihr Vorgehen und dessen wirthschaftliche Folgen. Es geschah dies in einer im Winter 1881 vorgelegten Denkschrift. So lehrreich diese Denkschrift war, so war sie doch nur ein Zeugniß dafür, mit welchem Geschick dies erste große Geschäft vorbereitet und durchgeführt und mit welchem Eifer der Eisenbahnminister bemüht war, alle die Unzuträglichkeiten zu beseitigen, die eine nothwendige Folge der bisherigen Zersplitterung darstellten. Darüber,

ob das Staatsbahnsystem in Preußen den Vorzug vor dem Privatbahnsystem oder dem gemischten System verdiene, läßt sich nach dieser Denkschrift allein ebenso wenig urtheilen, wie über die wirthschaftlichen Erfolge der Verwaltung eines geschlossenen Staatsbahnnetzes von dem Umfang der gesammten preußischen Eisenbahnen. Ein sicheres Urtheil über diese letzte Frage war erst möglich, wenn der Staat nach Beendigung des Erwerbes aller wichtigen Privatbahnen einen längeren Zeitraum hindurch das ganze Eisenbahnnetz verwaltet hatte. Erst dann ließ sich übersehen, ob die Männer, die um die Mitte der siebziger Jahre die Beseitigung der Mängel und Schäden des Eisenbahnwesens von dem Uebergang zum Staatsbahnsystem erwarteten, Recht gehabt, ob die Regierung wohl daran gethan hatte, ihrem Rathe zu folgen. Erst eine langjährige Erfahrung mit dem Betrieb eines geschlossenen Staatsbahnnetzes konnte als Probe auf das Exempel gelten.

III.

Der Nachfolger, des im Sommer 1891 aus seinem Amte ausgeschiedenen Ministers v. Maybach, der Eisenbahnminister von Thielen, hat vor Kurzem an Se. Maj. den Kaiser und König einen Bericht über die Verwaltung seines Ministeriums in der Zeit vom 1. April 1890 bis zum 31. März 1900 erstattet. Die eine Hälfte des Berichtes beschäftigt sich mit der Verwaltung der Eisenbahnen. Der Bericht ist den weitesten Kreisen der Oeffentlichkeit übergeben und auch im Buchhandel erschienen [1]). Er umfaßt das letzte Jahr der Amtsthätigkeit des Ministers v. Maybach und neun Jahre der Wirksamkeit seines Nachfolgers. Außer mit den Eisenbahnen beschäftigt er sich mit der Thätigkeit der allgemeinen Bauverwaltung, vornehmlich auf dem Gebiete der Hochbauten, der Wasserbauten und des Baues von Landstraßen. Denn von den fünf Abtheilungen, in die das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zerfällt, verwalten vier (die erste, zweite, vierte und fünfte) die Eisenbahnen, eine (die dritte) die allgemeinen Bauangelegenheiten. Auf diese Angelegenheiten hier näher einzugehen, finde ich keinen Anlaß. Der Bericht über die zehnjährige Entwicklung eines Staatsbahnnetzes von dem Umfang und der Bedeutung des preußischen aber gibt ein erschöpfendes, in dieser Art noch niemals dargestelltes Bild von den Bestrebungen und Erfolgen eines der bedeutsamsten Zweige der preußischen Staatsverwaltung. In ihm erst finden wir die nöthigen Unterlagen für die Beurtheilung der im Jahre 1879 thatsächlich eingeleiteten und seitdem ununterbrochen fortgeführten Eisenbahnpolitik.

In dem Zeitpunkte, in dem der Bericht einsetzt, war der Ankauf der größeren preußischen Privatbahnen so gut wie vollendet. In den Jahren 1890, 1893 und 1895 wurden nur noch einige kleinere Bahnen, im Gesammtumfang von 1063 Kilometern, die z. Th. schon unter Staatsverwaltung gestanden hatten, dem Staatsbahnnetze einverleibt. Von mehr noch politischer,

---

[1]) Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten in Preußen. 1890—1900. Bericht an Seine Majestät den Kaiser und König, erstattet von dem Minister der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Julius Springer. 1901. 330 S. groß 8⁰. Mit 27 Abbildungen im Text und 33 Anlagen, darunter 2 Karten.

als wirthschaftlicher Bedeutung war die im Jahre 1897 erfolgte Vereinigung des preußischen mit dem großherzoglich hessischen Eisenbahnnetze, die Bildung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft[1]). Der Zuwachs von rund 755 Kilometern machte sich bei einem geschlossenen Netze von etwa 27000 Kilometern, dem damaligen preußischen Staatsbahnnetze, weniger fühlbar, und Hessen hat in erster Linie die glänzenden wirthschaftlichen und finanziellen Folgen dieser Vereinigung empfunden. Die politischen Folgen des Erwerbes der thüringischen Bahnen im Jahre 1895 und des Anschlusses der hessischen Eisenbahnen im Jahre 1897 sollen hier nicht näher betrachtet werden. Früher noch, als in dem unten angeführten Aufsatz der „Deutschen Rundschau" angenommen wurde, hat sich gezeigt, daß dieser Vorgang nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der deutschen Eisenbahnpolitik bleiben konnte. Im Königreich Württemberg insbesondere ist eine von Jahr zu Jahr lebhafter sich gestaltende Bewegung hervorgetreten, die auf eine Angliederung der württembergischen Staatsbahnen an die preußisch-hessische Gemeinschaft zielt. In einer im März d. J. erschienenen, von dem württembergischen Abgeordneten Freiherrn von Wöllwarth eingeleiteten Schrift: „Der preußisch-hessische Eisenbahnvertrag. Den Süddeutschen zur Nutzanwendung!" wird ein solcher Anschluß mit warmen Worten von einem tüchtigen Sachkenner befürwortet.

Will man die Entwicklung einer Verwaltung während eines längeren Zeitraumes richtig verstehen, so müssen aus der Betrachtung die Vorgänge thunlichst ausgeschieden werden, die mehr zufälliger, vorübergehender Art sind. Zu solchen Vorgängen würde an sich die Erweiterung des preußischen Staatsbahnnetzes durch Neuerwerbungen gehören. Da diese Neuerwerbungen aber einen organischen, untrennbaren Bestandtheil des Eisenbahnnetzes bilden, der für sich allein gar nicht betrachtet werden kann, so ist eine solche Ausscheidung nicht möglich. Sie beeinflussen aber das Gesammtergebniß umso weniger, als in demselben Jahrzehnt 4294 Kilometer neuer Bahnen gebaut sind, die Erweiterung des Gesammtnetzes durch Neubauten also erheblich bedeutender ist. Es ist hiernach nicht zu vermeiden, erscheint aber auch zulässig, dem Staatsbahnnetz von 23842 Kilometern am 1. April 1890 ein solches von 30348 Kilometern vom 1. April 1900 gegenüber zu stellen und von einer Vergrößerung dieses Netzes um 6504 Kilometern oder 27,3 vom Hundert zu sprechen.

Von anderen wichtigeren Vorgängen, die, ohne zu den regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen zu gehören, die Entwicklung der Staatsbahnen beeinflußt haben, ist zunächst zu erwähnen der Erlaß des Gesetzes vom 28. Juli 1892 über den Bau von Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen, das am 1. October 1892 in Kraft getreten ist. Dieses Gesetz hat die Vorbedingungen für solche Bahnen geschaffen, die zwar dem öffentlichen, aber nicht dem allgemeinen, also in erster Linie dem örtlichen Verkehre dienen. Die Anlage und den Betrieb dieses Verkehrsmittels hat der Staat den Privatunternehmern überlassen; er hat sie indessen gefördert durch Ge-

---

[1]) Vergl. hierüber „Fünfzig Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik". Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 362 ff.

währung erheblicher Unterstützungen. Ein Abweichen von den Grundsätzen der Staatsbahnpolitik liegt in diesem Verfahren um so weniger, als von vorn herein der Staat sich nur die Aufgabe gestellt hatte, die dem allgemeinen Verkehr dienenden Bahnen für sich zu erwerben, zu betreiben und durch Neubauten derselben Art zu vermehren. Dem gegenüber stehen die Kleinbahnen theils als Straßenbahnen für den Personenverkehr der Städte und ihrer Vororte, theils als Güterbahnen für die abseits von dem allgemeinen Eisenbahnnetz belegenen, hauptsächlich die ländlichen Gebiete. Der Bau dieser Bahnen hat eine geradezu überraschende Entwicklung genommen. Am 31. März 1900 waren nicht weniger als 320 Unternehmungen mit einem Umfang von 7267 Kilometern genehmigt, deren Baukosten sich auf 604286900 Mark beliefen, und denen der Staat eine Beihülfe von 20740200 Mark gewährt hatte. So weit diese Kleinbahnen Güter befördern, dienen sie vielfach als Zubringer für die Eisenbahnen, neben denen sie übrigens rechtlich und wirthschaftlich eine durchaus selbständige Stellung einnehmen.

Von ganz erheblicher Tragweite war für die Staatsbahnverwaltung die am 1. April 1895 ins Leben getretene Neuordnung der Verwaltung und die damit in Verbindung stehende neue Finanzordnung. Eine organische und systematische neue Regelung der allgemeinen und der Finanzverwaltung war erst möglich, als man nach Abschluß des Ankaufs der Privatbahnen auf längere Erfahrungen zurückblicken konnte. So gut sich auch die frühere Organisation vom 24. November 1879 insbesondere für die Ueberleitung der Privatbahnen in Staatsverwaltung bewährt hatte, so erwies sie sich doch jetzt für das einheitliche Staatsbahnnetz zu kostspielig, und es erschien angängig und zweckmäßig, die gesammte Verwaltung straffer zu centralisiren, den Gedanken schärfer zum Ausdruck zu bringen, daß die unteren Verwaltungsstellen, bei aller Selbständigkeit in ihrem Kreise, doch Glieder eines großen Organismus sind. Es wurden daher die untersten Verwaltungsstellen, die Eisenbahnbetriebsämter, ganz aufgehoben, demgemäß aber die Directionsbezirke verkleinert, und die Directionen von elf auf zwanzig vermehrt. Als einundzwanzigste Direction ist nach Zutritt der hessischen Bahnen die königlich preußische und großherzoglich hessische Eisenbahndirection Mainz am 1. April 1897 in Thätigkeit getreten. — Einzelne Verwaltungsgeschäfte, die für den ganzen Staatsbahnbereich oder für eine Gruppe von Directionen zweckmäßig einheitlich erledigt werden, sind für größere Bezirke einer Direction übertragen. Die Finanzordnung hat die Rechnungsgrundsätze und das Etatwesen gründlich umgestaltet und vereinfacht, viele überflüssige Formen beseitigt und an Stelle der formalen Rechnungs- und Schreibarbeiten als Grundsatz die Prüfung der eigentlichen Wirthschaftsführung aufgestellt.

Die beiden neuen Verordnungen haben auf eine raschere und einfachere Erledigung der Geschäfte sehr vortheilhaft eingewirkt; sie waren vornehmlich auch von erheblichem, finanziellem Nutzen, da insbesondere das Personal der inneren Verwaltung und die Jahresausgaben dafür bedeutend vermindert werden konnten. „Noch jetzt,“ so bemerkt der Bericht, „werden für die innere

Verwaltung rund 7 Millionen Mark weniger verausgabt als im Jahre 1894. Bei Berücksichtigung der seit dieser Zeit eingetretenen Erweiterung des Bahnnetzes und der erheblichen Steigerung des Verkehrs ergibt sich eine thatsächliche jährliche Ersparniß von rund 20 Millionen Mark."

Ein weiteres wichtiges Ereigniß, das in den hier betrachteten Zeitraum fällt, ist die Aenderung der rechtlichen Grundlagen für den Güter- und den Personenverkehr der Eisenbahnen. Diese Grundlagen waren bis zum 1. Januar 1893 das deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 und das Betriebsreglement für Eisenbahnen Deutschlands von 1874. Das deutsche Handelsgesetzbuch ist ersetzt durch das Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 10. Mai 1897, das Betriebsreglement durch die Verkehrsordnung für die Eisenbahnen Deutschlands vom 15. November 1892, die im Jahre 1899 nochmals umgearbeitet werden mußte. Seit dem 1. Januar 1900, dem Tage, an dem das Bürgerliche Gesetzbuch und das neue Handelsgesetzbuch in Kraft getreten sind, regelt sich die Beförderung von Personen und Gütern auf den Eisenbahnen nach der Eisenbahn-Verkehrsordnung vom 26. October 1899. Der Anstoß zu der Aenderung des deutschen Eisenbahn-Frachtrechts ist ausgegangen von dem am 1. Januar 1893 in Kraft getretenen internationalen Gesetzbuch, dem internationalen (Berner) Uebereinkommen über den Eisenbahn-Frachtverkehr vom 14. October 1890. Dieser zwischen der überwiegenden Mehrzahl der mitteleuropäischen Festlandsstaaten abgeschlossene Staatsvertrag ordnet den Güterverkehr der Eisenbahnen, so weit er sich über die Grenzen der einzelnen Vertragsstaaten hinaus bewegt. Zahlreiche seiner Bestimmungen enthielten Verbesserungen und Fortschritte gegenüber dem damals im Binnenverkehr des Deutschen Reiches geltenden Frachtrechte. Diese Verbesserungen wurden, so weit angängig, zum 1. Januar 1893 in die deutsche Verkehrsordnung übertragen; sie gingen sodann in das neue Handelsgesetzbuch über, und nachdem in Folge dessen die Verkehrsordnung nochmals durchgesehen ist, besitzen wir seit dem 1. Januar 1900 im Deutschen Reiche ein Eisenbahn-Frachtrecht, das mit dem des Berner Uebereinkommens nahezu in allen Punkten übereinstimmt und, wie allseitig zugegeben wird, den Ansprüchen der Eisenbahnen sowohl als denen der Verfrachter und der Reisenden in vollkommener Weise Genüge thut. Es ist ein hochbedeutsamer rechtsgeschichtlicher Vorgang, daß die dem damaligen Gewohnheitsrecht entnommenen Bestimmungen des Handelsgesetzbuches von 1861 zunächst, geläutert und verbessert nach den Erfahrungen eines Menschenalters, in das internationale Recht übergegangen sind und nach diesem wiederum das Frachtrecht des Deutschen Reiches und der meisten übrigen Berner Vertragsstaaten umgestaltet und auf die gegenwärtige Stufe der Vollkommenheit erhoben ist. Die Uebereinstimmung des nationalen und internationalen Beförderungsrechtes in allen wesentlichen Punkten ist von höchster Bedeutung für die Sicherheit, die Regelmäßigkeit, die stetige Entwicklung des Güteraustausches von fast ganz Europa. Das Eisenbahnnetz, auf dem sich dieser Güteraustausch vollführt, hat eine Ausdehnung von fast 200 000 Kilometern (am 1. April 1900 genau 193 431 Kilometer).

IV.

Die Ergebnisse der zehnjährigen Verwaltung des preußischen Staatseisenbahnnetzes, des größten einheitlich verwalteten Eisenbahnnetzes der Welt, wollen wir nun an der Hand einiger Hauptzahlen an uns vorüber ziehen lassen. Denn Zahlen — selbstverständlich richtig ermittelte und richtig verstandene — sind allein geeignet, ein ungeschminktes Bild der Entwicklung einer solchen Verwaltung zu geben.

In unserem Berichte sind alle diese Zahlen fortlaufend in den Tabellen von 31 Anlagen zusammengestellt — Tabellen, deren eingehendes Studium für den Mann der Wissenschaft und den Mann der Praxis von unschätzbarem Werth sein wird. In ihren einfachen Reihen geben sie unbedingt zuverlässigen Aufschluß über die Gestaltung dieses in seiner Art einzigen Betriebes, der heute mit einem Anlagecapital von fast 8 Milliarden, einem Jahresbudget von nahezu 1 ½ Milliarden Mark arbeitet und im Jahre 1899 ein Personal von 133 405 Beamten und 211 951 Arbeitern beschäftigte. Die hauptsächlichsten Zahlen der Anlagen sind in dem begleitenden Texte hervorgehoben und zum Theil durch bildliche Darstellungen in einer auch dem Nichtfachmann leicht verständlichen Weise erläutert. Aus dem überaus reichhaltigen Material können selbstverständlich hier nur die Thatsachen hervorgehoben und beleuchtet werden, die einem größeren Leserkreis eine Vorstellung von den Hauptzügen der Verwaltung zu geben geeignet sind.

Die Eisenbahnen sind Verkehrsmittel, — ihre Hauptaufgabe ist, dem Verkehr, dem Personenverkehr und dem Güterverkehr, zu dienen. Wie haben die preußischen Staatsbahnen diese Aufgabe gelöst? Die Personenzüge haben im Jahre 1889 104 324 401 Kilometer, im Jahre 1899 166 658 407 Kilometer durchfahren, — eine von Jahr zu Jahr fortschreitende Vermehrung von 59,7 %. Die Anzahl der beförderten Personen ist von 235 134 714 auf 553 932 123 (= 135,6 %) gestiegen. Da die Strecken, die die einzelnen Personen durchfahren, von verschiedener Länge sind, erfahrungsmäßig die Reisen auf kurze Entfernungen sich stärker vermehren als die längeren Reisen — einen sehr erheblichen Procentsatz der Reisenden auf den preußischen Staatsbahnen bilden die der Berliner Stadtbahn und der Berliner Vorortbahnen —, so ist für die Vergleichung ein richtigerer Maßstab als die Anzahl der Personen die Summe der gefahrenen Personenkilometer (die von allen Personen durchfahrene Anzahl von Kilometern). Diese stiegen von 6 706 420 811 auf 13 044 364 510 oder 94,5 %. Diese Vermehrung des Verkehrs brachte eine Vermehrung der Einnahmen aus dem Personenverkehr von 206 904 084 Mark auf 345 397 150 Mark, also nur um 66,9 % mit sich. Daß diese Vermehrung eine erheblich geringere ist als die der Personenkilometer, hat seine Ursache in dem allmählichen Sinken der durchschnittlichen Fahrpreise. Diese betrugen für ein Personenkilometer im Jahre 1889: 3,09 Pf., zehn Jahre später nur noch 2,65 Pf., d. h. sie fielen um 14,2 %. Absolut zeigen die stärkste Verminderung die Durchschnittspreise der II. und der III. Wagenclasse, was wohl auch wesentlich mit der im Jahre 1892 erfolgten Einführung der billigen Preise des Berliner Vorort-

verkehrs zusammenhängt. Die Anzahl der in diesem Verkehr zurückgelegten Fahrten hat sich von 23 380 985 (im letzten Jahre vor Einführung der billigen Preise) auf 57 830 763 (in dem mit dem 30. September 1899 abschließenden Jahre) vermehrt. Gleichzeitig sind die Einnahmen von 6 463 275 Mark auf 10 931 936 Mark gestiegen; allerdings die Roheinnahmen. Wie hoch sich die Ausgaben in derselben Zeit vermehrten, läßt sich nicht genau ermitteln.

Daneben ist viel geschehen zur Erhöhung der Bequemlichkeit der Reisenden: die Durchgangszüge mit den sogenannten D-Wagen sind eingeführt, Speisewagen und Schlafwagen sind in größerer Anzahl eingestellt, die für die wohlhabendsten Kreise der Bevölkerung bestimmten, von der internationalen Schlafwagen-Gesellschaft in Brüssel gestellten Luxuszüge werden seit 1894 auf den preußischen Staatsbahnen zugelassen und erfreuen sich der allgemeinen Zustimmung der Reisenden. Daß diese erhöhten Bequemlichkeiten nicht unentgeltlich gewährt werden konnten, liegt wohl auf der Hand; mit der Zeit haben sich die Reisenden denn auch an die anfangs nur ungern gezahlte Platzkartengebühr gewöhnt. — Eine für die Entlastung der Bahnhöfe, besonders aber für die Sicherheit von Leben und Gesundheit des Zugpersonals wichtige Maßnahme war die Einführung der Bahnsteigsperre.

V.

Eine ähnliche Entwicklung wie der Personenverkehr zeigt der für die Erträge der Eisenbahnen viel wichtigere Güterverkehr. Die Gesammtzahl der beförderten Gütertonnen ist von 118 640 527 auf 199 927 390 oder um 68,5 %, die der gefahrenen Tonnenkilometer von 14 352 176 993 auf 23 789 537 649 oder um 63,7 % gestiegen. Nur die letzteren Zahlen geben ein richtiges Bild der Entwicklung dieses Verkehrs, da sie gleichzeitig die von den Gütern durchfahrenen Entfernungen berücksichtigen. Die Transporte auf geringe Entfernungen sind erheblicher gewachsen als die auf größere Entfernungen. Ebenso sind denn auch die Gesammteinnahmen aus dem Güterverkehr von 563 287 687 Mark auf 860 262 378 Mark oder um 52,7 % in die Höhe gegangen. Daß diese Steigerung geringer ist als die des Verkehrs, deutet auf eine Ermäßigung der durchschnittlichen Frachtsätze hin, und so sind die durchschnittlichen Frachtgebühren für 1 Tonnenkilometer auch thatsächlich von 3,81 Pf. auf 3,55 Pf., d. h. um 0,26 Pf., gefallen. Welche wirthschaftliche und finanzielle Bedeutung eine scheinbar so geringe Ermäßigung bei einem so gewaltigen Verkehr hat, das ergibt die folgende einfache Berechnung. Wären für die im Jahre 1899 gefahrenen Güter die Durchschnittspreise des Jahres 1889 gezahlt, so hätten im Jahre 1899 die Verfrachter rund 60 Millionen Mark mehr an Fracht zahlen müssen als sie gezahlt haben, und die Eisenbahnen 60 Millionen Mark mehr eingenommen als sie jetzt zu den geringen Frachtsätzen eingenommen haben.

Der Bericht zählt einige der wichtigeren Frachtermäßigungen auf. Es gehören hierzu die Herabsetzungen der Frachten für Stückgut und Eilgut, die Versetzung zahlreicher Güter von den theuren in die billigeren Classen, vor Allem die Einführung vieler ermäßigter Ausnahmetarife für Handel, Industrie

und Landwirthschaft, von denen hier nur die sehr niedrigen Ausnahmetarife für Düngemittel und der außerordentlich billige Rohstofftarif für Brennstoffe aller Art hervorgehoben werden mögen.

Eine derartige Steigerung der Leistungen hat zur Voraussetzung eine ordnungsmäßige Instandhaltung und stete Verbesserung des Bahnkörpers, die Beschaffung der nöthigen Betriebsmittel, vor Allem aber auch eine richtige und sachgemäße Ordnung des Betriebes. Von den Betriebsmitteln wurden die Locomotiven von 9118 auf 12453, die Personenwagen von 14597 auf 22674, die Gepäck- und Güterwagen von 186686 auf 282794 vermehrt, die gesammte Tragfähigkeit der letzteren Wagen von 1856299 Tonnen auf 3487024 Tonnen erhöht. Die Tragfähigkeit zahlreicher der vorhandenen Güterwagen ist gesteigert, auch ist allgemein zur Beschaffung größerer Güterwagen übergegangen. Die verhältnißmäßige Vermehrung der Betriebsmittel ist nicht entfernt so groß wie die Vermehrung des Verkehrs. Hier zeigt sich so recht handgreiflich, von welcher Wichtigkeit für die Organisation des Betriebes ein einheitlich zusammengefaßtes großes Eisenbahnnetz ist. Die zum Beweise hierfür gegebenen Zahlen sind für den Betriebstechniker ungemein lehrreich. Weitere Kreise aber werden sich einen Begriff von den hier in Frage kommenden Leistungen machen, wenn wir einen Blick auf den Beförderungsdienst des großen rheinisch-westfälischen Kohlengebietes werfen. In diesem Bezirk wurden allein für Kohlen und Coaks an Wagen zu 10 Tonnen Ladegewicht gestellt im Jahre 1889 2836079 Stück, im Jahre 1899 4561624, d. h. 1725545 Stück oder 60,8% mehr. Die durchschnittliche Gestellung für den Arbeitstag betrug 9411 Wagen im Jahre 1889, 15205 Wagen im Jahre 1899, die höchste Gestellung für den Arbeitstag war 11028 Wagen am 19. November 1890, 16575 Wagen am 21. November 1899. Im Herbste des Jahres 1900 sind an einigen Tagen sogar mehr als 18000 Wagen gestellt worden. Eine solche Anzahl von Wagen war allein für Kohlen und Coaks im Ruhrgebiet abzufahren. Eine ungefähr ebenso große Anzahl leerer Wagen war zurück zu befördern. Wollte man aus diesen beladenen und leeren Wagen, deren jeder eine Länge von 8,8 Meter von Puffer zu Puffer hat, einen einzigen Güterzug bilden, so würde dieser eine Länge von etwa 300 Kilometern haben, d. h. von Berlin bis hinter Altona reichen. Solche Leistungen sind nur möglich, wenn durch eine richtige Organisation dafür gesorgt ist, daß die Wagen stets zur rechten Zeit an der richtigen Stelle sich befinden. Daß trotz aller Bemühungen der Eisenbahn nicht immer gleichzeitig alle Wagen, die die Versender fordern, gestellt werden können, liegt auf der Hand. Von eigentlichem Wagenmangel war gleichwohl in den letzten Jahren nur in gewissen kurzen Zeiträumen die Rede; im letzten Winter sind die Klagen darüber gänzlich verstummt.

Trotz eines solchen Verkehrs war die Sicherheit des Betriebes eine durchaus zufriedenstellende. Eine Anzahl von Tabellen und bildlichen Darstellungen liefern den überzeugenden Beweis, daß die Zahl der Unfälle auf den preußischen Staatsbahnen im Durchschnitt der letzten zehn Jahre geringer war als auf den deutschen Bahnen, und daß auch die Anzahl der verunglückten Reisenden,

Beamten und Arbeiter auf den gesammten deutschen und den englischen Bahnen größer war als auf den preußisch-hessischen Staatsbahnen. Für die Beurtheilung der Sicherheit des Betriebes können nur derartige auf einen längeren Zeitraum sich erstreckende Durchschnittszahlen maßgebend sein. Das große Publicum ist geneigt, die Betriebssicherheit nach einzelnen schweren Unfällen zu beurtheilen, von denen die preußischen Staatsbahnen ebenso wenig verschont sind wie die Eisenbahnen aller anderen Länder, insbesondere auch die, in denen das Privatbahnsystem herrscht, wie Frankreich, England, die Vereinigten Staaten von Amerika. Derartige Unfälle sind glücklicher Weise nur seltene, noch dazu oft durch Zufälle herbeigeführte Erscheinungen, aus denen Schlußfolgerungen auf die Sicherheit des gesammten Betriebes nicht gezogen werden können.

VI.

Eine der größten Sorgen beim Uebergang zum Staatsbahnsystem war die, welchen Einfluß die Verwaltung des gesammten Eisenbahnnetzes auf die Finanzen des Staates haben werde. Man befürchtete vielfach, daß die Reineinnahmen der Staatsbahnen nicht ausreichen würden zur Verzinsung und Tilgung der Eisenbahn-Capitalschuld; man hielt Schutzmaßregeln gegen nachtheilige Rückwirkungen auf den gesammten Staatshaushalt für erforderlich. Jener Besorgniß entsprang das Gesetz vom 27. März 1882 über die Verwendung der Jahresüberschüsse der Eisenbahnverwaltung. Dieses sogenannte Garantiegesetz bestimmt, daß die gesammte damals vorhandene Staatsschuld von 1 498 858 100 Mark als Eisenbahn-Capitalschuld zu gelten habe. Ein Versuch, die Eisenbahnschuld aus der gesammten Staatsschuld auszuscheiden, gelang nicht, und der Minister der öffentlichen Arbeiten trug kein Bedenken, seine Verwaltung mit der ganzen Staatsschuld zu belasten. Die Eisenbahn-Capitalschuld soll sich — nach dem Gesetz — vermehren um die für den Erwerb von Privatbahnen und den Bau neuer Eisenbahnen aufgewendeten Summen; sie soll allmählich getilgt werden durch den Theil der Betriebsüberschüsse, der über die zur Verzinsung des Anlagecapitals erforderlichen Beträge heraus gewirthschaftet wird. Ein geringer Theil der Ueberschüsse (jährlich 2 200 000 Mark) soll dann zu allgemeinen Staatsausgaben verwendet werden, wenn der Etat mit einem Fehlbetrag abschließt. (Dies war — seit dem Jahre 1882 — im Ganzen sechsmal erforderlich.) Der übrige Theil ist von der Staatseisenbahn-Capitalschuld abzuschreiben und bis zur Höhe von ³/₄ % der jedesmaligen Staatseisenbahn-Capitalschuld zur ordentlichen Tilgung zu verwenden. Ist noch mehr verdient, so bestimmt das Etatsgesetz, ob auch diese Erträge zur — außerordentlichen — Schuldentilgung herangezogen werden. An Stelle der Schuldentilgung kann eine Verwendung zur Deckung anderer etatsmäßiger Ausgaben treten; einige Jahre nach Erlaß des Gesetzes von 1882 wurde ferner die Bildung eines außeretatsmäßigen Dispositionsfonds aus den Ueberschüssen gestattet.

Diese Bestimmungen haben zunächst die gute Folge gehabt, daß Jedermann sich alljährlich über den Stand der Eisenbahnfinanzen volle Klarheit verschaffen kann. Zweifel über die Höhe der Eisenbahnschuld und über die

Verwendung der Eisenbahnerträge sind seitdem ausgeschlossen. Bei Erlaß des Gesetzes hoffte man nun wohl, daß die Staatseisenbahnen die Zinsen ihres Anlagecapitals und allenfalls die zur ordentlichen Tilgung nöthigen Beträge verdienen würden. Daß darüber hinaus noch erheblichere Summen zur außerordentlichen Tilgung und zur Deckung anderer Staatsausgaben heraus kommen würden, daran hat damals Niemand gedacht; geschweige denn, daß man auf eine solche Höhe der Ueberschüsse gerechnet hat, wie sie thatsächlich heute erreicht ist. Hätte man das vorausgesehen, so wären wohl sicherlich auch Bestimmungen in das Gesetz über die Grenzen aufgenommen, bis zu denen die Inanspruchnahme der Eisenbahnerträge für allgemeine Staatszwecke zulässig ist. Die wiederholt, auch im Landtage, hervorgetretenen Wünsche, das Gesetz in dieser Beziehung zu verbessern, sind bisher nicht erfüllt worden. Heute liegt also nur die Gefahr vor, daß zu viel allgemeine Staatsausgaben auf die Ueberschüsse der Eisenbahnen angewiesen werden, die bei sinkender Conjunctur aus ihrem Betriebe nicht erzielt werden.

Die finanzielle Lage unserer Staatsbahnen ist bis jetzt die folgende gewesen: die Grundsumme der Staatseisenbahn-Capitalschuld betrug am 1. April 1900 rund 7400 Millionen Mark. Durch Abschreibung ist sie auf 4411 Millionen vermindert, es sind also im Sinne des Garantiegesetzes 40% der Grundsumme als getilgt anzusehen. An Ueberschüssen aus dem Betrieb der Eisenbahnen sind seit 1882 6083084035 Mark erzielt. Hiervon sind 3116841742 Mark zur Verzinsung der Eisenbahn-Capitalschuld und 13200000 Mark zur Deckung eines Deficits im Staatshaushalt, 909143370 Mark zur Schuldentilgung oder zur Verrechnung auf bewilligte Anleihen verwendet. Daß auch die Verrechnung auf Anleihen einer thatsächlichen Tilgung gleich kommt, daß es in der Wirkung völlig gleich ist, ob ich auf der einen Seite Schuldscheine vernichte und auf der anderen Seite ebenso viel neue Schuldscheine ausgebe, oder ob ich von der Vernichtung alter und Ausgabe neuer Schuldscheine absehe und die zur Verfügung stehenden Gelder unmittelbar zur Anlage in werbendem Vermögen verwende, das ist so klar und selbstverständlich, daß darüber Meinungsverschiedenheiten kaum bestehen können. Zu der thatsächlich getilgten Summe kommen weiter noch 134 Millionen Mark, die aus den Ueberschüssen der Eisenbahnen zur Tilgung von Obligationen entnommen sind, womit der aus den Eisenbahnüberschüssen thatsächlich getilgte Schuldbetrag auf 1043 Millionen Mark steigt.

Zur Verwendung für weitere Zwecke blieben 2013399014 Mark übrig. Hiervon entfielen auf außerordentliche Ausgaben für Erweiterung und Vervollständigung der Verkehrsanlagen und Vermehrung der Betriebsmittel 623817843 Mark, die also nicht zu laufenden Betriebsausgaben, sondern zur Verbesserung der Substanz des Staatsvermögens Verwendung gefunden haben. Für Zwecke anderer Ressorts verblieben seit 1882 1390081090 Mark. Diese Inanspruchnahme ist von 68222876 Mark im Jahre 1890 auf 193256834 Mark im Jahre 1899 gestiegen. Hätte die Eisenbahnverwaltung nicht diese Beträge zur Verfügung stellen können, so hätten dafür entweder andere Einnahmequellen erschlossen oder auf Ausgaben in dieser Höhe verzichtet

werden müssen. Diese Beträge werden von der Staatseisenbahn-Capitalschuld abgeschrieben, um sie vermehrt sich daher die allgemeine Staatsschuld.

Diese Zahlen sprechen eine so deutliche Sprache, daß man in der That kaum begreift, wie von einzelnen Verehrern fremder Eisenbahnen mit einer beneidenswerthen Hartnäckigkeit immer noch behauptet werden kann, die preußische Eisenbahn-Finanzwirthschaft sei eine unsolide. Eine thatsächliche Tilgung von über einer Milliarde Mark in achtzehn Jahren ist doch wahrlich nicht zu unterschätzen. Und auch die Behauptung, daß die Eisenbahnüberschüsse nicht genügend für Eisenbahnzwecke verwendet würden, läßt sich jenen Zahlen gegenüber kaum aufrecht erhalten. Daß die Preise der Eisenbahnen dauernd herabgegangen sind, der Verkehr sich stetig vermehrt hat, haben wir im vorigen Abschnitt gesehen. Für den Ausbau des Eisenbahnnetzes, für Beschaffung von Betriebsmitteln sind erhebliche Summen (im vergangenen Jahrzehnt für letzteren Zweck jährlich durchschnittlich 73½ Millionen Mark) ausgegeben, für die Verbesserung des Oberbaues, Errichtung neuer Bahnhofsanlagen, den Bau zweiter Geleise, für Signale und Stellwerksanlagen, für elektrische Beleuchtungsanlagen, für Erweiterung und Verbesserung der Werkstätten sind alljährlich die für eine ordnungsmäßige Instandhaltung völlig genügenden Mittel aufgewendet worden. Eine besondere Beachtung verdient die Zusammenstellung der Beträge, die in dem Jahrzehnt des Berichts allein für größere Bahnhofsbauten theils verausgabt, theils vorgesehen sind, darunter z. B. Aachen mit 6 895 500 Mark, einzelne Berliner Bahnhöfe mit 17 879 000 Mark, Buckau mit 5 Millionen, Breslau mit 6 700 000 Mark, Coblenz mit 7 168 000 Mark, Crefeld mit 7½ Millionen, Danzig mit 5 420 000 Mark, Dortmund mit über 9 Millionen, Essen mit 6 297 000 Mark, Hamburg mit 36 533 000 Mark, Leipzig mit 6 768 000 Mark, Neuß mit 10½ Millionen, Stettin mit 6½ Millionen, Wiesbaden mit beinahe 11 Millionen Mark. Alle diese Summen vermehren die Eisenbahnschuld, sie tragen aber, wenn überhaupt, dann nur in geringem Umfang bei zur Steigerung der Einnahmen. Sie konnten eingestellt und aufgewendet werden ohne sichtbaren Einfluß auf die Rentabilität des gesammten Eisenbahnnetzes. Denn auch diese hat sich, wenngleich mit gewissen Schwankungen in einzelnen Jahren, im Laufe des in dem Berichte betrachteten Jahrzehnts von 6,26 % des Anlagecapitals im Jahre 1889 auf 7,28 % im Jahre 1899 gehoben.

VII.

Ein Riesenunternehmen wie die Verwaltung eines Eisenbahnnetzes von über 30 000 Kilometern hat auch socialpolitische Aufgaben zu erfüllen, es hat die Verpflichtung, für seine zahlreichen Beamten und Arbeiter, deren leibliches und geistiges Wohl zu sorgen, sie angemessen zu besolden, in Krankheiten und bei Unfällen zu unterstützen und ihre Angehörigen und Hinterbliebenen gegen Noth und Sorge thunlichst sicher zu stellen. Ein besonderer Abschnitt unseres Berichts gibt Auskunft darüber, in welcher Weise die preußische Staatseisenbahn-Verwaltung dieser Verpflichtung genügt hat.

Die Zahl der Beamten der Staatsbahnen hat sich von 88 639 auf 133 405, die der Arbeiter von 166 853 auf 211 951 von 1889—1899 vermehrt.

Es ist dies eine Vermehrung des Gesammtpersonals um 35,2 %. Dagegen sind die persönlichen Ausgaben von 215 160 753 Mark auf 370 767 548 Mark, d. h. um 72,3 %, gestiegen. Besonders vortheilhaft war die Vermehrung der etatsmäßigen Beamten, deren Anzahl sich um 62 % erhöhte. Der durchschnittliche Gehaltsaufwand (ohne Wohnungsgeld und sonstige Bezüge) für einen etatsmäßigen Beamten stieg von 1215 Mark auf 1459 Mark, der durchschnittliche Jahreslohn für einen Werkstättenarbeiter von 869 auf 1128 Mark, der für einen Betriebs- und Streckenarbeiter von 631 auf 839 Mark. Bediensteten auf besonders verantwortungsvollen Posten sind Stellenzulagen, Unterbeamten an besonders theuren Orten Theuerungszulagen gewährt, deren Gesammtbetrag von 350 000 Mark im Jahre 1889 auf 4 460 000 Mark im Jahre 1899 erhöht ist. Als sehr wohlthätig für die Beamten hat sich auch die seit dem Jahre 1883 allmählich durchgeführte Gehaltsvertheilung nach Dienstaltersstufen erwiesen.

Die erhöhten Ansprüche an die Beamten des Betriebsdienstes haben schon früher dazu geführt, für einzelne Dienstclassen Bestimmungen über die Dauer der Dienst- und Ruhezeit zu treffen. Diese sind im Jahre 1892 erweitert, auf die neu erworbenen Bahnen ausgedehnt; ihre Durchführung wurde sorgfältig überwacht. Wenn heute die Dienst- und Ruhezeiten dieselben wären, die vor dem Jahre 1892 bestanden, so würde der Verwaltungsaufwand sich um etwa 10 Millionen Mark geringer stellen.

Mit besonderem Nachdruck ist darauf hingewirkt, daß, so weit irgend die Anforderungen des Eisenbahndienstes es gestatten, an Sonn- und Festtagen die Beamten einen Ruhetag genießen. Seit dem Jahre 1894 ist zu diesem Zwecke insbesondere der Güterverkehr an den Sonntagen und Feiertagen wesentlich eingeschränkt. In Folge dessen haben etwa 25 000 Bedienstete Sonntagsruhe erhalten können, denen sie früher versagt war. Heute ist rund ein Drittel sämmtlicher Bediensteten an jedem Sonntag grundsätzlich dienstfrei.

Die Dienstwohnungen der Beamten und die vom Staate beschafften Wohnungen für Arbeiter sind wesentlich vermehrt. Für die Unterkunft der Beamten und Arbeiter in den Arbeitspausen, die sie nicht in ihren Wohnungen zubringen können, ist wirksame Fürsorge getroffen, die Uebernachtungs- und Aufenthaltsräume sind verbessert, an vielen Orten sind Koch- und Badeeinrichtungen getroffen und Cantinen hergestellt. Die Badeanstalten dürfen von dem Locomotiv- und Fahrpersonal und anderen im Betriebsdienst stehenden Beamten und Arbeitern unentgeltlich benutzt werden. Die bei den Werkstätten und Gasanstalten der Eisenbahnverwaltung bestehenden 1892 Arbeiterausschüsse haben als Beiräthe für bestimmte, auf das Arbeitsverhältniß bezügliche Angelegenheiten eine nützliche Thätigkeit entfaltet.

Die Pensionsverhältnisse und die Hinterbliebenenfürsorge sind bei den Eisenbahnbeamten ebenso geregelt wie bei den übrigen Staatsbeamten. Die Eisenbahnbeamten, die früher errichteten, jetzt geschlossenen Unterstützungskassen angehörten, haben aber aus diesen Kassen neben den gesetzlichen Ansprüchen noch gewisse Anrechte behalten. Die Höhe der gesetzlichen Bezüge ist von 5 475 200 Mark im Jahre 1889 auf 18 803 744 Mark gestiegen; in demselben Zeitraum haben sich die statutenmäßigen Bezüge von 8 820 600 Mark auf

12 240 963 Mark erhöht. Die mittleren und unteren Beamten des äußeren Dienstes genießen für sich und ihre Angehörigen freie ärztliche Behandlung, die in Folge des Dienstes erkrankten Arbeiter erhalten unentgeltlich Arznei und Heilmittel.

Die Arbeiter erhalten bei längerer Dienstzeit Belohnungen; im Falle der Bedürftigkeit werden ihnen und ihren Hinterbliebenen Unterstützungen gezahlt. Die schon früher bestehende Fürsorge für alte und invalide Arbeiter ist seit dem 1. Januar 1891 nach dem Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz vom 22. Juni 1889 neu geregelt. Außer den gesetzlichen Beträgen erhalten die mindestens ein Jahr lang bei der Eisenbahn beschäftigten Arbeiter noch besondere Zuwendungen in Form von Zusatzrenten, Wittwen-, Waisen- und Sterbegeldern. Die letzteren Zuwendungen sind mehrfach und zwar erheblich erhöht worden. An Zuschüssen zu der Alters- und Invalidenversorgung hat die Verwaltung von 1891—1899 mehr als 25 Millionen Mark gezahlt.

Auch die Krankenfürsorge für die Arbeiter und ihre Angehörigen geht weit über die gesetzlichen Forderungen des Krankenversicherungsgesetzes hinaus. Die Eisenbahn-Betriebskrankenkassen gewähren freie ärztliche Behandlung, freie Arznei und Heilmittel nicht nur den Kassenmitgliedern selbst — wie das Gesetz es vorschreibt — sondern auch, wenigstens theilweise, ihren Angehörigen. Sie gewähren das Krankengeld länger als dreizehn Wochen und geben einen höheren Betrag als die Hälfte des Tagesverdienstes. Das Gesammtvermögen der Betriebskrankenkassen ist von 4 805 741 Mark im Jahre 1889 auf 7 907 343 Mark im Jahre 1899 gewachsen, der Zuschuß der Verwaltung in demselben Zeitraume von 1 194 773 Mark auf 2 051 041 Mark gestiegen.

Wie sich die Anzahl der Personen, die in den den Unfallversicherungsgesetzen unterworfenen Betrieben beschäftigt sind, erheblich vermehrt hat, so ist auch die Anzahl der Empfänger von Entschädigungen und die Summe der gezahlten Entschädigungen bedeutend gestiegen. Diese Summe betrug im Jahre 1889 882 477 Mark, im Jahre 1899 dagegen 3 541 234 Mark.

Aus allen diesen Zahlen gewinnt man den Eindruck, daß der große Arbeitgeber Staat eifrig und mit schönem Erfolge bestrebt gewesen ist, seinen Bediensteten ihre schwere und verantwortliche Berufsthätigkeit thunlichst zu erleichtern und sie von der Sorge um des Lebens Nothdurft für sich, ihre Angehörigen und ihre Hinterbliebenen so weit als möglich zu befreien.

VIII.

Sind wir nun berechtigt, nach solchen Ergebnissen einer zehnjährigen Verwaltung, von denen hier natürlich nur einige der wesentlichsten hervorgehoben werden konnten, dem Staatsbahnbetrieb den unbedingten Vorzug vor dem Privatbahnbetrieb zuzuerkennen? Diese Frage wird man in dem Sinne bejahen dürfen, als die Verbesserungen im Eisenbahnwesen, die man in Preußen von dem Uebergang zum Staatsbahnsystem erwartete, thatsächlich eingetreten sind. Die Verhältnisse lagen damals so, daß man — bei aller Anerkennung der hervorragenden Leistungen vieler Privatbahnen — allgemein eine Aenderung für geboten erachtete, daß auch die Gegner des Staatsbahnsystems eine Reform für nöthig hielten. Nur wollten sie eine andere Reform als die Regierung,

weil sie gegen das Staatsbahnsystem praktische und theoretische Bedenken hatten. Sie meinten, daß der Staat nicht die Fähigkeit besitze, ein so großes Eisenbahnnetz zu betreiben, daß unter Staatsverwaltung der Eisenbahnbau ins Stocken gerathe, die Technik verknöchern würde, daß der Staat außer Stande sein werde, den Verkehr den Bedürfnissen des Landes entsprechend zu regeln, daß die Staatsfinanzen durch die Eisenbahnverwaltung auf das Aeußerste gefährdet würden.

Die Erfahrungen, die in einem normalen Jahrzehnt mit der preußischen Staatsbahnverwaltung gemacht sind, genügen nun meines Erachtens vollkommen zum Erweise der Haltlosigkeit solcher und ähnlicher Bedenken und zum Beweise der Thatsache, daß der Staat einer Bewältigung der von ihm im Jahre 1879 übernommenen schweren Aufgabe durchaus gewachsen ist. Von einer Erstarrung unseres Verkehrswesens ist nicht die Rede. Ueberall finden wir reges Leben und frische Bewegung. An die Stelle des Wettbewerbs anderer Eisenbahnen ist die stete Controlle der öffentlichen Meinung in der Presse und in den Parlamenten, die Beobachtung fremdländischer Eisenbahnen getreten, die sicherlich ebenso stark zum steten Fortschreiten anspornen, als jener doch vielfach überschätzte Ansporn des Concurrenten.

Ueberzeugend ist vor Allem das Bedenken widerlegt, daß die einheitliche Verwaltung eines so großen Eisenbahnnetzes durch den Staat unmöglich sei.

Das preußisch-hessische Staatsbahnnetz hatte am Schluß der von uns betrachteten Periode einen Umfang von 30 348 Kilometern. Hierzu kommen noch 72 Kilometer vom Staate verwaltete Privatbahnen. Dieses Netz steht unter der Leitung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, der außerdem der Chef der Verwaltung der Reichsbahnen ist, die eine Länge von 1826 Kilometern haben. Daß ein Eisenbahnnetz von 32 246 Kilometern von einer Stelle aus verwaltet werden kann, diese Thatsache läßt sich doch jetzt nicht mehr bestreiten. Die vor fünfundzwanzig Jahren aufgestellte Behauptung, daß 4—5000 Kilometer der denkbar größte Umfang eines einheitlich zu betreibenden Netzes bilde, war schon damals nicht richtig; sie ist heute durch die Erfahrung völlig widerlegt. Denn heute gibt es eine ganze Anzahl von Privatbahnen in Frankreich, Italien, hauptsächlich den Vereinigten Staaten von Amerika, die einen Umfang von 10 000—20 000 Kilometern haben. Schon Gustav Cohn hat vor langen Jahren mit vollkommenem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß auch diese Privatbahnen — meist Actiengesellschaften — nicht von ihren Eigenthümern und nicht von einer einzigen Person, sondern von einer Anzahl von Beamten verwaltet werden, die von den Actionären angestellt sind. Nun ist aber doch in der That nicht einzusehen, warum das, was Privatbeamte vermocht haben, nicht Staatsbeamte ebenso gut leisten könnten; zumal in früheren Zeiten in Preußen eine große Anzahl von Privatbahnen ihre Directoren sich aus den Kreisen der Staatsbahnbeamten genommen haben. Und nicht allein auf dem Eisenbahngebiete sehen wir heute die Zusammenlegung riesiger Vermögensmassen und ihre Verwaltung durch eine geringe Zahl leitender Personen. Die großen Privatbanken, die Cartelle, die Syndicate, die Trusts sind wirthschaftliche Erscheinungen, die in allen Ländern sich wiederholen und die kleinen Betriebe in sich aufnehmen. Die

Vermögensmassen, die da zusammen geworfen werden, stehen in den Vereinigten Staaten von Amerika dem Werthe der preußischen Staatsbahnen nicht mehr viel nach; soll doch der im Frühjahr dieses Jahres gebildete Stahltrust, die Vereinigung fast aller Stahlwerke der Vereinigten Staaten zu einem Unternehmen, über ein Anlagecapital von mehr als 1100 Millionen Dollars, d. h. rund 4½ Milliarden Mark verfügen.

Der Eisenbahnbau hat nach Einführung des Staatsbahnsystems in Preußen keineswegs aufgehört. Die Regierung hat vielmehr seit dem Jahre 1880 alljährlich — mit Ausnahme eines Jahres — dem Landtage Gesetze über den Ausbau des Staatsbahnnetzes und Unterstützung des Baues von Privatbahnen vorgelegt. Im Ganzen sind seitdem zweiundzwanzig Gesetze erlassen, durch die der Bau von 10473 Kilometern Staatsbahnen genehmigt und Unterstützungen von 893 Kilometern Privatbahnen bewilligt sind. Unter diesen Bahnen befinden sich nur 928 Kilometer Vollbahnen, der Rest sind Nebenbahnen, die hauptsächlich zur Erschließung der abseits von den großen Linien belegenen Landestheile bestimmt sind und vor Allem in den ersten Jahren des Betriebes nur geringe Erträge abgeworfen haben. Der Staat hat unendlich mehr geleistet, als früher die Privatbahnen Preußens, als heute noch das Land der Privatbahnen, Großbritannien, in dem seit langen Jahren der Bau von neuen Eisenbahnen so gut wie vollständig aufgehört hat, weil die großen Bahnen keine Neigung zum Bau unrentabler Linien besitzen und das Aufkommen neuer Unternehmungen, die mit ihnen in Wettbewerb treten würden, zu verhindern verstanden haben.

Noch mehr aber. Preußen ist das erste Land, das den Bau von Kleinbahnen gefördert und gesetzlich geregelt hat, von denen, wie wir oben gesehen haben, am 21. März 1900 bereits 7267 Kilometer theils in Betrieb standen, theils genehmigt waren. Dieses Vorgehen Preußens ist vorbildlich geworden für Oesterreich, für Italien, ja für Großbritannien, woselbst man in den Kleinbahnen endlich das geeignete Mittel gefunden zu haben scheint, auch gegen den Widerstand der Privatbahnen Verkehrsmittel zu bauen. Frankreich und Belgien waren Preußen in der gesetzlichen Regelung des Kleinbahnwesens vorangegangen. Die französische Gesetzgebung vom Jahre 1880 hat sich aber wenig bewährt. In Belgien dagegen finden wir auch eine blühende, den eigenartigen Verhältnissen dieses Industriestaates sich anpassende Entwicklung jener Unternehmungen.

Ebenso wenig ist von einem Stillstand der Technik die Rede gewesen. Daß die Staatsbahnen bedächtig fortschreiten, daß sie Neuerungen gründlich prüfen, ehe sie sie einführen, ist wohl eher ein Vorzug, als ein Fehler. Unausgesetzt aber ist — davon legt auch unser Bericht Zeugniß ab — die Verwaltung der preußischen Staatsbahnen bemüht gewesen, ihr Instrument zu einem thunlichst vollkommenen zu gestalten. Alle neuen Erscheinungen des In- und Auslandes werden sorgfältig untersucht, seit langen Jahren werden besondere technische Beamte in London, Paris, St. Petersburg, Rom, Wien und in den Vereinigten Staaten den dortigen diplomatischen Vertretungen beigegeben, deren Aufgabe es ist, an Ort und Stelle die fremden Verkehrsanstalten zu beobachten und über ihre Erfahrungen zu berichten. Der bauliche

Zustand der preußischen Staatsbahnen wird von dem keines anderen Landes übertroffen. Die Hochbauten, vor Allem die Bahnhöfe der größeren Städte entsprechen den Bedürfnissen des Verkehrs, und ihre äußere Erscheinung erregt die Bewunderung der Reisenden. Der Locomotiv- und der Wagenpark genügt weitgehenden Bedürfnissen, die Heizung, Lüftung und Beleuchtung der Personenwagen findet allgemeine Anerkennung. Bei der Gestaltung des Locomotiv- und Wagenparkes muß in erster Linie auf die Bedürfnisse des eigenen Landes Rücksicht genommen werden. Das wird oft von solchen Personen übersehen, die nach kurzem Aufenthalt in fremden Ländern alle dortigen Einrichtungen besser finden und zur Nachahmung empfehlen. Hierher gehört beispielsweise das Verlangen der Erhöhung der Tragfähigkeit der Güterwagen nach dem Vorbilde einiger großer amerikanischer Bahnen. Wenn sich vielleicht für gewisse Transporte auf einzelne Strecken solche Riesenwagen mit Nutzen auch bei uns verwenden ließen, so würde ihre allgemeine Einführung durchaus nicht angebracht sein, wie denn auch in den Vereinigten Staaten diese großen Wagen nur einen geringen Bestandtheil des Wagenparkes bilden und bisher von den Eisenbahnen anderer Länder nicht angenommen sind.

Wie der Verkehr unter der Herrschaft des Staatsbahnsystems stetig fortgeschritten ist, wie wenig die finanziellen Besorgnisse der Gegner des Staatsbahnsystems sich bewahrheitet haben, dafür geben die Zahlen unseres Berichtes einen glänzenden, kaum zu widerlegenden Beweis. Die Verkehrsfragen — und das ist auch eine Errungenschaft des Staatsbahnsystems — werden in fortlaufender Fühlung mit den Kreisen der Bevölkerung berathen, die die Wirkungen der von der Verwaltung gefaßten Beschlüsse so zu sagen am eigenen Leibe empfinden. Der Landeseisenbahnrath, die Bezirkseisenbahnräthe, der der ständigen Tarifkommission beigegebene Ausschuß von Verkehrsinteressenten sind Körperschaften, zusammengesetzt aus Vertretern von Handel, Industrie und Land- und Forstwirthschaft, die in regelmäßigen Zusammenkünften den Eisenbahnen in allen Verkehrsfragen ihren sachverständigen Rath ertheilen und deren Gutachten von der Verwaltung voll gewürdigt werden. Auch diese Einrichtung, die zuerst in den Reichslanden und dann in Preußen getroffen ist, wurde von den übrigen deutschen Staaten, dann von Oesterreich, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark übernommen, und ihre Einführung in der Schweiz ist gesetzlich für den Zeitpunkt vorgesehen, daß dort das Staatsbahnsystem in die Wirklichkeit tritt.

Die Behauptung, daß die Beförderungspreise der preußischen Staatsbahnen an sich zu hoch seien, wird durch die Ergebnisse der zehnjährigen Verwaltung in keiner Weise bestätigt. Diese Preise sind stetig gesunken; unter ihrer Herrschaft hat der Verkehr einen glänzenden Aufschwung genommen. Eine Vergleichung dieser Preise mit denen anderer Länder ist ein mißliches Ding. Einmal ist es schwer, wirklich richtiges, thatsächliches, zum Vergleich geeignetes Material aus anderen Ländern zu erhalten, sodann ist die bloße, absolute Höhe der Tarife durchaus nicht entscheidend, es kommen für die Beurtheilung noch viele andere Gesichtspunkte — der Werth des Geldes, die wirthschaftliche Lage des Landes, die Gestaltung, die Kosten des Eisenbahnnetzes, die sonstigen Preisverhältnisse u. dergl. — in Betracht. In

Großbritannien, in Frankreich sind die Personen- und Gütertarife im Allgemeinen höher, auf den Bahnen der Vereinigten Staaten die Personentarife höher, die Gütertarife wenigstens der östlichen Bahnen erheblich niedriger als in Preußen. Im Deutschen Reiche sind zwischen den Tarifen der einzelnen Staaten erhebliche Unterschiede nicht vorhanden. Die Tarifpolitik kann und soll die Erfahrungen anderer Länder gewiß verwerthen, aber nach der Natur der Sache muß sie eine selbständige sein und die wirthschaftliche und finanzielle Lage des eigenen Landes in erster Linie sich zur Richtschnur nehmen. Bei den Staatsbahnen, auch den preußischen, ist jedenfalls in ganz anderem Maße als bei den Privatbahnen das allgemeine wirthschaftliche Bedürfniß vor der finanziellen Seite in den Vordergrund getreten.

IX.

Alles in Allem können wir nach dem Berichte die Behauptung wagen: das Staatsbahnsystem hat sich in Preußen wohl bewährt; seit seiner Durchführung ist es nicht nur anders, es ist besser bei uns auf dem Eisenbahngebiet geworden. Und so hat denn auch das Vorgehen Preußens nicht wenig zu weiterer Verbreitung des Staatsbahnsystems in anderen Ländern beigetragen. Die deutschen Mittelstaaten haben die noch in ihren Grenzen belegenen Privatbahnen angekauft, das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin hat in den Jahren 1889 und 1893 die Privatbahnen in Staatsbahnen umgewandelt. Von unseren unmittelbaren Nachbarn haben Oesterreich und Ungarn ihre Staatsbahnnetze durch Erwerb von Privatbahnen erweitert. Das österreichische Staatsbahnnetz hat heute eine Ausdehnung von fast 10 000 Kilometern, das ungarische eine solche von über 13 000 Kilometern.

In Rußland hat sich seit 1882 ein vollständiger Umschwung der Eisenbahnpolitik vollzogen. Von den 21 104 Werst Eisenbahnen, die der Staat im Jahre 1880 besaß, waren nur 62 Werst Staatsbahnen. Von den Ende 1897 vorhandenen 36 731 Werst waren 23 905 Werst Staatsbahnen und nur noch 12 826 Werst Privatbahnen. Dazu kommen die Staatsbahnen in Finnland und im asiatischen Rußland, die transkaspische und die große sibirische Bahn. Mit dem Bau dieses nahezu vollendeten ungeheuren Unternehmens ist bewiesen, daß im Eisenbahnbau die Thatkraft der Regierung dem Privatunternehmungsgeist sich durchaus ebenbürtig an die Seite stellen darf, der — allerdings nicht ohne erhebliche Beihülfen des Staates — in Nordamerika und Kanada die Ueberlandbahnen geschaffen hat.

Das reine Staatsbahnsystem ist weiterhin durchgeführt in Serbien, Rumänien und Bulgarien. Von den drei nordischen Königreichen hat Dänemark ein geschlossenes Staatsbahnnetz von 1866 Kilometern neben 840 Kilometern Privatbahnen, die in verschiedene kleinere Netze getheilt sind. In Norwegen sind fast ausschließlich Staatsbahnen, in Schweden neben 3685 Kilometern Staatsbahnen noch 7022 Kilometer Privatbahnen, deren Erwerb für den Staat seit Jahren erstrebt, aber noch nicht erreicht ist.

Von unseren westlichen Nachbarn hat Belgien im Jahre 1898 mit dem Reste der Privatbahnen durch Ankauf der Grand Central Belge und einiger kleiner Bahnen aufgeräumt. Das gesammte Staatsbahnnetz wird vom Staate

verwaltet. Auch in den Niederlanden hat im Jahre 1890 die Regierung die noch vorhandenen Privatbahnen erworben. Ihr Betrieb erfolgt allerdings nach wie vor durch zwei Pachtgesellschaften. Eine ähnliche Lösung hat nach langen Wirren die Eisenbahnfrage in Italien im Jahre 1885 gefunden. Der Staat hat alle Hauptlinien angekauft und den Betrieb auf zunächst zwanzig Jahre an Privatunternehmer verpachtet. Daß beide Staaten mit diesem System der Verpachtung keine erfreulichen Erfahrungen gemacht haben, ist bekannt.

Die Schweiz hat nach langen Erwägungen und Schwankungen der Eisenbahnpolitik in dem Bundesgesetz vom 15. October 1897 den Uebergang zum Staatsbahnsystem beschlossen. Seit dem 1. Januar d. J. sind die ersten Bundesbahnen in Betrieb.

Die französische Eisenbahnpolitik hat, seitdem durch die Verträge von 1883 die dortigen sechs großen Privatbahnen in ihrem Besitzstand bestätigt sind, keine grundsätzlichen Aenderungen erlitten, das verhältnißmäßig kleine Staatsbahnnetz, das zwischen die Orleans- und die Westbahn eingekeilt ist, besteht neben den sechs Privatbahnen weiter. Aber die Privatbahnen haben so ungewöhnlich reiche Unterstützungen vom Staate erhalten, ihre finanzielle Gebahrung ist so eng verquickt mit der des Staates, auch ist ihr Heimfall — wenngleich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts — vorgesehen, daß man in Frankreich eigentlich von einem reinen Privatbahnsystem nicht sprechen kann.

Von den Ländern, die eine selbständige, eigene Eisenbahnpolitik treiben, haben das reine Privatbahnsystem nur noch das europäische Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika beibehalten, und es sieht nicht so aus, als ob dessen Beseitigung in naher Zeit bevorstände. Die Gründe hierfür liegen theils in der alten, überkommenen Ueberlieferung, theils im Volkscharakter und den ganzen staatlichen Einrichtungen. In den Vereinigten Staaten scheint mir ein Uebergang zur Staatsbahnpolitik so lange undenkbar, als nicht mit der Reform des Civildienstes Ernst gemacht und ein Stamm ehrlicher, fachmännisch vorgebildeter, von dem Wechsel des Regierungssystems unabhängiger Beamter vorhanden ist. Daß die Eisenbahnen beider Länder bessere Leistungen aufzuweisen hätten, als die der europäischen Festlandsstaaten, wird schwerlich bewiesen werden können.

Im December 1881 hatte die „Deutsche Rundschau“ Betrachtungen über die Fortschritte des Staatsbahngedankens in Anknüpfung an die ersten Ankäufe von Privatbahnen in Preußen angestellt. Heute, nach zwanzig Jahren, ist der Staatsbahngedanke, wie wir gesehen haben, in Mitteleuropa längst zur That geworden. Und daß der Weg, den die Staaten Mitteleuropa's auf diesem heute vielleicht wichtigsten Gebiete der Staats- und Volkswirthschaft beschritten haben, ein richtiger gewesen ist, davon legt ein glänzendes Zeugniß auch der Bericht ab, an den die vorstehenden Erörterungen anknüpfen konnten.

Berlin, Ende April 1901.

Heine und Christiani.

Nebst fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heine's und einem Briefe Immermann's.

Von
Ernst Elster.

War der vorige Brief besonders durch Heine's Bekenntnisse über sein Nationalgefühl bemerkenswerth, so erwecken die folgenden, der IV., V. und VI., vor Allem durch die Angaben über seine Beziehungen zu Immermann, Philipp Spitta und Goethe, unser Interesse. Es sind Aeußerungen geringen Umfanges, nur je etwa eine geschriebene Seite füllend, aber sie eröffnen uns weite Ausblicke, lassen uns in das innerste Herz des Dichters schauen und seine Stellung zu wichtigen Lebensfragen erkennen. Zunächst folgt der Brief, der von der Begegnung mit Immermann berichtet.

IV.

Göttingen d 24' May 1824.

Lieber Christiani! Wenn man gar zu viel zu schreiben hat so schreibt man gar nicht, das ist allgemein gebräuchlich, und mein langes Stillschweigen bedarf also keiner besondern Entschuldigung. — Eigentlich wollte ich heute auch noch nicht
5 schreiben, das Wetter ist feucht und dumpf und in meinem Kopfe sieht es noch feuchter und dumpfer aus; aber ich muß doch die Correspondenz wieder in Gang bringen; ich melde Ihnen also daß ich noch lebe, weiter nichts. Vielleicht in meinem nächsten Briefe erzähle ich Ihnen daß ich eine Reise gemacht, viele Menschen u Bestien gesehen u. s. w. Apropos: ich war auch in Berlin. Diese Stadt liegt
10 an der Spree, hat 150,000 Einwohner u 25 Seelen. Und eine Seele ist darunter die mich seelig machen könnte! O, Ihr Götter, bin ich noch nicht verrückt genug! Ich habe in Berlin viel antechambrirt, viele höchstgnädige Blicke auf mich herabstralen lassen, alte Freundschaften fester geknüpft, gut gegessen, noch besser getrunken à la hafis, hinlänglichen Weihrauch eingeathmet, etwelche Küsse empfangen, 30 Ld'or
15 ausgegeben, rasend viel dummes Gewäsche angehört u köstliche Stunden genossen. — Ich bin es wirklich nicht werth daß so viele gute Menschen ihre Geduld übten indem sie mich ärgerlichen, verdüsterten, kopfschmerzigen Menschen aufzuheitern u zu ergötzen suchten. Doch muß ich hinzusetzen daß es mein armer Kopf wirklich noch nicht erlaubt daß ich mich in allzu großen Menschenverkehr einlasse, u es war
20 wirklich kein Eigensinn daß ich manche Liebeszuströmung ablehnte, und manchem Schönen und Guten geflissentlich auswich. Vous me connoissez. Bey meiner Hinreise nach Berlin bin ich durch Magdeburg gekommen und habe 4 Tage dort mit Immermann verlebt. Wir stimmen herrlich überein; haben uns redlich liebgewonnen. Vor meine Muse zieht Immermann sehr tief den Hut ab. Mit

rührender Demuth hat er mir manche seiner Blößen bekannt, und ich habe daran ersehen daß er geistig noch größer ist als ich früher dachte. Immermanns Aeußere ist nicht einnehmend; Ich sehe weit besser aus. Ueberhaupt scheint ihm die Jugend zu mangeln. Dafür aber ist er auch ein Coloß an Kraft und Ruhe. Er will die Hohenstaufen schreiben in einem Cyklus von 9 Tragödien, und er sammelt jetzt die Materialien. Von dem bloßen Gedanken einer solchen Riesenarbeit könnte ich schon den Tod aufladen. An eine Tragödie, die eine Magdalene zum Gegenstand hat, schreibt Immermann jetzt. Ein neues Lustspiel "das Aug der Liebe„ läßt er bey Schulz u Wundermann jetzt drucken; so wie auch eine Uebers. des Scottschen Ivanhoe, wozu er eine Paralele zwischen Shakspeare u Scott schreiben wird. Eine kritische Abhandlung über den Charakter des Fallstaff wird von ihm erscheinen in der münchener Zeitschrift: Orpheus. Er hat noch manches andre Critische unter der Feder gehabt; so wie ich auch den Anfang einer Charakteristik der Heineschen Tragödien unter seinen Papieren gesehen. Seine kritische Schrifft über Göthe hält er selbst für nicht bedeutend. So wie er überhaupt noch nicht weiß worinn eigentlich seine Force besteht. Wir haben viel über Göthe gesprochen, daß ich des rasenden Göthianers, der zu Lüneburg an der Amtskette liegt, oft erwähnen mußte versteht sich von selbst. An so viele meiner Gedanken knüpft sich jetzt Ihr Name, Lieber Christiani. Die freyherrlich von Sydowsche Schilderung Immermanns paßt ganz und gar nicht. Letzterer hatte aber auch dem armen Teufel gar zu schlimm mitgespielt. Bey einer schönen Dame, wofür beide flammten, wurde mit vertheilten Rollen Göthes Tasso gelesen; natürlich, der ritterliche Deklamator, der um zu brilliren sich die Rolle des Tasso genommen hatte, las dieselbe zu schulknabenhaft schlecht, und der boshafte Immermann, der den Antonio übernommen hatte, las denselben etwas zu schulmeisternd gut, indem er manche Stelle zu anzüglich aussprach, durch ironischen Blick und Betonung mit den Worten des Antonio eigentlich den armen Baron aushunzte, bis derselbe pikirt und pikirter, aus der Fassung gebracht, und ordentlich wüthend wurde.

Während ich dieses schreibe erfahre ich daß mein Vetter, Lord Byron, zu Missolungi gestorben ist. So hat auch dieses große Herz aufgehört zu schlagen! Es war groß u ein Herz, kein kleines Eyerstöckchen von Gefühlen. Ja dieser Mann war groß, er hat im Schmerze neue Welten entdeckt, er hat den miserabelen Menschen und ihren noch miserableren Göttern prometheisch getrotzt, und der Ruhm seines Namens drang bis zu den Eisbergen Thules und bis in die brennenden Sandwüsten des Morgenlandes take him al in al, he was a man. Wir werden so bald nicht mehr seines Gleichen sehen.

Ich habe überall Trauer ansagen lassen. Die englische Literatur steht jetzt nur noch auf zwey Augen — Scott u Moore. Unsere Literatur ist ganz und gar blind.

Es ist ein überaus schlechtes Wetter, daß ich fast glaube es ist von Clauren. Meine "drey unb dreyzig„ haben in Berlin höchst merkwürdige Schicksale gehabt. Bis zu dem Himmel erhoben als das extra-Neueste unserer Literatur, und dann wieder bis in den Koth herabkritisirt als geistlose Verirrung der Zeit. Man klagt der Ruhm habe mich verführt diese leichten Sachen sorglos eilig hinzuschreiben, so daß die Spur solcher Flüchtigkeit überall sichtbar sey. Letzteres schrieb mir auch mein Bruder aus Lüneburg, der in Hamburg viel kritisches über mich gehört haben will, z. B. daß ich kein deutsch verstände. Der Redakteur der posener Zeitung, ein Pole, hat dieses ebenfals behauptet in seinen Streitschriften gegen mich. Am Rhein u in Westfalen, hör ich sollen meine Tragödien zwar sehr viel gelesen, aber noch nicht so recht verstanden u goutirt werden. Desto mehr knoppert man behaglich an den Gedichten, über deren Rüdesse man noch allgemeine Klage führt.

Doch die Kastraten klagten
Als ich meine Stimm erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
80 Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß!
85 Die Damen schwammen in Thränen
Bey solchem Kunstgenuß!

Rousseaus "Buch der Sprüche" sowie auch dessen Zeitschrift werden Sie durch meinen Bruder zu Gesicht bekommen haben. Er schreibt mir unendlich viel Liebes und fordert mich auf ihm Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu werben. Und da 90 sollen Sie nun die ersten Laute meiner Werbetrommel zu hören haben, und ich hoffe daß ich in 14 Tagen ein Paquetchen Prosa oder Verse zur Spedizion nach Cölln von dem Doctor Christiani erhalte. Ich bitte Sie, bezwingen Sie sich mahl etwas heraus zu langen, Sie haben so viel gutes in Bänken und können wenn Sie wollen so viel Gutes liefern. Geben Sie die Uebersetzungsfragmente aus dem 95 Dänischen, oder den Aufsatz über Göthe — Geben Sie! Geben Sie!

Ich bin in Berlin ebenfals sehr angegangen worden bald etwas Großes wieder herauszugeben u habe versprochen nächste Ostermesse 2 Bände zu liefern. In Bänken ist aber noch nichts außer Bagatellen; doch bin ich jetzt an einer großen Novelle, die mir sehr sauer wird. So bald diese fertig ist gehe ich an die 100 Tragödie u dann an eine längst projektirte wissenschaftliche Arbeit. Nur leide ich noch gar zu sehr an meinen Kopfschmerzen u bin gar zu sehr bedrückt von meinen juristischen Arbeiten. Beim alten Meister kriege ich die Pandekten los, u hoffe dies Jahr fertig zu werden.

Alsdann soll die Poeterey recht losgehn, denn im Grunde bessert es sich auch 105 mit meinem Kopfe immer mehr u mehr. — Indien und Mittelalter beschäftigen mich ebenfalls. — Ich lebe ganz isolirt, und ziehe mich von allen Menschen zurück. Giebts doch nichts süßeres als die Pomade! Das hat schon Zizero gesagt.

Ihren letzten Brief erhielt ich ½ Stunde vor meiner Abreise nach Berlin, und könnte sehr leicht sagen, daß er zu spät angelangt sey um Ihren Auftrag in 110 Betreff der jonischen Uebersetzung ausführen zu konnen; — um nicht gestehen zu brauchen daß es mir trotz aller Mühe nicht möglich war. Mit den mir bekannten Buchhändlern habe ich vergebens deßhalb gesprochen, Christiani ist unbedeutend u mir unbekannt, überhaupt glaube ich nicht daß ein berliner Buchhändler auf eine schon so verjährte französische Schrift reflektiren würde; so wie ich auch das 115 liter. Erscheinen mit solchen Uebersetzung als Ihrer ganz unwürdig halte. Geben Sie doch was Tüchtiges heraus. Der Tod Byrons hat mir so den Kopf verwirrt, daß ich gar nicht weiß was ich schreibe u daß Sie Noth haben werden zu verstehen, was ich oben gesagt in meiner kauderwelschen Pomademanier. Indessen kann ich doch gut deutsch schreiben wenn ich just will. — Schreiben Sie mir wie 120 Ihnen Herr Spitta gefallen hat, es ist ein reiner Jüngling, wovon Sie sich gewiß sehr angesprochen finden werden, u er hat auch eine Menge Lieder, Romanzen, Novellen, Opern, Tragodien u. s. w. gedichtet u wird mit den holden Klängen seiner Laute einst alle fühlende Herzen deutscher Jünglinge u Jungfrauen — Ich werde hier wieder unterbrochen. Leben Sie wohl, Byron ist todt, schlecht 125 Wetter, seit 5 Uhr gearbeitet, Anwandlungen von Pietismus, schreiben Sie bald u seyn Sie überzeugt daß ich mit ganzer Seele bleibe Ihr Freund

H. Heine.

wohne: bey Ebervein auf der Gronerstrasse.

Zwischen dem letzten und dem vorliegenden Brief an Christiani liegt ein Zeitraum von elf Wochen, während dessen Heine eine Reihe bedeutender Ein=

drücke erfuhr. Die Reise nach Berlin, die er, wie es scheint, am 31. März antrat, und von der er etwa am 1. Mai zurückkehrte, hatte ihn geistig und körperlich erfrischt. Und beides that ihm noth. Ueber die Göttinger Langeweile klagt er in den Briefen aus dieser Zeit unaufhörlich, nicht minder über den traurigen Zustand seiner Gesundheit. An Moser schreibt er aus Magdeburg (am 4. April), er möge ihm in Berlin ein Zimmer miethen, aber „nirgends, wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch siehe, daß das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut gesprochen wird". — „Der Zweck dieser Reise," so schrieb er wenige Tage zuvor an seine Schwester Charlotte, „besteht aus tausenderlei kleinen Nebenzwecken, und das Amüsiren ist wohl der kleinste derselben." Er hat in Berlin, wie wir hören (Z. 12), „viel antichambrirt"; bei wem, ist uns unbekannt; aber die Vermuthung liegt nicht ganz fern, daß er den Gedanken, nach Paris überzusiedeln, doch noch nicht aufgegeben hatte und bei solchen Persönlichkeiten vorsprach, die ihm durch ihre Beziehungen zu der französischen Hauptstadt für diesen Zweck einmal hätten förderlich werden können. Im Uebrigen verweilte er bei den alten Bekannten: Moser, Gans, Zunz, Lehmann, Ludwig und Friederike Robert, Varnhagen, Rahel u. s. w. Er lernte Daniel Leßmann kennen, einen damals geachteten Schriftsteller, der an krankhafter Selbstüberschätzung litt, und besuchte den braven Fouqué, den Don Quixote der Romantik, der ihn im Juni 1823 durch Uebersendung eines höchst schmeichelhaften Gedichtes beglückt hatte und ihm jetzt schriftlich die Erlaubniß gab, es auch weiteren Kreisen seiner Freunde mitzutheilen.

Den interessantesten Abschnitt des inhaltreichen Briefes bilden die Mittheilungen über Heine's Begegnung mit Immermann, über den er sich, wie auch sonst überall, im Tone aufrichtiger Verehrung und Freundschaft äußert. Es war das erste und einzige Mal, daß sich die beiden Dichter Auge in Auge schauten, aber ihre Beziehungen blieben trotz aller Verschiedenheit der Charaktere andauernd herzlich, und als Immermann allzu früh, erst vierundvierzig Jahre alt, ins Grab sank, beklagte Heine den Verlust in ergreifenden Worten. Allerdings bildeten ihre Naturen fast in jeder Hinsicht die auffälligsten Gegensätze, und wenn Freundschaft nur bei Uebereinstimmung des Fühlens und Wollens möglich wäre, so könnte man dem Urtheil Gödeke's beipflichten und das Verhältniß beider Dichter als bloße Coterie-Freundschaft bezeichnen. Aber wie Gödeke Heine mißversteht, so läßt ihn seine Schwärmerei für Platen auch zu keiner gerechten Auffassung Immermann's gelangen. Gerade die Verschiedenheit ihres Wesens zog unsere beiden Dichter zu einander hin; da ihre Gaben sich ergänzten, boten sie sich fruchtbringende Anregungen, und außer der Gemeinschaft ihrer literarischen Interessen bildete eine entschiedene Unabhängigkeit gegenüber herrschenden Anschauungen den Boden, auf dem sie sich verständnißvoll vereinten. Wenn auch Immermann zu der Zeit, als sich seine Beziehungen zu Heine knüpften, noch nicht zur vollen Klarheit des Gefühls und der Ueberzeugungen durchgedrungen war, so waren doch die ausgeprägt männnlichen Züge seiner kerngesunden Individualität schon deutlich vorgebildet, und sie hoben sich von der flackernden Leidenschaftlichkeit seines nervösen, kränkelnden

Freundes auf das Schärfste ab. Künstlerisch war er noch ganz unfertig. In seinen Trauerspielen: „Das Thal von Ronceval“, „Edwin“, „Petrarca“, „König Periander und sein Haus“ und vor Allem in „Cardenio und Celinde“ huldigt er der bedauerlichsten Shakespearomanie, weiß Wichtiges und Nebensächliches nicht zu unterscheiden, begnügt sich mit der Skizze, wo ein reicher poetischer Schatz gehoben werden könnte, und gräbt nach Gold, wo augenscheinlich nur taubes Gestein vorliegt. Gleichwohl zeigen sich überall Ansätze einer flotten Gestaltungskraft und große Vielseitigkeit. Neben Shakespeare hat es ihm Goethe angethan. Er ahmt des Meisters Knittelverse oft glücklich nach; der Rhythmus seiner jambischen Fünfacter in dem Drama „Petrarca“ erinnert des Oefteren an den „Tasso“, so schnell auch thörichte Einschiebsel ganz anderen Stils diesen Eindruck wieder verwischen; er widmet Goethe den „Edwin“ mit einem Gedicht, dessen Stanzen, obwohl wenig gehaltreich, gleichfalls den Einfluß des Dichters der „Zueignung“ verrathen; er nähert sich dem Meister in tactvollen Briefen, er fertigt Pustkuchen's falsche „Wanderjahre“ durch zwei Publicationen glänzend ab. Zeugt die Anlehnung an verschiedenartige Muster von dilettantischer Unreife, so bestätigt die Stillosigkeit der Jugendwerke dieses Urtheil durchaus: Immermann versteht es noch nicht, die Gestalten seiner Phantasie durch eine einheitliche künstlerische Auffassung zu höherem Leben zu erwecken. Am meisten befremdet aber bei ihm der Mangel an Schönheitssinn. In dieser Hinsicht war Heine dem befreundeten Dichter weit überlegen, ebenso wie er frühzeitig seinen eigensten Stil fand. Gleichwohl blickte Heine viel mehr als auf seine eigenen Vorzüge auf das, was ihn zu seinem Nachtheil von Immermann unterschied: er hielt sich, nicht mit Unrecht, für einseitig und klagte über die ewige Wiederholung seines einen, kleinen Themas von der unglücklichen Liebe. Dagegen schreibt er an Immermann: „Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen.“ Und in demselben Tone, wie er sich ihm selbst gegenüber äußert, so thut er es seinen Freunden gegenüber. „Vor Diesem müssen wir . . . den Hut abziehen . . . Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige gibt.“ Immermann ist ihm der reiche, unerschöpfliche Genius, der „schöne, klar leuchtende Diamant“, während er sich selbst mit dem schwarzen Stein vergleicht, „der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken schlägt“. — „Von mir werden Sie immer das Bekenntniß hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden.“ Nur den Mangel an Concentration erkennt auch er an den Dichtungen des Freundes. Mit Vergnügen bemerkt er, „sogar im Stoff und Local“, manche auffällige Aehnlichkeiten zwischen seinem „Almansor“ und Immermann's „Thal von Ronceval“.

Den ersten Anstoß zur Verbindung beider gab eine Kritik Immermann's über Heine's „Gedichte“, jenes unscheinbare Büchlein, das zu Ende des Jahres 1821 in Berlin herauskam, und dessen Inhalt zum größten Theil in die „Jungen Leiden“ des „Buchs der Lieder“ übernommen wurde. Die höchst anerkennende Kritik, die die reiche Lebensader, Herz, Seele, Wahrheit des Gefühls, dramatische Anschaulichkeit der Verse Heine's rühmt, erschien im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“ vom 31. Mai 1822. Sie veranlaßte Heine,

freilich erst am 24. December desselben Jahres, mit einem bedeutenden, für Immermann sehr schmeichelhaften Schreiben die unmittelbaren Beziehungen einzuleiten, zumal sein Freund Sethe im November nach Münster übergesiedelt war, wo Immermann damals als Auditeur lebte. Freimüthig tadelt er dessen „Gedichte" (Hamm 1822), preist dagegen die „Trauerspiele" („Das Thal von Ronceval", „Edwin", „Petrarca"), deren „ganzes, großes Foliolob" er „auf diesem Quartblättchen" gar nicht niederschreiben könnte. Auch eine Prosaschrift, „Die Papierfenster eines Eremiten" (Hamm 1822), erwähnt er freundlich und geht schließlich auf eine Schrift ein, die Immermann viel trübe Stunden bereitet hatte, und über die er nicht ohne empfindliche Erregung ein Urtheil vernahm, das kleine Heftchen „Ein Wort zur Beherzigung", durch das er 1817 als Student in peinliche Händel der Universität Halle muthig eingegriffen und sich schweren Mißdeutungen ausgesetzt hatte. Er hatte, um es kurz zu sagen, gegen gewisse Uebergriffe der allmächtigen Burschenschaft Teutonia eine Bewegung unter den Commilitonen eingeleitet und, als diese die Gegensätze nur verschärfte und die akademischen Behörden nicht eingreifen wollten oder konnten, den König und das Ministerium um Hülfe angerufen, die denn dem Unfug steuerten. Immermann galt seitdem den deutschen Burschenschaftern als Denunciant; seine Schrift wurde beim Wartburgfest verbrannt. Da Heine einige Jahre später, Anfang 1821, aus der Göttinger Burschenschaft aus gewissen Gründen unfreiwillig ausgetreten war, so waren ihm Immermann's Anklagen wohl aus dem Herzen gesprochen. Und mit Beziehung auf sie ruft er aus: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand."

Und Immermann schlug in die dargebotene Rechte vertrauensvoll ein; Heine war glücklich über die Antwort auf seinen Brief. Er beräth ihn fortan eifrig in Verlagsangelegenheiten, vermittelt Beziehungen zu Varnhagen und dessen Frau (Rahel rühmt er als die geistreichste Dame, die er je kennen gelernt habe), und Immermann konnte sich bei Diesen, die den Mittelpunkt der Berliner Goethe-Gemeinde bildeten, nicht vortheilhafter einführen als durch seine soeben erschienene Schrift gegen Pustkuchen. Der evangelische Geistliche zu Lieme bei Lemgo, Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow (1793 bis 1834), hatte nämlich eine Fortsetzung von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" (Quedlinburg 1821) anonym herausgegeben, die das Publicum um so mehr verwirren mußte, als gleichzeitig auch der erste Band von Goethe's eigenen „Wanderjahren" an das Licht trat. Es ergab sich jedoch bald, wer den pietistischen Doppelgänger in die Welt gesetzt hatte, und Pustkuchen („was auf französisch omelette soufflée heißt", wie Heine erläuterte) wurde von verschiednen Seiten ob seiner Dreistigkeiten gebührend abgefertigt, ohne jedoch seine literarischen Sünden zu bereuen: er ließ vielmehr noch „Wilhelm Meisters Tagebuch", „Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfasser der Wanderjahre" und „Wilhelm Meisters Meisterjahre" folgen. Unter Denen, die gründlich mit ihm ins Gericht gingen, stand Karl Immermann obenan. Er dichtete ein Scherzspiel im Stil der Satiren

des jungen Goethe und an dessen bekannte Verspottung Leuchsenring's direct anschließend: „Ein ganz frisch schön Trauer-Spiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz“ (Münster 1822) und veröffentlichte außerdem einen „Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Beilagen“ (daselbst 1823). Das war so recht nach Heine's Geschmack. An Polemik hatte er ja stets seine Herzensfreude, und hier trat ein Mann auf die Mensur, der die Klinge wie Einer zu führen wußte. Ueberdies wirkte jener „Brief an einen Freund“ durch seine Bemerkungen über die Entstehung des Kunstwerks und das Wesen der Poesie in hohem Grade anregend.

So kam denn der Briefwechsel immer mehr in Fluß. Im Frühjahr und Sommer 1823 verspricht Heine wiederholt seinen Besuch in „Knipperdollingstadt“, und Immermann lädt ihn ein, bei ihm zu wohnen. Aber da sich Heine's Plan, im Herbst nach Paris zu gehen und sich dort „in die diplomatische Carrière zu lanciren“, wie wir gesehen haben, zerschlug, so kam es erst Anfang April 1824 in Magdeburg zu der ersten und einzigen Begegnung: Immermann war im Januar als Criminalrichter dorthin versetzt worden.

Heine nennt ihn einen „Coloß an Kraft und Ruhe“ (Z. 28), und er mag den Gegensatz zu seiner eigenen Natur nicht ohne Neid beobachtet haben. Aber so sehr der kerngesunde Freund sein Inneres zu meistern wußte, so waren doch auch ihm die schwersten Herzenswirren nicht erspart. Immermann war im Frühjahr 1821 mit Elise von Lützow, der Gemahlin des berühmten Helden der Freiheitskriege, bekannt geworden, und zwischen beiden hatte sich ein Verhältniß tiefster Leidenschaft entwickelt, das sich über die Schranken von Pflicht und Sitte hinweg setzte. Die geistreiche Frau, die einst mit klopfendem Herzen zu ihrem Gatten empor geschaut und in seinem Freicorps wie ein Genius des Lichts hinreißend gewirkt hatte, sie vermochte die Prosa, die auf den poetischen Rausch des Krieges folgte, nicht zu ertragen. Ihr Geist verkümmerte, der romantische Drang ihres Herzens blieb unbefriedigt in der Werkeltagsstimmung des Garnisonlebens zu Münster. Da lernte sie Immermann kennen, den jugendlichen Referendar, den erst wenig bekannten Dichter. Die hochgestellte Frau, acht Jahre älter als er, erblickte in der Seele des Jünglings all' das, was ihr fehlte, und wie sie einst die schwarze Schar begeistert hatte, so löste sie jetzt Immermann's Genius die Schwingen; sie gewann mächtigen Einfluß auf seine innere Entwicklung. Die Ehe mit Lützow ward unhaltbar; er willigte in die Scheidung ein, die im April 1825 perfect wurde, und Elise nahm ihren Mädchennamen einer Gräfin Ahlefeld wieder an. Aber obwohl sie nach kurzem Aufenthalt in Dresden dem Dichter im September 1825 nach Magdeburg folgte und mit ihm dasselbe Haus bezog, so war sie doch nicht zu bewegen, mit ihm vor den Altar zu treten; sie nahm ihm indessen das Versprechen ab, sich nie mit einer Anderen zu verheirathen. Immermann hat dies unnatürliche Versprechen nicht gehalten und ist 1839 mit Marianne Niemeyer eine glückliche Ehe eingegangen. — Die verzehrende Unruhe, mit der er Elisens Scheidung von Lützow entgegensah, beherrschte ihn gerade damals, als Heine ihn besuchte, in den ersten Monaten des Magdeburger Aufenthaltes, heftiger denn je, und doch erschien er dem Freunde als „ein Coloß von Kraft und

Ruhe". Schwerlich wird er Diesem den Schleier seines Herzens aufgedeckt haben, wenn auch unter der „schönen Dame", für die er und der Freiherr von Sydow „flammten" (Z. 45), wahrscheinlich die Gräfin zu verstehen ist.

Dagegen wird sich das Gespräch wohl öfter um Heine's Plan, sich zu Paris „in die diplomatische Carrière zu lanciren", gedreht haben, zumal sich auch Immermann damals mit dem gleichen Gedanken trug. Heine hatte ihm bereits ein Jahr zuvor, am 10. April 1823, ausführlich von der Sache geschrieben, und wenn ihm auch Onkel Salomon viel Wasser in den Wein gegossen hatte, so war der Wunsch doch nicht begraben; schon am 14. October 1826 kam er in einem Brief an Immermann auf den „wiedergefaßten Plan, Deutschland auf immer zu verlassen", zurück. „Gewiß war in Immermann", so schreibt dessen Wittwe[1], „jener Gedanke nur ein ganz vorübergehender und entsprang aus dem Wunsche, aus der langsamen Juristen-Carrière zu treten und eine Stellung zu gewinnen, welche die Erfüllung seiner Hoffnungen auf eine eheliche Verbindung mit der Frau, die er liebte, äußerlich ermöglicht hätte, denn nach keiner Seite wäre er zum Diplomaten angelegt gewesen."

Aber, wie unser Brief klar erkennen läßt, den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung bildeten doch ihre poetischen Arbeiten. Immermann's Kritik über Heine's „Tragödien" (Z. 37) scheint über den Anfang nicht hinaus gekommen zu sein; schon am 18. Juni 1823 hatte Heine an Moser geschrieben, daß Jener darin „manches Verletzende aussprechen" werde. Es wäre dessen vielleicht etwas zu viel geworden, und so blieb die Arbeit liegen. Auch der Plan der „Hohenstaufen" (Z. 29) kam nicht zur Ausführung; Immermann hat Raupach, dem Isidor Hirsewenzel seines „Münchhausen", die zweifelhaften Lorbeeren überlassen und sich mit einem „Friedrich II." (Hamburg 1828) begnügt. Aber er hat bei dieser Arbeit, über die selbst „Seine poetische Heiligkeit, Papst Tieck I. zu Dresden . . . Ihr allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen" gab, viel gelernt, und später hat er seine „Zweifel gegen das legitimdramatische Blut der Hohenstaufen" in überzeugenden Worten der „Memorabilien" vortrefflich begründet. — Ebenso hat die „Magdalene" (Z. 31), in der sich zweifellos die Beziehungen zur Gräfin Ahlefeld spiegeln sollten, niemals das Licht der Welt erblickt; doch ist der Stoff für Immermann's „Cardenio und Celinde" (Berlin 1826) verwerthet worden. Aus der versöhnlich endenden moralisirenden Spukgeschichte des Andreas Gryphius, die schon Arnim neu gestaltet hatte, machte Immermann eine grauenhafte Mordtragödie, „die mehr als ekelhafte Metzelung, die je der fette Frosch Bombast im dunstigen Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete", wie Platen sich auszudrücken beliebte. Treffend heißt es darüber in Immermann's Biographie (a. a. O., S. 136 ff.): „Wilder und unbändiger als in seinen früheren Tragödien geht es in demselben zu, und man wird von der Rauhheit und Herbheit, mit welcher das spröde und schauerliche Thema behandelt wird, um so schmerzlicher berührt, weil durch alle Ecken und Härten eine Dichterkraft

[1] Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz. Bd. I, S. 119. Berlin 1870.

bricht, deren Macht man sich nicht entziehen kann." Bedeutend ist das Werk, wenn man es als biographisches Bekenntniß betrachtet. Der Dichter hat der Celinde, einer Schönen von sehr zweifelhafter Tugend, Worte in den Mund gelegt, die nur als Aeußerung der Gräfin Ahlefeld Verständniß und Interesse erwecken können. Auf die Frage Cardenio's, ob sie nicht an die Ehe denke, antwortet sie mit einem entschiedenen Nein:

Weil Neigung welkt am grellen Tageslicht,
Weil ich vor Scham müßt' in die Erde sinken,
Trät' ich mit Dir zum Altar, tauschte Ringe.
Ich liebe Dich, Du weißt, von ganzem Herzen,
Allein Dein Ehweib werd' ich nimmermehr. (4. Act, erster Auftritt.)

Wenn Heine später schreibt (14. October 1826): „Ich bin begeistert für dieses Buch . . . Cardenio hat alle phantastische Krankheit Heine's und doch alle unverwüstliche Gesundheit Immerman's," so ist die Ehrlichkeit dieses Urtheils nicht zu bezweifeln: das Grausige in des Freundes Drama übte auf den Dichter der „Traumbilder" einen angenehm stimulirenden Reiz aus, und in dem Verhältniß Cardenio's zu Olympia sah er sein eigenes Hauptthema, das der unglücklichen Liebe, kräftig herausgearbeitet. So sehr packte ihn diese Darstellung, daß er einige bombastische Kraftworte, in denen Cardenio seinen Schmerz herauspoltert, dem ersten Abdruck der „Heimkehr"-Lieder als Motto voran stellte (Werke, Band 1, S. 522). Dagegen befriedigte ihn Immermann's Lustspiel „Das Auge der Liebe" (Z. 32) nur wenig: „wenn man es mit seinem Titel liest, gefällt es, sonst nicht," schrieb er an Moser (25. October 1824), während er sich gegenüber dem Verfasser (am 24. Februar 1825) unter Wiederholung desselben Witzes freundlicher äußert. Immermann hatte das an den „Sommernachtstraum" angelehnte gute Grundmotiv etwas hastig ausgeführt und durch burlesk-alberne Beigaben wenig glücklich erweitert: Oberon hat aus Zorn gegen Titania die Schönheit ihres Lieblings, der deutschen Königstochter Amande, in häßliche Ungestalt verkehrt, und dieser Zauber soll nur dann gebrochen werden, wenn das Auge der Liebe auch das entstellte und in eine wilde Gegend entrückte Mädchen findet und begehrt; der Prinz von Neapel erfüllt diese Bedingung. — Die Z. 34 erwähnte Uebersetzung von Scott's „Ivanhoe" (Hamm 1826, 3 Bände) war nach Andeutungen in den „Epigonen" nicht von Immermann, sondern in der Hauptsache von der Gräfin Ahlefeld besorgt und von ihm nur durchgesehen und durch das Vorwort ergänzt worden. — Die Zeitschrift „Orpheus" (Z. 36), für welche Immermann die Abhandlung über den Charakter des Falstaff bestimmt hatte, erschien in Nürnberg in zwanglosen Heften und wurde von dem in München lebenden dramatischen Schriftsteller Karl Weichselbaumer herausgegeben; sie brachte es nur auf vier, allerdings starke Hefte. — Ueber die Persönlichkeit des Freiherrn von Sydow (Z. 43), dem Immermann so übel mitgespielt hatte, vermag ich nichts Sicheres auszusagen: an den Schriftsteller Friedrich von Sydow ist nicht zu denken; er, 1780 geboren und seit 1809 verheirathet, wäre schwerlich noch 1823 Immermann's Nebenbuhler bei der Gräfin Ahlefeld gewesen; auch hat er nicht in Münster gelebt. In den Buchhändler-Katalogen findet sich noch ein Freiherr

Theodor von Sydow erwähnt, der vor Kurzem ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Empfindungen des Augenblicks“ (Darmstadt 1822) herausgegeben hatte. Ob Dieser gemeint sein kann, steht dahin.

So zeugt denn unser Brief von Heine's ebenso verständnißvollem wie freundschaftlichem Eingehen auf Immermann's Gedanken und Pläne, und diese herzlichen Beziehungen blieben bestehen, wenn auch der briefliche Verkehr seit dem Besuche Heine's keine Steigerung, sondern eher eine Minderung erfuhr. Leider sind Immermann's Briefe an unseren Dichter, die erst ein abschließendes Urtheil über das Verhältniß beider gestatten würden, zum größten Theile verloren gegangen. Einer, der vor Kurzem zu Tage getreten, ist sogleich zu erwähnen. Jedenfalls beruhte die Freundschaft auf schöner Gegenseitigkeit. Immermann ergriff manche Gelegenheit, um Heine's Gefälligkeiten zu erwidern. Er schrieb eine sehr anerkennende Kritik des ersten Bandes der „Reisebilder“ und lobte besonders die Lieder der „Heimkehr“, die dort zuerst vollständig gedruckt wurden; auch der „Harzreise“ hatte er brieflich „einen süßen phantastischen Reiz“ nachgerühmt. Und so war er denn auch bereit, als ihn Heine am 14. October 1826 um einen Beitrag für den zweiten Band der „Reisebilder“ bat, schnell das Gewünschte zu liefern. Er übersandte einige Verse, Spottverse auf die Nachahmer des „Westöstlichen Divan“, durch die sich vor Allem Platen schwer verletzt fühlte, und die bekanntlich zu einem der unerquicklichsten Federkriege führten, von dem unsere Literaturgeschichte zu berichten hat. Ueber Platen's Angriffe im „Romantischen Oedipus“ und Heine's weit stärkere Erwiderung findet sich Genaueres in meiner Ausgabe der Werke Heine's (Band 3, S. 200—208) angegeben. Immermann, der für Heine's Widmung der „Bäder von Lucca“, worin jene heftige Polemik enthalten, Worte herzlichen Dankes aussprach und die Vorzüge des Buches verständnißvoll würdigte, meinte freilich, daß in der Replik gegen Platen ein bißchen hätte gespart werden können[1]); in einem Brief an Michael Beer schrieb er, daß diese Replik idealiter zwar schwer zu vertreten sei, doch verdiene Heine als eine wahrhaft productive Natur, daß man thue, was man könne, um ihn zu halten. Er antwortete seinerseits durch die Schrift „Der im Irrgarten der Metrik umher taumelnde Cavalier“ (Hamburg 1829), und die Abweichung zwischen dem Tone, den er und Heine anschlugen, zeigt aufs Deutlichste, daß die Schulter an Schulter Kämpfenden doch Kinder durchaus verschiedenen Geistes waren. Namentlich die inhaltreiche Vorrede Immermann's sticht durch ihre Sachlichkeit von Heine's beißend witzigen und vernichtenden Invectiven auffallend ab.

Konnte dieser Krieg die persönlichen Beziehungen der Kämpfenden schwerlich vertiefen, so hatte Immermann doch bald darauf Anlaß, Heine für einen großen Dienst aufrichtig dankbar zu sein. Heine hatte sich nämlich von dem Verleger Campe das Manuscript von Immermann's „Tulifäntchen“ geben lassen, jener geistreichen Dichtung, der auch er lebhaften Beifall spendete, die ihn aber in

---

[1]) Vergl. Immermann's Brief an Heine vom 1. Februar 1830, kürzlich veröffentlicht von G. Karpeles in seinem Buche „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit“. S. 168 ff. Leipzig 1899.

metrischer Hinsicht nicht befriedigte. Er unterwarf die Arbeit einer überaus sorgfältigen Durchsicht, übersandte dem Freunde ganze Bogen voll eingehender Bemerkungen über Sprache und Versbau und schlug dabei „so glückliche Aenderungen vor, daß sie Immermann nicht nur in den meisten Fällen fast wörtlich benutzen konnte, sondern auch für seine künftigen Arbeiten Gewinn aus denselben zog" (Putlitz, Band I, S. 224). Zugleich sind diese Besserungen Heine's (abgedruckt in den „Werken" Band VII, S. 262—77) für die Erkenntniß seiner metrischen und stilistischen Einsichten sehr bemerkenswerth; ist doch der Dichter, dem man früher gewisse Freiheiten gern als Fehler anrechnete, einer der größten Formkünstler unserer Literatur.

Der Liebenswürdigkeit des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin, der seine großartigen Handschriftenschätze der Wissenschaft freigebig erschließt, verdanke ich noch die Abschrift eines hochinteressanten, in diese Epoche fallenden Briefes von Immermann an Heine, der bei aller freundschaftlichen Haltung doch wieder auf das Deutlichste zeigt, wie weit die Anschauungen beider Männer auseinander gingen.

Ich melde Ihnen, mein lieber Heine, etwas spät den Empfang der letzten Zeilen sammt Einlage, doch kann ich Ihnen sagen, daß letztere an Ihren Oheim abgegeben worden ist, der sie von mir verlangte. Ihre Schwester war bereits abgereist als der Brief anlangte. Mir hat die Weltgeschichte mit ihren französisch-
5 belgisch-Aachensch-Braunschweig Lünerburgisch-Königlich Sächsisch-Kurheßisch-freie u. Hansastadt Hamburgischen Revolutionen dermaßen Haupt u. Brust zerstückt, daß ich geraume Zeit zu jeglicher auch der kleinsten Mittheilung unfähig war. Sehen Sie darin den Grund meines Schweigens, Erde und Himmel hatten sich mir im eigentlichsten Sinne verdunkelt, so sehr auch gerufen wurde, nun breche das wahre
10 Licht an. — Nach und nach habe ich mich wieder gefunden und da alle Welt ihr Wesen treibt, so treibe ich denn auch das meinige munter für mich. Auguriren Sie aus meinen Worten keinen Aristocraten, ich bin nichts weniger als ein solcher; aber ich kann keinen Spektakel leiden; man hatte sich so hübsch eingerichtet, und trieb sacht seine Mühle, und nun sieht man wieder nichts vor sich als Kanonen
15 und Bajonette, denn zum Kriege wirds kommen, trotz aller Friedensversicherungen, u. unser gutes Deutschland wird wieder die schlechte Kneipe seyn, worin die Kirmeßgäste der Freiheit sich abprügeln.

Ich habe mich gefreut, Ihre Schwester hier zu begrüßen; leider blieb es bei der Kürze der Zeit nur beim Sehen. Auch schien sie von der Reise etwas unruhig
20 und zerstreut. Sie schilderte Sie mir corpulent, worüber ich denn, da ich mich der Figur erinnerte, die ich einst mit den Augen des Leibes geschaut, höchlichst verwunderte. Es freut mich, daß Sie was Episches vorhaben (ich meine nämlich die projektirte Novelle). Es ist nach meiner Ansicht die einzige Dichtart der Zeit. Die ungeheuren Kontraste die ein jeder durchgemacht hat, haben jene ruhig-
25 betrachtende Stimmung hervorgebracht, welche die epische ist. — Ich habe auch manche kleinere Stoffe der Art im Kopfe, vor der Hand werde ich aber wohl nichts davon ausführen, da ich den Winter über an meinen Romanen fleißig sein will.

Wie einen jedoch der Theaterteufel nicht verläßt, wenn er uns einmal packte —, das habe ich wieder erfahren. Ich habe ein dramatisches Gedicht in 2 Theilen,
30 Alexis genannt, vollendet, welches den Kampf Peters des Großen mit der Alt Rußischen Parthei und die Katastrophe des in die Ränke der letzteren verwickelten Sohnes darstellt. Es geht scharf und gewaltig darin her und ich kann wohl sagen, daß ich mich darauf freue es Ihnen zu präsentiren. Ich bin mir bewußt, Alles recht von innen heraus dramatisch und charakteristisch verarbeitet zu haben.

Freilich gründe ich auf diesen Umstand nicht die geringste theatralische Hoffnung. 85
Es würde einiges Nachdenken und etwas Phantasie in der Auffassung dazu gehören, um dieses Gedicht verständlich zu reproducieren. Welche überspannte Anforderungen an unsere armseligen Bühnenhandwerker.

Die 2te Auflage der Reisebilder habe ich mit Lust gelesen. Es ist doch gut, daß einmal etwas Geniales ausnahmsweise sich vergreift. Geht das so fort, so 40
können wir zuletzt noch gar ebenso beliebt werden wie Tromlitz und Weisflog. Es sind doch schöne Aussichten.

Daß Ihnen mein Karneval gefallen hat, ist mir lieb. Ich habe die Arbeit mit Sorgfalt und Ueberlegung gemacht wovon man freilich nichts sieht noch sehen kann. Vom Tulifäntchen laßen Sie sich auf mein Conto so viel Exemplare geben, 45
wie Sie mögen. Ich habe Ihnen meinen besten Dank für Ihren Beistand schon früher gesagt und wiederhole denselben nochmals. Campe wird mir sehr verdächtig. Vor 8 Wochen schrieb ich ihm, schickte ihm die hier gemachten Zeichnungen zum Tulifäntchen und machte wegen der Ausgabe meiner Schriften meine Schlußpropositionen. Er hat mir nicht geantwortet. Ich werde nun in ein Paar Tagen 50
ihn um categorisches Ja oder Nein bitten. Sein Schweigen hat mich schon gegen Andre, die was von mir haben wollen, in Verlegenheit gebracht.

Adieu, mein lieber Heine! Laßen Sie bald wieder etwas von sich hören.
Aufrichtig Ihr Immermann

Düßeldorff d. 6 October 30 55

Herrn Dr. juris H. Heine
Wohlgeboren
zu Hamburg
Abzugeben bei fr. Wittwe
Heine. Neuer Wall No 28 60
Littera D.

Dieser Brief Immermann's bildet die Antwort auf einen Brief Heine's vom 10. August 1830. Heine hatte darin ein Schreiben an seine Schwester beigefügt, die auf der Reise von Ems in Düsseldorf bei Immermann vorsprechen wollte. „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß Letztere, Frau von (!) Embden, unsäglich von mir geliebt wird, daß ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugethan bin, und daß ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde als das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank.“ — Die Novelle (Z. 22), auf die Immermann Bezug nimmt, ist der „Rabbi von Bacharach,“ der freilich erst zehn Jahre später veröffentlicht wurde. — Die Dichter Tromlitz und Weisflog (Z. 41) gehörten, wie der Zusammenhang zeigt, damals zu den beliebtesten Unterhaltungsschriftstellern. Der Erstere, mit seinem eigentlichen Namen Karl August Fr. v. Witzleben, geb. 1773 auf dem Gute Tromlitz zwischen Weimar und Jena, führte als Officier während der bewegten Kriegszeiten ein aufgeregtes Leben, war zuletzt russischer Oberst, wurde nach dem Pariser Frieden Landwirth, siedelte 1821 nach Berlin über, später nach Dresden, 1830 nach dem Kynast und starb 1839 in Dresden. Als Jüngling einst von Schiller zu schriftstellerischer Bethätigung ermuntert, entwickelte er in den Jahren friedlicher Muße eine höchst ausgiebige Production zum Heil der Leihbibliotheken. Der Andere, Karl Weisflog aus Sagan, geb. 1770, schlug die juristische Laufbahn ein, war zuletzt Stadtgerichtsdirector in seiner Vaterstadt,

wo er seinem von Krankheit getrübten Leben doch durch ästhetische Geselligkeit freundliche Reize zu verleihen wußte; er starb 1828 in Warmbrunn. Erst spät, 1819, begann er, angeregt durch E. T. A. Hoffmann und Contessa, zu schriftstellern, und mit gemüthlichem Humor entwarf er leidlich gelungene Kleinbilder in Jean Paul's und Phantasiestücke in Hoffmann'scher Manier. — Ueber Immermann's „Carneval und die neue Somnambüle" (in den „Miscellen", Stuttgart 1830; vgl. Z. 43) hatte Heine dem Freunde geschrieben: „Ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten." — Ueber Campe (Z. 47) hatte auch er bereits bittere Klage geführt, da Campe den Auftrag, das Manuscript des „Tulifäntchen" zurückzugeben, nicht erfüllt und sich obendrein durch unrichtige Behauptungen heraus zu reden versucht hatte.

In Immermann's Biographie (Bd. I, S. 118) heißt es, daß der schriftliche Verkehr der beiden Dichter mit Heine's Uebersiedelung nach Paris aufgehört habe. Das trifft nicht zu. Nach Jahre langem Schweigen wandte sich Heine am 19. December 1832 abermals an den fern weilenden Freund, um ihn als Mitarbeiter für ein groß angelegtes Unternehmen, die „Europe littéraire" zu werben, für die er selbst die gehaltreichen später in der „Romantischen Schule" (Werke, Bd. V) zu einem Buch vereinigten Aufsätze schrieb. Er erbat sich von Immermann einen Aufsatz über die neuere deutsche Malerei, den Dieser in der That auch lieferte[1]). „Der süddeutschen mauvaise foi," schreibt Heine in Bezug auf seine eignen, aber auch auf Immermann's Artikel, „muß, unter uns gesagt, entgegen gearbeitet werden . . . . Ich bin hier sehr thätig und hoffe, auch Sie bald den Franzosen bekannt zu machen und auf Ihre Lorbeeren von hier aus ein Licht zu streuen, worüber Ihren Feinden die Augen übergehen sollen. Das planmäßige Intriguiren gegen Sie, das perfide Herabläftern hat mich in der letzten Zeit aufs Widerwärdigste berührt." Heine kam freilich nicht dazu, den Franzosen Immermann's Größe zu erschließen; in der „Romantischen Schule" erwähnt er ihn, „der jetzt unser größter dramatischer Dichter ist" (Bd. V, S. 258), nur beiläufig, wie er denn auch an mehreren Stellen der „Reisebilder" und des „Salons" auf ihn hingewiesen hatte, am schönsten in der „Reise von München nach Genua" (Werke, Bd. III, S. 227): „Es gibt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird und sogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodischen Schmerzen. Das bist Du, Karl Immermann, und Deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon Du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tirol reisen, ohne an das ‚Trauerspiel' (d. h. den ‚Andreas Hofer') zu denken?" Heine's Plan, in einer Ergänzung zur „Romantischen Schule" auch Immermann genauer zu behandeln, von dem er noch am 31. März 1851 schrieb, ist nicht ausgeführt worden. Wir müssen das aufrichtig bedauern, denn wenig Menschen hat Heine mit so unbeirrbar liebevollem Verständniß gewürdigt wie ihn. „Gestern

---

[1]) Bei Goedeke ist der Aufsatz, betitelt „État de la peinture en Allemagne", nicht erwähnt; er findet sich in der „Europe littéraire", Bd. I, S. 281 ff. u. 364 ff.; Bd. II, S. 41 ff. und 231 ff. Paris 1833.

Abend," so schrieb er im August 1840 an Heinrich Laube, „erfuhr ich durch das ‚Journal des Débats' ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!"

Im Uebrigen bietet Heine's Brief an Christiani nur wenig Anlaß zu erläuternden Ausführungen. Die schönen Worte über Byron (Z. 53), dessen Tod (19. April 1824) ihm spät zu Ohren gekommen, finden ihre Parallelen in verschiedenen anderen Briefen von ihm, und bemerkenswerth ist es, daß er sich drei Tage später, in einem Schreiben an Friederike und Ludwig Robert, desselben Ausdrucks „mein Vetter in Missolunghi" bedient, um seine — doch nur scheinbare — Aehnlichkeit mit dem britischen Dichter hervorzuheben. Und auch dort sagt er, wie hier (Z. 63): „Das Wetter ist so schlecht, daß ich fast glaube, es ist von Clauren", und beklagt, wie hier (Z. 126), „betäubende Anwandlungen von Pietismus". — Der Redacteur der „Posener Zeitung", der Heine's Kenntniß der deutschen Sprache bezweifelte (Z. 70), wird sicherlich zu Denen gehört haben, die Heine's Aufsatz über Polen (Werke, Band 7. S. 188) in Harnisch gebracht hatte; „in den Posener Blättern," schrieb Heine, „ist schon dreimal so viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden." Lassen wir dem Dichter sein Deutsch dankbar gelten, trotzdem auch unsere Briefe einige Collisionen mit dem Dativ und Accusativ verrathen, so rückt doch das Citat aus „Hamlet" (Z. 59) seine Kenntniß des Englischen in merkwürdige Beleuchtung. — Das allbekannte Gedicht, das er hier zuerst mittheilt (Z. 76 ff.), und das durch die Aufnahme seiner dreiunddreißig „Heimkehr"-Lieder, wie wir jetzt erfahren, angeregt war, wurde bereits am 25. Juni 1824 in der „Agrippina" des Freundes Jean Baptiste Rousseau abgedruckt, während Heine's Werben bei Christiani (Z. 93 ff.) ohne Erfolg gewesen zu sein scheint: wenigstens habe ich in den Blättern, die es übrigens nur auf 102 Nummern brachten und nach achtmonatlichem Dasein im August 1824 selig entschliefen, nichts unter seinem Namen gefunden. Heine steuerte eine ganze Anzahl von Liedern bei (vergl. Werke, Band 1, S. 523); war er doch dem alten Freunde, der ihm soeben sein „Buch der Sprüche. Für Freunde der Hafisklänge" (Hamm 1824) „auf sehr liebevolle Weise zugeeignet" hatte, trotz der Zwecklosigkeit seines Treibens zur Zeit noch herzlich gewogen.

Gegen Ende des Briefes entrollt Heine ein kühnes Arbeitsprogramm, das er nicht durchzuführen vermochte. Zur Ostermesse 1825 hatte er keine „zwei Bände" (Z. 98) zu veröffentlichen, sondern erst im Mai 1826 erschien deren einer — die „Reisebilder". — Die Novelle, von der er spricht (Z. 100), zweifellos der „Rabbi von Bacharach", trat erst 1840 im 4. Bande des „Salons" (vergl.

Werke, Band IV, S. 441 ff.) in fragmentarischer Form ans Tageslicht, die Tragödie (Z. 101), d. h. der „Faust“ („vergl. Bd. VI, S. 467 ff.), sogar niemals, und dasselbe Schicksal theilte die wissenschaftliche Arbeit (Z. 101), bei der wir an ein Werk über „historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters“, das Heine schon am 7. April 1823 erwähnt, werden denken dürfen oder an eine Schrift über die Todesstrafe, auf die er am 11. Januar 1825 zu sprechen kommt. Auch der Abschluß der Studien, den er „dies Jahr“ (Z. 104) zu erreichen hoffte, erfolgte erst im Juli 1825; doch trug wohl weniger die schon von „Zizero“ gerühmte süße „Pomade“ als Heine's Gesundheitszustand die Schuld an der Verzögerung. Die „Pomade“ war wohl eher Christiani's Sache, und sie erklärt es gewiß, daß wir von Erfüllung der Forderung Heine's: „Geben Sie doch was Tüchtiges heraus!“ (Z. 116) nichts zu berichten wissen (Christianis Uebersetzung von Oehlenschläger's „Hugo von Rheinberg“ war bereits 1818 erschienen).

V.

Lieber Christiany!

Diese Zeilen sollen nichts weniger als einen Brief vorstellen, sondern bloß einen freundschaftlichen Gruß; denselben überbringt Ihnen meinen Freund Grüter, mit welchem ich diesen Sommer viel und viele heitere Stunden zusammen gelebt,
5 und dem ich daher, wie sich von selbst versteht, oft von Ihnen erzählt, und der Sie nun selbst kennen lernen soll, um sich zu überzeugen, wie sehr ich Ursache habe oft an Sie zu denken. Er gehört zu den wenigen Menschen, die ich ertragen kann und er mag Ihnen deßhalb bestens empfohlen seyn. Ich habe ihn gebeten Ihnen viel Gutes von mir zu erzählen, und ich bitte Sie auch Ihrerseits nur Gutes von
10 mir zu sprechen. Auf diese Weise kann ich zu mir selber sagen:

So bist du denn der Welt empfohlen
Das übrige will ich nicht wiederholen.

Ich werde wohl nächstens im Stande seyn Ihnen ausführliches zu schreiben. Bis dahin will ich Ihnen bloß erzählen daß ich in Cassel war und Freund Straub[e]
15 gesprochen habe. Er war just bettlägerig, an einer Augenentzündung leidend; so daß ich ihn wenig genießen konnte. Troz seiner verbundenen Augen erkannte er mich am Tritt und bey meinem ersten Worte: guten Morgen Lausangel. Er hält viel auf und von meinem Freund Christiany. Er hat mir versprochen, so bald er kann, mir alles zu schicken was er unterdessen geschrieben; — und ich lasse es dann
20 au coup drucken. Das bleibt unter uns.

Mich hat er enthousiastisch gelobt — das will bey ihm viel sagen! Er hatte zwar die Tragödien schon gelesen, dennoch versprach ich ihm dieselben von hier aus zu schicken; und dies that ich diese Tage mit folgenden Versen, in deren erste Hälfte ich den Straubischen Ton kopire:

25 "Sag, wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die schmerzlich süßen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?„

Längst hat Liebchen mich verlassen,
30 Und das Herz ist kalt und trübe
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe. —

Was Sie mir über meine Schwester geschrieben hat mich entzückt. Mein Bruder sagt mir sie würde nach ihren Wochen mit meiner Mutter nach Lüneburg kommen; ist dieses der Fall und Freund Grüter ist alsdann noch dort, so haben 35 Sie die Güte ihn mit meiner Schwester und Mutter bekannt zu machen. Ich spare dadurch einen Brief; und wahrlich das Schreiben wird mir heute sauer, ich habe mir schon diesen Morgen meine alten Gäste die fatalen Kopfschmerzen erschrieben, und habe noch obendrein jene Krankheit von welcher der Dichter spricht "Perser nennen's Bidamagbuden.„ — Ich danke Ihnen für die Mittheilung Ihrer 40 poetischen Randglossen in Ihrem letzten Briefe; ich finde sie schön, und das ist das Treffendste was ich davon sagen kann. — Von Spitta habe ich unterdessen mehrere Gedichte zu Gesicht bekommen die mich mit vieler Achtung erfüllen, und die mir mehr zusagen als ihm die meinigen; besonders waren es einige der letztern die er seinem Fr. Peters geschickt, die mich sehr angesprochen. Es sind solche die sich nicht 45 in dem beschränkten Ideenkreise unserer jetzigen Troubadouren befinden, und einen bedeutenden Fortschritt bezeugen. Doch wenn ich Ihnen meine Meinung über Spitta sagen sollte müste ich mehr Zeit und Laune haben als ich heute zu erschwingen vermag. Ich habe viel Gutes über ihn zu sagen nachdem ich seine letzten Gedichte gelesen; indessen bleibt doch noch der Tadel überwiegend, in so fern ich 50 seine früheren Gedichte im Auge habe, wovon $^2/_3$ unter aller Critik sind. Leider kamen mir diese zuerst zu Gesicht, z. B. sein Handwerksbüchlein. — Ich will aber doch etwas von Spitta sagen was viel in sich begreift: Spitta ist ein Dichter.

Daß Sie meinen Bruder aufmuntern zum Versemachen nehme ich Ihnen sehr übel; er ist nicht ganz ohne Talent, aber er hat durchaus nichts was ihn in der 55 großen Masse auszeichnen könnte, und er wird nie etwas geben was ewige Dauer hat. Er schreibt schöne Prosa, einen gebildeten, geistreichen Briefstiel; das ist das einzige was ich an ihm Gutes bemerkt.

Ich freue mich auf Ihren Helge, ich rathe Ihnen in einer Vorrede über die dänische Literatur überhaupt zu sprechen. Wollen Sie das Buch nicht etwa 60 Dümmlern oder der "Vereinsbuchhandlung„ in Berlin zum Verlag anbiethen. Letztere hat den Pr Gubitz als Theilhaber; u wenn Sie es wünschen könnte ich Ihnen also einen Anpreisungsbrief für eine dieser Buchhandlungen zum Mitschicken nach Luneburg senden. Indessen Deuerlich macht sich jetzt sehr bedeutend, und ich widerrathe nicht demselben das Buch in Vlag z geben. Das Honorar ist gar 65 nicht übel. — Apropos, der Spittaische Freund Peters! O wie habe ich über den guten Christiany gelacht! Wie würde ich Sie verhöhnen wenn ich nicht schließen muste. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und seyn Sie überzeugt daß ich von ganzem Herzen bin Ihr Freund H. Heine.

Göttingen d 4 Sept. 1824. 70

Adresse, auf der 4. Seite des Quartbogens:

Sr Wohlgeborn d Herrn
Doctor Rudolph Christiany.
Im Hause des Herrn Superintenten Christiany
par ami z
Lüneburg.

Dieser Brief, den Heine schrieb, kurz bevor er seine so berühmt gewordene Harzreise antrat, läßt sich mit den vorausgehenden an Bedeutung nicht vergleichen. Am interessantesten sind vielleicht die Anspielungen auf Goethe's „Westöstlichen Divan“, die uns verrathen, daß die Gedichte dieses herrlichen Buches in mancher vertraulichen Stunde von den beiden Freunden werden besprochen worden sein. Viele Jahre später hat Heine dem „Divan“ in seiner „Romantischen Schule“ (Werke, Bd. V, S. 262) in schönen Worten gewürdigt.

Das Werk, schreibt er, „enthält die Denk- und Gefühlsweise des Orients in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit schwarzen geschminkten Gasellenaugen und sehnsüchtig weißen Armen . . . den berauschendsten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verse gebracht, und diese sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ätherisch, daß man sich wundert, wie dergleichen in deutscher Sprache möglich war.“ So sprach er zum Publicum. Hier in unserem Briefe neckt er den Goetheverehrer Christiani durch ironische Citate der Verse des Meisters; die Worte: „So bist Du denn der Welt befohlen, Das Uebrige will ich nicht wiederholen“ (Z. 11), Schlußverse eines Spruchgedichts (Weimarische Ausgabe Bd. VI, S. 72) mag Heine wohl schon in mündlicher Unterhaltung mit dem Freunde als etwas prosaische Entgleisung des greisen Meisters verspottet haben, während das andere Citat: „Perser nennen's Bidamagbuden“ (Z. 40), dem „Schenkenbuch“ (a. a. O. S. 213) entlehnt, den jovialen Scherz des westöstlichen Sängers wiederholt, der erläuternd hinzufügt: „Deutsche sagen Katzenjammer.“

Der Ueberbringer des Briefes, Adam August Kaspar Louis von Diepenbroick-Grüter (Z. 3), war „der älteste Sohn des damals schon verstorbenen Gutsbesitzers Joh. Adolf Gustav Adam von Grüter und der Freiin Wilhelmine von Diepenbroick zu Haus Mark bei Tecklenburg, ein junger Mann von hervorragenden Geistesgaben, aber allzu schwärmerischer Sentimentalität, welcher seinen leichtblütigeren Kameraden oft wie ein trümmerhaftes Ueberbleibsel aus der Wertherperiode erschien“ [1]). Heine scheint im Sommersemester 1824 viel mit ihm verkehrt zu haben, ließ ihn aber, wie viele andere Commilitonen, seine Ueberlegenheit gern fühlen. Die Beziehungen, von denen wir hier erfahren, blieben, wie der vierzehnte unserer Briefe zeigt, noch einige Jahre bestehen; eng sind sie niemals gewesen. Grüter, der überhaupt nicht literarisch thätig gewesen zu sein scheint, trat in den Staatsdienst, den er jedoch bereits 1831 wieder verließ; 1840 wurde er in den Freiherrnstand erhoben.

Der zweite der hier genannten Freunde unseres Dichters, Heinrich Straube, (Z. 14), ist uns bereits als Herausgeber der „Wünschelruthe“ bekannt geworden. An ihn, der sich die Spitznamen „Wimmer“ und „Lausangel“ gefallen lassen mußte, hatte Heine bereits im Winter 1820/21, während seines ersten Aufenthaltes in Göttingen, das oben (S. 268) erwähnte Sonett gerichtet. Aus unserem Briefe erfahren wir jetzt, daß ihm auch das hier (Z 25) noch in unvollkommenerer Fassung mitgetheilte Gedicht galt, das jetzt den Liedercyklus der „Heimkehr“ beschließt, und das sich, wie wir nun hören, ursprünglich gar nicht auf die „Heimkehr“, sondern auf die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ bezog. In der That paßt es besser zu diesen als zu jener, wenn wir auf die Erlebnisse blicken, die den Dichtungen zu Grunde liegen: das „Intermezzo“ und die „Tragödien“ spiegeln die trüben Herzens-

[1]) Vergl. Strodtmann, Aus Heine's Studentenzeit (in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik“, Bd. V, S. 314. Leipzig 1877; Mittheilungen nach den Tagebüchern von Heine's Göttinger Studienfreund Eduard Wedekind).

erfahrungen mit Amalie Heine; die „Heimkehr“ bringt jedoch nur in dem ersten Drittel einen Nachhall von diesen, um hierauf zu den neuen Liebeshoffnungen überzugehen, die dem Dichter durch Therese erweckt wurden. Von ihr konnte Heine nicht sagen: „Längst hat Liebchen mich verlassen“ (Z. 29); er glaubte vielmehr an eine glückliche Zukunft; ich habe das Lied daher bereits 1887 trotz der irreführenden Anordnung auf Amalie bezogen. Die Nachahmung des „Straubischen Tons“ (Z. 24) müssen wir auf sich beruhen lassen, bis uns der Zufall Gedichte des längst verschollenen Mannes in die Hände spielt, der zwar warme Verehrung für die Schöpfungen Anderer, insbesondere Heine’s, bewahrte, selbst aber, wie unser nächster Brief ergötzlich darlegt, als Dichter frühzeitig erlahmte.

Dagegen gehörte Philipp Spitta (Z. 42) zu den Auserwählten: „Spitta ist ein Dichter“ (Z. 53). Es ist ein interessantes Schauspiel, den heiligen Sänger von „Psalter und Harfe“ mit dem unheiligen Dichter des „Buchs der Lieder“ in Beziehung zu sehen! Dort die lauterste protestantische Frömmigkeit, der himmlische Friede einer allem Zweifel entrückten Seele, — hier aller Reichthum modernster Geistesfreiheit, aber auch alle Scorpionen und Schlangen verworrener Weltlust. Philipp Spitta entsagte in eben jenem Jahre 1824 ein für allemal der weltlichen Dichtung, da sich in ihre Ausübung unlautere Triebe des Ehrgeizes einmischen könnten; nur noch dem Herrn ertönte sein Lied; Heine dagegen wurde der Verfasser der „Reisebilder“. Und doch haben sie sich damals freundlich die Hand gereicht, sich ehrlich geachtet, so lange es ging. Zwei neuere Publicationen werfen ein scharfes Licht auf das Verhältniß der beiden Männer: die rührend geschriebene, wenn auch etwas ungeschickte Biographie Spitta’s von seinem Sohne Ludwig in einer neuen Ausgabe von „Psalter und Harfe“ („Bibliothek theologischer Classiker“, Bd. XXV, Gotha 1890) und Spitta’s „Lieder aus der Jugendzeit“ (Leipzig 1898). Spitta, geboren zu Hannover am 1. August 1801, studirte in Göttingen von Ostern 1821 bis Ostern 1824; er bezog also die Universität, als Heine sie gerade zum ersten Male, in Folge des consilium abeundi, verlassen hatte; die Bekanntschaft beider kann sich also erst nach Heine’s Rückkehr in den Monaten Januar bis März 1824 entwickelt haben (falsch L. Spitta S. XLI). Beide werden sich in einem Kreise junger Dichter, der „Tafelrunde“, der Spitta unter dem Namen „Adelreich“ angehörte, häufig gesehen haben. Heine lieh dem jungen Theologen, der schon damals das Harfenspiel eifrig pflegte, vier Louisdors zur Anschaffung einer Harfe; beide theilten sich von ihren Gedichten mit, und sie konnten wohl gelegentlich einmal ganz ähnliche Töne anschlagen. Aber mit Spitta’s „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute“, das die Tafelrunde zu Anfang 1824 herausgab, konnte sich Heine niemals befreunden, und es ist interessant zu sehen, daß schon unser Brief darüber ebenso ablehnende Worte enthält (Z. 52), wie sie Heine später in den „Reisebildern“ (Werke Bd. III, S. 168 ff.) vorbrachte. Andere, wie z. B. Heine’s Freund J. B. Rousseau (vergl. L. Spitta S. XLIII und LII), urtheilten freilich sehr viel günstiger. Welche Gedichte Spitta’s den Beifall Heine’s fanden, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Aber die erwähnten „Lieder aus der

Jugendzeit", die auch manches Werthlose bieten, enthalten doch eine Reihe ansprechender Stücke (z. B. S. 28, 39, 48, 226 u. a.), von denen man sagen kann, daß sie in Heine's Seele eine mitklingende Saite gefunden haben dürften. Der weiche Idealismus, den Klopstock in unsere Lyrik getragen hat, die lösenden Gefühle des Friedens hallen hier freundlich wider, und manches Lied hätten auch fünfzig Jahre zuvor die Dichter des Göttinger Hains anstimmen können. — Spitta verließ die Universität am 21. März 1824 und siedelte im Mai, nachdem er in Hannover seine erste theologische Prüfung bestanden hatte, als Erzieher in das Haus des uns schon bekannten Oberamtmanns Jochmus zu Lüne bei Lüneburg über, wo er viereinhalb Jahre verblieb. Vermuthlich haben er und Heine sich dort später noch öfter gesehen. Spitta trat der Mutter seiner Zöglinge in Verehrung nahe, aber wie bezeichnend ist es für den frommen Mann, daß er über ihr Aeußeres kein Wort verliert, daß er gleich dem büßenden Tannhäuser, „verschlossenen Augs, ihr Wunder nicht zu schauen", an ihrer Schönheit vorüber zieht, während Heine, das allem weiblichen Reiz so schnell zugängliche Weltkind, in Entzückung ausruft: „Nur Dschami könnte dieses beschreiben!" Durch den gleich zu nennenden Adolf Peters sandte Heine oft sehr herzliche Grüße an Spitta: „Heine hat mir mehrere Male gesagt, daß er Deinen Genius achte und schätze; er grüßt Dich aufs Allerherzlichste und Verbindlichste" — so und ähnlich lautet es oft (L. Spitta S. XLVII), und ebenso klingt es zurück („Lieder aus der Jugendzeit" S. 240). Aber es versteht sich von selbst, daß doch auch beiden die Gegensätze ihrer Naturen auf das Klarste bewußt waren. Die Dissonanzen in Heine's Seele erweckten Spitta's innigsten Antheil, dem er auch in einem schönen Liede Ausdruck verlieh (bei L. Spitta, S. XLVIII): er vergleicht das Herz des befreundeten Dichters mit einer Hütte, darin einst die Liebe mit Engeln ohne Zahl zu Hause war; aber die Liebe ist erstorben, die Engel sind unter Thränen entschlummert, und der wandernde Teufel ist in die Hütte getreten, sich an der bleichenden Liebe Bild zu erfrischen, während die Englein im Schlafe noch wundermild singen:

Und wer in die Hütte mag schauen,
Dem wird so wohl und so bang:
Er sieht den Teufel mit Grauen
Und hört doch den Engelsgesang.

Als Heine erfuhr, wem das Lied galt, „traten ihm die lichten Thränen in die Augen. ‚Mein Bild ist getroffen,' sagte er, ward sehr weich und wünschte eine Abschrift, die ihm gegeben ward."

Spitta's treuer Freund Adolf Peters, dessen unser Brief in etwas mysteriösen Andeutungen (Z. 66), der nächste mit unzweideutiger Entschiedenheit gedenkt, gehörte zu der nicht ganz geringen Zahl derjenigen Commilitonen unseres Dichters, die unter seinen Hänseleien und Mystificationen schwer zu leiden hatten. Dabei war er doch weder unbegabt noch schwach von Charakter, im Gegentheil, Philipp Spitta's oft erwähnte Biographie, in der er eine große Rolle spielt, spricht deutlich für die tüchtigen Eigenschaften des Freundes, den Heine freilich nur als eitlen Dichterling hinstellt. Allerdings hatte der gute

Mann kein Gefühl für Komik,[1]) er wußte Ernst und Scherz nicht zu unterscheiden, verstand es nicht, wenn er gehänselt wurde, und das mußte eine aristophanische Natur wie Heine reizen, ihn immer wieder aufs Eis zu locken. So übermittelt uns Ludwig Spitta (S. XLIX) folgende Briefstelle von Peters: „Ich legte ihm [Heine] einst meine Ansicht über das Strebeziel des wahren Künstlers dar, er aber gerieth in eine Art Wahnbegeisterung. Wir standen zufällig mitten im Zimmer. Da trat er vor mich hin und rief in einem fürchterlichen Tone: ‚Ruhm‘ — als ob er ihn von mir fordere. Ich stand wie erschrocken hintenüber gebogen, er mit aufgehobener Hand vor mir.“ Ein Bild zum Malen! Aber die volle Wirkung erzielt es doch nur für Den, der die groteske Komödie versteht. Ludwig Spitta ergeht sich statt dessen in einer Moralbetrachtung. Peters hat länger mit Heine verkehrt als Spitta, doch kam es, wie wir sehen werden, bereits in Göttingen zwischen beiden zum Bruch. Er war am 9. Februar 1803 in Hamburg geboren und bezog zu Michaelis 1822 die Georgia Augusta, um Mathematik zu studiren; er wohnte Heine gegenüber auf der Gronerstraße und blieb hier drei Jahre. Nach kurzem Aufenthalt in Leipzig, wo er promovirte und sich als Privatdozent zu habilitiren gedachte, wurde er im Herbst 1827 in ein Lehramt am Blochmann'schen Institut in Dresden berufen und übernahm nach mehrjähriger wissenschaftlicher Privatthätigkeit im Jahre 1851 eine Professur an der berühmten St. Afra zu Meißen, wo er am 3. Juni 1876 starb. Schon als Student veröffentlichte er, Spitta's Spuren folgend, ein „Sangbüchlein für Jungfrauen“, später „Gesänge der Liebe“ (1839), „Preisgesänge“ und die Sammlung „Natur und Gottheit“ (1859). Dankenswerther war es, daß er Spitta, mit dem ihn dauernde Freundschaft und die Gemeinschaft der religiösen Ueberzeugungen verband, zur Veröffentlichung von „Psalter und Harfe“ bestimmte: er fand im Herbst 1832 nach längerem Suchen einen Verleger für das unvergängliche Büchlein (Robert Friese in Dresden und Pirna), und er besorgte die Drucklegung. Wir kommen auf ihn zurück.

Im Uebrigen erfordert der Brief wenig Bemerkungen. Die Worte über Heine's Schwester Charlotte (Z. 33) deuten wieder auf seine bekannte schwärmerische Liebe zu ihr hin. Kurz vorher war ihr das erste Töchterchen geschenkt worden (Maria, die spätere Fürstin della Rocca), zu dessen Geburt Heine am 9. August in den zärtlichsten Worten gratulirt hatte. Unter dem Bruder (Z. 34) ist Max zu verstehen, der damals noch das Gymnasium in Lüneburg besuchte, aber in den Hundstagsferien nach Göttingen zu Besuch gekommen war. Wedekind schreibt in seinem Tagebuch (a. a. O., S. 315) über ihn: „Er . . . kam mit einer ungemein aufdringlichen Frechheit zu mir, so daß ich gleich gegen ihn eingenommen wurde. Später ist er jedoch in meiner Meinung gestiegen; er ist in Wirklichkeit so frech nicht, nur ein bißchen frei, übrigens recht gut und offenherzig, aber für ein großes Genie halte ich ihn nicht.“ Wenn unser Dichter den Lüneburger Freund warnte, Max zum

---

[1]) Sehr drastisch ist der Bericht von Heine's Bruder Maximilian in den „Erinnerungen an Heinrich Heine“. S. 47. Berlin 1868.

Versemachen aufzumuntern (Z. 54), so wußte er wohl, was er that. Auch dem Bruder selbst untersagte er die poetischen Allotria: „Schreibe Prosa, lieber Max; genug Unglück in einer Familie an einem Dichter!" Dagegen bemühte er sich bei Christiani gerade im entgegengesetzten Sinne, und leider vergeblich: die Uebersetzung von Oehlenschläger's „Helge" (Z. 59) ist ebenso wenig erschienen wie der Aufsatz über die dänische Literatur, und es waren wohl auch die Sorgen um den Verleger (Z. 59 ff.) ohne Belang, da vermuthlich Christiani's „Pomade" an allen Verzögerungen und Unterlassungen die Schuld trug.

VI.

Der folgende Brief ist von dem vorausgehenden durch einen Zeitraum von fast dreiviertel Jahren getrennt. In diese Epoche fällt eine Reihe der bedeutendsten Ereignisse von Heine's Leben. Zunächst begab er sich auf die Reise durch den Harz und Thüringen, während deren er auch, am 2. October, die Schwelle von Goethe's Haus betrat. Kaum heimgekehrt, machte er sich daran, die Eindrücke, die er gewonnen hatte, in der bekannten Darstellung zu beschreiben; Ende November war er damit zum Abschluß gelangt. Die Wintermonate brütete er eifrig über den Pandekten, und am 16. April 1825 meldete er sich endlich bei dem Decan der Juristen-Facultät, dem oben erwähnten Professor Hugo, zum Examen, nachdem er volle elf Semester studirt und auch nicht studirt hatte. Indessen an vielseitiger Thätigkeit hatte er es in dieser langen Zeit gewiß nicht fehlen lassen: wie er eine Anzahl unvergänglicher Dichtungen geschaffen hatte, so war er auch bemüht gewesen, sich einen festen Grundstock allgemeiner Kenntnisse zu erwerben, von denen er während seines ganzen Lebens zehren konnte. Am 3. Mai bestand Heine das Examen, allerdings nur mit der Nota III (eine Dissertation wurde damals nicht verlangt), und am 20. Juli wurde er nach befriedigender Vertheidigung seiner Thesen feierlich zum Doctor promovirt. Am 28. Juni 1825 trat er, durch äußere, nicht durch innere Gründe bestimmt, in Heiligenstadt zur evangelischen Kirche über. Wenige Wochen vorher schrieb er den folgenden Brief an Christiani, ohne Zweifel den bedeutendsten unserer kleinen Sammlung, dessen Wortlaut wir zunächst mittheilen.

Göttingen d 26 May 1825.

Theurer Christiany!

Wenn es in der ganzen Christenheit irgend einen Menschen giebt der Ursache hat mit mir unzufrieden zu seyn, so ist es der Doktor Christiany in Lüneburg.
5 Was wollen Sie mehr als dieses offne Geständniß? Nun schlagen Sie in der Carolina nach und bestimmen Sie meine Strafe. Doch diese wird nicht allzuhart ausfallen. Denn erstens weiß ich daß ich bey Ihnen noch in großer Gunst stehe, zweitens wissen Sie, oder besser gesagt Ihr Selbstbewußtseyn sagt Ihnen, daß ich oft genug an Sie denken muß, daß Briefschreiben überhaupt so eine ganz eigene
10 Sache ist, und daß oft Halbfreunde oder sogar Scheinfreunde sich täglich schreiben u wahre Freunde nur selten, manchmal sogar nie. Ueber letzteres ließe sich wohl eine große, höchstschmerzliche Dissertazion schreiben.

Aber dieses Alles will ich nicht zur Entschuldigung gebrauchen, sondern bloß meinen physischen Zustand und dessen Einwirkung auf meine Gemüthsstimmg.

Ich war nemlich den ganzen Winter krank, und jetzt leide ich an allmähliger Genesung. 15

Den vorigen Sommer sah es auch nicht sehr glänzend mit meiner Gesundheit aus, u obendrein lag auf mir die Centnerlast der Pandekten. Meine Erholung waren kalte Bäder, Chronikenstudium, Skandäler, Shakspear, Ulrichs Garten, so wie auch einige eigne Pfuschereyen ins Gebieth der Literatur. Letzteres war aber 20 sehr unbedeutend, Ausarbeitung einer Memoirenparthie, Anfang eines Romans, u einige kleine Köter von maliziösen Gedichten. Den Herbst machte ich eine Fußreise nach dem Harz den ich die Kreuz u Quer durchstreifte, besuchte den Brocken, so wie auch Göthe auf meiner Rückreise über Weimar. Ich reiste nemlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Eisennacht u Kassel hierher wieder zurück. 25 Viel Schönes habe ich auf dieser Reise gesehen, u unvergeßlich bleiben mir die Thäler der Bode und Selke. Wenn ich gut haushalte kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausstaffiren. —

Ueber Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb u mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein 30 Bild menschlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge seiner Letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar u glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit die Weimar jetzt besitzt. Rührend war mir Göthes tiefmenschliche Besorgniß wegen meiner Gesundheit. Der seelige Wolf hatte ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Göthe, dem das Leben, die Verschönerung u Erhaltung 35 desselben, so wie das eigentlich praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Contrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde gringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerey. 40 Jetzt weiß ich es auch ganz genau warum die göthischen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte u so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der göthischen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Göthe und seinen Schriften, so wie meine Lebensansichten in Krieg liegen mit meinen angeborenen Neigungen 45 und geheimen Gemüthsbewegungen. — Doch seyn Sie unbesorgt, guter Christiany, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum göthischen Freykorps gehören, und was ich schreibe wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthousiasmus entstehen.

So bist du denn der ganzen Welt empfohlen 50
Das übrige brauch ich nicht zu wiederholen.

Es ist aber spaßhaft wie ich immer u überall, u ging ich auch nach der Lüneburger Heide, zu Erzgöthianern komme. Zu diesen gehören auch Sartorius u seine Frau, vulgo geistreiches Wesen genannt, mit denen ich hier am meisten verkehre. Ich brachte ihnen Grüße von Göthe, u seitdem bin ich ihnen doppelt 55 lieb. — Es giebt sogar unter den Studenten Göthianer. —

In Kassel war ich mehrmals, fand dort Straube, so wie auch Haxthausen. Letzteren aber nur vorigen Herbst, auf meiner Rückreise vom Harz. „Eine Eule saß und spann." Wir haben von Ihnen und alter Wünschelruthzeit sehr viel gesprochen. Haxthausen ist ganz versauert, ein Landjunker, trägt sich sehr modern 60 modisch, u wie mir scheint habe ich ihm nicht mißfallen. Er war mit seiner Schwester, oder besser gesagt Fräulein Schwester, zum Besuch in Cassel.

Straube ist dort kurfürstlich hessischer Prokurator und verheurathet u ebenfalls versauert. Wir haben uns seit vorigen Sommer mehrmals auf 24 Stunden gesehen u freuen uns sehr wenn wir uns wechselseitig betrachten u alter Zeiten gedenken u 65 über gemeinschaftliche Freunde schwatzen. Er hält sehr viel auf Sie u von Ihnen, guter Christiany, u ich mußte ihm viel erzählen. Und dennoch ist er versauert,

die Blüthen die einst so viel versprachen sind niedergedrückt unter Aktenstößen und Faulheit, und was sich etwa noch Hübsches in ihm regen mag zu hübschen Zeiten.

70 Mit mir u meinen poetischen Produkten ist Straube unbedingt zufrieden; ja — O Wunder — er ist jetzt enthousiasmirt vom Almansor.

Meine Harzreise habe ich, wie Sie schon in Erfahrung gebracht haben, Anfangs diesen Winter geschrieben. Aber leider konnte ich kaum bis zur Hälfte damit zu Stande kommen, weil ich damals, wie den ganzen Winter hindurch, mich höchst 75 elend befand. Wenn ich daher bedenke, zu welcher trübseeligen Zeit ich dieses Reisefragment geschrieben, so muß ich zweifeln ob etwas Gutes daraus geworden. Ich habe es jetzt nach Süddeutschland geschickt, u wenn es nicht zu spät anlangt, werden Sie es in den Rheinblüthen gedruckt sehen. Ich kann wahrhaftig nicht ohne Besorgniß Ihrem Urtheil darüber entgegen sehen, u ich wünschte im Grunde 80 Sie bekämen das opus nie zu Gesicht. Sie finden darinn viele alte Witze von mir, mit schlechten neuen Witzen bunt untermischt, nachläßige, unkünstlerische Prosa, unbeholfene Naturschilderungen, verunglückter Enthousiasmus; aber das bitt ich mir aus — die Verse darin sind göttlich.

Diesen Winter, theuerer Christiany, háb ich schrecklich gelitten. Ich war 85 fürchterlich auf den Hund. Zum Verzweifeln. Ich lebte in Schmerzen u Medizin. Jetzt ist es besser, aber noch immer bin ich sehr leidend, höchst angegriffen von den Leiden dieses Winters, u dieses ist Ursache warum ich vor der Hand mich noch nicht von hier fortschieben kann. Lassen Sie dieses aber nicht meinen Eltern merken. Trotz solcher schlimmen Zeiten hab ich doch viel gethan, vornehmlich in juristischer 90 Hinsicht, so daß ich den 3 May, unter Hugos Dekanat, mein Examen zu machen wagen durfte. Es ging ganz vorzüglich, u jetzt habe ich eine Steinlast weniger auf dem Herzen. Diese Last, die mich zum beständigen Ochsen anspornte, so wie meine erwähnte Krankeit verhinderten mich Ihnen zu schreiben; und nun bin ich bei Ihnen entschuldigt.

95 In sechs Wochen will ich promoviren, dann aber will ich ernsthaft dran denken bald nach Lüneburg zu kommen. Es ist mir höchst schmerzlich daß ich die dortige Anwesenheit meiner Schwester nicht genießen kann. — Von Berlin her klingen mir viele lockende Töne entgegen. Werden mich doch wohl wieder anködern.

100 Grüßen Sie mir Spitta, wenn er noch in Lüne ist. Es ist ein Mensch worin Poesie ist u ich achte ihn. Nur ist jetzt die Frage: was wird aus ihm werden? Jedoch, ich bin der Meinung es steckt etwas mehr in ihm als ein auf der grünen Jünglingspfeife gemüthlich hingepipstes Frühlingsliedchen. Was seinen naselosen Freund Peters betrifft: —[1]) so sollte ich Sie, lieber Christiany, recht ordentlich 105 mystifiziren; aber dazu sind Sie mir zu lieb. Ich will Ihnen daher offen gestehen daß dieses eins der amüsantesten Rindviehs ist, die unsre Zeit hervorgebracht hat. Ich hab ihn mir seitdem gehalten zu meinem u meiner Freunde Vergnügen. Es ist das wahre Bild des Esels der die Laute schlägt; aber mit welchem Selbstgefühl u welcher Anmaßung! Daß seine Liedchen, obzwar nicht von starkem, dauerndem 110 Werthe, dennoch nicht ganz schlecht sind, giebt dem Spaße erst seine rechte Würze. Da er anmaßend im höchsten Grade ist, aufgeblasen von seinem Poetenwerth, ein Erzschwächling und dabey den polternd starken Demagogen spielend, minnesam süßlich und dabei razionalistisch vernünftelnd, ewig in Blüthen u Blumen lebend und dabey stinkend wie der Pudel eines Courländers: so verdiente er daß ich ihn 115 beständig mystifizirte, heute seine Gedichte lobte u ihn entzückte, u morgen wieder den deutschen Patrioten in ihm kränkte, und seine abgetragene eingeseichte Moralität auf alle mögliche Weise zauste.

---

[1]) Hier folgt eine kunstlos ausgeführte Zeichnung eines im Profil gesehenen Kopfes, dessen Nase stark verkürzt ist, und den ein Paar sehr lange Eselsohren schmücken.

Es war ein Götterspaß als er vorigen Winter auf meiner Kneipe, vor einem 120
Dutzend meist unbekannter Menschen, die ihn abr per renommée kannten, nur
halb aufgefordert, seine Gedichte vorlas und durch ausbrechendes Gelächter, Critik
von der tollsten Sorte u noch tollere Anmerkungen, auf die tollste Weise verhöhnt
wurde. Versteht sich daß er dieses nicht merkte, zu sehr selbstvergnügt wenn er
vorlesen kann, und zu sehr von sich selbst eingenommen wenn er überzeugt ist daß 125
er seinen eignen Kunstansichten entspricht; ja diese Eitelkeit geht so weit daß er,
wie er mir ernsthaft erzählte, im Traum bey Göthe war u das Vergnügen
hatte seine Gedichte von Göthe enthousiastisch gelobt zu hören. — Was
er im Gesellschafter über mich geschrieben hat mich sehr amüsirt, obzwar manche
glauben es müsse mich tief verletzen. Indessen wenn ich die Wahrheit sagen soll, 130
hat der Kerl dennoch Prügel verdient. Doch, ich will mich darüber nicht weiter
äußern — wenn Männer wie Christiany von solchen Wischen nicht angewidert
werden — was soll ich sagen? — Leben Sie wohl, alter Wünschelruthhäuptling,
lassen Sie etwas von sich hören, lassen Sie doch bald etwas drucken damit unsere
Genetive von Peter in kritischer Thätigkeit kommen, u damit ich Sie von ganzer 135
Seele auslachen kann. Wirklich, sagen Sie mir wird was von Ihnen gedruckt,
oder kann ich zur Beförd͂rg des Gedrucktwerdens etwas beytragen? Sie haben
ganz über mich zu verfügen. — Das Papier geht zu Ende u ich kann Ihnen nur
noch sagen daß ich Sie liebe. H. Heine.

Das meiste Interesse werden die Worte unseres Briefes erwecken, die sich auf Heine's Besuch bei Goethe beziehen (Z. 29 — 56). Heine meldete sich bei dem Altmeister am 1. October durch ein kurzes Schreiben an, in welchem er auf gemeinsame Bekannte und Verehrer (Friedrich August Wolf, Varnhagen und Rahel) hinwies und an die frühere Uebersendung seiner „Gedichte“ und „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ erinnerte. Goethe's Tagebuch vom 2. October berichtet lakonisch: „Heine von Göttingen“. Unser Dichter hat später in der „Romantischen Schule“ eine eindrucksvolle, doch ganz falsche Schilderung von dem Besuche entworfen; die Darstellung, die er in unserem Briefe gibt, stimmt genau zu verschiedenen anderen gleichzeitigen Angaben. So sagt Ludwig Spitta (a. a. O. S. IL): „Als er die hernach von ihm beschriebene Harzreise im Sommer 1824 machte, besuchte er auch Goethe in Weimar und ließ hernach bei der Rückkehr nach Göttingen den ihn einholenden Commilitonen gegenüber ganz unverhohlen seinem Verdruß darüber freien Lauf, daß Se. Excellenz ihn eigentlich nur ungebührlich kalt empfangen habe. Er fühlte sich eben in seinem Dichterstolz gekränkt und hatte mehr erwartet.“ Maximilian Heine erzählt („Erinnerungen“ S. 123), Goethe sei durch Heine's Mittheilung, daß er sich mit einem „Faust“ beschäftige, stutzig geworden und habe das Gespräch mit der spitzigen Bemerkung abgebrochen: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ Da Goethe erst im Jahre zuvor an dem Faust-Fortsetzer Herrn Schöne (vgl. Gedichte, Weim. Ausg., Bd. 5, S. 191) seine Freude erlebt hatte, so spricht für diesen Bericht eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Am meisten bemerkenswerth ist es aber, daß Heine gegenüber Moser trotz sehr ausgiebiger Correspondenz von dem Besuch bei Goethe gänzlich schwieg, bis Dieser, der davon gehört hatte, um genauere Nachricht bat. Die Antwort, die ihm Heine am 1. Juli 1825 gab, dreiviertel Jahr nach dem Besuch, hat große Aehnlichkeit mit der Darstellung unseres Briefes. Sie lautet:

Daß ich Dir von Göthe Nichts geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind Ich und Göthe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu, sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als Herr von Göthe während seines ganzen 76jährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Die Angaben über Goethe's Aeußeres und seinen Gesundheitszustand (Z. 29 ff.) werden als zuverlässig gelten dürfen. Seit der schweren Krankheit, die ihn im November 1823 befiel, und die die Aerzte das Schlimmste befürchten ließ, mußte auch er, der sich noch kurz zuvor in der Liebe zu Ulrike von Levetzow so jugendkräftig gezeigt hatte, dem Alter seinen Tribut zahlen. Krankhafte Weichheit, so groß, daß ihn Musik leicht zu Thränen rührte, hieß ihn lebhafte Erregungen so viel wie möglich fern halten. Fremden Besuchern gegenüber war er nicht frei von einer gewissen Verlegenheit, die er durch gemessene Würde mühsam bekämpfte. Dazu kam, daß er, der Verfasser der Baccalaureusscene und so mancher ähnlichen Bekenntnisse, der dreist vorwärts dringenden Jugend nicht gewogen war. Wer weiß endlich, ob er in die von Heine übersandten Bücher jemals hinein gesehen und von dem großartigen Talent, das sich in dem „Lyrischen Intermezzo" bekundete, einen Eindruck gewonnen hatte? Die „Traumbilder" der „Gedichte", falls er diese aufgeschlagen hätte, würden ihn kaum sympathisch berührt haben. Nach alledem dürfen wir glauben, daß der schonungsbedürftige Greis, der rastlos schaffend den höchsten Interessen der Menschheit diente, den Besuch des jungen Dichters nicht ungern gemißt hätte. Und wenn nun bei der Begrüßung jene feierliche Spannung eintrat, die auch Andere mit Befremden erlebt hatten, so mag in der That der Jüngling in stotternder Befangenheit alle schönen Worte vergessen haben, auf die er sich vorbereitet hatte.

Wichtiger sind die Aeußerungen Heine's, in denen er den inneren Gegensatz zwischen seinem und Goethe's Wesen zu erklären sucht, Aeußerungen, die Manche mit Befremden vernehmen werden. Und es ist vielleicht ein Glück, daß wir der Denkweise Goethe's jetzt näher gerückt sind in dem Maße, daß wir bei Heine's Worten zunächst stutzen und uns verwundert fragen, wo hinaus er eigentlich will. Damals standen gewisse Gedankenreihen im Vordergrunde des Interesses, die uns jetzt nur wenig berühren; es war die Zeit der

speculativen Philosophie und insbesondere Hegel's, die Zeit, in der man etwas unbesonnen mit „Ideen" wirthschaftete, sich der „Idee" hingeben, völlig in ihr aufgehen wollte und das ganze Leben durch „Ideen" zurecht construirte. Fassen wir den Begriff der Idee, wie wir es thun müssen, als einen zunächst noch unerprobten, aber vielversprechenden Gedanken, der uns entweder bei unserem wissenschaftlichen oder künstlerischen Schaffen oder aber für die Aufgaben des praktischen Lebens als Leitstern vorschwebt, kurz, fassen wir Idee als „Ziel des Strebens", so ist zweierlei klar: daß nämlich einerseits ein Leben ohne Ideen aller höheren Bedeutung entbehrt, und daß andererseits Alles auf den Werth und Inhalt der Ideen ankommt, und wie weit sie dem Zustand und den Pflichten des Einzelnen angepaßt sind. Goethe legte mit Recht allen Nachdruck auf den letzteren Gesichtspunkt, und da er seine lieben Deutschen sich oft durch höchst unfruchtbare Ideen den unmittelbaren Aufgaben des Tages entfremden sah, so lehrte er unablässig das Evangelium der praktischen That. Aber wie Wenige gab es, die ihn verstanden! Weil er den Mißbrauch der Ideen verurtheilte, meinte man, er wolle von Ideen überhaupt nichts wissen! Man ahnte nicht, daß unter Allen, die da lebten, Keiner war, der gleich ihm ein reiches Füllhorn lebenweckender Ideen ausstreute! Dürfen wir doch glauben, daß die Menschheit erst dann edler und glücklicher werden wird, wenn Goethe's Ideen in Aller Herzen wirken und wachsen. Da ihm zweckmäßigstes Schaffen als höchstes Ziel galt, so verlangte er, daß Jeder thue, was ihm gemäß sei, und daß man fernhalte, was unsere Kraft hemmt oder ablenkt. Daher verurtheilte er alle unfruchtbare Verneinung, alles Gezänk, das uns in unheilbare Verwirrung bringen und schließlich in den Abgrund führen muß. Auch das wurde gründlich mißverstanden. Da man zu der Höhe des großen Mannes nicht hinauf schauen konnte, legte man ihm die allergewöhnlichsten egoistischen Motive unter: es kam ihm, wie man glaubte, nur darauf an, sich seine persönliche Ruhe und Behaglichkeit zu sichern. Statt sich für Ideen aufzuopfern, gehe er in einem — allerdings etwas verfeinerten — Genuß des Lebens auf! Unsagbare Verkehrtheit!

Aber es steckt noch ein letzter, tieferer Gegensatz in dem, was Heine berührt. Nach Goethe ist es falsch und aussichtslos, dem Menschen Triebe einzuimpfen, die nicht von Haus aus in seiner Natur liegen; die sittliche Aufgabe besteht vielmehr darin, die eigentlichen Absichten, die die schaffende Natur mit unser Jedem verfolgte, zu erkennen und weiter zu bilden, die Keime zu hegen und zu pflegen und nur die üppigen Reiser zu beschneiden. Denn in allem Geschaffenen wirkt Gott. Durch die Hingabe an Ideen, die von außen an uns herangetragen werden, wird dieses höchste Bemühen, daß wir ganz werden, wozu wir bestimmt sind, aber leicht auf das Empfindlichste geschädigt, es wird der Quell unseres innersten Lebens untergraben. Und auch deshalb ist Goethe ein Feind des falschen Ideencultus. Hier ist der Punkt, wo sich zwei Weltanschauungen trennen: die Einen sehen mit Goethe in jeder schaffenden Kraft, in jeder Seele, die strebend sich bemüht, den „Abglanz jenes Urlichtes droben", die Anderen finden den Menschen böse von Jugend auf, oder sie wollen ihn durch speculative Ideen umformen zu einem Unding.

Es muß uns schmerzlich berühren, wenn wir auch Heine, der doch in die Mysterien der Goethe-Gemeinde eingeweiht worden war, Heine, den Freund von Varnhagen, Rahel, Immermann und Christiani, die haltlosen Vorurtheile über Goethe wiederholen hören. Es ist der Popanz der speculativen Romantik, nicht der wahre Goethe, den er uns vorführt. Und da Heine sich durch tiefdringenden Scharfsinn auszeichnet, so bleibt nur die Annahme, daß Voreingenommenheit und gekränktes Selbstgefühl ihm sein Urtheil verwirrt haben. Gewiß, er hat sich später, namentlich in der „Romantischen Schule", ganz anders über Goethe ausgesprochen, aber auch dort hat er das Bild verzeichnet: er machte Goethe nunmehr zum Popanz des jungen Deutschland! Er läßt in ihm schon die Lehre von der Emancipation des Fleisches lebendig sein und stellt ihn, der die religiösen Geheimnisse wie nur Einer erforscht hatte, aller Welt als den großen Heiden vor, den Herold des Sinnengenusses. In so glänzendem Stil hat er das Bild gemalt, daß es unvergänglich erscheint, und Heine trägt mit die Schuld daran, wenn jeder seichte Weltmensch von oberflächlicher Bildung sich einbildet: Goethe gehört zu den Unsern!

Den Maßstab, mit dem Heine in den Briefen das Genie des Meisters zu messen versuchte, war falsch gewählt, und der Gegensatz zwischen dem Leben in der Idee und dem praktischen Leben war nur scheinbar berechtigt: denn man kann recht wohl, wie Goethe, beides vereinigend, in treuer Hingabe den Aufgaben des Tages dienen und zugleich der Menschheit durch Ideen fort und fort neue Lebenswege erschließen. Ganz verkehrt ist es aber, den Gedanken der praktischen Thätigkeit durch den der „Verschönerung und Erhaltung des Lebens" zu ersetzen und Goethe, den Prediger der Entsagung und der Ehrfurcht, zu einem Epikuräer oder auch nur zu einem Eudämonisten zu machen: die Beglückung galt dem weisen Dichter nur als häufig eintretender Nebenerfolg, nicht als Zweck des Strebens; dem Lebensgenuß huldigte er so wenig, daß er sagte: „Genießen macht gemein."

Bieten uns Heine's Worte keinen brauchbaren Beitrag zum Verständniß Goethe's und sind sie in dieser Beziehung nur von Belang als ein Zeichen der Zeit, so enthalten sie dagegen Wichtiges zu seiner eigenen Charakteristik. Er fühlt in sich den Gegensatz zweier Triebe: des einen, ihm angeborenen, der ihn in „tollem Enthusiasmus" dahin drängt, ohne Rücksicht auf sich selbst und auf Andere, für eine schwärmerisch erfaßte Idee einzutreten und zu kämpfen, und des anderen, durch Vernunft und seine „gewöhnliche Lebensansicht" anerzogenen, der aus äußeren Rücksichten zur „Besonnenheit" führt. Wir wissen, daß Heine mehr und mehr dem ersteren, dem angeborenen Triebe zur „Schwärmerei" das Uebergewicht gewährt hat und dem „Goethischen Freicorps" nicht treu geblieben ist. In der That ist kein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen Goethe's und Heine's Lebensanschauung: während Jener das Böse sieht in dem Geist der Verneinung, hat Dieser in vernichtender Satire seine genialen Triumphe gefeiert. Dieser Gegensatz kann auch dadurch nicht verwischt werden, daß Heine später, wie gesagt, den Altmeister zum Vorspann des jungen Deutschland heranzog und zum Bekenner der Saint-Simonistischen Anschauungen umbildete. Die stilistisch glänzende Stelle der

„Romantischen Schule" (Werke, Bd. V, S. 264 ff.) gibt zugleich den Eindruck des Besuches bei Goethe, dem besonderen Zwecke entsprechend, in stark idealisirender Fälschung wieder. Sie lautet:

Seine äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studiren wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemuth; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, seine Augen waren ruhig wie die eines Gottes . . . Goethe's Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —

Interessant ist in der Goethe betreffenden Stelle noch die Erwähnung Friedrich August Wolf's (Z. 34), des berühmten Homer-Kritikers und Begründers der neueren Alterthumswissenschaft, mit dem Goethe während langer Jahre in freundlichen Beziehungen lebte, und von dem er werthvolle Anregungen erfuhr. Daß Heine zu Wolf in ein persönliches Verhältniß getreten war, wußten wir bis dahin nicht, ebenso wie wir erst kürzlich erfahren haben, daß er bei Friedrich Thiersch in München verkehrt hat. Heine erwähnt Wolf mehrmals in den „Briefen aus Berlin": er wiederholt das bekannte Wort, daß er der Wolf sei, der den Homer zerrissen habe (Bd. VII, S. 568), erzählt eine witzige Bemerkung des Gelehrten über die neuen Thürmchen des Doms, die wie Vogelkörbe aussähen: dort würden Dompfaffen abgerichtet (S. 562), und sagt außerdem in der Schrift über Börne (Werke, Bd. VII, S. 146), daß die letzten Nymphen, die das Christenthum verschont hatte, und mit denen er, der Dichter, in träumerischer Vision vereint war, das Griechische ganz anders ausgesprochen hätten, als er es in der Schule und später auch beim alten Wolf gelernt hätte. Das ist Alles, was in Heine's Briefen und Schriften über Wolf verlautet. Hören wir nun jetzt, daß Dieser mit Goethe über Heine gesprochen und sogar seines Gesundheitszustandes gedacht hatte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihn der Dichter im Frühjahr 1824 während seines Berliner Aufenthaltes besucht hat. Kurz darauf reiste Wolf nach Süd-

Frankreich und verweilte auf dem Wege dorthin vom 20. bis 24. April in Weimar, in regem Verkehr mit Goethe (vgl. Goethe's „Tagebücher“ Bd. 9, S. 208 f.). Erinnern wir uns, daß Heine damals die Absicht, nach Paris überzusiedeln, wohl noch festhielt und seine zahlreichen Besuche vermuthlich vor Allem bei solchen Personen machte, die ihm durch ihre Beziehungen zu Frankreich einmal hätten nützlich werden können, so liegt es nahe, zu vermuthen, daß ihn vor Allem solche Motive auch zu dem nach Frankreich reisenden großen Philologen führten. Wolf starb unterwegs am 8. August 1824 zu Marseille.

Weit nähere Beziehungen als zu ihm hatte Heine zu dem Göttinger Historiker Georg Sartorius (Z. 53) gewonnen, der seinerseits schon seit vielen Jahren mit Goethe persönlich und brieflich verkehrte. Der bereits in unserem ersten Heine-Briefe erwähnte namhafte Gelehrte (1765 bis 1828) war seit 1797 Professor der Philosophie, seit 1814 Professor der Politik in Göttingen; er besuchte 1814 im Auftrage Karl August's von Weimar den Wiener Congreß und war 1815—1818 Mitglied der Ständeversammlung zu Hannover; ein Jahr vor seinem Tode wurde er durch König Ludwig von Bayern zum Freiherrn Sartorius von Waltershausen ernannt. Seine historischen Werke wurden damals hochgeschätzt, insbesondere aber war er ein tüchtiger Docent und eine gewinnende Persönlichkeit. Mit seiner Gattin Caroline, geb. von Voigt, „vulgo geistreiches Wesen genannt“, sind die Leser dieser Zeitschrift erst vor Kurzem (October 1899, Bd. CI, S. 153—165) durch den Aufsatz „Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1808“ bekannt geworden, worin sie die großen und schmerzlichen Ereignisse vom October dieses Jahres beschreibt. Wie wir aus dem Vorbericht erfahren, sind Goethe's zahlreiche Briefe an das Ehepaar Sartorius durch einen Brand in Göttingen zu Grunde gegangen. Heine wurde bereits in seinem ersten Göttinger Semester (1820/21) von Sartorius freundlich aufgenommen, und der dankbare Schüler feierte den Lehrer in einem sehr schmeichelhaften Sonett (Werke, Bd. II, S. 62 f.). Diese werthvollen Beziehungen wußte er, als er im Januar 1824 zurückkehrte, noch zu festigen; Sartorius, der sogar Heine's Memoire „Ueber Polen“ lobte, beurtheilte die Gedichte seines Hörers sehr günstig, fügte aber bedeutsam hinzu: „Indessen, man wird Sie nicht lieben!“ Der dankbare Dichter, der den Gelehrten wiederholt den „großen Sartorius“, zugleich auch seinen „Freund“ nennt und ihn noch im November 1827 auf der Reise nach München in Göttingen besuchte, hat ihm am Schluß der „Harzreise“ (Werke, Bd. III, S. 75) ein Denkmal errichtet, das beiden zur Ehre gereicht. Er schreibt dort, daß der Unmuth, den er gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obschon er noch größer sei, als er ihn ausgesprochen habe, doch lange nicht so groß sei wie die Verehrung, die er für einige Individuen dort empfinde, und fährt fort:

> Und warum sollte ich es verschweigen: ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies und mir über-

haupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter.

An den übrigen Personen, die der Brief erwähnt, dürfen wir eilig vorüber gehen. August von Haxthausen (Z. 57), den Mitbegründer der „poetischen Schustergilde“, den Oheim der Annette von Droste-Hülshoff, haben wir schon oben erwähnt. Hüffer hat in seinem Buch über die westfälische Dichterin (insbesondere S. 23—30) Genaueres von ihm berichtet. Haxthausen (1792 bis 1866), der jüngste von acht Brüdern, besuchte die Bergwerksschule in Clausthal, machte den Feldzug mit, studirte in Göttingen und widmete sich besonders socialen und agrarischen Studien. Auf Veranlassung des Kaisers Nicolaus, der auf ihn aufmerksam wurde, erforschte er 1843—1844 die russischen Agrarverhältnisse, die er in einem bedeutenden Werke beschrieb. Den Tendenzen der „Wünschelruthe“ getreu, veranstaltete er eine werthvolle Sammlung „Westfälischer Volkslieder“, die freilich erst zwölf Jahre nach seinem Tode durch Alexander Reifferscheid (Heilbronn 1879) herausgegeben wurde. Mit den Brüdern Grimm, besonders mit Wilhelm, der sich auch öfter auf dem Stammgut Bökendorf zum Besuche einfand und hier schätzenswerthe literarische Anregungen erfuhr, verband ihn Freundschaft bis zum Tode. Wie sein Bruder Werner waren auch seine Schwestern „oder besser gesagt Fräulein Schwestern“ (Z. 62) Ludowine und Anna (Diese die spätere Gattin des oben erwähnten August von Arnswaldt) geistig regsam; welcher dieser Schwestern Heine begegnete, ist ungewiß. Wenn er von Haxthausen behauptet, er sei „ganz versauert“, so wird er wohl auf das Erlöschen seiner poetischen Bestrebungen hindeuten, während die Worte „Eine Eule saß und spann“ (Z. 58 ff.) vermuthlich einem Gedichte des einstigen Mitarbeiters der „Wünschelruthe“ entnommen sind.

Wie über die schon früher erwähnten Verse Goethe's (Z. 50 f.), so dürfen wir über Straube (Z. 57) und Spitta (Z. 102) mit Stillschweigen hinweg gehen; aber bei dem so übel behandelten Adolf Peters (Z. 105—133) müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Nicht, um die verhöhnte Eitelkeit zu schützen (die Scene war uns schon aus Max Heine's „Erinnerungen“, S. 45 bis 47, bekannt), sondern nur um zu zeigen, daß für den von Heine mit Vorliebe als „Esel“ (auch „Esel mit Rosinensauce“) bezeichneten jungen Mann doch wohl noch ein anderer Vergleich hätte aufgetrieben werden können. Unser Dichter fühlte sich beleidigt durch den unter dem Titel „H. Heine“ erschienenen Aufsatz, den Peters in Gubitz' „Gesellschafter“ vom 19. Januar 1825, Nr. 11 (Beilage: „Bemerker“, Nr. 3) veröffentlicht hatte. Es muß uns zunächst allerdings geradezu lächerlich erscheinen, wenn der Kritiker die dramatische Begabung Heine's über seine lyrische stellt und sich zu der ungeheuerlichen Behauptung versteigt: „Darin liegt denn auch die Ursache, daß sich nur wenige von Hrn. H.'s Liedern zum Gesang eignen.“ Wer möchte hier nicht

zu dem unzarten Vergleich aus dem Thierreich zurückkommen? Allein es liegt jener Behauptung schließlich doch eine ganz richtige Beobachtung zu Grunde, aus der nur falsche Folgerungen gezogen worden sind. Peters verkennt nicht, daß Heine's Gedichte „sämmtlich die äußere Form des Liedes haben"; aber sie sind nach seiner Ansicht nicht „rein lyrisch"; er findet die objective Lebensschilderung zu reich und die „rein lyrischen" Ausbrüche des Affects zu spärlich. „Es sind meistens anziehende kleine Gemälde, Zeichnungen von Lebenssituationen, Andeutungen von Lebensverhältnissen u. dgl. . . . . auch da, wo der Dichter sein subjectives Gefühl ausspricht, geschieht es nicht so oft unmittelbar als durch das Hineinmalen seiner Person in ein Lebensbild." Hierdurch hat Peters mit feinem Verständniß auf eine Seite von Heine's Lyrik hingewiesen, in der wir ein charakteristisches Merkmal von ihr erblicken dürfen: Heine hat Zustandsbilder und Handlungen in den engen Rahmen des knappen Liedes zu bannen gewußt, und des Kritikers grober Irrthum bestand nur darin, daß er in dieser Erweiterung der Gattung einen Fehler und nicht einen bedeutenden Vorzug erblickte. Indessen, auch er fühlt das Einseitige seiner Bestimmung des Lyrischen und fährt einsichtig fort: „Ein Anderes zwar ist es, wenn wir unter lyrischer Dichtung nicht allein in Liederform ausgesprochene subjective dichterische Gedanken und Gefühle verstehen, sondern den Begriff erweitern und die kleineren darstellenden Gedichte, welche in Liederform auftreten, namentlich die Romanzen und Balladen, mit darunter begreifen."

Indessen, wohl weniger an diesen Bemerkungen als an dem, was Peters „über Herrn H.'s Geist und Wesen im Allgemeinen" hinzufügt, dürfte unser Dichter Anstoß genommen haben. Die Kritik setzt allerdings mit großem Lobe ein: „Schon auf den ersten Blick kann es uns nicht entgehen, daß wir es mit einem originellen, reich begabten Geiste zu thun haben. Des Dichters Phantasie ist kräftig und lebendig; sein Geist gehaltvoll, kühn, ja übermüthig; seine Auffassung des Lebens und der Gestalten und Verhältnisse sind eigenthümlich, scharf und wahr; und, was die Hauptsache bleibt, es ist ihm die Schöpferkraft, der eigentliche Stempel des Genius verliehen." Aber den heftigsten Anstoß nimmt Peters an der boshaften Ironie und dem zur Unzeit sich vordrängenden Witz Heine's: „Er scheut sich zuweilen nicht, mit den reinsten und höchsten Gefühlen, sogar mit dem Göttlichen, überhaupt mit den Kleinodien des menschlichen Herzens heillos und frevelhaft zu spielen." Die Liebeslieder würden den Leser zu tiefstem Mitleid über den sich darin aussprechenden Schmerz rühren müssen, „wäre dieser nicht oft mit einer boshaften Ironie und Erbitterung wider den Gegenstand derselben verbunden, der die Grenzen der Schonung des weiblichen Geschlechts weit überschreitet. Wir müssen Zuschauer davon sein, wie der Dichter die Geliebte in Leib und Seele zerlegt, von ersterem ewig angezogen und ihn preisend, von letzterer ewig zurückgestoßen und sie herabsetzend, und auf diese Weise zappelnd bis zum scheinbaren Tode (s. besonders das ‚lyrische Intermezzo'). Daß indeß selbst dies an sich Widerdichterische mit Geist behandelt sei, bedarf keiner Bevorwortung" u. s. w. „Mit vielem Glück bewegt sich Hr. H. im Grauenhaften und Fratzenhaften. Aber hieran sich nicht genügend, fällt er zuweilen über in

das Scheußliche, Greuliche und wild Verzerrte. Das aber flößt Ekel und Abscheu ein. Es ist unter keiner Bedingung fähig, eine dichterische Wirkung hervorzurufen. — Menzel sagt in seinen Streckversen: ‚Kaum fühlt ein Mann, daß er Kopf hat, so meint er auch schon, sich auf den Kopf stellen zu müssen.‘ So Hr. Heine. Hierzu liefert unter Anderem auch einen Beleg die übermüthige Anmaßlichkeit desselben, wie sie ... laut sich ausspricht in den Worten: ‚Ich bin ein deutscher Dichter‘“ u. s. w. „Sehr verderblich muß das Beispiel eines seiner Kraft sich bewußten Dichters wirken, der das Blümchen Wunderhold aus seiner Brust reißt, es mit Lorbeer durchflicht und auf einem Gerüste vor der Volksmenge den selbstgewundenen Kranz mit eigener Hand im Triumph sich aufs Haupt drückt. Doch scheint uns fast, man müsse die Sache nicht so ernsthaft nehmen, sondern mehr als kühne Renommage.“ Zum Schluß räth Peters dem Dichter, seine Kraft in einen festen Mittelpunkt zu sammeln und mit vorurtheilsfreier Selbstbildung, mit mehr Umsicht, Ruhe und Würde als bisher zu verwenden.

Ueberblicken wir das Ganze seines inhaltreichen Artikels, so werden wir dem Verfasser trotz seiner Irrthümer und Uebertreibungen den Vorzug eines scharf denkenden Kritikers nicht absprechen dürfen, und daher ist es Pflicht des Historikers, nicht einfach Heine's wegwerfendes Urtheil zu wiederholen, sondern auch den Gegner zu Worte kommen zu lassen. Wir ersehen aus Heine's Brief an Christiani, daß auch dieser Peters' Aufsatz schätzte, und Bestätigung dafür bringen folgende Worte aus einem Brief Spitta's an Peters vom 5. März 1825 (Spitta's „Lieder aus der Jugendzeit“, S. 247): „Vor einiger Zeit besuchte mich Dr. Christiani, um mir eine Beurtheilung Heine's in der Zeitschrift ‚Gesellschafter‘ mitzutheilen. Wir hielten sie beide für das Vorzüglichste, was bisher über H. geschrieben sei und gaben dem muthmaßlichen Verfasser Fouqué (wegen des unterzeichneten F.) unsere ganze Achtung für sein kritisches Talent. Daß wir uns in dem Verfasser getäuscht haben, ist klar; aber wie angenehm ist die Enttäuschung! Ich denke, Heine wird Dir für diese treffliche Beurtheilung zu danken wissen.“ Wir haben gesehen, in welcher Weise er dies that.

Bescheiden klingt in Heine's Brief sein Urtheil über die „Harzreise“ (Z. 75 ff.) und ähnlich wie in anderen Briefen. An Moser schrieb er, er brauche auf das Werk nicht neugierig zu sein; es sei aus pecuniären und ähnlichen Gründen geschrieben und nur „ein zusammengewürfeltes Lappenwerk“. So sehr täuschte er sich selbst über die zündende Kraft des Neuen seiner Darstellung. Dagegen ist die Kritik der Gedichte („das bitt' ich mir aus — die Verse darin sind göttlich“) allem Anschein nach ernst gemeint, denn auch an Friederike Robert schrieb er: „Die Verse in meiner ‚Harzreise‘ sind eine ganz neue Sorte und wunderschön.“ Für das Auffallende solch' naiven Selbstlobs hatte Heine kein Gefühl, und sachlich hatte er ja Recht. Er hatte das Werk am 15. Mai 1825 an den Buchhändler Braun in Karlsruhe, Friederike Robert's Bruder, für die von Diesem herausgegebenen „Rheinblüthen“ (Z. 81) übersandt, von dem er es jedoch nach Monaten zurückerhielt, da der Almanach in diesem Jahre nicht erscheinen konnte. So gab Heine die Schrift an Gubitz,

der sie erst im Januar und Februar 1826 in seinem „Gesellschafter", leider in sehr verstümmelter Form, veröffentlichte.

Von Heine's Leben berichtet der Brief nicht viel Neues. Welche „lockenden Töne" ihm von Berlin her erklangen (Z. 100), ist uns nicht genauer bekannt. An seine Schwester schrieb er am 31. Juli: „Auf keinen Fall werde ich nach Hamburg kommen, wenn nicht dort die Mittel meiner Subsistenz im Voraus gesichert sind. — Ist dies nicht der Fall, so wähle ich vor der Hand Berlin, wo mir gleich mehr Erwerbsquellen offen stehen." An Moser schrieb er im October: „Erkundige Dich doch, ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputirt hat, dort philosophische Collegien lesen darf." Er trug sich also mit dem Gedanken, sich an der Universität zu habilitiren. — Ueber die Arbeiten, die er erwähnt (Z. 120), enthalten auch die anderen Briefe dieser Zeit zahlreiche Berichte. Das Chronikenstudium (Z. 19) betrieb er für den „Rabbi von Bacherach", der einst „von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden" sollte. Leopold Zunz (1794—1886), ein Freund Heine's, ist der Begründer der Wissenschaft des Judenthums. Mit seinen „Memoiren" beschäftigte sich Heine in der That seit einigen Monaten (vgl. Werke, Bd. VII, S. 453 ff.). Der Roman (Z. 21) ist der „Rabbi"; zu den „kleinen Kötern von maliziösen Gedichten" (Z. 22) gehören viele der „Heimkehr", aber auch der Nachlese (vgl. Werke, Bd. VII, S. 647). In Ulrich's Garten (Z. 19), einem beliebten Göttinger Vergnügungslocale, verbrachte Heine viele Abende im Kreise der Westfalen.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Anfang Mai 1901.

Wer zurückschaut auf das, was im vergangenen Winter an Opern in Berlin neu einstudirt und aufgeführt wurde, der muß zu der Ansicht kommen, daß Werke auch nur mittleren Werthes heutzutage nicht mehr geschrieben werden. Denn die jüngste der Neuigkeiten war über sechs Jahre alt. Und an den übrigen Opernbühnen des Deutschen Reiches sieht es ähnlich aus, wenn man in Betracht zieht, daß so ziemlich Alles, was aufkam, mit sanftem Geräusch durchfiel. Ist nun wirklich die Productivität auf diesem Gebiet völlig versiegt, oder wissen die Theaterdirectoren nur nicht die rechten Leute und Werke zu finden? Suchen sie nicht zu wenig unter den Unbekannten, denken sie nicht zu viel an die bereits irgendwie Legitimirten, wie an Siegfried Wagner, der einen großen Namen trägt, oder an Bungert, der durch seine homerische Welt eine gewisse negative Berühmtheit erlangt hat? So von ferne, wie ich die Sache ansehe, wäre man eher geneigt, den Bühnenleitern Schuld zu geben, als an eine Erschöpfung der Kraft unserer Tonsetzer zu glauben. Denn so ist der kritische Mensch.

Wie dem nun sei — Thatsache ist, daß wir in diesem Winter neue Opern nicht zu sehen bekommen haben.

Von den aus der Vergessenheit gezogenen älteren Stücken gebührt dem „Barbier von Bagdad" der Preis. Das feine Werk des Dichters und des Componisten Peter Cornelius hat eine ganze Geschichte. Seine Ablehnung durch das Weimarer Publicum, als Franz Liszt es dort 1858 zum ersten Male aufführte, wurde die Veranlassung, daß der geniale Künstler vom Capellmeisterposten des Weimarer Theaters zurücktrat. Er fühlte, daß die Opposition mehr ihm als dem von ihm protegirten Werk galt, und war zu stolz, länger vor ein Publicum hinzutreten, dem er aus irgend welchen Gründen mißfiel. Später nahm sich Felix Mottl des mißachteten Stückes an; danach ging es über verschiedene Bühnen, kam vor zehn Jahren nach Berlin — Lessing-Theater, unter Direction von Dr. Muck — und hat sich nun auch das Königliche Opernhaus erobert. Spät, doch nicht zu spät. Gehört das Werk auch nicht zu den Eck- und Marksteinen der Kunst, so fesselt es doch den für intime Reize empfänglichen Hörer von Schritt zu Schritt.

Vor Liebessehnsucht krank liegt Nureddin auf dem Ruhebette. Seine Diener beklagen ihn; scheint er doch sterben zu müssen. Aber er erwacht und gibt sich aufs Neue seinem Liebesgram hin. Da erscheint Bostana und bringt Nachricht von der Geliebten: zu Mittag, wenn der fromme Kadi zur Moschee geht, will die Tochter, die schöne Margiana, Nureddin sehen und erhören. Das gibt ihm neues Leben. Der Barbier soll kommen, ihm das Haupt scheren, ihn herrichten für den ersehnten Besuch. Und der Barbier kommt. Hier setzt nun das ein, was man in diesem liebenswürdigen Genrebild Handlung nennen könnte. Mit ungeheurer Umständlichkeit beginnt der Barbier, Abul Hassan Ali Ebe Bekar, sein Geschäft, mit einer Umständlichkeit, die Nureddin zur Verzweiflung bringt. Zur Arbeit singt er ein Liebesliedchen. Da wird der Client weich und erzählt von seiner eigenen Liebe; und der Barbier begeistert sich für den Fall derart, daß er nur mit List abgehalten werden kann, Nureddin zum Stelldichein zu begleiten.

Der zweite Act setzt in dem Augenblicke ein, wo der Kadi das Haus verlassen will. Vorher empfiehlt er noch den würdigen Selim, der um Margiana geworben hat, ihrer Gunst, und läßt einen großen Koffer mit Geschenken des ältlichen Liebhabers hereintragen. Dem Kenner komischer Opern schwant Schwarzes, sobald diese mächtige Kiste auf der Bühne erscheint. Und so kommt es auch. Denn am Ende der Liebesschwüre muß Nureddin wirklich in die Kiste steigen, da der Kadi unvermuthet nach Hause zurückkehrt. Der neugierige Barbier hat unter dem Fenster Wacht gehalten und sein erprobtes Liebeslied in das Girren des Pärchens hineingesungen. Jetzt hört er drinnen Geschrei (der Kadi prügelt einen unbotmäßigen Diener), glaubt, Nureddin werde ermordet, ruft das Volk zusammen, dringt ins Haus — und die so angerichtete, ungemeine Verwirrung muß der arme Sultan ex machina lösen. Er befiehlt die Oeffnung des Koffers; der ohnmächtige Nureddin wird durch des Barbiers zum dritten Male angestimmtes Lied wieder munter, und die Liebenden dürfen nach solchen wundersamen Schicksalen nicht länger getrennt sein.

Der Wurf des Librettos geht nicht weit hinaus. Das Einzelne dagegen, die Sprache im Ganzen, hundert feine Züge im Besonderen, sind von höchster Anmuth. Freilich nützt das für die Bühne nicht sehr viel, wo die großen Umrisse wichtiger sind, als die malende Kleinkunst, die deshalb keine kleine Kunst zu sein braucht.

Wie der Textdichter Cornelius, so etwa ist auch der Musiker Cornelius beschaffen. Sein Blick richtet sich mehr nach innen, als nach außen. Ueberall finden wir ein entzückendes Detail; wer aber Kraft des Ausdrucks, Feuer, Leidenschaft verlangt, der wird meistens vergeblich suchen. An entscheidenden Punkten kann dies gefährlich werden. Wenn die Liebenden sich treffen, meint man, nun müßten auch in der Musik sich alle Bande frommer Scheu lösen, es müßte ein wahrer Gefühlsbrand auflodern. Nichts von dem geschieht. Das Duett der Beiden ist von einer milden Freundlichkeit, die den Zuhörer nur mittelmäßig anwärmt. Diese Unfähigkeit, sich über ein mittleres Empfindungsniveau zu erheben, ist aber der einzige Einwand, der gegen die Musik zu erheben wäre. Sie strotzt sonst von Geist und Humor. Ein feinmaschiges Orchestergewebe umspinnt die Handlung mit zarten Fäden. Wenn der Barbier Nureddin begrüßt: „Heil Dir, Du Krankgewesener, Du glücklich nun Genesener, Du Uebelüberwindender, Dich wieder Wohlbefindender 2c.", dann erklingt bei jedem der Participien ein bestimmtes kleines Motiv, mit dem die Instrumente Fangball spielen; Oboe, Flöte, Clarinette, Fagott und andere werfen es sich gegenseitig zu. Solcher Orchesterwitze finden sich unzählige in der Partitur: bei der Anpreisung von des Barbiers hervorragenden Eigenschaften, bei der Charakterisierung seiner Brüder, bei Nureddins ausbrechender Ungeduld — überall ein Orchester, das mit innigem Behagen die Situation colorirt und besonderes Gewürz hinzuthut. Die melodische Erfindung ist, wie gesagt, nicht stark und packend, aber von unendlich feinem Reiz. Als ein Höhepunkt ist mir immer die Scene des zweiten Actes erschienen, wo das Mittagsrufen der Muezzin beginnt. Von hinter der Scene her hört man die Stimmen der drei Sänger, die sich antworten und zusammengehen in den bekannten, orientalischen, mit übermäßigen Secundintervallen durchsetzten Melodiefloskeln, und dann mischt sich das Terzett der auf der Bühne Agirenden in die Gänge des dritten Muezzin — ein Ensemble von eigenthümlichster und schönster Wirkung. Auch das Liebesliedchen des Barbiers, das sich wie ein Leitgesang durch das Ganze zieht, entzückt den Hörer durch die Anmuth seines Linienflusses. Und vieles Andere noch. Leider scheint die Oper auf große Kreise wenig Eindruck gemacht zu haben. Wo ich dies schreibe, verlautet von Aufführungen schon nichts mehr. Aber so ist es immer: „Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen."

Hans Pfitzner's „Armer Heinrich" wurde bei seinem Erscheinen vor etwa sechs Jahren von gewisser Seite mit einer Art von Enthusiasmus als höchst bedeutende Erscheinung angepriesen. Ich habe das Stück erst jetzt, als die königliche Oper es aufnahm, gesehen, und muß gestehen, daß ich diese Anpreisungen in keinem Punkte begreife. Mir erscheint der „Arme Heinrich" als geradezu classisches Bei-

spiel eines Epigonenwerkes, an dem einzig der große Ernst zu loben ist, den Dichter und Componist aufgewandt haben. Grau in grau ist die Textdichtung, grau in grau die Musik gemalt. Ich weiß nicht, ob der Vorwurf überhaupt für die Bühne zu gewinnen ist. Vielleicht besteht diese Möglichkeit; dann müßte der Versuch aber wohl anders begonnen werden, als James Grun es gethan hat. Der erste Act mit seiner dumpfen Atmosphäre, dem weitschichtigen Bericht des treuen Dietrich von seiner Reise nach Salerno und der Auskunft, die ihm dort geworden, mit den Klagen Heinrich's über sein hoffnungsloses Siechthum, mit den Klagen des Elternpaares über den Entschluß der Tochter, sich für den Herrn zu opfern, hat etwas Niederdrückendes, trotz der Gefühlsinnigkeit, die uns aus den Reden Agnesens entgegenströmt. Und im zweiten Act beginnen die Peinlichkeiten von Neuem. Die Vorbereitungen zur Opferung des Mädchens sind erschrecklich, und erschrecklich ist die Katastrophe, wie Heinrich mit durch göttliche Gnade wiedergewonnener Kraft die Klosterpforte sprengt und den mönchischen Arzt, der bereits das Messer auf den Mädchenleib gezückt hat, zurückstößt. Es ist aber keine tragische Erschütterung, die uns faßt und reinigt, sondern eine peinigende Empfindung, etwas wie ein Nervenübel. Das allgewaltige Mitleid sollte hier eine Apotheose erleben. Parsifal hat sichtbarlich den Schöpfern des Werkes vorgeschwebt, auch in dem erdentrückten, sublimirten Schluß, wo Agnes zur Heiligen wird, statt, wie in der Sage und im Epos Hartmann's von Aue, dem mit irdischer Liebe Geliebten ganz schlicht und irdisch anzugehören. Aber gerade diese Abwendung vom naiv Menschlichen wird zum Verhängniß. Wagner hatte die Kraft, das Drama des Mitleids zu schaffen; James Grun ahmt nur Wagner's Gebärde nach, und Pfitzner thut dasselbe. Er besitzt eine merkwürdige Kunst der Technik; das Orchester ist sehr polyphon behandelt, aber es fehlt das, was die Polyphonie lebendig macht: die eigenthümliche musikalische Erfindung, ja, ich möchte sagen die musikalische Erfindung überhaupt. Alles ist second hand. So wurde auch dies Stück, aber mit weitaus größerem Recht und viel schneller als Cornelius' Barbier, hochachtungsvoll beigesetzt.

Am längsten auf dem Spielplan gehalten hat sich eine Oper, die eigentlich am wenigsten künstlerische Meriten besitzt: Saint-Saëns' „Samson und Dalila". Vielleicht hing der verhältnißmäßig gute Erfolg damit zusammen, daß Frau Götze die Dalila sang, eine Rolle, die ihr nach Seite der Musik wie der Darstellung gleich gut liegt. Der Text ist ein Bilderbogen, wie die Neuruppiner zu sein pflegen. Mit Hülfe bibelgeschichtlicher Erinnerungen, oder, falls diese nicht ausreichen, durch eine Lectüre des Buches der Richter kann man diesem Schattenspiel historischer Persönlichkeiten die nöthige Psychologie unterlegen. Am Ende war es wohl eine ganz glückliche Schickung, daß der Componist kein wirkliches Drama in die Hand bekam, denn er wäre kaum in der Lage gewesen, den Anforderungen eines so gestalteten Stoffes sich zu fügen. Gebricht es ihm doch augenscheinlich vollkommen an der Fähigkeit, die Musik dramatischen Zwecken dienstbar zu machen. Er ist durchaus nur Musiker, und zwar ein Musiker, der Alles gelernt hat, was man lernen kann, ein höchst geschickter Instrumentator, ein geschmackvoller Arrangeur. Eigene Gedanken denkt er in dieser Oper kaum, doch erzielt er durch Drehen und Wenden fremden Erfindungsstoffes einige freundliche Wirkungen. Aber Alles spielt nur über die Oberfläche hin, farblose Liebenswürdigkeit ist das Kennzeichen; selbst Ansätze zu einer Vertiefung der Auffassung, zu einem Hinausgehen über die Intentionen des Textverfassers sucht man vergeblich. Ein Musikantenproblem ist nun eben die Gattung Oper doch nicht.

Neu einstudirt wurden dann noch Weber's Schelmenstücklein „Abu Hassan", Berlioz' „Benvenuta Cellini", der mit seiner zersetzten Handlung und stellenweise interessanten, ja erwärmenden, stellenweise wieder ganz kühl reflectirten Musik wie früher wenig Eindruck machte, und der „Falstaff" von Verdi. Zur Todtenfeier für diesen großen Künstler und großen Menschen hatte man das letzte seiner Bühnenwerke wieder aufgeführt, wie um uns recht zum Bewußtsein zu bringen, was wir an Verdi verloren haben. Eine ungeheure geistige Kraft stak in ihm,

eine Kraft, die Alles in sich aufnahm, was an musikalischen Culturelementen in Europa wuchs. Der „Falstaff" ist ein Product dieser Assimilationsarbeit, die nur eine in sich selbst starke Natur vollbringen kann. Keine Schminke und kein äußerliches Gethue finden wir da, Alles wird von innen heraus gegeben, Alles vollzieht sich und wirkt mit einer wahrhaft erquickenden Selbstverständlichkeit. Aber die Ausdrucksmittel im Falstaff sind so fein, daß die Wirkung sich oft zu Pointen zuspitzt, die nur von künstlerischen Feinschmeckern noch ganz ausgekostet werden.

So weit das königliche Opernhaus. Sonst hat das Theater des Westens noch als alte Neuigkeit „Hoffmann's Erzählungen" von Offenbach aufgeführt. Interessant genug, um wieder ans Licht gezogen zu werden, ist das Stück, das in Offenbach's Schaffen einen Wendepunkt bedeuten sollte. Der uns nur als geistreicher Parodist bekannte Künstler starb, ehe er die Oper ganz beendet hatte. Die Instrumentirung besorgte Ernest Guiraud, was sehr bemerklich wird, denn sie ist schwerer, compacter als in anderen Werken Offenbach's. Immerhin finden sich Stellen, die auf ihn als Urheber weisen; sei es, daß directe Andeutungen von seiner Hand vorlagen, sei es, daß nur ein allgemeiner Einfluß wirksam war. So in gewissen Partien, wo obligate Instrumente ihre Linien ziehen, wie das obstinate Horn in Hoffmann's Arie an Olympia, oder die zaghaft herumirrende Clarinette bei seinem Abschied von Antonia.

Der Text ist aus Hoffmann's Dichtungen geformt, indem verschiedene der bekanntesten oder eigenthümlichsten seiner Novellen zu einem persönlichen Erlebniß des Dichters dramatisirt werden. Das Ganze beginnt und endigt in einer feuchtfröhlichen Gesellschaft, die in „Luther's Keller" in Nürnberg ein Gelage abhält. Ich weiß nicht, ob das eine schlichte Verwechselung mit Lutter's Weinstube in Berlin ist, oder eine Bosheit gegen den bösen Reformator, der zur Strafe für seine Sünden vom Textdichter posthum zum Bierschänker degradirt wird. Aus diesem Rahmen heben sich die zusammengestellten Scenen wie körperlich gewordene, abenteuerliche Phantasien heraus. Hoffmann erzählt: zuerst liebt' ich Olympia — und wir werden in des Professors Spalanzani Heim versetzt. Es ist die Geschichte vom „Sandmann". Der singende und tanzende Automat bekommt in Hoffmann's Augen Leben, weil er ihn durch die Brille des unheimlichen Coppelius betrachtet; der Zauber hört auf, da diese Brille ihm entfällt. Die grausige Wirkung, die dem originalen Nachtstück entströmt, wird durch die Dramatisirung zwar nicht erreicht, aber die Erscheinung des spukhaften Brillenhändlers stellt die Begebenheit doch vor einen dunklen Hintergrund und hebt sie über das Gebiet des rein Komischen hinaus. Hoffmann erzählt weiter: dann liebt' ich Giulietta, die Courtisane. Der Stoff für dies Bild ist aus den „Abenteuern der Sylvesternacht" genommen, aber mit geringer Formkunst für die Bühne gestaltet, so daß dieser Theil der schwächste des Werkes bleibt. Wie Hoffmann für Giulietta entbrennt, ihr sein Spiegelbild hingibt, Peter Schlemihl ersticht, und wie sich die geheimnißvolle Gestalt des Capitäns Dappertutto in die hastig rollenden Ereignisse mischt, das Alles wird so rhapsodisch vorgetragen, daß man kaum den Zusammenhang faßt, geschweige davon ergriffen wird. Hoffmann erzählt weiter: endlich liebt' ich Antonia. Hier hat „Rath Krespel" das Vorbild geliefert. Antonia, die schwindsüchtige Tochter einer schwindsüchtigen Mutter, und wie sie Sängerin, soll und will ihrer Kunst, die sie aufzehrt, entsagen, will Hoffmann heirathen. Da erscheint wie ein böser Geist der Doctor Mirakel, der schon das Ende der Mutter angekündigt hatte, und treibt auch Antonia in den Tod. Als Dämon taucht er auf, raunt ihr ins Ohr, welche Zukunft sie aufgäbe, zaubert ihr Träume von Ruhm und Glück vor die Seele, das Bild der Mutter an der Wand beginnt zu singen und lockt ebenfalls die Tochter — sie stimmt mit ein in die Töne. Und Mirakel greift zur Geige und zwingt Antonia zu immer leidenschaftlicherem Gesang, bis sie entseelt zu Boden sinkt. Diese Scene, dieser von Dunkel und Grauen umhüllte Todtentanz, ist von einer unbeschreiblichen, schauerlichen Dämonik. Ich bin mir wohl bewußt, daß das Stoffliche einen starken Antheil an diesem Eindruck hat; aber er könnte nicht so groß sein, wäre nicht auch die Gestaltung das Resultat einer durchaus künstlerischen

Anschauung. Triebe nicht ein halbtauber Diener sein Unwesen mit läppischen Scherzen, sänge er nicht ein Couplet, das, an sich sehr hübsch, doch die Stimmung empfindlich stört, so wäre dies Bild von vollendeter Ganzheit. Auch Offenbach's Musik steht hier auf der höchsten Höhe; sie erreicht nicht ganz den Ernst des Vorwurfs und erreicht auch nicht seine ergreifende Phantastik, aber sie geht weit über das hinaus, was Offenbach sonst in dieser Oper bietet. Es zeigt sich viel Erfindung in allen Tonsätzen, viel Grazie und Geist, wie in der preciösen Arie Olympia's und in dem zierlichen Walzer desselben Actes, in dem Barcarole-Duett, und in mancher anderen Nummer noch. Aber es sind eben nur Nummern. Daß Offenbach wirklich das Talent zu einem dramatischen Componisten hatte, davon vermag diese Musik nicht zu überzeugen.

Nach Antonia's Niedersinken verwandelt sich abermals die Scene, und wir sehen Hoffmann wieder im Kreise seiner Freunde, als ob er eben seine Erzählungen beendet hätte.

Die Olympia, Giulietta, Antonia sollen von einer Person dargestellt werden, ebenso Coppelius, Dappertutto, Mirakel. Das deutet darauf hin, daß der Dichter tiefere Absichten gehabt hat. Gewiß hat er sich die Mädchengestalten als Incarnationen eines geistigen Wesens gedacht, aber dies kommt nicht klar zum Ausdruck, und die consequente Durchführung des Gedankens scheitert ja auch daran, daß Olympia eine Puppe, keine Persönlichkeit ist — wenn nicht etwa auch hierin ein Tiefsinn liegen soll. Besser gelungen ist die Zeichnung der übersinnlichen Gewalt, die in den Erscheinungen des Coppelius, Dappertutto und Mirakel als böses Princip in Hoffmann's Leben eingreift. Trotz seiner Zerrissenheit und Buntheit verlohnt das Stück eine ganz fein durchgearbeitete Aufführung. Aber es gehören gute Kräfte dazu, eine sehr intelligente Regie und endlich eine geschmackvolle Textübersetzung. Die vom Theater des Westens verwendete war in einem Deutsch verfaßt, das jeder Beschreibung spottet.

Zum Schluß des Opernberichtes sei noch des Gastspiels einer italienischen Truppe gedacht, das zwar keine neuen Stücke, aber neue Künstler brachte. Der Stern des Ensembles war Frau Sembrich, die in ihrem Leben so viel italienisch gesungen hat, daß man sie fast zu den Italienerinnen rechnen kann. Und unter den männlichen Mitgliedern traten namentlich zwei hervor, der Bassist Herr Arimondi und der Buffo Herr Tavecchia. Herrn Arimondi's Basilio im „Barbier von Sevilla" war eine förmliche Enthüllung. Diese Rolle, die gewöhnlich mit den schalsten Späßen behängt und zur Karikatur verzerrt wird, spielte und sang er ganz ernsthaft, und erzielte damit eine außerordentlich starke Wirkung. Man merkte nun erst, wie charakteristisch diese Persönlichkeit vom Dichter und Componisten gestaltet ist. Jede Zuthat nach Seite der niederen Komik hin schwächt die Kraft des Originals ab. Ueberhaupt war die ganze Barbiervorstellung von großer Einheitlichkeit und Stilreinheit, war die beste, die ich überhaupt bis jetzt gesehen habe. Und Herr Tavecchia bot als Don Pasquale eine Meisterleistung. Seine Behandlung des Recitativs schien mir ebenso bewundernswerth, wie die Sicherheit, mit der er den Rückgang aus dem halben Sprechton zum Gesang fand, sobald ein melodisches Fädchen angesponnen wurde. Sollte übrigens Donizetti's köstliches Werkchen nicht für die deutsche Bühne zu erobern sein? Ich dächte, wenn ein geschmackvoller Uebersetzer den Text bearbeitete, müßte es gehen. Fraglich wäre es dann freilich noch, ob sich deutsche Künstler fänden, die diese so specifisch italienischen Partieen ausführen könnten.

Aus den Concertsälen ist von hervorragenden neuen Werken ebenfalls sehr wenig zu vermelden.

Der Stern'sche Gesangverein (Prof. Gernsheim) ließ eine größere Chorcomposition des Italieners Enrico Bossi hören: „Das hohe Lied". Bossi betrachtet die glühende orientalische Dichtung mit den Augen des orthodoxen Theologen, was man heute kaum noch für möglich halten sollte. Wenn Sulamith sich nach ihrem Schäfer verzehrt, so ist ihm das immer noch die Sehnsucht der Kirche nach

Christo, und wenn der Geliebte nächtlicher Weile ins Haus seiner Schäferin geht, so wird für Bossi immer noch Christus von der Kirche aus Liebe zu Gaste geladen. Christus repräsentirt die neue Kirche und wird durch einen Choral versinnlicht, während eine hebräische Melodie die alte Kirche symbolisirt. Solche Abstractionen lassen sich natürlich nicht zu lebendiger Musik verdichten, da aber Bossi ein wirklich lebhaft empfindender Componist ist, so geräth er fortwährend in Conflict mit der vorgegebenen Auffassung des Hohelied-Textes. Seine Musik gibt seine wahre Anschauung kund. Wenn die Dichtung leidenschaftlich wird, dann wird er es auch, dann wird er ganz weltlich und erinnert sich an Richard Wagner, ohne deshalb seine Selbständigkeit aufzugeben. Er hat viel Phantasie, viel Erfindungskraft und ein bedeutendes, technisches Können, das sich in der überaus geschickten Art zeigt, wie die beiden contrastirenden Melodien in das Ganze verwebt und gegen einander contrapunctirt werden. Das Orchester ist das Hauptausdrucksmittel, dadurch kommen Chor und Solostimmen etwas ins Hintertreffen.

Dem Orchester ist auch eine leitende Rolle zugewiesen in Liszt's Oratorium „Christus", das der Philharmonische Chor (Prof. Ochs) aufführte. Das ausgedehnte Werk zerfällt in drei Theile: Das Weihnachtsoratorium, nach Epiphania, Passion und Auferstehung. Die verschiedenen Bilder, die sich als geschlossene Ganzheiten aus diesen Theilen herausheben, die Verkündigung, das Hirtenspiel an der Krippe, das Stabat mater speciosa und sein wie aus dunklem Glas zurückgeworfenes Spiegelbild, das Stabat mater dolorosa, der Marsch der Drei Könige und andere, werden theils durch das Orchester allein, theils durch seine Verbindung mit Solostimmen und Chor dargestellt. Es gibt kaum ein musikalisches Ausdrucksmittel, dessen sich Liszt hier nicht bedient. Aber trotz alledem, oder vielleicht gerade deswegen, ist der Eindruck, den er hervorruft, kein tiefer und dauernder. Wenigstens so weit ich von mir reden darf. Bunt und in der Allgemeinheit äußerlich — so wirkte der so viel verehrte Liszt'sche Christus auf mich. Der strebende Ernst ist unverkennbar, aber unverkennbar auch die Unfähigkeit, Empfindungen ganz in Melodie aufzulösen. Immer wieder Anläufe, von außen her ins Innere des gewaltigen Vorwurfs zu gelangen, und immer wieder ein Abprallen von der Oberfläche. Von innen nach außen wäre vielleicht besser gelungen; doch diese Art des Schaffens ist nur dem Genie verliehen, und Liszt war genialisch, aber kein Genie. Das Stabat mater dolorosa tritt durch seine Gefühlstiefe und herzliche Wärme wohlthuend aus dem Ganzen hervor. Hier findet der Zuhörer Ruhe und Erquickung nach langer Wanderung durch unwirthliche Strecken.

Unter den Concerten des Winters nehmen die drei Aufführungen des „Bachfestes" eine besondere Stellung ein. Es hat damit folgende Bewandtniß. Nachdem die Bachgesellschaft durch Herausgabe aller erhaltenen Werke des Meisters ihren Vorsatz erfüllt hatte, bildete sich eine „neue Bachgesellschaft", die ihre Aufgabe darin sieht, die in den Bänden jener Publication aufgespeicherten Schätze zum Leben zu erwecken. Namentlich die zum größten Theil unbekannten Cantaten sollen Gegenstand der Sorge sein. Auf Anregung dieser neuen Bachgesellschaft gaben nun hervorragende Berliner Vereinigungen einen Vorschmack der Ereignisse, die künftig geschehen sollen.

Der Philharmonische Chor führte eine ganze Cantatenreihe auf. Zwei davon. „O Ewigkeit, du Donnerwort" mit seiner Diës irae-Stimmung, und der gewaltige Chorsatz „Nun ist das Heil und die Kraft" waren schon von einem früheren Concert des Vereins bekannt. Ergreifend war die Wirkung des mächtigen, breit auslegenden Eingangschores und des Duetts vor dem Schlußchoral in der Cantate „Gott der Herr ist Sonn' und Schild", von entzückender Liebenswürdigkeit die von Frau Geller Wolter meisterhaft gesungene Cantaten-Arie „Schlage doch, gewünschte Stunde" mit den naiv realistischen Glockentönen.

Das zweite Concert wurde durch die königliche Hochschule für Musik bestritten. Meister Joachim dirigirte zwei der brandenburgischen Concerte, wundervolle Stücke,

die sich immer mehr die Oeffentlichkeit erobern. Das mit Schönheit förmlich durchtränkte Adagio desjenigen in F-dur für Hörner, drei Oboen, Fagott, concertirende Violine und Streichorchester hat kaum seines Gleichen unter Bach's Instrumentalsätzen. Auch die A-dur Sonate für Violine und Clavier, von den Herren Joachim und Kahn wundervoll gespielt, ist ein ganz herrliches Werk. Endlich sang der A-cappella-Chor der Hochschule unter Professor Ad. Schulze die sehr schwere Motette „Jesu meine Freude". Es war eine fast vollendete, von sicherstem und feinstem Geschmack geleitete Wiedergabe.

Im dritten Concert, das der Singacademie und ihrem neuen Director, Herrn Professor Georg Schumann, gehörte, bildete das Hauptstück die weltliche Cantate „Der zufriedengestellte Aeolus". Ein reizendes Pröbchen von Studentenhumor des 18. Jahrhunderts. Um den Geburtstag des Professors August Müller zu feiern, hatten sich die Leipziger Studenten von Picander einen Text und von Bach die Musik dazu machen lassen. Die rauhen Winterwinde rumoren ungebärdig; sie wollen heraus aus ihrem Verschluß und in der herbstlichen Natur ein wildes Spiel treiben. Aeolus hat nichts dawider. Er löst ihre Fesseln und vergnügt sich bei dem Gedanken, welche Verwüstungen sie anrichten werden. Vergebens bitten Zephyrus und Pomona um Schonung — erst Pallas Athene erweicht den Beherrscher der Winde durch das Zauberwort: August Müller hat heute Geburtstag. „Dein Müller, dein August, der Pieriden Freud' und Lust?" sagt Aeolus — ja, wer könnte da widerstehen! Sofort ruft er die tosenden Gesellen zurück, und der Chor singt begeistert: „Vivat August, August vivat, sei beglückt, gelehrter Mann!" Die Mischung von bewußter und unbewußter Parodie in diesem Geburtstagsstück ist köstlich. Man sieht förmlich das Wackeln der Zöpflein und das verschmitzte Lächeln der Serenadenbringer über den gelungenen Spaß. Bach hat augenscheinlich ebenfalls seine Freude an dem Jocus gehabt. Auch er mischt Ernst und Scherz und derbe Caricatur fröhlich durcheinander. Der erste und letzte Chor mit ihrem grellen, virtuos hingesetzten Farbenauftrag, sind prächtige Nummern, und als eine Perle des Humors erscheint mir Aeolus' Arie „Wie will ich lustig lachen". Herr Messchaert sang sie zudem mit vollkommenem Erfassen der Situation. Zwischen die Vocalsätze — die Messe in A-dur wurde noch gesungen, und Gloria der F-dur-Messe, Alles sehr kernig und klangschön — war ein Instrumentalstück gestellt, wiederum eines der brandenburgischen Concerte, für Violine, Flöte, Clavier und Orchester, sonnig heiter, wie ein Frühlingstag. Josef Joachim, Herr van Leeuven und Georg Schumann spielten das Werk vortrefflich.

Auch in den Kammermusik-Concerten gab es nicht viel Neues zu hören, und dies Neue war noch zum größten Theil recht unerheblich.

Das Joachim-Quartett brachte ein Streichquartett in C-moll von Richard Barth, eine tüchtige, anständige Arbeit, die sich in ziemlicher Abhängigkeit von Brahms befindet. Ganz das Gegentheil dieser Composition war ein Quartett von Taneiew, das die „Böhmen" (Hoffmann, Suck, Nedbal und Wihan) spielten. Was Barth fehlt, Phantasie und eigenthümliche Erfindung, das besitzt Taneiew in reichem Maße, aber ihm fehlt wieder das, was Barth besitzt: die Fähigkeit, das Erfundene in eine künstlerische Form zu bringen. Immerhin findet sich viel Anziehendes in diesem Werk.

Slawische Componisten kamen noch öfter zum Wort. Eine russische Quartettvereinigung, die Herren M. de Sicard, J. Joukowsky, C. Piatyhorowicz und J. Schebelik aus Kiew, führte Kammermusik von Cesar Cui, Alexander Borodine und Tschaikowsky auf, von dem zuletzt Genannten das bekannte Streichquartett in D-dur op. 11. Cui schwankt ergötzlich zwischen süßlicher Salontrivialität und künstlich, aber nicht kunstvoll gesuchten Melodien und Harmonien einher, während Borodine viel mehr auf dem Boden westlicher Musik steht, und in dem Scherzo und Andante seines Quartettes recht Hübsches, wenn auch nicht Bedeutendes bot.

Auch Miroslaw Weber, dessen Septett für Streicher und Bläser in einem Vortragsabend des Berliner Tonkünstlervereins zur Aufführung kam, ist slawischen Blutes. „An den Ufern der Moldau" überschreibt er den ersten Satz seines Werkes, das den Titel „Aus meinem Leben" führt. Studienzeit, Lebensideale, Kämpfe und Enttäuschungen sollen die übrigen Abschnitte schildern. Weber ist ein Vollblutmusikant von starker Einbildungskraft und mit sehr gewandter Technik. Die Klangcombinationen, die er durch geschickte Mischung der Holz- und Blechbläser mit den Streichern erzielt, sind oft überraschend und neuartig. Seine Melodie hat eine ungemeine Frische, mit etwas slawischem Hauch bisweilen. Der kunstreichste und einheitlichste, überhaupt der werthvollste Satz dürfte das Scherzo sein, das bei aller complicirten Contrapunktik höchst natürlich bleibt und von anregendster Wirkung ist.

In den philharmonischen Concerten (Dir. Arthur Nikisch) wurden neue Compositionen von sehr unterschiedlichem Werth aufgeführt. Von der Symphonie „sur un chant montagnard" für Orchester und Clavier von Vincent d'Indy wurde früher einmal viel Wesens gemacht. Wie schnell ist sie gealtert! Eine harmlose, ganz hübsche Kleinigkeit, trotz ihrer Ausdehnung. Ein einziges Thema, jenes im Titel genannte Hirtenlied, bildet die eigentliche Grundlage aller Sätze, aus ihm werden alle Hauptthemen abgeleitet. Tiefere Eindrücke auf Herz oder Geist macht die Symphonie nicht, doch mag man sich schon für einmal an ihrer farbenreichen Instrumentirung und an der combinatorischen Fertigkeit des Componisten erfreuen. Das Clavier hat in diesem Stück keine führende Rolle; es tritt unter die Orchesterinstrumente ein und erfüllt hier Aufgaben wie sonst etwa die Harfe, mit einem anderen Ergebniß natürlich.

Hans Kößler's Variationen sind dem Andenken an Brahms gewidmet. „Brahms als Freund der Kinder", „Brahms als Naturfreund und Humorist", und ähnlich lauten die Satzüberschriften. Das Werk hält sich selbständiger, als man hiernach annehmen sollte; die einzelnen Variationen sind knapp gefaßt, inhaltvoll und sehr gut gesetzt, das Ganze erscheint als Kundgebung eines nachdenklichen Künstlers.

Weniger nachdenklich ist Heinrich Zöllner. Immer wieder staunen muß man über die selbstzufriedene Vergnügtheit, mit der er seine Unkraft an den höchsten und tiefsten Stoffen mißt. Goethe's Faust ist ihm gerade gut genug, doch verschmäht er auch Hauptmann's „Versunkene Glocke" nicht. Diesmal hatte er nach einer Skizze Turgenjew's gegriffen und daraus eine „Waldphantasie" hervormusicirt. „Pan ist erstanden" — so erschallt ein Ruf. Da regt sich's im Wald von all dem halbgöttischen Volk, mit dem der antike Mythos die Natur belebte. Aber als Diana das Kreuz einer Kirche erblickt, da erstarrt Alles wieder in Todesschweigen. Und nun muß man hören, wie Herr Zöllner dieser poetischen Idee ein Grablied singt. Alles hübsch artig und philisterlich, so rechte Sonntag-Nachmittagsmusik.

Am meisten eigene Art und Anschauung zeigte eine Orchesterdichtung, welche die Wagner-Vereine Berlin und Berlin-Potsdam zur Aufführung brachten: „Barbarossa" von Siegmund von Hausegger. Das Stück zerfällt in drei Theile: die Noth des Volkes, der Zauberberg, das Erwachen. Also Programmmusik, wie man sieht. Aber das Programm beschränkt sich auf einen so allgemeinen Grundriß, daß die Musik reichlich Freiheit hat, sich auszubreiten. Zudem sind die angedeuteten Vorgänge stimmunghaltig, und deshalb dem musikalischen Ausdruck wohl zugänglich. Der noch verhältnißmäßig jugendliche Componist verfügt über eine sehr kräftige, gesunde und immer charakteristische Erfindung, und was er an Melodien singt, scheint so unmittelbar aus dem Herzen zu kommen, daß der Zuhörer wieder eine Herzensfreude daran hat. Die Factur weist auf gründliche Studien hin. Manches ist noch etwas unruhig, etwas zu rhapsodisch, aber selbst in dem, was man als anfechtbar bezeichnen könnte, tritt eine unverkünstelte, ehrliche Natur zu Tage. Ueberraschend wirkt auch die selbstverständliche Sicherheit der Orchesterbehandlung. Von diesem unbekümmert seinen Weg verfolgenden Talent werden wir gewiß noch Bedeutendes erwarten dürfen. Carl Krebs.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, hat dem Reichstage den Antrag übermittelt, zur Vertagung dieser parlamentarischen Körperschaft bis zum 26. November d. J. die Zustimmung zu ertheilen. Nach der Reichsverfassung ist eine solche Zustimmung erforderlich, sobald die Vertagung länger als dreißig Tage dauern soll. Von einem Sessionsschlusse ist deshalb Abstand genommen worden, weil nach einer Vertagung die Commissionsberathungen über die schon eingebrachten Vorlagen nicht von Neuem beginnen müssen. Wurde hier und da angenommen, daß es im Reichstage jetzt bereits nicht an Zündstoff auf wirthschaftspolitischem Gebiete fehlen könnte, so ist diese Gefahr einer Explosion durch die Vertagung jedenfalls vermieden. Die Erörterungen über Zolltarif und die Erneuerung der Handelsverträge sind der parlamentarischen Arena also vorläufig entzogen.

Die Session der beiden Häuser des preußischen Landtages ist am 3. Mai geschlossen worden. Nachdem der Präsident des Staatsministeriums, Graf von Bülow, die königliche Botschaft verlesen hatte, in der die Schließung des Landtages angeordnet wurde, wies er in einer kurzen Erklärung darauf hin, daß in der Thronrede, mit der am 8. Januar die beiden Häuser eröffnet wurden, die wasserwirthschaftliche Gesetzesvorlage unter den angekündigten Entwürfen eine hervorragende Stelle einnehme. Nicht minder hatte Graf von Bülow beim Beginne der Etatsdebatte betont, daß dieser Gesetzentwurf neben dem Staatshaushalte den Hauptgegenstand der diesjährigen Berathungen bilden würde, indem er zugleich hervorhob, daß die geplanten Bauten dem Westen wie dem Osten, der Industrie und der Landwirthschaft zu Gute kommen sollten, da sie bestimmt seien, den gesammten Güteraustausch nach allen Richtungen zu fördern. Gerade vom Gesichtspunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit betrachtete deshalb die Staatsregierung die von ihr im Landtage eingebrachte Kanalvorlage als ein Ganzes, aus dem wesentliche Bestandtheile ohne Gefährdung wichtiger wirthschaftlicher Interessen nicht ausgeschaltet werden durften.

Eine solche „Ausschaltung" war nun aber in dem von den Conservativen und dem Centrum geplanten Compromiß beabsichtigt, wonach zwar im Westen und im Osten der preußischen Monarchie Flußregulirungen und Kanalisirungsbauten erfolgen sollten, die Ausführung des Mittelland-Kanals jedoch vertagt worden wäre. Wie eine Ironie gegenüber den Plänen der Regierung mußte ein solches Compromiß erscheinen, zumal da nicht bloß die wirthschaftliche, sondern auch die strategische Bedeutung der Kanalvorlage in sachkundiger Weise begründet worden war. In dieser Hinsicht waren die Vertreter des Kriegsministeriums und des Großen Generalstabes durchaus einverstanden mit dem Eisenbahnminister Herrn von Thielen, dem das Verdienst gebührt, in ebenso loyaler wie temperamentvoller Art den Standpunkt der Staatsregierung gewahrt zu haben, wie er sich denn auch

bei den Commissionsberathungen mit dem gesammten Rüstzeuge der modernen Technik ausgestattet zeigte.

Als daher eine Reihe von Veränderungen im preußischen Staatsministerium nothwendig wurde, war das Verbleiben des Ressortministers der öffentlichen Arbeiten ein charakteristisches Symptom. Zunächst bedeutete dieses Verbleiben, daß die bewährte Kraft des Herrn von Thielen, der, seines Zieles voll bewußt, den richtigen Weg nie aus den Augen verloren hatte, an maßgebender Stelle Werthschätzung fand. Dann aber ging aus der Ablehnung des von diesem Minister eingereichten Entlassungsgesuches klar und deutlich hervor, daß die wasserwirthschaftliche Gesetzesvorlage von der Regierung keineswegs aufgegeben worden ist. Da hier und da das Gegentheil aus dem Umstande gefolgert wurde, daß der Landtag zwar geschlossen, das Abgeordnetenhaus jedoch nicht aufgelöst worden ist, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß der Präsident des Staatsministeriums in seiner beim Beginn der Etatsdebatte gehaltenen Rede ausdrücklich den wirthschaftlichen Charakter der Kanalvorlage hervorhob, und diese wirthschaftliche Bedeutung ist auch in der jüngsten Erklärung des Grafen von Bülow, die sich unmittelbar an die Verlesung der königlichen Botschaft über den Schluß der Landtagssession knüpfte, besonders betont worden.

Daß der Vicepräsident des Staatsministeriums, der preußische Finanzminister von Miquel, der Landwirthschaftsminister Baron von Hammerstein und der Handelsminister Brefeld ihre Entlassung erhielten, steht in innigem Zusammenhange mit dem Verlaufe der Kanalkrise. In dem früheren Minister des Inneren, Herrn von Rheinbaben, hat Herr von Miquel seinen Nachfolger gefunden; nur daß die Einrichtung der Vicepräsidentschaft, die vor Jahren zur Entlastung des Fürsten Bismarck geschaffen worden war, wieder aufgehoben wird. In Abwesenheit des Präsidenten des Ministeriums wird also in Zukunft ebenso wie früher das älteste Mitglied der Staatsregierung den Vorsitz führen. An die Stelle des Barons von Hammerstein ist Herr von Podbielski als Landwirthschaftsminister getreten. Am meisten Interesse mußte die Ernennung des nationalliberalen Abgeordneten und Großindustriellen Möller zum Nachfolger des Herrn Brefeld erregen. Abgesehen davon, daß durch diese Ernennung gleichsam eine neue Schattirung in das preußische Staatsministerium gekommen ist, repräsentirt Herr Möller das Princip der Erneuerung der Handelsverträge, die zu dem großen Aufschwunge der deutschen Industrie wesentlich beigetragen haben.

Mit der Thatsache, daß die Handelsverträge nicht nur im Interesse der wirthschaftlichen Lebensbedingungen Deutschlands, sondern auch vom Gesichtspunkte der internationalen politischen Beziehungen erneuert werden müssen, hat der deutsche Reichskanzler von Anfang an gerechnet. In dieser Hinsicht ist daher charakteristisch, daß er auch im preußischen Staatsministerium das von ihm für Deutschlands Wohl als unumgänglich nothwendig erkannte Princip bei der Besetzung des Postens des Handelsministers gewahrt wissen wollte. Sicherlich sollen zugleich mit den Interessen der Industrie diejenigen der deutschen Landwirthschaft ihre angemessene Würdigung finden; in der gleichmäßigen Abwägung aller in Betracht kommenden Factoren wird sich eben die diplomatische Begabung des deutschen Reichskanzlers von Neuem bewähren müssen. Zu viel steht für Deutschlands Machtstellung auf dem Spiele, als daß der verantwortliche Leiter der Reichsregierung nicht das größte Gewicht darauf legen sollte, wie mit den verbündeten Mächten des Dreibundes auch mit den übrigen Staaten gute wirthschaftliche Beziehungen zu unterhalten.

Falls es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß Deutschland alle Ursache hat, die internationalen Beziehungen nicht aus den Augen zu verlieren, so muß er in dem Verhalten Frankreichs gefunden werden. Die Reise des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, nach St. Petersburg hat in vollem Maße bestätigt, daß die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich keineswegs getrübt

sind. Innerhalb des Zweibundes zeigt sich nun zugleich das Bestreben, diese guten Beziehungen der beiden verbündeten Mächte auf andere Staaten, insbesondere auf Großbritannien und Italien, auszudehnen. Wie bereits der italienische Flottenbesuch in den Gewässern von Toulon vielfach in diesem Sinne gedeutet wurde, kann auch gar kein Zweifel darüber obwalten, daß eine Orientirung der französisch-russischen Politik nach England hin durchaus in den Wünschen der leitenden Staatsmänner Frankreichs und Rußlands, insbesondere des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, läge.

So widmeten die Pariser Blätter dem jüngsten Banket der französischen Handelskammer in London sehr eingehende Betrachtungen, in denen immer wieder der sehnliche Wunsch durchklang, Frankreich und Großbritannien durch innigere Bande als bisher verknüpft zu sehen. Obgleich die französischen Handelskammern im Auslande vor Allem wirthschaftliche Interessen pflegen sollen, erhielt doch das Banket in London, bei dem der französische Botschafter am englischen Hofe, Paul Cambon, den Ehrenvorsitz führte, unter den obwaltenden Verhältnissen eine politische Bedeutung. Nicht nur das Mitglied des englischen Unterhauses, Sir Albert Rollit, und der Präsident der englischen Handelskammer in London wohnten dem Banket bei, sondern auch der italienische Geschäftsträger, Graf Costa, nahm daran Theil. Nachdem der französische Botschafter den ersten Trinkspruch auf den Präsidenten der Republik ausgebracht hatte, feierte er den König von England mit den Worten: „Wir betrachteten Seine Königl. Hoheit, den Prinzen von Wales, als einen Freund Frankreichs; heute betrachten wir ebenso Seine Majestät den König Eduard VII. als einen Freund Frankreichs.“ Alsdann führte er weiter aus, daß es heute „außerhalb der Handelsbeziehungen keine Politik gebe“. Er wies darauf hin, daß die alten Sorgen der Diplomatie hinter den weit wichtigeren Fragen der Entwicklung der Industrie und des Handels der Nationen zurückstehen müßten. Erinnert man sich nun des Abbruchs der besseren Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und Italien, so war es ungemein bezeichnend, daß der Redner jetzt gerade auf die stets wachsende Herzlichkeit des Verhältnisses von Italien zu Frankreich hinwies, wie sich dies auch aus den jüngsten Kundgebungen in Toulon ergeben haben soll. „Zwischen Frankreich und England,“ versicherte er, „müssen die Beziehungen nicht minder intim sein.“ Auch bezeichnete er es als eine Pflicht seiner Landsleute, diese Intimität der beiden Länder zu fördern. Sowohl von italienischer als auch von englischer Seite wurde den Ausführungen des Herrn Paul Cambon zugestimmt. Der italienische Geschäftsträger, Graf Costa, sprach von der „Einheit des Gedankens und des Geistes, die zwischen Frankreich und Italien herrscht“, und feierte „das alte lateinische Einvernehmen, das, was man auch davon sagen möge, alle vorübergehenden Schwierigkeiten überleben wird“. Ebenso betonte Sir Albert Rollit das gute Einvernehmen der beiden großen westeuropäischen Nationen, das er als unumgänglich nothwendig für den Fortschritt der Civilisation und der Menschheit bezeichnete, da für diese jeder ernsthafte Conflict zwischen beiden Völkern ein Unglück und eine Katastrophe bedeuten würde.

Diese wechselseitigen Versicherungen zwischen Vertretern Frankreichs, Italiens und Großbritanniens lassen unzweifelhaft auf einen Seelenzustand schließen, der in Deutschland nicht unbemerkt bleiben darf. Zu gut weiß man in Paris, daß England durch einen geheimen Vertrag mit Italien in Bezug auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere verbunden ist. So kommt es den Franzosen darauf an, vor dem Ablaufe des Dreibundes nicht nur in Rom, sondern auch in London zu wirken, und es muß hervorgehoben werden, daß gerade in jüngster Zeit in französischen Blättern die Behauptung aufgestellt wurde, nicht im Mittelländischen, sondern im Adriatischen Meere sei die Machtstellung Italiens bedroht. Auch fehlte es nicht an Andeutungen, wonach diese Bedrohung von deutscher Seite ausgehen sollte, indem eine gewisse Eventualität in Oesterreich als der entscheidende Zeitpunkt bezeichnet wurde.

Der Zweck solcher Ausstreuungen leuchtet ohne Weiteres ein; aber in Deutschland gilt das Bundesverhältniß mit Oesterreich-Ungarn als so fest begründet, daß in allen maßgebenden politischen Kreisen der Wunsch gehegt wird, Kaiser Franz Josef möge seinen Völkern noch recht lange erhalten bleiben. Nicht minder herrscht hier die Ueberzeugung, daß die Dynastie der Habsburger auch später den festen Mittelpunkt bilden wird, um den sich alle Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie gruppiren müssen. Deutschland selbst hat an dem durchaus ungeminderten Fortbestande des verbündeten Staatengebildes das größte Interesse, wogegen der Zuwachs einer mit slawischen Elementen durchsetzten Bevölkerung nur als ein lähmendes Schwergewicht wirken müßte. Fürst Bismarck hat es bereits an drastischen Bemerkungen in dieser Hinsicht nicht fehlen lassen; und nun gar die dem Deutschen Reiche zugeschriebenen „Expansivgelüste“ nach Triest und dem Adriatischen Meere hin! Solche absurde Gerüchte, wie sie unlängst wieder von französischen Blättern verbreitet wurden, können eben nur den Zweck haben, die Aufmerksamkeit abzulenken, und da kommt thatsächlich gerade das Mittelländische Meer in Betracht.

In Italien empfindet man nach wie vor die Besitzergreifung Tunesiens durch Frankreich als einen schweren Eingriff in die italienische Interessensphäre. Allerdings ist seither eine Convention zwischen Frankreich und Italien geschlossen worden, die zum Schutze gewisser Interessen der zahlreichen italienischen Bevölkerung Tunesiens dienen soll. Gerade zur Zeit des italienischen Flottenbesuches in den Gewässern von Toulon wurde aber in authentischer Weise gemeldet, daß der französische Admiral Gervais incognito die Befestigungen des Hafens von Bizerta besichtigt habe, der in Italien als eine stete, unmittelbare Bedrohung Siciliens und Sardiniens empfunden wird. Unleugbar handelt es sich dort am Gestade des Mittelländischen Meeres um sehr reale Vorgänge, während die im Adriatischen Meere angeblich der italienischen Machtstellung drohende Gefahr lediglich ein Hirngespinnst ist.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß innerhalb des Dreibundes niemals der Versuch gemacht worden ist, den Zweibund auch nur im Geringsten zu stören. Vielmehr ist gerade Gewicht darauf gelegt worden, daß es jeder Macht unbenommen bleiben müsse, abgesehen von dem bestehenden Bundesverhältnisse, sowohl mit Frankreich als auch mit Rußland gute Beziehungen zu unterhalten. Ueberdies hat sich im äußersten Orient gezeigt, daß die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten von Amerika sehr wohl im Stande sind, gemeinschaftlich an der Lösung wichtiger Culturaufgaben zu wirken. Auch die bedeutsame Entschädigungsfrage ist nunmehr ihrer Lösung nahe geführt. Nachdem die Gesandten in Peking beschlossen hatten, an die chinesischen Bevollmächtigten eine gemeinsame Note zu richten, in der die Gesammtsumme der an die Mächte zu leistenden Entschädigung bezeichnet wurde, hat China die förmliche Verpflichtung zur Leistung des geforderten Betrages übernommen. Nach einer am 14. Mai eingetroffenen telegraphischen Meldung aus Peking ist den Vertretern der Mächte am 11. Mai eine Note der chinesischen Bevollmächtigten zugegangen, worin diese den von den Mächten geforderten gesammten Entschädigungsbetrag von 450 Millionen Taëls acceptiren und dessen Tilgung innerhalb von dreißig Jahren vom Juli 1902 ab durch jährliche Zahlung von 15 Millionen Taëls vorschlagen. Sobald dieser Vorschlag genehmigt ist, werden die Mächte das Gros der verbündeten Streitkräfte zurückziehen. Bis zur wirklichen Befriedigung der von China anerkannten Ansprüche werden dann aber in der Provinz Petschili noch ausreichende Truppen zurückbleiben. Können auch diese abberufen werden, so werden sich in Peking nur noch die verstärkten Schutzwachen der Gesandtschaften befinden, während zugleich der Weg zur See und zu den fremden Kriegsschiffen durch Détachements, die an bestimmten Punkten die Verbindung mit den Gesandtschaften sichern, offen gehalten wird.

In Deutschland wird die Rückkehr der nach China entsendeten Truppen mit großer Genugthuung begrüßt werden. In vollem Maße haben diese ihre Schuldigkeit gethan. Zu bedauern ist freilich, daß Officiere im verschiedenen Dienstgrade, sowie mancher wackere Soldat dort fern von der Heimath den Tod finden mußten. Als ein versöhnender Zug verdient andererseits hervorgehoben zu werden, daß bei dem Brande im deutschen Generalquartier zu Peking, wo leider auch ein deutscher General das Leben verlor, die Franzosen hülfreiche Hand leisteten, und namentlich Oberstleutnant Marchand sich in anerkennenswerther Weise auszeichnete. Daß gerade in China die deutschen Interessen sich vielfach mit denjenigen Frankreichs decken, ist eine Thatsache, die ebenso vom deutschen Reichskanzler wie vom französischen Minister des Auswärtigen zu wiederholten Malen offen anerkannt worden ist. Die leitenden Staatsmänner Frankreichs und Deutschlands stimmen auch darin überein, daß auf wirthschaftlichem Gebiete in den zu erschließenden Theilen China's vor Allem die Politik der „offenen Thür“, des freien Verkehrs für alle Nationen angestrebt und durchgeführt werden muß.

Eine bedenklichere Wendung haben wiederum die Verhältnisse in Spanien genommen. Diesmal war es ein Ausstand der Angestellten der Straßenbahnen in Cataloniens Hauptstadt, Barcelona, der den Anlaß zu Ruhestörungen bot. Allerdings complicirte sich der Ausstand sogleich mit den Umtrieben der Anarchisten, die in Barcelona seit geraumer Zeit ihr Hauptquartier haben. Die Hauptstadt Cataloniens war stets ein gefährlicher Boden, und so oft hier Ruhestörungen drohen, pflegen auch die Anarchisten auf dem Plane zu erscheinen. Da nun die catalanische Bewegung, die ihre Spitze gegen die Centralgewalt in Madrid richtet, ebenfalls in Barcelona besonders gefördert wird, kann es nicht überraschen, daß jener Ausstand sehr bald einen revolutionären Charakter annahm, so daß das liberale Ministerium Sagasta sich genöthigt sah, die constitutionellen Garantien in der Stadt aufzuheben. Auch die industrielle Krisis kam in Betracht, sowie die Erregtheit, die in vielen Theilen Spaniens nach wie vor gegen die geistlichen Genossenschaften, insbesondere gegen die Jesuiten, herrscht. Trotz dieser ungünstigen Auspicien durfte doch daran festgehalten werden, das die Neuwahlen für die Cortes eine geschlossene Mehrheit für die Regierung ergeben. Der in solchen Fällen zur Anwendung gebrachte Wahlmechanismus pflegt eben in Spanien niemals zu versagen. Sehr bezeichnend war die Meldung, daß der Kriegsminister im Cabinet Sagasta, General Weyler, im Gegensatze zu dem Conseilpräsidenten einer Lösung im Sinne der Autonomie Cataloniens zustimme. Als früherer Generalcapitän von Catalonien kennt General Weyler die Verhältnisse in Barcelona auf Grund eigener Erfahrungen. Eine solche Lösung hat jedoch bisher in den Regierungskreisen keinen Anklang gefunden; auch müßten Meinungsverschiedenheiten, die aus einem so bedeutsamen Anlasse zwischen dem Kriegsminister und dem Conseilpräsidenten beständen, sehr bald zu einer neuen Ministerkrise führen.

Literarische Rundschau.

Oliver Cromwell.

Oliver Cromwell and the Rule of the Puritans in England. By Charles Frith, M. A. Balliol College, Oxford. G. Putnam's Sons, New York, London. 1900.

Wie über Napoleon sind auch über Cromwell im Verlaufe der beiden letzten Jahre mehrere bedeutende Arbeiten erschienen — ein Beweis, wenn es eines solchen bedürfte, daß die Welt nicht müde wird, sich mit Persönlichkeiten von der Art Desjenigen zu beschäftigen, den der Dichter mit dem Worte gezeichnet hat:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Nur mit dem Unterschiede freilich, daß man immer mehr der Ansicht zuneigt, den Helden von Schiller's dramatischem Gedicht nicht nur im tragischen Sinne für schuldig zu halten, wogegen — um von Napoleon hier nicht zu reden — jede neue Schrift über Cromwell dazu beiträgt, den großen Protector noch größer erscheinen zu lassen. Der Genialität des Feldherrn, dem bewunderungswürdigen Geschick des Staatsmannes konnten selbst seine Feinde nichts anhaben; auf seinem Andenken als Menschen aber lastete der Fluch von zwei Jahrhunderten, die ihn als Königsmörder verabscheuten, als Frevler an seinem Volke brandmarkten und als Scheinheiligen dem Spotte preisgaben. Trauriges Erbtheil der Restauration und ihrer sittenlosen Gefolgschaft, die, da sie dem lebenden Heros nicht beizukommen vermochten, ihr Müthchen an dem todten kühlten, dessen Gebeine sie der Gruft entrissen, nebst denen zweier seiner namhaftesten Genossen auf Schandkarren durch die Straßen von London schleiften, an den „dreiarmigen Baum“ von Tyburn hängten, köpften und unter dem Galgen verscharrten.

Die Legende seiner Verbrechen ging noch durch das ganze achtzehnte Jahrhundert bis weit in das neunzehnte hinein; und wenn Hallam in seiner „Constitutional History of England“ (1827) bei Weitem nicht so kritiklos verfährt wie Hume, dessen Autorität er selbst anzweifelt (II, 170), so wirft doch auch er Cromwell einen „Mangel an Gewissen, Ehre und Menschlichkeit“ vor (das. II, 196)[1]. Erst Carlyle's berühmtes Werk „Oliver Cromwell's Letters and Speeches“ (1845) bezeichnet den Wendepunkt: diese Sammlung von Briefen und Reden, in denen man Cromwell selbst sprechen hörte, hat den Umschwung der öffentlichen Meinung in England, wo nicht unmittelbar bewirkt, doch vorbereitet und eingeleitet. „Die

[1]) Wir citiren nach der Pariser Ausgabe (Baudry's European Library) von 1841.

tiefe Religiosität seines Wesens," sagt der neueste Biograph Carlyle's, „das Bewußtsein, vor Gott zu wandeln, der klare Blick auf die Thatsachen und ihre Nothwendigkeit, der grandiose Freimuth in seinem Verkehr mit Menschen — Alles dies leuchtet so sieghaft aus diesem Buche hervor, daß das frühere Bild von Cromwell als eines ehrgeizigen, heuchlerischen und grausamen Despoten wohl als endgültig beseitigt betrachtet werden kann[1]). Es folgten dann in ähnlichem Sinne Macaulay im ersten Bande seiner „History of England", Gardiner's Reihe von Werken über den Bürgerkrieg (seit 1863) und des Commonwealth[2]), Green's „Short History of the English People" (1874, Capitel VIII u. IX), und selbst aus der Darstellung Ranke's, „Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert" (1870. Dritter und vierter Band), gewinnt man den Eindruck einer zwar kühlen, aber nicht ungünstigen Schätzung von Cromwell's Persönlichkeit und einer Anerkennung seiner Verdienste um Englands Verfassung und nationales Leben. Trotzdem konnte man viel länger noch, unter der Regierung der Königin Victoria, die Wahrnehmung machen, daß Cromwell, vor dem Richterstuhl der Geschichte rehabilitirt, im Andenken des officiellen Englands wie ausgelöscht blieb[3]). Wohl mochte man in Huntingdon das altersgraue, kirchenähnliche Gebäude der Lateinschule betrachten, in welcher der Knabe seinen ersten Unterricht empfing, oder in Cambridge, im Speisezimmer des „Master" von Sidney Sussex College, das Porträt des jugendlichen Studenten; oder in Ely das bescheidene Haus betreten, das noch heute steht wie zur Zeit, da Cromwell als einfacher Landsquire darin lebte. Doch in London, dem eigentlichen Schauplatze seines Ruhmes, erinnerte nicht die mindeste Spur mehr an ihn — weder in den Palästen, in denen die Botschafter der fremden Mächte ihm huldigten, noch in der Westminster Hall, die man doch gleichsam noch von dem Widerhall seiner Schritte dröhnen hört, noch in der Abtei, in der man ihn mit königlichen Ehren bestattet — ihn, den Unüberwindlichen, den nur der Tod wehrlos machen konnte. Vor Allem mußte dem Fremden, der den grandiosen Bau des Parlaments besuchte, diese gänzliche und beabsichtigte Vernachlässigung auffallen — hier, wo das Loos über Englands Zukunft geworfen ward in jenen verhängnißvollen Tagen des Januar 1649, als der wortbrüchige König und der siegreiche General einander gegenüber standen. Wen würde das Schicksal Karl's I. unbewegt lassen? Wer könnte, ohne tief ergriffen zu werden, in dem Corridor des Hauses der Lords vor dem Frescogemälde stehen, das sein Leichenbegängniß darstellt? Die rührendste Figur in diesem Bilde ist die eines jungen Mädchens, welche, auf den kalten Grund niedergesunken, ihre Arme flehend gegen den Sarg ausstreckt, wie wenn sie ihn in seinem Fortgang aufhalten wollte. Ihr Gesicht drückt eine erschütternde Agonie des Schmerzes aus — sie weint um ihren König, der von den letzten seiner Getreuen zu Grabe getragen wird. — Wo aber, im Hause der Gemeinen, fand man den Anderen, der, um ihr Recht, ihren Glauben und ihre Freiheit vor dem Absolutismus zu retten, die „grausame Nothwendigkeit" auf sich nahm? In dieser Pracht gothischer Architektur, in diesen Hallen, diesen Gängen, diesen Sälen, welche all' die ehrwürdigsten Reliquien der alten Zeit mit dem Glanz und Pomp der Gegenwart vereinen und, wohin sie blicken mögen, den in ihnen versammelten Vertretern des britischen Volkes die Geschichte seiner Verfassung zurückrufen — in diesen Mauern, deren Steine so zu sagen mit den großen Namen Englands beschrieben sind, fehlte

---

[1]) Thomas Carlyle. Von Paul Hensel. Mit Bildniß. Stuttgart, Frommann (Hauff). 1901. S. 156.

[2]) Der dritte Band der „History of the Commonwealth and Protectorate" ist eben erschienen.

[3]) Ueber die persönliche Vorliebe der Königin für die Stuarts vergl. den höchst interessanten Artikel „Queen Victoria" im neuesten Bande der „Quarterly Review" (April 1901), S. 335: „Sie hegte eine tiefe und fast abergläubische Bewunderung für Karl I., der in ihren Augen niemals weniger als ‚der königliche Märtyrer' war."

nur einer — der Name Desjenigen, der vielleicht der größte von Allen war: Oliver Cromwell's.

Doch das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß England sich der allzu langen Versäumniß bewußt geworden wäre. Die Bewegung begann in den neunziger Jahren, und wiewohl es an heftigem Widerspruch nicht fehlte, ward die Forderung immer allgemeiner, populärer, die Cromwell angethane Schmach zu sühnen, „dessen abgehauener Kopf auf einer Pike Jahre lang vom Südgiebel der Westminster Hall herab starrte, während Karl II. uns an Frankreich verkaufte und von den Holländern geschlagen ward, und sein noch ehrloserer Bruder den Ruin der englischen Freiheiten vollendete." In Worten wie diesen äußerte sich damals die Londoner Presse. Wir schulden „dem ersten unserer Männer" eine Reparation, hieß es da. „Keiner von ihnen hat jemals einen so tiefen Halt in unseren Herzen gewonnen als der große Protector, aus dem einfachen Grunde, daß er im höchsten Sinne mehr als irgend ein anderer unserer Helden den dauernden Charakter des angelsächsischen Volkes darstellte. Er wandte sich an seinen Stolz, an seinen Ernst, an seinen Instinct für Regierung, an seine Liebe zur Freiheit. Er gab seinem Lande Ruhm und Macht in vollem Maße, und doch war in ihm eine Note pathetischer Unbefriedigung, ja des Mißtrauens gegen sich selber, die unserer poetischen, nach innen gekehrten, ernsten, religiösen Rasse eigenthümlich ist." (The Daily Chronicle, October 1895.) Der Appell an das Gewissen der englischen Nation ging nicht ungehört vorüber: seit dem 25. April 1899, dem Tage der Dreihundertjahr-Feier von Cromwell's Geburt, schmückt seine Marmorbüste, ein Werk Bernini's, mit der Unterschrift: „Olivarius Reip. Angl. Scot. et. Hib. Protector" den Palast von Westminster; und vor demselben erhebt sich sein mächtiges, von Thorneycroft geschaffenes Denkmal. Nicht weit von Hydepark und Parklane, da, wo vormals der Galgen war und heute Connaught Square ist, unter dem Hause Nr. 49, anderthalb Ellen unter der Erde, liegt, zu Staub und Asche geworden, was von dem großen Protector übrig geblieben; aber in Erz gegossen und wie zu neuem Leben erweckt, steht auf hohem Postament sein Bildniß vor Westminster Hall, gegenüber der Capelle Heinrich's VII. und Westminster-Abtei: zu seinen Füßen ruht der britische Löwe, und seine Rechte stützt sich auf das Schwert, das den Feind in allen Schlachten geschlagen und die drei Königreiche zum ersten Male zusammengeschmiedet hat.

Es wird Cromwell vorgeworfen, daß er nichts Dauerndes geschaffen, daß er nur negative Resultate erzielt habe. Doch selbst, wenn man als ein solches ansehen will, daß er England aus dem unerträglichen Zustande befreit, in den es die Herrschaft des Langen Parlaments versetzt hatte, so würde schon das kein geringes Verdienst sein. Fragt man dagegen nach den positiven Ergebnissen seiner Regierung, so weit sie heute noch wirksame Factoren des englischen Lebens sind, dann steht sicherlich obenan, was Häusser in seinen Vorlesungen über die „Geschichte des Zeitalters der Reformation" mit schönem Pathos also ausdrückt: „Sein Einfluß gehörte . . . den größten Ideen der Neuzeit, der Glaubensfreiheit und der Reformation . . . Nie hat ein Mann den Thron würdiger eingenommen, nie ein Usurpator der Revolution die Keime bürgerlicher Freiheit mehr geschont als er" (S. 840); und schon vorher (S. 835): „Vor Allem genoß das Volk unter ihm zum ersten Male einer religiösen Gewissensfreiheit, die auf diesem Boden unerhört war, dadurch stand er hoch über allen Parteien." — Gehen wir alsdann auf das rein politische Gebiet über, so kann kaum bestritten werden, daß er, wenn er Englands Weltmachtstellung nicht begründet, sie doch durch seine Bündnisse sowohl wie durch seine Kriege befestigt und die vornehmlich aus der Elisabetheischen Zeit stammenden Impulse der Expansionspolitik kräftig gefördert hat; er hat durch die Eroberung Jamaica's die Seeherrschaft Englands bis in die westindischen Gewässer erweitert, und nach der Eroberung dieser spanischen Insel ist es unter ihm zum ersten Male geschehen, daß — wie Ranke sagt (IV, 191) — „die Kräfte von England,

Schottland und Irland zusammen wirkten, um eine entfernte britische Besitzung zu behaupten." Gleichfalls zum ersten Male saßen in dem ersten von ihm berufenen Parlamente Vertreter von Schottland und Irland; und wenn Karl II. die Reichseinheit unmittelbar nach seiner Thronbesteigung aufhob, so ward sie doch 1707 in der Union mit Schottland, 1800 in der mit Irland wieder hergestellt — und Cromwell darf als ihr eigentlicher Schöpfer gelten. Desgleichen erblickt — ein unverdächtiger Zeuge! — Ranke (IV, 109) in dem „Instrument of Government", kraft dessen Cromwell das erste Protectorat übernahm, „den merkwürdigen Versuch, executive und legislative Gewalt von einander zu trennen"; er nennt diese Verfassungsurkunde darum „ein Vorbild moderner Constitutionen, wie ja auch so viel Anderes, was in dieser Epoche erscheint, Tendenzen einer viel späteren Zeit, namentlich die des 19. Jahrhunderts, ankündigt."

In der Beurtheilung einer historischen Figur von der außerordentlichen Größe Cromwell's wird freilich immer ein letzter Rest bleiben, über den die Meinungen auseinander gehen; kein Wunder daher, wenn englische Historiker und Politiker sich immer wieder aufs Neue mit ihm beschäftigen; abgesehen von dem oben erwähnten dritten Bande von Gardiner's großem Werke sind allein im vergangenen Jahre vier Einzelbiographien Cromwell's erschienen[1]), unter denen die von John Morley verfaßte die weiteste Verbreitung in England und Amerika gefunden: sie hat es in der kurzen Zeit bereits bis zur zehnten Auflage gebracht. Das Buch, dessen Titel wir an die Spitze dieses Artikels gestellt, hat nicht ein gleiches Aufsehen erregt, aber auch nicht so viele Controversen hervorgerufen wie dasjenige des Home-Rulers und Anti-Imperialisten Morley. Es ist anspruchsloser, sachlich, anziehend, aber ruhig geschrieben, verfolgt die religiöse sowohl wie die politische Seite der großen Umwälzung bis in ihre letzten Gründe, jedoch ohne von einem Parteistandpunkte der Gegenwart Kritik an ihnen zu üben.

Mr. Frith steht seinem Helden völlig leidenschaftslos gegenüber, und es kennzeichnet seine Auffassung, wenn er von Cromwell als dem „Retter der Gesellschaft" sagt: „England unterwarf sich seinem Regiment ohne Widerstand und ohne Enthusiasmus, aber mit einem allgemeinen Gefühl der Erleichterung." In diesem Geiste ist das ganze Buch gehalten. Es bildet einen integrirenden Band der unter dem Titel „Heroes of the Nations" erscheinenden Sammlung, in deren Verzeichniß wir dicht unter Cromwell Richelieu und nicht weit von ihm entfernt Bismarck erblicken. Vortrefflich ausgestattet, gleich den anderen Bänden der Collection, ist auch dieser geschmückt mit dem Porträt aller Derer, die eine hervorragende Rolle darin spielen, mit den Ansichten von Häusern und Städten, mit Karten und Schlachtplänen, mit Wappenbildern, Facsimiles und Abdrücken von Siegeln, Medaillen und Münzen. Pym und Hampden, die großen Leiter der anfangenden Bewegung, Sir Henry Vane, den Führer der Independenten, Sir John Fairfax, die Generale Ireton und Lambert, die Generalmajore der Parlamentsarmee, John Milton — Karl I. und den Führer seiner Truppen, Prinz Ruprecht: sie Alle sehen wir hier nach zeitgenössischen Originalen reproducirt. Von Cromwell allein haben wir acht Abbildungen, das erste aus seinen Mannesjahren im Eisenpanzer, das letzte aus der Zeit, da nach der Mühsal seines Lebens der nahende Tod seinem Gesichte einen Ausdruck von Melancholie gegeben hat, den man nicht ohne Wehmuth betrachten kann. Fast ergreifender noch sind die beiden Facsimiles: das eine mit den festen Zügen des siegreichen Generalobersten und Oberbefehlshabers (Captain-General and Commandor-in-Chief) aus dem Jahre 1651, das andere

[1]) Außer dem von uns genannten: John Morley, Oliver Cromwell. Macmillan & Co. — Theodore Roosevelt, Oliver Cromwell. Constable & Co. — Arthur Paterson, Oliver Cromwell. A personal study. Nisbet & Co. — Eine knapp gefaßte, sich auf die historischen Daten beschränkende Darstellung: „Oliver Cromwell, der protestantische Staatsmann". Von Dr. C. Ad. Fetzer, bringt die achte Lieferung des im Erscheinen begriffenen, reich illustrirten Werkes: „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts" (Berlin, Verlag „Wartburg").

die zitternde Handschrift des Mannes, der seine Arbeit gethan und sein Ziel — nicht erreicht hat[1]).

Glücklicher als Napoleon, hat Cromwell den Zusammenbruch seiner Herrschaft nicht erlebt, aber weniger glücklich als Cäsar auch eine Dynastie nicht gegründet. Mit beiden ist er oft verglichen worden, und der Vergleich liegt nahe: denn alle Drei sind durch die Gewalt der Waffen zur höchsten Macht emporgestiegen; aber wie bedeutend ist der Unterschied, wenn man nicht nur ihr Feldherrngenie, sondern auch ihre Staatskunst und die moralischen Eigenschaften in Betracht zieht, auf denen sie beruhte! Napoleon war bis zuletzt der Soldat, dessen Schicksal eine verlorene Schlacht besiegelte; aber Cromwell so wenig wie Cäsar hat Krieg um des Krieges willen geführt; in beider Hand hat das Schwert nur den höchsten politischen Ideen und Idealen gedient. Diese Aehnlichkeit des Engländers und des Römers ist von Mommsen in seiner classischen Charakteristik Cäsar's[2]) hervorgehoben worden. Neben all' seiner Größe haftete Napoleon, nach dem Zeugniß Derer, die ihn am besten kannten, das Kleinliche des Parvenu an, ein gewisser Zug ins Plebejische, der in entscheidenden Momenten immer wieder zu Tage trat und wohl auf seine Herkunft zurückzuführen ist; wogegen sowohl Cäsar wie Cromwell ihren Ursprung von alten Adelsgeschlechtern herleiten konnten: ihren Stammbaum hat die Sage für den Einen bis auf „die Helden der Ilias“, für den Anderen auf das königliche Haus der Stuarts zurückgeführt, so sehr freilich in der äußeren Erscheinung der aus der goldenen Jugend Roms hervorgegangene Dictator von dem Puritaner abstechen mochte, der in einer ländlichen Umgebung aufgewachsen war. Doch wiewohl Cromwell bei seinem ersten Auftreten in dem Parlamente, das nachmals das „lange“ genannt ward, etwas Unbeholfenes, Vernachlässigtes hatte, so ward doch in späteren Jahren die schlichte Würde gerühmt, mit der er die Repräsentationspflichten des Staatsoberhauptes zu erfüllen wußte. Keineswegs war er der „mechanic fellow“, der Handwerksbursche, auf dessen Ermordung „durch Pistole, Schwert oder Gift“ Karl II. einen Preis von 500 Pfd. Sterl. nebst Erhebung in den Adelsstand und Oberstenpatent gesetzt hatte. Aus seinen Studienjahren war ihm so viel Latein geblieben, daß er sich in dieser Sprache mit den fremden Gesandten unterhalten konnte; er, der seiner alma mater Cambridge stets eine warme Zuneigung bewahrt, wurde Kanzler von Oxford, setzte den ungeschmälerten Fortbestand beider Universitäten gegen die Zeloten des Kleinen Parlaments durch und plante die Gründung einer dritten. Eine robuste Natur, bis die tödtliche Krankheit kam, war er ein Freund heiterer Geselligkeit, liebte einen guten Spaß, pflegte den Sport und ergötzte sich an nichts so sehr wie an der Musik, die bei keiner großen Gelegenheit seines Hofhalts fehlte. Sonst blieb er in allen seinen Lebensgewohnheiten der einfache Mann; und was Mommsen von Cäsar sagt: „Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt,“ paßt auch auf Cromwell; zweimal hat er den Königstitel abgelehnt, den ihm zuerst die Armee und dann das Parlament angeboten. Er war ein großer und ein guter Mensch; in diesem Punkte stimmen alle seine neueren Biographen überein. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen; nahezu die Hälfte seines Einkommens als Lord Protector, 40000 von 100000 Pfd. Sterl., gingen an die Armen. Musterhaft als Gatte und Familienvater, war er nicht minder, auch darin Cäsar ähnlich, ein liebevoller Sohn. Aus dem bescheidenen Hause von Ely war ihm mit der übrigen Familie auch seine hochbetagte Mutter nach London in den königlichen Palast von Whitehall gefolgt, und hier, in ihrem vierundneunzigsten Jahre, starb sie 1654. Kurz vor ihrem Tode segnete sie den Sohn mit folgenden Worten: „Der Herr lasse Dir sein Antlitz leuchten und stärke Dich in all' Deinen Nöthen, und mache Dich geschickt, große Dinge zu thun zum Ruhme

---

[1]) Einige dieser Abbildungen finden sich auch in dem erwähnten deutschen Cromwell-Heft.
[2]) Mommsen, Römische Geschichte. Bd. III, S. 461 ff. Sechste Auflage. 1875.

des allerhöchsten Gottes und eine Hülfe zu sein für Sein Volk. Mein lieber Sohn, ich lasse mein Herz bei Dir, gute Nacht."

Nicht ganz vier Jahre später folgte der Sohn seiner Mutter. Es war der 3. September, sein Glückstag, der Tag von Dunbar und Worcester. Ueber die Zeit, als er „in der Schule der Bitterniß" den Kampf durchmachte, der ihn wohl härter mitnahm als alle Schlachten nachher — denselben Kampf, den Luther gekämpft, bevor er die Thesen an die Kirche von Wittenberg anschlug — hat ein Freund, der ihn damals kannte, geschrieben: der Glaube sei ihm nicht durch plötzliche Erleuchtung gekommen, sondern „mit dem Hammer und Feuer" in seine Seele gelegt worden. Dieser Glaube, „unter schweren Qualen, Schrecken und Versuchungen" errungen, ist der Leitstern seines Lebens gewesen, und er hat ihn noch einmal auf dem Todtenbette bekannt, als Einer von Denen, die bei ihm wachten, in der Nacht ihn beten hörte: „Du hast mich, wiewohl sehr unwürdig, zum geringen Werkzeug gemacht, Deinem Volke einiges Gute zu thun und Dir zu dienen. Und Manche von ihnen haben einen zu hohen Werth auf mich gesetzt, wiewohl Andere meinen Tod wünschen und sich daran freuen würden. Aber, Herr, wie immer Du über mich verfügen magst, fahre fort und höre nicht auf, Gutes für sie zu thun. Gieb ihnen Beständigkeit des Urtheils, ein Herz und gegenseitige Liebe, und fahre fort, sie frei zu machen."

Fürwahr, England kann stolz sein auf dies Vermächtniß Cromwell's, von dem Milton, der heilige Sänger des „Verlorenen Paradieses", sagt, daß er „our chief of men", „durch eine Wolke, nicht nur des Krieges, sondern vielmehr noch der rohen Verleumdung, von Glauben und unvergleichlicher Tapferkeit geführt, seinen glorreichen Weg gepflügt habe zum Frieden und zur Wahrheit."

J. R.

Bürgermeister Petersen.

[Nachdruck untersagt.]

Bürgermeister Petersen. Ein Hamburgisches Lebensbild. Von Adolf Wohlwill. Hamburg (Hamburgische Liebhaberbibliothek). 1900.

Es ist ein eigener Genuß, sich den Wandel der Zeiten an einem bedeutenden Einzelleben zu vergegenwärtigen. Alles erscheint dadurch lebhafter, körperlicher. Während uns sonst der Einzelmensch, selbst der größte, nur wie ein Werkzeug der Entwicklung erscheint, ist er in der biographischen Literatur Selbstzweck, und die Kunst des Biographen besteht gerade darin, das Bild des Einzelnen naturgetreu auf dem großen Hintergrunde wiederzugeben, auf dem sein Leben sich abgespielt hat, hierdurch die Brücke zu schlagen von diesem Einzelleben zur allgemeinen Entwicklung.

Das erfordert Geist, aber nicht zu viel Geist; es erfordert, wie alle Porträtkunst, einen feinen, discreten Künstler, der jedem dargestellten Menschen dessen Charakter läßt und den eigenen Geist darauf verwendet, aus der Fülle der kleinen Materialien die wesentlichen Charakterzüge des geschilderten Menschen hervortreten zu lassen, sie zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Einem solchen verdanken wir ein Lebensbild des Hamburgischen Bürgermeisters Petersen.

Bürgermeister Petersen gehörte zur Generation Bismarck's: sechs Jahre vor diesem geboren, ist er auch ebenso viel früher abberufen worden. Die allgemeinste Bedeutung seiner Biographie erblicke ich darin, daß sie uns erkennen läßt, wie ein liberaler Hamburgischer Advocat, ein typischer Vertreter des gebildeten Bürger-

standes, ein Hamburgischer Bürgermeister von ausgeprägter Eigenart, ein selbstbewußter Vertheidiger der Rechte und der Bedeutung seiner Vaterstadt, ein Staatsmann mit „großdeutschen“ Neigungen — wie ein solcher Mann Mitarbeiter und persönlicher Freund Bismarck's geworden ist. Aber Alles, was Petersen war und leistete, behielt stets den Hamburgischen Charakter und den der eigenen Persönlichkeit, die sich schon längst ausgebildet hatte, als seine Wege sich mit denen Bismarck's begegneten.

In den Jugenderinnerungen, welche Petersen dem Bürgermeister Mönckeberg mitgetheilt hat, ist das alte Hamburg mit kurzen Strichen unübertrefflich gezeichnet, die Zeit, als nur zweimal wöchentlich Posten gingen und die Schlüssel der Stadtthore Abends dem Dienstmädchen ins Kellerfenster hinein gereicht wurden. Es gab wenig öffentliches Leben, dafür aber viel Freiheit für die geschäftliche Thatkraft des Einzelnen. Große Stücke dieses alten Hamburg mußte Petersen mit Wehmuth begraben, so vor Allem die Freihafenstellung und die Berlin-Hamburger Bahn. Er hat zuerst kräftig für das Alte gekämpft, dann aber sich männlich bezwungen und das Meiste beigetragen, um den Widerstand der Bürgerschaft gegen das zeitgemäße Neue zu überwinden.

Petersen war kein Staatsmann mit genialem Schwung und Fernblick; er war ein bedeutender politischer Geschäftsmann, der das Nothwendige meist mit schnellem Blicke erkannte und mit großem Geschick durchzusetzen wußte. Er besaß die den guten Geschäftsmann auszeichnende Verbindung rascher Entschlußfähigkeit und großer Vorsicht, er verband ferner die Objectivität des wissenschaftlich geschulten Mannes, die dialectische Kunst des tüchtigen Juristen, mit größter Liebenswürdigkeit und einer humanen Gesinnung, einer Dienstbereitschaft, die aus seinem Innern kam und ihm das allgemeine Vertrauen erwarb. Echte, schlichte Würde war ihm eigen, angeborene Vornehmheit und die jedem Regierenden, auch wenn er nur Bürgermeister ist, vor Allem nöthige Kunst richtiger Menschenbehandlung.

Die Stadt, in der dieser Bürgermeister zu allgemeiner Befriedigung lange Jahre regierte, ist nicht nur ein Staat mit einem Budget, so groß wie dasjenige Sachsens oder Badens, sondern auch — was mehr ist — die bedeutendste Handelsstadt des europäischen Festlandes. Ein solcher Bürgermeister verdient es schon, daß man sich auch außerhalb Hamburgs recht eingehend mit ihm beschäftigt.

Den Hamburgern aber bedeutet Petersen's Gestalt mehr: sie ist ihnen die ehrwürdigste Verkörperung ihres eigenen Wesens. Deshalb hat Lichtwark das Lebensbild Petersen's aufgenommen in die „Hamburgische Liebhaberbibliothek“, die er im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde herausgibt. In diesem kleinen Schatze sorgfältig ausgewählter Haus- und Familienbücher wird Petersen's Biographie ihren Platz würdig behaupten.

E.

γ. **Die Blüthezeit des Pharaonenreiches.** Von Professor Dr. G. Steindorff. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1900.

Der Leipziger Aegyptologe gibt uns in diesem, den „Monographien zur Weltgeschichte" angehörigen und demgemäß reich und schön illustrirten Bande einen Ueberblick über die alte ägyptische Geschichte bis zur 18. Dynastie (1545—1350 v. Chr.), welche er als diejenige bezeichnet, in welcher das ägyptische Volk den Höhepunkt seiner Cultur erreicht hat. Von den Leistungen dieser zwei Jahrhunderte entwirft nun Steindorff ein überaus fesselndes Gesammtbild, welches gewiß den weitaus meisten Lesern völlig neue Thatsachen und Gesichtspunkte erschließt. Indem aber König Haremhab der Ketzerei, welche unter Amenophis IV. geherrscht hatte, ein Ende machte und eine starke Orthodoxie begründete, scheint das ägyptische Volk die frische Triebkraft für immer eingebüßt zu haben. Es hat unter Ramses II. noch große Bauwerke geschaffen; aber sie stehen an künstlerischem Werth hinter den Erzeugnissen der Blüthezeit weit zurück, und die gepriesenen Kriegszüge jenes Herrschers sind in Wahrheit ohne große Bedeutung gewesen. Im achten Jahrhundert ward Aegypten assyrische, im sechsten persische Provinz, und die Griechen, die — wie Herodot — nach dem Nillande kamen, staunten an den Bauwerken der alten, großen Zeit empor, haben aber das wahre, frische Aegypten nicht mehr kennen gelernt, weil es schon längst im Grabe lag, gleich den Mumien des Landes.

ε. **Rom und die Campagna.** Von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen, 61 Ansichten. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Dieser Band bedarf der Empfehlung nicht mehr: er hat sich im Laufe der Jahre als einer der besten Romführer bewährt; wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, daß diese neue Auflage, die fünfte der ganzen Reihe und die erste seit dem Tode des trefflichen Gsell Fels, der das Buch in den Grundzügen schuf, wohl durchaus in seinem Geiste fortgeführt worden ist, aber dennoch sehr wesentliche Verbesserungen und Bereicherungen erfahren hat, wie der Wandel der Zeiten sie erforderte. Denn wenn auch Roma selbst stets die „ewige" bleiben wird, so hat doch die Stadt nicht nur seit dem Jahre 1870, in dem dieses Werk zum ersten Male heraus kam, sich vielfach von Grund aus umgestaltet, sondern jedes Jahr fördert auch aus dem Schutt der Jahrtausende Neues ans Licht und die Romforschung steht auf keinem Gebiete still. Auf alles Dies, mit Benutzung aller von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel, hat der neue Herausgeber gebührend Rücksicht genommen, und die Verlagshandlung hat das trotz seines Umfanges handliche Buch mit einer solchen Fülle von Karten, Plänen und wohlgelungenen Abbildungen der Hauptmonumente Roms geschmückt, daß es dem Reisenden ein willkommener Begleiter sein, dem Heimgekehrten ein werthvolles Andenken bleiben wird.

ελ. **Spemann's goldenes Buch der Kunst.** Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Das Werk ist ein höchst dankenswerther Versuch, ein Hausbuch zu schaffen, das, in alle Gebiete der Kunstgeschichte und Kunstübung übersichtlich einführend, den Besitzer um ein Weniges in der Lebensarbeit vorwärts bringt, das zu werden, woran es uns in Deutschland in beschämender Weise fehlt: ein Kunstkenner. Es ist nicht zu verwundern, daß dem Versuch noch manche Mängel anhaften. Die Beiträge der einzelnen Fachmänner sind ungleichwerthig. Neben der schönen Erklärung und Würdigung der „Secession" von Herman Grimm steht z. B. ein Abschnitt über die Kunst im 19. Jahrhundert von W. von Seidlitz, der den Laien verwirren muß und den Kenner nicht selten zum Widerspruch herausfordert. Wenig glücklich scheint uns auch, wenigstens was das Ausland anbetrifft, die Auswahl der lebenden Künstler. Von Japan, China und Indien ist so gut wie gar nicht die Rede. Endlich leidet das Buch an zahlreichen Druckfehlern. Es wird also in späteren Auflagen noch mancher Verbesserungen bedürfen, ehe es wirklich zu einem „goldenen" Buche der Kunst wird. Möge dem Herausgeber auf dem Wege dahin reiche Unterstützung zu Theil werden!

νν. **Wiesbadener Volksbücher.** Wiesbaden, Verlag des Volksbildungsvereins. 1901.

Unter diesem Namen gibt der Volksbildungsverein zu Wiesbaden seit Herbst vorigen Jahres eine Sammlung von Schriften der besten deutschen und ausländischen Schriftsteller heraus, die allgemeine Beachtung verdient. Die genannten Volksbücher sollen den großen Volksmassen Antheil an den Schätzen der Literatur gewähren und durch eine gesunde geistige Nahrung das offenbar vorhandene Lesebedürfniß des Volkes befriedigen. Die Hefte sind sehr gut ausgestattet und werden zum Preise von 10—20 Pf. das Stück verkauft. Bisher sind erschienen Novellen von W. H. Riehl, H. Hansjakob, P. Rosegger, Dickens (Boz), Ad. Stifter, W. Jensen, R. Greinz; in diesem Sommer werden weiter erscheinen Schriften von W. Hauff, Hans Hoffmann, Paul Heyse, L. Starklof, Marie von Ebner-Eschenbach. — Aufträge sind an die Geschäftsstelle des Vereins: Buchhandlung Heinrich Staadt in Wiesbaden zu richten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Behling. — Eindrücke eines Deutschen, empfangen von Jwanow's Gemälde „Die Bergpredigt“. Von O. Behling. Riga, Jonck & Poliewsky. 1901.

Boguslawski. — Strategische Erörterungen betreffend die vom General von Schlichting vertretenen Grundsätze. Von A. von Boguslawski. Mit einer Uebersichtskarte und vier Skizzen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1901.

Bornhak. — Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preußen. Zum praktischen Gebrauche dargestellt von Conrad Bornhak. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Boy-Ed. — Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Busse. — In der Grenzschenke. — Lene Sieg. Von Carl Busse. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Capus. — Wer zuletzt lacht .... Roman von Alfred Capus. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Heinrich Mann. München, Albert Langen. 1901.

Case. — Maximilienne. Von Jules Case. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1901.

Chevrillon. — Études anglaises. Par André Chevrillon. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Contenson. — Chrétiens et musulmans, voyages et études. Par Ludovic de Contenson. Paris, Librairie Plon. 1901.

Delius. — Gondoly. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von Rudolf von Delius. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1901.

Dreyfus. — Fünf Jahre meines Lebens (1894—1899). Von Alfred Dreyfus. Berlin, Dr. John Edelheim. 1901.

Duclaux. — Grands écrivains d'outre-manche. Par Mary Duclaux. Paris, Calman Lévy. S. a.

Federn. — Rosa Maria. Roman von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Finsch. — Der Dujong. Zoologisch-ethnologische Skizze einer untergehenden Sirene. Von O. Finsch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Fischer. — Kirche, Staat und Gesellschaft im Ausgange des Mittelalters. Von William Fischer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Fogazzaro. — Piccolo mondo moderno. Romanzo. Di Antonio Fogazzaro. Milano, Ulrico Hoepli. 1901.

Frankenberg. — Die Stellung des deutschen Arbeiters nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche. Vortrag vom Stadtrath von Frankenberg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Friedrich. — Ignaz von Döllinger. Sein Leben, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Dritter Theil. München, C. H. Beck. 1901.

Friedjung. — Benedek's nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1901.

Funck-Brentano. — L'affaire du collier. D'après de nouveaux documents. Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1901.

Gillard. — Les Horizons évanouis. Par Jules Gillard. Namur, Jacques Godenne. 1901.

Gorce. — Histoire du second empire. Par Pierre de la Gorce. Tome cinquième. Paris, Librairie Plon. 1901.

Gorki. — Ein junges Mädchen. Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von L. M. Wiegandt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hase. — Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im XIX. Jahrhundert. Von Karl von Hase. Berlin, Hermann Walther. 1901.

Hassell. — Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benützung bisher unbekannter Actenstücke. Von W. von Hassell. Zweiter Theil. Leipzig, M. Heinsius. 1901.

Klob. — Ernster Sang und Schellenklang. Gedichte von Carl Maria Klob. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Kobelt. — Die Verbreitung der Thierwelt. Von W. Kobelt. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. 1901.

Lavisse. — Histoire de France. Par Ernest Lavisse. Tome troisième I. Louis VII, Philippe Auguste, Louis VIII (1137—1226). Par Achille Luchaire, Paris, Libairie Hachette & Cie. 1901.

Lebreton. — Études sur la langue et la grammaire de Cicéron. Par Jules Lebreton. Paris, Hachette & Cie. 1901.

M. — Ohne Lüge. Phantasie von O. P. M. Straßburg i. E., Josef Singer. 1901.

Meyer's Reisebücher. Der Harz. Grosse Ausgabe. Mit 21 Karten und Plänen und einem Brocken-Panorama. Sechzehnte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Negri. — L'imperatore Giuliano l' apostata. Studio storico di Gaetano Negri. Milano, Ulrico Hoepli. 1901.

Novicow. — Die Föderation Europas. Von J. Novicow. Autorisirte Uebersetzung von Alfred H. Fried. Berlin—Bern, Dr. John Edelheim. 1901.

Oberziner. — Origine della Plebe romana. Di Giovanni Oberziner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Oesterwitz. — Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Eine Antwort auf die Broschüre „Das Glück in der Lotterie“. Von Hermann Oesterwitz. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. O. J.

Oesterwitz. — Was sind Odd-Fellow-Brüder, und was wollen sie? Wesen, Bedeutung und Ziele der Odd-Fellow-Logen. Von Hermann Oesterwitz. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. O. J.

Petersen. — Richard III. Von Johannes Petersen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Pingaud. — Bernadotte, Napoléon et les Bourbons (1794—1844). Par Léonce Pingaud. Paris, Libraire Plon. 1901.

Poschinger. — Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Hrsg. von Heinrich von Poschinger. Dritter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Rauchberg. — Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom 14. Juni 1895. Von Heinrich Rauchberg. Berlin, Carl Heymann. 1901.

Reiset. — Souvenirs du lieutenant-général Vicomte de Reiset. 1810—1814. Publiés par le vicomte de Reiset. II. Paris, Calman Lévy. 1901.

Schaukal. — Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Mit einem Vor-, Mittel- und Nachwort. Von Richard Schaukal. Leizig, C. F. Tiefenbach. O. J.

Schiller. — Briefe von Karoline von Schiller. Berlin, Wilhelm Süsserott. 1901.

Seidlitz. — Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Von W. v. Seidlitz. Leipzig, E. A. Seemann. 1901.

Stern. — Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Von Alfred Stern. Dritter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1901.

Stieler. — Gedichte von Dore Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.

Tolstoi. — Chopin-Prélude. Von Graf L. Tolstoi. Uebersetzt von C. v. Gütschow. Zweite Auflage. Leipzig, Walther Fiedler. 1901.

Trübwasser. — Chryses. Märchendrama in drei Acten. von Josef Trübwasser. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Verwaltung, Die, der öffentlichen Arbeiten in Preußen. 1890—1900. Bericht an Se. Majestät den Kaiser und König, erstattet von dem Minister der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Julius Springer. 1901.

Whitman. — Novellen von Walt Whitman. Ins Deutsche übersetzt von Thea Ettlinger. Mit einem Geleitwort von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wichern. — Briefe und Tagebuchblätter D. Johann Hinrich Wichern's. Hrsg. von D. J. Wichern. Zweiter Band. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1901.

Wohlfeil. — Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. Ein offenes Wort über den neusprachlichen Reformunterricht an unseren höheren Schulen. Von Paul Wohlfeil. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

